

ERICH v. MANSTEIN

GENERALFELD MARSCHALL

VERLORENE SIEGE

1955

ATHENÄUM-VERLAG • BONN

Umschlag und Einband: Oul Esté
Karten: Dipl.-Ing. Werner Materne, Lüneburg

Copyright 1955 by Athenäum-Verlag Junker und Dünnhaupt
KG, Bonn • Alle Rechte vorbehalten • Printed in Germany
Gesamtherstellung: Main-Echo Kirsch & Co., Aschaffenburg
[Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader](#)

DEM ANDENKEN UNSERES
GEFALLENEN SOHNES GERO v. MANSTEIN
UND ALLER FÜR DEUTSCHLAND
GEFALLENEN KAMERADEN

VORWORT

Dieses Buch ist die Aufzeichnung eines *Soldaten*. Bewusst habe ich darauf verzichtet, politische Probleme oder nicht mit den militärischen Ereignissen in unmittelbarem Zusammenhänge Stehendes zu erörtern. Man mag an das Wort des britischen Militärschriftstellers, Liddell Hart, denken:

«Die deutschen Generale dieses Krieges waren das mehr als irgendwo sonst gelungene Erzeugnis ihres Berufs. Sie hätten noch besser sein können, wenn sie einen weiteren Horizont und ein tieferes Verständnis gehabt hätten. *Aber wenn sie Philosophen geworden wären, hätten sie auch aufgehört, Soldaten zu sein.*»

Ich habe mich bemüht, Selbst-Erlebtes, Selbst-Gedachtes und Selbst-Beschlossenes nicht aus nachträglicher Schau, sondern so darzustellen, wie ich es zu jener Zeit gesehen habe. Nicht der forschende Historiker, sondern der handelnde Mensch kommt zu Wort. Wenn ich mich auch bemüht habe, die Ereignisse, die Menschen und ihre Entschlüsse objektiv zu sehen, so wird doch das Urteil eines Mit-Handelnden immer subjektiv bleiben. Trotzdem hoffe ich, dass meine Niederschrift auch für den Historiker nicht ohne Wert sein wird. Auch er wird die Wahrheit aus Akten und Dokumenten allein nicht erkennen können. Das Wesentliche, nämlich, wie die handelnden Persönlichkeiten gedacht und geurteilt haben, steht selten, und sicher nicht vollständig, in Akten oder in Kriegstagebüchern.

Bei der Darstellung des Entstehens des Planes für die deutsche Westoffensive 1940 bin ich von der Richtschnur des Generaloberst v. Seeckt abgewichen: «Generalstabsoffiziere haben keinen Namen.» Ich habe geglaubt, dies tun zu dürfen, nachdem diese Frage – ohne mein Zutun –

bereits seit langem erörtert worden ist. Es sind mein damaliger Oberbefehlshaber, Generalfeldmarschall v. Rundstedt, selbst und unser I a, General Blumentritt, gewesen, die über die Geschichte dieses Planes Liddell Hart berichtet haben. (Ich selbst habe Liddell Hart leider nicht kennengelernt.)

Wenn ich in die Schilderung der militärischen Probleme und Ereignisse auch Persönliches eingeflochten habe, so deshalb, weil das Menschliche auch im Kriege seinen Platz hat. Dass solche persönlichen Erinnerungen in den letzten Teilen dieses Buches fehlen, hat seinen Grund darin, dass in jener Zeitspanne die Sorge und die Last der Verantwortung alles überschattet haben.

Meine Tätigkeit im Zweiten Weltkriege hat es mit sich gebracht, dass die Ereignisse im Wesentlichen vom Standpunkt der höheren Führung aus behandelt werden. Allein ich hoffe, dass diese Schilderung überall erkennen lassen wird, dass das *Entscheidende* die Hingabe, die Tapferkeit, die Treue, die Pflichterfüllung des deutschen *Soldaten* und die Verantwortungsfreudigkeit wie das Können der *Führer* aller Grade gewesen ist. Sie waren es, durch die unsere Siege errungen worden sind. Sie allein ermöglichten es, der erdrückenden Überlegenheit unserer Gegner die Stirne zu bieten.

Zugleich möchte ich mit diesem Buche meinen Dank abstaten: meinem Oberbefehlshaber im ersten Stadium des Krieges, Generalfeldmarschall v. Rundstedt, für sein mir stets bewiesenes Vertrauen,

den Führern und Soldaten aller Dienstgrade, die unter meinem Befehl gestanden haben,

meinen Gehilfen, insbesondere meinen Generalstabschefs und Generalstabsoffizieren, die mir Stütze und Berater gewesen sind.

Abschliessend habe ich aber auch denen zu danken, die mir bei der Abfassung dieser Erinnerungen behilflich gewesen sind: meinem ehemaligen Generalstabschef, General Busse, und unseren Generalstabsoffizieren v. Blumröder, Eismann und Annus, ferner Herrn Gerhard Günther, dessen Rat den Anstoss zur Niederschrift meiner Erinnerungen gegeben, Herrn Fred Hildenbrandt, der mir bei ihrer Abfassung wertvolle Hilfe geleistet, und Herrn Dipl.-Ing. Materne, der die Skizzen mit grossem Verständnis bearbeitet hat.

INHALT

I.

Der Feldzug in Polen

1. Vor dem Sturm	11
2. Die operative Lage.....	24
3. Die Operationen der Heeresgruppe Süd ...	35

II.

Der Westfeldzug 1940 (Seite 61)

4. Die Entmachtung des OKH	67
5. Der Kampf um den Operationsplan	91
6. Kommandierender General des 38. Armee-Korps	125
7. Zwischen zwei Feldzügen	147

III.

Im Kampf gegen die Sowjetunion

8. «Ein Panzer-Raid»	172
9. Der Krim-Feldzug.....	206
10. Leningrad–Witebsk.....	290
11. Hitler in der Ausübung des militärischen Ober- befehls	303
12. Die Tragödie von Stalingrad	319
13. Der Winterfeldzug 1942/43 in Südrussland .	397
14. «Zitadelle».....	473
15. Der Abwehrkampf 1943/44	507

Anlagen (Dokumente)	620
Militärischer Werdegang in Stichworten	658
Kartenverzeichnis.....	660
Abkürzungsverzeichnis, Erläuterungen	661
Namenregister	663

I.

DER FELDZUG IN POLEN

1. Kapitel

VOR DEM STURM

Fern der Zentrale. Hitler ordnet die Bearbeitung eines Angriffs-Aufmarsches gegen Polen an. Der Arbeitsstab der H.Gr. Süd, Generaloberst v. Rundstedt. Der Generalstab und die polnische Frage. Polen als Puffer zwischen dem Reich und der Sowjetunion. Krieg oder Bluff? Hitlers Ansprache an die militärischen Führer auf dem Obersalzberg. Der Pakt mit der Sowjetunion. Trotz Hitlers «unwiderruflichem» Entschluss bleiben Zweifel, ob er es zum Kriege kommen lassen wird. Der erste Angriffsbefehl wird widerrufen! Zweifel bis zuletzt. Die Würfel fallen!

Die Entwicklung der politischen Lage nach dem Anschluss Deutsch-Österreichs an das Reich erlebte ich fern der militärischen Zentrale.

Anfangs Februar 1938 hatte meine Generalstabs-Laufbahn, die mich bis an die zweite Stelle im Generalstab auf den Posten des Oberquartiermeisters I, des Vertreters des Generalstabschefs, geführt hatte, ein jähes Ende genommen. Als Generaloberst Frhr. v. Fritsch durch eine diabolische Intrige der Partei als Oberbefehlshaber des Heeres beseitigt wurde, war zugleich eine Reihe seiner engsten Mitarbeiter, darunter auch ich, aus dem Oberkommando des Heeres entfernt worden. Als nunmehriger Kommandeur der 18. Division in Liegnitz war ich naturgemäss nicht weiter mit Fragen befasst worden, die in die Zuständigkeit der militärischen Zentrale gehörten.

Seit Anfang April 1938 hatte ich mich vielmehr allein meiner Aufgabe als Divisionskommandeur widmen können. Einer Aufgabe, die gerade in jenen Jahren besonders befriedigend war, aber auch die volle Arbeits-

kraft beanspruchte. War doch die Vermehrung des Heeres noch keineswegs abgeschlossen. Fortlaufende Neuaufstellungen erforderten vielmehr immer erneute Umbildungen auch der bereits bestehenden Truppenteile. Das Tempo der Aufrüstung, die mit ihm verbundene Aufblähung namentlich des Offizier- und Unteroffizierkorps stellte an die Führer aller Grade höchste Anforderungen, wenn das Ziel, innerlich gefestigte und auf hoher Ausbildungsstufe stehende und damit die Sicherheit des Reiches gewährleistende Truppen zu schaffen, erreicht werden sollte. Um so befriedigender war aber auch der Erfolg dieser Arbeit. Insbesondere für mich, der ich nach jahrelanger Tätigkeit in Berlin nun wieder die Freude hatte, in unmittelbarer Verbindung mit der Truppe zu stehen. Mit grosser Dankbarkeit gedenke ich daher jener letzten einundeinhalb Friedensjahre und insbesondere der Schlesier, aus denen sich fast durchweg die 18. Division zusammensetzte. Schlesien hat von jeher gute Soldaten hervorgebracht und so war die militärische Erziehung und Ausbildung der neuen Truppenteile eine dankbare Aufgabe.

Das kurze Zwischenspiel des «Blumenkrieges», d.h. der Besetzung des an das Reich gefallenen Sudetenlandes, hatte mich zwar in der Stellung des Generalstabschefs der von Generaloberst Ritter v. Leeb befehligten Armee gesehen. Als solcher hatte ich auch Kenntnis von dem Konflikt erhalten, der zwischen dem Chef des Gen. Stabs d.H., General Beck, und Hitler über der tschechischen Frage ausgebrochen war und der zu meinem schmerzlichsten Bedauern mit dem Rücktritt des von mir hochverehrten Generalstabschefs geendet hatte. Mit diesem Rücktritt war aber auch der Faden abgerissen, der mich durch das Vertrauen Becks noch mit der Zentrale verbunden hatte.

So erfuhr ich erst im Sommer 1939 von der «Aufmarschanweisung Weiss», der erstmaligen, auf Befehl Hitlers erfolgten Bearbeitung eines Angriffs-Aufmarschs gegen Polen. Bis zum Frühjahr 1939 hatte es einen solchen nicht gegeben. Vielmehr waren alle militärischen Vorbereitungen an unserer Ostgrenze auf die Verteidigung bzw. Sicherung im Fall eines Konflikts mit anderen Mächten abgestellt gewesen.

Für den Fall «Weiss» war ich als Generalstabschef der Heeresgruppe Süd vorgesehen, zu deren Oberbefehlshaber der bereits im Ruhestand lebende Generaloberst v. Rundstedt bestimmt war. Der Aufmarsch dieser Heeresgruppe war in Schlesien, im östlichen Mähren und mit Teilen in der Slowakei geplant und sollte nunmehr im Einzelnen bearbeitet werden.

Da das Kommando der Heeresgruppe im Frieden noch nicht bestand, sondern erst im Mobilmachungsfall aufgestellt werden sollte, wurde für die Bearbeitung der neuen Aufmarschanweisung ein kleiner Arbeitsstab gebildet. Er trat am 12. August 1939 auf dem schlesischen Truppen-

übungsplatz Neuhammer zusammen. Den Arbeitsstab leitete Oberst i. G. Blumentritt. Er war für den Fall der Mobilmachung als la der Heeresgruppe vorgesehen. Ich betrachtete das als einen Glücksfall, denn mich verband mit diesem aussergewöhnlich tüchtigen Mann ein enges Vertrauensverhältnis. Es hatte sich während unserer Zusammenarbeit beim Armeeeoberkommando v. Leeb in der Sudetenkrise gebildet und es schien mir besonders wertvoll, in diesen Zeiten einen Mitarbeiter zu haben, dem ich vertrauen konnte. Wie bisweilen Kleinigkeiten im Wesen eines Menschen ihn uns liebenswert machen, so erheiterte mich an Oberst Blumentritt sein unschlagbarer Fanatismus im Telefonieren. Er arbeitete ohnehin mit einer unglaublichen Schnelligkeit, aber mit dem Telefonhörer in der Hand erledigte er Lawinen von Einzelfragen mit stets gleichbleibender Frische und Liebenswürdigkeit.

Mitte August traf in Neuhammer der künftige Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Süd ein, Generaloberst v. Rundstedt. Jeder von uns kannte ihn. Er war ein operativ glänzend begabter Soldat. Er erfasste alles Wesentliche sofort und gab sich auch ausschliesslich mit dem Wesentlichen ab. Alles Drum und Dran war ihm völlig gleichgültig. Persönlich war er das, was man einen Kavalier der alten Schule zu nennen pflegt. Ein Stil, der leider im Aussterben begriffen ist und der einst das Leben um eine liebenswürdige Variante bereicherte. Der Generaloberst hatte Charme. Diesem Charme erlag sogar Hitler. Zu dem Generalobersten hatte er eine anscheinend echte Zuneigung gefasst und überraschenderweise blieb ein Schimmer dieser Zuneigung auch dann noch erhalten, als er ihn zweimal weggeschickt hatte. Wahrscheinlich reagierte Hitler bei Rundstedt noch auf den unwägbaren Eindruck eines Mannes aus verflossenen, ihm nicht verständlichen Zeiten, zu deren innerer und äusserer Atmosphäre er niemals Zugang hatte.

Übrigens befand sich, als der Arbeitsstab in Neuhammer zusammen trat, auch meine 18. Division zu den alljährlichen Regiments- und Divisionsübungen auf dem Übungsplatz.

Dass jeder von uns sich Gedanken darüber machte, welche Fülle von Ereignissen das Vaterland seit 1933 erlebt hatte, und sich fragte, wohin das alles führen würde, brauche ich nicht zu sagen. Jetzt gehörten unsere Gedanken und viele Gespräche mit den Vertrauten dem rings am gesamten Horizont aufflackenden Wetterleuchten. Dass Hitler unbeugsam und fanatisch entschlossen war, nunmehr den letzten Rest der territorialen Probleme, die durch den Vertrag von Versailles für Deutschland entstanden waren, zu lösen, war uns klar. Wir wussten, dass er schon im Herbst 1938 mit Polen Verhandlungen eingeleitet hatte, um die polnisch-deutsche Grenzfrage aus der Welt zu schaffen. Wie und ob diese Ver-

handlungen weiterliefen, erfuhren wir nicht. Dagegen war uns die Garantie bekannt, die Grossbritannien Polen gegeben hatte. Und ich darf wohl sagen, dass niemand unter uns Soldaten so überheblich oder so leichtfertig oder so kurzsichtig war, um in dieser Garantie nicht eine tödlich ernste Warnung zu erkennen. Schon aus diesem Grunde – neben anderen – waren wir in Neuhammer davon überzeugt, dass es schliesslich doch keinen Krieg geben würde. Selbst wenn der Aufmarschplan «Weiss», an dem wir soeben arbeiteten, durchgeführt werden würde, brauchte das unserer Meinung nach noch nicht den Krieg zu bedeuten. Wir hatten bisher die gefährlichen Ereignisse, die sich immer auf des Messers Schneide bewegt hatten, genau verfolgt. Mit wachsender Verblüffung hatten wir das unglaubliche politische Glück betrachtet, mit dem Hitler alle seine durchsichtigen und undurchsichtigen Ziele bisher ohne Griff nach den Waffen erreichte. Dieser Mann schien nach einem beinahe untrügerischen Instinkt zu handeln. Unübersehbar reihte sich Erfolg an Erfolg, wenn man die glänzende Reihe von Ereignissen, die zu unserem Untergang führen sollte, zunächst mit dem Namen Erfolg bezeichnen darf. Alles erfolgte ohne Krieg. Warum, fragten wir uns, sollte es diesmal anders kommen? Wir erinnerten uns an den Fall der Tschechoslowakei. Hitler war 1938 gegen dieses Land drohend aufmarschiert und es war dann doch nicht zum Krieg gekommen. Allerdings, das alte deutsche Mahnwort, dass der Krug solange zum Brunnen geht, bis er zerbricht, klang doch schon gedämpft in unseren Ohren. Diesmal lag überdies die Sache riskanter und das Spiel, das Hitler, wie es den Anschein hatte, wiederholen wollte, sah gefährlicher aus. Die Garantie Grossbritanniens lag diesmal auf dem Wege. Dann aber erinnerten wir uns wieder einer Erklärung Hitlers, dass er niemals so töricht sein werde wie die deutschen Staatsmänner von 1914, einen Zweifrontenkrieg zu entfesseln. Dies hatte er gesagt und wenigstens kühle Vernunft schien aus den Erklärungen dieses Mannes zu sprechen, wenn auch seine menschlichen Gefühle erstarrt oder erstorben gewesen sein mögen. Er hatte seinen militärischen Ratgebern mit erhobener, rauher Stimme wörtlich versichert, er sei kein Idiot, der wegen der Stadt Danzig oder wegen des polnischen Korridors in einen Weltkrieg hineinschlittern werde.

Der Generalstab und die polnische Frage

Polen musste für uns eine Quelle bitterer Gefühle sein, nachdem es auf Grund des Versailler Diktats sich auch deutsche Gebiete angeeignet hatte, auf die es weder vom Standpunkt historischer Gerechtigkeit noch

auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes der Völker Anspruch erheben konnte. Darüber hinaus aber war es für uns Soldaten in der Zeit deutscher Schwäche eine ständige Quelle der Sorge gewesen. Jeder Blick auf die Landkarte zeigte die missliche Situation auf. Diese unvernünftige Grenzziehung! Dieses verstümmelte Vaterland! Dieser Korridor, der Ostpreussen vom Reich abschnürte! Wenn wir Soldaten dieses abgetrennte Ostpreussen betrachteten, so hatten wir allen Grund um diese schöne Provinz zu bangen. Trotzdem aber hatte die deutsche Heeresleitung niemals einen Angriffskrieg gegen Polen auch nur erwogen, um diesem Zustand mit Gewalt ein Ende zu machen. Dieser Verzicht hatte einen höchst einfachen militärischen Grund, wenn man von allem anderen absieht: Ein Angriffskrieg gegen Polen würde das Reich unverzüglich und unweigerlich in einen Zwei- oder Mehrfrontenkrieg gestürzt haben, dem es nicht gewachsen sein konnte. Wir hatten in dieser Zeit unserer durch das Versailler Diktat erzwungenen Schwäche immer unter dem «cauchemar des coalitions» gelitten. Und dieser Alpdruck machte uns noch mehr zu schaffen, wenn wir an jene Aspirationen dachten, die weite Kreise des polnischen Volkes mit schlecht verborgenem Appetit immer noch auf deutsche Gebiete hegten. Ein Angriffskrieg? Nein! Aber wenn wir mit aller Unvoreingenommenheit die polnische Mentalität ins Auge fassten, konnten wir kaum hoffen, mit Polen gemeinsam an einem friedlichen Verhandlungstisch die unvernünftigen Grenzen zu revidieren. Es erschien aber nicht ausgeschlossen, dass eines Tages Polen von sich aus die Grenzfrage unter Anwendung von Gewalt aufrollen könnte. In dieser Hinsicht hatten wir nach 1918 immerhin einige Erfahrungen gesammelt. Es war daher in den rückliegenden Zeiten deutscher Schwäche keineswegs abwegig gewesen, mit dieser Möglichkeit zu rechnen. Wenn Marschall Pilsudski einmal verstummt war und gewisse nationalistische Kreise in Polen massgebenden Einfluss bekamen, war ein Überfall auf Ostpreussen oder Oberschlesien ebensowenig eine Unmöglichkeit, wie seinerzeit der polnische Handstreich auf Wilna. Für einen solchen Fall aber mündeten unsere militärischen Überlegungen in einen politischen Gedanken. Erwies sich Polen als der Angreifer und gelang es uns, den Angriff abzuschlagen, dann mochte sich sehr wohl für das Reich die Möglichkeit ergeben, in einem politischen Gegenstoss eine Revision der unglücklichen Grenze zu erreichen. Jedenfalls waren die führenden Köpfe des Heeres nicht von überspannten Wunschräumen erfüllt. Wenn General v. Rabenau in dem Buche «Seeckt, Aus meinem Leben» die Anschauung des Generalobersten zitiert: «Polens Existenz ist unerträglich, unvereinbar mit den Lebensbedingungen Deutschlands. Es muss verschwinden durch eigene, innere Schwäche und durch Russland . . . mit

unserer Hilfe», so war das ein Standpunkt, der durch die politische und militärische Entwicklung doch wohl überholt war. Wir kannten ziemlich genau die an wachsende militärische Kraft und Stärke der Sowjetunion; Frankreich, das Land, dessen Zauber man so leicht erlag, stand uns leider nach einem unerforschlichen Ratschluss unverändert feindlich gegenüber. Es würde immer nach Verbündeten im Rücken Deutschlands suchen. Als solcher aber würde – im Fall eines Verschwindens des polnischen Staatsgebildes – die mächtige Sowjetunion für das Reich ein weit bedrohlicherer Nachbar werden können, als es z. Z. ein Mittelstaat von der Struktur Polens war. Eine Beseitigung des Puffers, den Polen (und Litauen) zwischen Deutschland und der Sowjetunion bildeten, konnte nur allzu leicht zu einem Gegensatz der beiden grossen Mächte führen. Grenzkorrekturen gegenüber Polen mochten in ihrem beiderseitigen Interesse liegen, eine völlige Beseitigung dieses Staates aber auf Grund der gegen früher völlig veränderten Lage kaum im Interesse des Reiches. Lieber also Polen, ob wir es nun schätzten oder nicht, zwischen der Sowjetunion und uns. So sehr uns Soldaten auch die sinnlose und mit Dynamit geladene Grenzziehung im Osten bedrückte, so war doch immer Polen als Nachbar noch ungefährlicher als die Sowjetunion. Selbstverständlich hofften wir mit allen Deutschen, dass es einmal zu einer Revision der Ostgrenze kommen werde, die die überwiegend deutsch bevölkerten Gebiete, wie es das natürliche Recht ihrer Bewohner war, dem Reich zurückgab. Ein Zuwachs an polnischer Bevölkerung aber war vom militärischen Standpunkt aus keineswegs wünschenswert. Die Forderung nach einer Verbindung zwischen Ostpreussen und dem Reich hätte sich sehr wohl mit dem Interesse Polens an einem eigenen Seehafen vereinigen lassen. So und nicht anders sahen etwa jene Gedankengänge über das polnische Problem aus, die in der Reichswehrzeit, sagen wir vom Ende der zwanziger Jahre an, bei den Soldaten vorherrschten, wenn die Frage kriegerischer Auseinandersetzungen zur Debatte stand.

Dann drehte sich wieder einmal das Rad des Schicksals. Auf der Bühne des Reiches erschien Adolf Hitler. Es änderte sich alles. Es änderte sich auch grundlegend unser Verhältnis zu Polen. Das Reich schloss einen Nichtangriffspakt und einen Freundschaftsvertrag mit dem östlichen Nachbarn. Wir waren befreit von dem Alpdruck eines möglichen polnischen Angriffs. Zugleich aber erkalteten die politischen Gefühle zwischen Deutschland und der Sowjetunion, denn der neue Machthaber hatte, seit er zu den Massen sprach, seinem Hass gegen das bolschewistische System klar genug Ausdruck gegeben. Durch diese neue Situation musste sich Polen politisch ungezwungener fühlen. Aber diese grössere Bewegungsfreiheit war nun keine Gefahr mehr für uns. Die deutsche Auf-

rüstung und die Serie aussenpolitischer Erfolge Hitlers machten es unwahrscheinlich, dass Polen seine Bewegungsfreiheit gegen das Reich ausnutzen würde. Als es nur allzu bereit war, an der Aufteilung der Tschechoslowakei teilzunehmen, schien eine Möglichkeit, über die Grenzfrage zu sprechen, nicht ausgeschlossen zu sein.

Jedenfalls hat das OKH bis zum Frühjahr 1939 niemals einen Angriffsaufmarschplan gegen Polen in seinem Schreibtisch gehabt. Alle militärischen Vorbereitungen im Osten hatten bis dahin rein defensiven Charakter getragen.

Krieg oder Bluff?

Sollte es nun – im Herbst 1939 – wirklich ernst werden? *Wollte* Hitler den Krieg oder würde er wie im Herbst 1938 gegenüber der Tschechoslowakei die äussersten, auch militärischen Druckmittel anwenden, um – wie damals die sudetendeutsche – so jetzt die Danziger und die Korridorfrage zu regeln?

Krieg oder Bluff, das war die Frage. Zumindest jedenfalls für jeden, der nicht wirklichen Einblick in die Entwicklung der politischen Lage und vor allem in die Absichten Hitlers hatte. Und wem gewährte der Diktator überhaupt Einblick in seine wahren Absichten?

Die militärischen Massnahmen jedenfalls, die im August 1939 getroffen wurden, konnten – trotz des Aufmarschplans «Weiss» – durchaus dazu bestimmt sein, den politischen Druck auf Polen zu verstärken, um es zum Nachgeben zu bewegen. Seit dem Sommer wurde auf Befehl Hitlers fieberhaft an einem «Ostwall» gearbeitet. Ganze Divisionen, darunter auch die 18. Division, wurden in stetem Wechsel jeweils für einige Wochen an die polnische Grenze verlegt, um an diesem Ostwall zu arbeiten. Was sollte dieser Aufwand, wenn Hitler Polen angreifen wollte? Auch für den Fall, dass er – entgegen allen seinen Versicherungen – die Möglichkeit eines Zweifrontenkrieges in Betracht zog, wäre dieser Ostwall fehl am Platze gewesen. Denn in einem solchen Falle wäre es immer für Deutschland das einzig Richtige gewesen, zunächst Polen angriffsweise niederzuwerfen, während es im Westen defensiv blieb. Die umgekehrte Lösung, Offensive im Westen, Defensive im Osten, konnte nach den derzeitigen Kräfteverhältnissen gar nicht in Frage kommen. Auch bestanden für eine West-Offensive keinerlei Pläne, noch wurden irgendwelche Vorbereitungen dafür getroffen. Wenn also der Bau des «Ostwalls» in der damals gegebenen Lage einen Sinn zu haben schien, so doch wohl nur den, durch grössere Truppenansammlun-

gen an der polnischen Grenze einen Druck auf Polen auszuüben. Auch der im letzten Drittel des August einsetzende Aufmarsch der Infanterie-Divisionen auf dem östlichen Oderufer und die Heranführung der Panzer- und motorisierten Divisionen in Bereitstellungsräume vorerst westlich der Oder brauchte keine wirkliche Angriffsvorbereitung, sondern konnte ein politisches Druckmittel sein.

Jedenfalls ging vorerst das Friedens-Ausbildungsprogramm ruhig weiter. Am 13./14 August 1939 hatte ich die letzte Übung meiner Division in Neuhammer, die mit einem Vorbeimarsch vor Generaloberst v. Rundstedt abschloss. Am 15. August 1939 war ein grosses Artillerieschiessen in Zusammenarbeit mit der Luftwaffe. Es brachte einen tragischen Zwischenfall. Eine ganze Stuka-Staffel raste – offenbar auf Grund einer falschen Angabe über die Wolkenhöhe – bei ihrem Sturzflug in einen Wald hinein. Am 16. August 1939 fand noch eine Regimentsübung statt. Dann kehrten die Truppenteile der Division in ihre Friedensgarnisonen zurück, die sie allerdings nach wenigen Tagen verlassen sollten, um an die niederschlesische Grenze zu gehen.

Am 19. August erhielten Generaloberst v. Rundstedt und ich den Befehl, uns am 21. August zu einer Besprechung auf dem Obersalzberg einzufinden. Wir fuhren am 20. August von Liegnitz mit dem Kraftwagen bis in die Gegend von Linz, wo wir bei meinem Schwager, der dort ein Gut besass, übernachteten. Am 21. August vormittags trafen wir in Berchtesgaden ein. Alle Oberbefehlshaber der Heeresgruppen und Armeen mit ihren Chefs sowie die entsprechenden Befehlshaber der Marine und Luftwaffe waren zu Hitler befohlen.

Die Besprechung oder vielmehr die Ansprache, die Hitler an die militärischen Führer richtete – zu irgend einer Aussprache liess er es nach den Erfahrungen, die er im vergangenen Jahr vor der tschechischen Krise anlässlich einer Besprechung mit den Generalstabschefs gemacht hatte, nicht mehr kommen – fand in dem grossen Empfangsraum des Berghofs mit dem Blick gen Salzburg statt. Kurz vor Hitler erschien Göring. Er bot einen erstaunlichen Anblick. Immerhin hatte ich angenommen, dass wir zu einer ernsten Besprechung gerufen seien. Göring schien es für ein Maskenfest zu halten. Er trug über einem weissen Hemd mit flachem Kragen ein ärmelloses grünes Lederwams mit dicken gelben Lederknöpfen. Dazu graue Kniehosen und lange grauseidene Strümpfe, die seine beträchtlichen Waden wirksam hervorhoben. Im Gegensatz zu dieser zarten Beinbekleidung standen massive Haferlschuhe. Das Schönste war entschieden ein rotledernes reich mit Gold besetztes Wehrgehenk, das seinen Bauch gürtete und an dem in ebenfalls rotlederner, goldbeschlagener, breiter Scheide ein Prunkmesser baumelte. Ich konnte

meinem Nachbarn, General v. Salmuth, nur zuraunen: «Der Dicke soll wohl den ‚Saalschutz‘ übernehmen?»

Über die Ansprache Hitlers bei dieser Gelegenheit sind in dem Nürnberger Prozess gegen den Generalstab verschiedene sogenannte «Dokumente» von der Anklage vorgelegt worden. In einem derselben wurde behauptet, dass Hitler sich in seiner Rede in den wütesten Ausdrücken ergangen habe und dass Göring aus Freude über den in Aussicht stehenden Krieg auf den Tisch gesprungen sei, um ein Heil auszubringen. An all dem ist nichts Wahres. Auch die angebliche Redewendung Hitlers, er habe nur «Angst, dass ihm im letzten Moment irgend ein Schweinehund mit einem Vermittlungsvorschlag komme», ist bei dieser Gelegenheit nicht gefallen. Die Rede Hitlers war wohl auf einen Ton klarer Entschlossenheit gestimmt, aber er war ein viel zu guter Psychologe, um nicht zu wissen, dass er mit Schimpfereien oder Tiraden auf dieses Gremium nicht wirken konnte.

Der Inhalt seiner Ansprache ist im Wesentlichen zutreffend in dem Buch von Greiner «Die Oberste Wehrmachtsführung 1939-43» wiedergegeben. Diese Wiedergabe beruht auf einer mündlichen Rekapitulation der Rede, die Oberst Warlimont dem Verfasser des genannten Buches für das Kriegstagebuch gegeben hat, und auf stenografischen Notizen des Admirals Canaris. Auch aus dem Tagebuch des Generaloberst Halder ist einiges über den Inhalt dieser Rede zu entnehmen, obwohl es mir annehmbar erscheint, dass hier – wie bei Oberst Warlimonts und Canaris' Angaben – vielleicht manches mit wiedergegeben sein mag, was sie von Hitler bei anderen Gelegenheiten gehört haben.

Für uns Generale, die wir nicht zu dem Kreise der militärischen obersten Führung gehörten, war der Eindruck von Hitlers Ausführungen wohl folgender:

Die absolute Entschlossenheit Hitlers, die deutsch-polnische Frage nunmehr zur Entscheidung zu bringen, auch um den Preis eines Krieges. Falls Polen dem – angesichts des im Gange befindlichen, wenn auch noch getarnten deutschen Aufmarsches nunmehr dem Höhepunkt zustrebenden – deutschen Druck jedoch nachgeben sollte, schien eine friedliche Lösung keineswegs ausgeschlossen; es war die Überzeugung Hitlers, dass die Westmächte letzten Endes wiederum nicht zum Schwert greifen würden. Er begründete diese seine Ansicht besonders eingehend. Seine Argumente waren im Wesentlichen: der Rückstand, in dem sich die britischen und französischen Rüstungen, insbesondere bezüglich der Luftwaffe und der Luftabwehr, befanden; die praktische Unmöglichkeit für die Westmächte, Polen anders als durch einen Angriff gegen den Westwall wirksam helfen zu können, einen Angriff, den beide Völker im Hinblick auf

die hohen Blutopfer kaum riskieren würden; die aussenpolitische Lage, insbesondere die Spannung im Mittelmeer, die die Bewegungsfreiheit namentlich Grossbritanniens erheblich einschränke; die innenpolitische Lage namentlich in Frankreich; schliesslich und nicht zuletzt die Persönlichkeit der leitenden Staatsmänner. Weder Chamberlain noch Daladier würden den Entschluss zum Kriege auf sich nehmen.

So logisch aufgebaut und so zutreffend in vielen Punkten diese Beurteilung der Lage der Westmächte zu sein schien, so glaube ich doch nicht, dass die Zuhörer durch diese Darlegungen Hitlers restlos überzeugt worden sind. Die britische Garantie war allerdings fast das Einzige, das den Gedanken Hitlers entgegenzustellen war. Immerhin ein recht schwerwiegendes Moment!

Was Hitler im Hinblick auf den etwaigen Krieg gegen Polen sagte, konnte m. E. nicht im Sinne einer Vernichtungspolitik verstanden werden, wie dies in Nürnberg seitens der Anklage behauptet worden ist. Wenn Hitler die schnelle und rücksichtslose Vernichtung des polnischen Heeres forderte, so war dies, in die militärische Sprache übersetzt, eben das Ziel, das schliesslich jeder grossen Angriffsoperation zugrunde liegen muss. Niemand von uns konnte jedenfalls seine Ausführungen in der Richtung deuten, wie er später mit den Polen verfahren ist.

Die grösste Überraschung und zugleich der tiefste Eindruck wurde naturgemäss durch die Bekanntgabe des bevorstehenden Paktabschlusses mit der Sowjetunion ausgelöst. Auf der Fahrt nach Berchtesgaden hatten wir den Zeitungen bereits die Nachricht über ein in Moskau abgeschlossenes Wirtschaftsabkommen entnommen, die in der gegebenen Lage bereits als Sensation wirkte. Nun gab Hitler bekannt, dass der bei der Besprechung anwesende Aussenminister v. Ribbentrop, den er in unserer Gegenwart verabschiedete, nach Moskau fliegen werde, um mit Stalin einen Nichtangriffspakt abzuschliessen. Damit habe er den Westmächten ihren entscheidenden Trumpf bereits aus der Hand geschlagen. Auch eine Blockade Deutschlands werde nunmehr wirkungslos sein. Hitler deutete an, dass er, um den Paktabschluss zu ermöglichen, der Sowjetunion bedeutende Zugeständnisse im Baltikum wie auch in Bezug auf die polnische Ostgrenze gemacht habe. Die Absicht einer völligen Aufteilung Polens war seinen Ausführungen jedoch nicht zu entnehmen. Tatsächlich hat Hitler ja auch, wie heute bekannt ist, noch während des polnischen Feldzuges das Bestehenlassen eines Restpolen erwogen.

Als Ergebnis von Hitlers Ansprache kamen weder Generaloberst v. Rundstedt noch ich – und wohl auch kaum einer der anderen Generale – zu der Auffassung, dass es unter allen Umständen nunmehr zum Kriege kommen werde. Zwei Erwägungen schienen insbesondere zu dem Schluss

zu führen, dass es in letzter Stunde doch noch – wie in München – zu einem friedlichen Ausgleich kommen werde.

Die erste Erwägung war die, dass durch den Paktabschluss mit der Sowjetunion die Lage Polens von vornherein verzweifelt geworden war. Wenn damit England mehr oder weniger die Waffe der Blockade aus der Hand geschlagen war, wenn es also tatsächlich, um Polen zu helfen, nur den blutigen Weg eines Angriffs im Westen gehen konnte, dann schien es doch wahrscheinlich, dass es – namentlich getrieben durch Frankreich – in Warschau zum Nachgeben raten werde. Ebenso musste es Polen nunmehr klar sein, dass die britische Garantie praktisch unwirksam bleiben würde. Es musste vielmehr damit rechnen, dass, wenn es zum Kriege gegen Deutschland kam, in seinem Rücken die Sowjets auftreten würden, um ihre alten Forderungen auf Ostpolen zu verwirklichen. Wie sollte in dieser Lage Warschau nicht doch noch nachgeben?

Eine weitere Erwägung bezog sich auf die Tatsache der Besprechung, die wir soeben hinter uns hatten. Was war ihr Zweck? Bisher war militärisch die Angriffsabsicht gegen Polen mit allen Mitteln getarnt worden. Die Anwesenheit von Divisionen im Grenzgebiet war mit dem Bau eines Ostwalls begründet worden. Zur Verschleierung des wahren Zwecks der Truppenverschiebungen nach Ostpreussen hatte man eine riesige Tannenbergsfeier vorbereitet. Vorarbeiten für grosse Manöver der motorisierten Verbände wurden bis zum letzten Moment fortgeführt. Der Aufmarsch erfolgte ohne offizielle Mobilmachung. So sicher es war, dass alle diese Massnahmen den Polen nicht verborgen bleiben konnten, dass sie also durchaus dem Zweck politischen Drucks dienten, so hatte man sie doch mit höchstem Geheimnis umgeben und alle Mittel der Täuschung angewandt. Jetzt, auf dem Höhepunkt der Krise, aber hatte Hitler sämtliche hohen Führer der Wehrmacht nach dem Obersalzberg berufen, eine Tatsache, die unter gar keinen Umständen geheim bleiben konnte. Uns schien sie sozusagen der Gipfelpunkt einer bewussten Bluff-Politik zu sein. Also strebte Hitler trotz seiner kriegerischen Worte nicht doch noch einen Ausgleich an? Sollte nicht gerade diese Besprechung als letzter Druck auf Polen wirken?

Mit solchen Gedanken fuhren Generaloberst v. Rundstedt und ich jedenfalls von Berchtesgaden ab. Während ersterer in unser Hauptquartier Neisse vorausfuhr, blieb ich noch einen Tag bei meiner Familie in Liegnitz, ein Zeichen, wie wenig ich innerlich an einen unmittelbar bevorstehenden Krieg dachte.

Am 24. August 1939, 12.00 Uhr, übernahm Generaloberst v. Rundstedt den Befehl über die Heeresgruppe. Am 25. August, 15.25 Uhr, ging der Stichwortbefehl des OKH ein:

«Fall Weiss, 1. y - Tag - 26. 8., Uhrzeit 4.30.»

Die Entscheidung für den Krieg schien also gefallen, an die wir bis dahin nicht hatten glauben wollen.

Ich sass mit Generaloberst v. Rundstedt in unserem Quartier im Heiligen-Kreuz-Stift zu Neisse beim Abendbrot, als um 20.30 Uhr vom OKH folgender Befehl fernmündlich durchgegeben wurde:

«Eröffnung der Feindseligkeiten verboten! Truppen sofort anhalten! Mobilmachung läuft weiter. Aufmarsch Weiss und West werden planmässig gefahren.»

Jeder Soldat wird ermessen können, was dies Umwerfen des Einmarschbefehls in letzter Stunde bedeutete. Drei Armeen, die in voller Bewegung auf die Grenze waren in einem Gebiet, das sich von Niederschlesien bis in die östliche Slowakei erstreckte, waren innerhalb weniger Stunden anzuhalten, wobei zu berücksichtigen war, dass alle Stäbe, mindestens bis zu denen der Divisionen, ebenfalls auf dem Marsch waren und dass aus Tarnungsgründen der Funkverkehr noch nicht freigegeben war. Trotz aller Schwierigkeiten ist es jedoch gelungen, den Befehl überall noch rechtzeitig durchzubringen. Eine ausgezeichnete Leistung sowohl des Führungs- wie des Nachrichtenapparats. Ein motorisiertes Regiment in der Ostslowakei konnte allerdings auch nur dadurch angehalten werden, dass ein Offizier mit einem «Fieseler Storch» nachts neben der Spitze der Kolonne landete.

Über die Gründe, aus denen Hitler seinen Entschluss zum Kriege anscheinend in letzter Stunde umgeworfen hatte, erfuhren wir nichts. Es hiess nur, dass weiter verhandelt würde.

Man wird verstehen können, dass wir Soldaten über diese Art der Führung einigermassen entsetzt waren. Der Entschluss zum Kriege ist doch schliesslich der schwerste Entschluss, den ein Staatsoberhaupt zu fassen hat.

Wie konnte man zu einem solchen Entschluss kommen, um ihn dann nach wenigen Stunden wieder umzustossen? Vor allem, wenn dies Umstossen, militärisch gesehen, schwere Nachteile haben musste. Wie ich bereits bei der Beschreibung der Besprechung auf dem Obersalzberg gesagt habe, war alles, militärisch gesehen, auf die Überraschung des Gegners abgestellt. Es gab keine öffentlich verkündete Mobilmachung. Der erste Mobilmachungstag war erst der 26. August, also der Tag des soeben angehaltenen Einmarsches. Infolgedessen sollte dieser Einmarsch auch nur mit allen Panzer- und motorisierten Verbänden sowie mit einer begrenzten Anzahl von Infanterie-Divisionen erfolgen, die teils bereits im Grenzgebiet lagen, teils «beschleunigt mobil» wurden. Jetzt konnte von einer Überraschung des Gegners keine Rede mehr sein. Denn wenn

auch die Bewegungen in die Bereitstellungen im Grenzgebiet bei Nacht erfolgten, so konnten sie dem Gegner doch nicht verborgen bleiben. Vor allem, da die motorisierten Einheiten schon bei Tage aus ihren westlich der Oder liegenden Versammlungsräumen anzutreten hatten, um die Oder zu überschreiten. Infolgedessen musste nun – wenn es überhaupt zum Kriege kam – die zweite Variante in Kraft treten, nämlich der Einmarsch mit allen mobil gewordenen Kräften. Das Überraschungsmoment war jedenfalls aus der Hand gegeben.

Da man nicht annehmen konnte, dass Hitler seinen ersten Entschluss, die Feindseligkeiten zu eröffnen, unüberlegt oder leichtfertig gefasst hatte, blieb für uns nur der Schluss, dass das Ganze eben weiterhin diplomatische Taktik unter ständiger Verschärfung des Drucks auf den Gegner sei. Als daher am 31. August um 17.00 Uhr erneut der Befehl eintraf:

y = 1. 9. 4.45

waren Generaloberst v. Rundstedt und ich skeptisch. Zumal keinerlei Erläuterungen über ein Scheitern der Verhandlungen gegeben wurden. Im Bereich der Heeresgruppe war jedenfalls auf Grund der Erfahrung vom 25. August alles vorbereitet, um ein nochmaliges Abstoppen der Bewegungen auch im letzten Moment sicherzustellen. Generaloberst v. Rundstedt und ich blieben bis Mitternacht auf, immer in Erwartung eines uns möglich erscheinenden Stopp-Befehls.

Erst als Mitternacht vorüber und damit jede Möglichkeit, die Bewegungen anzuhalten, ausgeschlossen war, konnte kein Zweifel mehr herrschen, dass nunmehr die Waffen sprechen würden.

2. Kapitel

DIE OPERATIVE LAGE

Entscheidende Faktoren: Die Überlegenheit der deutschen Streitkräfte und die geographische Lage Polens. Das Risiko im Westen. Deutsche Kräfte und Operationsplan. Polnische Kräfte und Operationsplan. Betrachtungen zum polnischen Aufmarsch. Polen will «alles decken». Polnische Angriffsräume. Wie hätte Polen militärisch handeln können? Kampf um Zeitgewinn, entscheidende Verteidigung erst hinter Narew, Weichsel und San. Deckung der tiefen Flanken. Die Westmächte lassen Polen im Stich. Die Entschuldigungen des alliierten Oberbefehlshabers.

Die operative Lage im polnischen Feldzug wurde entscheidend durch die folgenden Faktoren bestimmt:

Erstens durch die *Überlegenheit* der deutschen Streitkräfte, vorausgesetzt, dass die deutsche Führung bereit war, im Westen ein hohes Risiko einzugehen, um die Masse ihrer Kräfte gegen Polen einzusetzen, zweitens durch die *geographische Lage*, die es den Deutschen ermöglichte, das polnische Heer von Ostpreussen – Pommern und von Schlesien – Slowakei her in die Zange zu nehmen,

drittens durch die latente *Drohung*, unter der Polen von vornherein in seinem Rücken *durch die Sowjetunion* stand.

Deutsche Kräfte und Operationsplan

Die deutsche Führung ging das obenerwähnte Risiko im Westen voll ein.

Das OKH setzte gegen Polen 42 aktive Divisionen (darunter eine neu zusammengestellte Panzer-Division, die 10. Pz.) und eine aus Festungs-

truppen des Oder-Warthe-Bogens neugebildete Infanteriedivision (50.) ein.

Es waren dies 24 Infanteriedivisionen, 3 Gebirgsdivisionen, 6 Panzerdivisionen, 4 leichte Divisionen, 4 motorisierte Infanterie-Divisionen und 1 valerie-Brigade. Dazu kamen noch 16 erst bei der Mobilmachung neu aufgestellte Divisionen (2. bis 4. Welle*), die jedoch vorerst nicht als vollwertig anzusehen waren. Ausserdem waren dem Ostheer die Leibstandarte und ein oder zwei weitere verstärkte SS-Regimenter zugeteilt.

Demgegenüber blieben für den Westen nur 11 aktive Infanterie-Divisionen. Festungstruppen in Stärke etwa einer Division (später 72. Infanterie-Division) und an Neuaufstellungen 35 Divisionen (2. bis 4. Welle). Panzer- oder motorisierte Verbände standen im Westen nicht zur Verfügung. Insgesamt also 46 Divisionen, von denen aber $\frac{3}{4}$ nur bedingt einsatzfähig waren.

Die als Luftlande-Division ausgebildete und ausgerüstete 22. Infanterie-Division blieb als Reserve des OKH im Innern des Reiches.

Auch die Masse der *Luftstreitkräfte* wurde – in zwei Luftflotten gegliedert – gegen Polen eingesetzt, während eine dritte, schwächere Luftflotte im Westen verblieb.

Das Risiko, das die deutsche Führung mit dieser Kräfteverteilung einging, war zweifellos recht hoch. Infolge des überraschend schnellen Verlaufs des polnischen Feldzuges, an dem auch die Fehler des Unterliegenden teilhatten, und vor allem infolge der völligen Untätigkeit, mit der Polens Westalliierte der polnischen Niederlage zusahen, ist dieses Risiko kaum je richtig gewürdigt worden.

Man muss aber bedenken, dass die deutsche Führung damals mit einer französischen Armee von rund 90 Divisionen zu rechnen hatte. Tatsächlich hat Frankreich (nach v. Tippelskirch) im Herbst 1939 innerhalb von drei Wochen 108 Divisionen auf die Beine gebracht! Es waren dies 57 Infanterie-Divisionen, 5 Kavallerie-Divisionen, 1 Panzer-Division und 45 Reserve- bzw. Territorial-Divisionen, dazu starke Heerestruppen an Panzern und Artillerie.***) Die letzteren hatten vor den deutschen Kriegsaufstellungen den Vorteil, dass sie aus voll ausgebildeten Reservisten bestanden, während die deutschen Neuaufstellungen weitgehend Kurz ausgebildete oder Reservisten aus dem Ersten Weltkrieg enthielten.

Es unterliegt also keinem Zweifel, dass das französische Heer vom ersten Kriegstage an den deutschen Westkräften mehrfach überlegen war.

*) Die neu aufgestellten Divisionen der 2. und 4. Welle hatten nur geringe, die der 3. Welle gar keine aktiven Stämme und waren schwächer als die aktiven Divisionen. Sie wurden langsamer mobil.

**) Ein Teil der französischen Kräfte verblieb allerdings zunächst in Nordafrika und an der Alpengrenze.

Die britische Beteiligung zu Lande war allerdings recht geringfügig. Nur 4 Divisionen stellte Grossbritannien hierfür bereit und auch diese trafen erst in der ersten Hälfte des Oktober auf dem Kriegsschauplatz ein.

Der *deutsche Operationsplan* gegen Polen beruhte auf voller Ausnutzung der durch den Grenzverlauf dargebotenen Möglichkeit, den Gegner von vornherein in beiden Flanken zu umfassen.

Das deutsche Heer marschierte unter nahezu völligem Versagen in der Mitte (Oder-Warthe-Bogen) in zwei weit getrennten Flügelgruppen auf.

Die *Heeresgruppe Nord* (Generaloberst v. Bock, Chef des Gen.Stabs General v. Salmuth) umfasste in zwei Armeen insgesamt 5 Infanterie- und 1 Panzer-Korps mit zusammen 9 aktiven Infanterie-Divisionen (einschliesslich der aus Festungstruppen neugebildeten nicht vollen 50. Infanterie-Division), 8 bei der Mobilmachung aufgestellten Infanterie-Divisionen, 2 Panzer-Divisionen (dazu ein neu zusammengestellter Panzer-Verband Kempf), 2 motorisierte Infanterie-Divisionen und 1 Kavallerie-Brigade, insgesamt also 21 Divisionen. Hinzu kamen noch in Ostpreussen die Festungstruppen von Königsberg und Lötzen, in Pommern die Brigade Netze.

Die Heeresgruppe marschierte mit der 3. Armee (General v. Küchler) in Ostpreussen, mit der 4. Armee (Generaloberst v. Kluge) in Ostpommern auf.

Aufgabe der Heeresgruppe war es, zunächst den Korridor zu durchstossen, dann die Masse ihrer Kräfte ostwärts der Weichsel schnell nach Südosten bzw. Süden vorzuwerfen, um nach Überwinden der Narew-Linie einer etwaigen polnischen Weichselverteidigung in den Rücken zu gehen.

Die *Heeresgruppe Süd* (Generaloberst v. Rundstedt, Chef des Gen.Stabs General v. Manstein) war wesentlich stärker. Sie bestand aus drei Armeen (14. Armee Generaloberst List, 10. Armee Generaloberst v. Reichenau, 8. Armee Generaloberst Blaskowitz). Insgesamt verfügte die Heeresgruppe über 8 Infanterie-Korps, 4 Panzer-Korps mit zusammen 15 aktiven Infanterie-Divisionen, 3 Gebirgsjäger-Divisionen, 8 neu-aufgestellten Divisionen sowie über die Masse der motorisierten Verbände mit 4 Panzer-Divisionen, 4 leichten Divisionen und 2 motorisierten Infanterie-Divisionen. Insgesamt also 36 Divisionen.

Die Heeresgruppe marschierte mit der 14. Armee im oberschlesischen Industriegebiet, im Ostteil Mährens und in der westlichen Slowakei, mit der 10. Armee in Oberschlesien um Kreuzburg und südlich, mit der 8. Armee in Mittelschlesien ostwärts Öls auf.

Ihre Aufgabe war es, den Gegner im grossen Weichselbogen und in

Galizien zu schlagen, mit starken motorisierten Kräften schnell auf Warschau vorzustossen und möglichst bald die Weichselübergänge in breiter Front in Besitz zu nehmen, um im Zusammenwirken mit der Heeresgruppe Nord den Rest der polnischen Armee zu vernichten.

Polnische Kräfte und Operationsplan

Polen verfügte im Frieden über 30 Infanterie-Divisionen, 11 Kavallerie-Brigaden, 1 Gebirgs-Brigade und 2 motorisierte (Panzer-)Brigaden. Ausserdem gab es einige Regimenter des Grenzschutzkorps, eine grosse Anzahl von Bataillonen der nationalen Verteidigung (O.N.-Verbände) und Marinetruppen, die im Bereich Gdingen-Hela standen (nach Hermann Schneider, «Gedanken zur operativen Lage Polens», aus der militärwissenschaftlichen Rundschau 1942).

Insgesamt hatte die polnische Wehrmacht also immerhin eine erhebliche Stärke. Jedoch entstammte ihre Bewaffnung im Wesentlichen der Zeit des Ersten Weltkrieges. Auch die Luftwaffe, die rund 1'000 Flugzeuge umfasste, genügte modernen Anforderungen nicht. Die Luftabwehr war unzureichend (nach v. Toppelskirch, «Geschichte des Zweiten Weltkrieges»).

Deutscherseits hatte man damit gerechnet, dass Polen im Kriegsfall die Zahl seiner Divisionen verdoppeln werde, wenngleich es zweifelhaft erschien, ob die Bewaffnung dafür voll vorhanden sei. Nach v. Toppelskirch hat Polen 1939 vor Kriegsausbruch nur die Regimenter usw. für 10 Reserve-Divisionen aufgestellt. Es sei jedoch anscheinend nicht mehr dazu gekommen, diese Truppen durchweg in den vorgesehenen Divisionsverbänden zusammenzufassen. Immerhin sind während des Feldzuges in den auf deutscher Seite vorliegenden Feindnachrichten eine Reihe von Reserve-Divisionen aufgetaucht.

Über die vorgenannten Kräfte hat die polnische Heeresleitung (nach v. Toppelskirch bzw. H. Schneider) wie folgt verfügt:

An der *ostpreussischen Grenze* marschierten *vorwärts* der Bobr-Narew-Weichsel-Linie eine *Operationsgruppe* von 2 Divisionen und 2 Kavallerie-Brigaden zwischen Suwalki und Lomza,

die Armee Modlin mit 4 Divisionen und 2 Kavallerie-Brigaden beiderseits Mława auf.

Im *Korridor* versammelte sich die *Armee Pommerellen* mit 5 Divisionen und 1 Kavallerie-Brigade.

Vor der deutschen Grenze von der Warthe bis zur slowakischen Grenze marschierten 3 Armeen auf:

Die Armee Posen im Westteil der Provinz Posen in Stärke von 4 Divisionen und 2 Kavallerie-Brigaden,

die *Armee Lodz* mit 4 Divisionen und 2 Kavallerie-Brigaden um Wielun, die *Armee Krakau* mit 6 Divisionen, 1 Kavallerie-Brigade, 1 motorisierten Brigade zwischen Tschenstochau und Neumarkt.

Hinter den beiden letztgenannten Armeen versammelte sich die *Armee Preussen* mit 6 Divisionen und 1 Kavallerie-Brigade im Gebiet Tomaszow-Kielce.

Schliesslich sollte eine *Armee Karpaten* – vornehmlich aus Reserveverbänden und O.N.-Bataillonen bestehend – von Tarnow bis Lemberg gestaffelt die tiefe Flanke längs der Karpatengrenze decken.

Eine *Reservegruppe* (Armee Piskor) von insgesamt 3 Divisionen und 1 motorisierten Brigade verblieb an der Weichsel im Gebiet Modlin, Warschau, Lublin.

Ausserdem ist im Laufe des Feldzuges eine selbständige *Gruppe Polesie* ostwärts des Bug, anscheinend zur Sicherung gegen Russland, gebildet worden.

Der polnische Aufmarsch war jedoch noch im Gange, als die deutsche Offensive losbrach, und ist daher anscheinend in der vorerwähnten Form nur unvollständig zur Durchführung gelangt.

Betrachtungen zum polnischen Aufmarsch

Es ist etwas schwierig, herauszufinden, welche operative Absicht diesem polnischen Aufmarsch zugrunde gelegen hat, wenn nicht der Wunsch, «alles zu decken» oder vielleicht richtiger gesagt, nichts freiwillig aufzugeben. Ein Wunsch, dem nachzugeben für den Schwächeren in der Regel zur Niederlage führt. Eine Erfahrung, die – wenige Jahre später – auch Hitler machen sollte, ohne sie allerdings jemals einzusehen.

Nun war die Schwierigkeit der operativen Lage Polens, wie sie sich aus der durch die Grenzziehung gegebenen Möglichkeit eines deutschen Angriffs von zwei bzw. später sogar von drei Seiten und aus der Unterlegenheit der polnischen Streitkräfte ergab, an sich klar genug. Wenn sich die polnische Heeresleitung trotzdem zu dem Versuch «alles zu decken» verleiten liess, so zeigt dies nur, wie schwierig es offenbar ist, den militärischen Gegebenheiten gegenüber psychologischen und politischen Hemmungen Rechnung zu tragen.

Man ist sich in Polen – von Marschall Pilsudski und einigen wenigen nüchtern denkenden Politikern abgesehen – wohl niemals völlig über die Gefahr der Lage klar geworden, in die sich das Land durch die Durchsetzung seiner ungerechtfertigten Gebietsansprüche gegenüber den Nach-

barn Russland und Deutschland begeben hatte. Polen, das nur 35 Millionen Einwohner zählte, von denen wiederum nur 22 Millionen polnischer Nationalität waren, während der Rest der deutschen, ukrainischen, weissrussischen und jüdischen Minderheit angehörte, die man sämtlich mehr oder weniger unterdrückt hatte.

Daneben hatte man im Vertrauen auf das Bündnis mit Frankreich in den Jahren der militärischen Schwäche Deutschlands (und der Sowjetunion) wohl allzulange von Angriffsmöglichkeiten gegen das Reich geträumt. Mochten diese sich nun auf Überraschungsangriffe gegen das isolierte Ostpreussen oder – propagiert namentlich durch den polnischen Insurgentenverband – auf Deutschoberschlesien bezogen haben. Oder mochte man gar von einem Marsch auf Berlin, sei es auf dem kürzesten Wege über Posen–Frankfurt a. O., oder, nach der Eroberung Oberschlesiens, durch ein Vorgehen westlich der Oder in Richtung auf die Reichshauptstadt, geträumt haben.

Zwar hatte solchen Träumen zunächst die Anlage deutscher Befestigungen in Ostpreussen und dem Oder-Warthe-Bogen, später die deutsche Aufrüstung die Grundlage entzogen. Aber völlig mögen solche Angriffsgedanken im Vertrauen auf eine gleichzeitige französische Offensive im Westen doch nicht ganz aus den Köpfen polnischer Politiker und Soldaten verschwunden sein. Jedenfalls lässt der obengeschilderte polnische Aufmarsch, auch wenn er zunächst im Grossen auf Verteidigung abgestellt war, den Schluss zu, dass er zugleich spätere Angriffsmöglichkeiten – sobald erst die französische Hilfe wirksam werden würde – offenhalten sollte.

Im Übrigen verfügte der polnische Generalstab noch nicht über eine eigene durch lange Erfahrung bestimmte Führungstradition. Auf der einen Seite liegt dem polnischen Temperament der Gedanke des Angriffs mehr als der der Verteidigung. Romantische Vorstellungen aus früheren Zeiten mögen zumindest im Unterbewusstsein des polnischen Soldatentums noch lebendig gewesen sein. Ich erinnere mich eines Gemäldes, auf dem der Marschall Rydz-Smigly vor dem Hintergrund attackierender polnischer Reitergeschwader abgebildet war.

Auf der anderen Seite war das neu geschaffene polnische Heer bei den Franzosen in die Schule gegangen. Von ihnen hatte es kaum den Impuls zu schneller, beweglicher Operationsführung empfangen können, sondern eher die Erfahrungen des Stellungskrieges übernommen, von denen das Denken der französischen Führung seit dem Ersten Weltkrieg beherrscht wurde.

So mag es sein, dass dem polnischen Aufmarsch ausser dem Wunsch, «nichts preiszugeben», überhaupt kein klarer operativer Gedanke zugrunde gelegen hat, sondern, dass er ein Kompromiss zwischen der Not-

wendigkeit, sich auf die Verteidigung gegenüber einem überlegenen Gegner einzustellen und früheren Angriffsambitionen darstellte. Dabei gab man sich zugleich der Täuschung hin, dass die Deutschen eine Offensive nach französischen Lehren führen würden, und dass diese bald in einen Stellungskampf erstarren werde. Interessant mag in diesem Zusammenhang eine vertrauliche Meldung sein, die wir kurz vor Kriegsausbruch über angebliche polnische Offensivabsichten erhielten. Sie stammte aus einer bisher als durchaus zuverlässig geltenden Quelle, die sich in der unmittelbaren Nähe des polnischen Staatspräsidenten oder des Marschalls Rydz-Smigly, des polnischen Oberbefehlshabers, befand. Sie besagte, dass die Polen zu einer Offensive aufmarschieren würden, und zwar mit starken Kräften in der Provinz Posen. Das Bemerkenswerteste aber war, dass dieser Offensivaufmarsch angeblich auf britische Vorschläge oder Forderungen zurückgehen sollte! In der gegebenen Lage erschien uns diese Nachricht recht unwahrscheinlich. Allerdings bestätigte sich später, dass die Polen tatsächlich verhältnismässig starke Kräfte in der Provinz Posen versammelt hatten, obwohl ein deutscher Angriff über Posen für sie sicherlich die ungefährlichste Angriffsrichtung gewesen wäre. Diese Posener Armee sollte in der Schlacht an der Bzura ihr Ende finden.

Andererseits hat es an nüchternen Ratschlägen auf polnischer Seite nicht gefehlt. Wie Oberst Hermann Schneider in der Militärwissenschaftlichen Rundschau von 1942 berichtet, hatte der französische General Weygand vorgeschlagen, die Verteidigung hinter die Linie des Njemen, Bobr, Narew, Weichsel und San zu legen. Dieser Vorschlag war vom operativen Standpunkt aus der einzig richtige, weil er die deutschen Umfangsmöglichkeiten ausschaltete und zugleich der Verteidigung durch die Flusshindernisse eine erhebliche Stärke gegenüber den deutschen Panzer-Verbänden verliehen hätte. Zudem war diese Linie nur etwa 600 Kilometer lang, im Gegensatz zu dem weiten Bogen von 1800 Kilometer Länge, den die polnischen Grenzen von Suwalkibis zu den Karpatenpässen bildeten. Die Annahme dieses Vorschlages hätte jedoch die Preisgabe ganz Westpolens mit den wertvollsten industriellen und landwirtschaftlichen Gebieten des Landes bedingt. Es ist kaum anzunehmen, dass eine polnische Regierung einen solchen Entschluss überlebt haben würde. Zudem würde ein so weites Zurückgehen bei Kriegsbeginn wohl kaum die Angriffslust der Franzosen im Westen gestärkt haben und es blieb offen, ob nicht die Überlassung ganz Westpolens an die Deutschen die Sowjets ermuntert haben würde, ihrerseits sich *sogleich* ihren Anteil in Ostpolen zu sichern.

Infolgedessen kam, wie ebenfalls Oberst Schneider berichtet, der

Direktor der polnischen Kriegsakademie, General Kutrzeba, in einer Denkschrift, die er Anfang 1938 dem Marschall Rydz-Smigly vorlegte, zu einer anderen Lösung. Er bestand darauf, dass man das «Strategische Rumpfggebiet Polens», das sowohl die Industriegebiete von Lodz und Oberschlesien wie die wertvollen landwirtschaftlichen Gebiete von Posen, Kutno und Kielce umfasse, nicht aufgeben könne. Er schlug daher einen Aufmarsch vor, der im Wesentlichen dem im Jahre 1939 durchgeführten nahekam, wenn er auch von vornherein auf das Halten des Korridors und der Provinz Posen westlich der Warthe verzichtete. Zur Unterstützung der polnischen Verteidigung sollten weitgehend Befestigungen angelegt werden, und zwar sowohl südlich der ostpreussischen Grenze, wie in einem weiten von Graudenz bis Posen reichenden Bogen, sowie an der schlesischen Grenze von Ostrowo über Tschenstochau bis in die Gegend von Teschen. Gleichzeitig aber sollten «Ausfallpforten» für spätere Angriffe gegen Ost- und Westpreussen sowie Schlesien vorgesehen werden. Dass die Anlage derartig weitgedehnter Befestigungslinien in genügender Stärke die polnischen Möglichkeiten überschritten hätte, liegt auf der Hand. Im Übrigen aber hatte General Kutrzeba die militärische Unterlegenheit Polens gegenüber dem Reich erkannt. Auch in bezug auf die französische Unterstützung rechnete er insofern nüchtern, als er annahm, dass Polen zunächst 6–8 Wochen, selbst bei voller aktiver militärischer Hilfeleistung Frankreichs, auf sich allein angewiesen sein werde. Er hatte daher die «Strategische Verteidigung» am vorderen Rand des vorgenannten Rumpfggebietes vorgesehen, in dessen Innerem Reserven für die späteren entscheidenden Operationen versammelt werden sollten.

Wie bereits gesagt, ähnelte der im Jahre 1939 polnischerseits durchgeführte Aufmarsch weitgehend dem Vorschlag des Generals. Allerdings hatte dieser den Schwerpunkt stärker in den Raum Thorn – Bromberg – Gnesen gelegt, während man 1939 eher von zwei Schwerpunkten, dem einen rings um Ostpreussen, dem anderen gegenüber Schlesien, sprechen kann.

Der polnische Aufmarsch 1939, der alles einschliesslich des Korridor-gebiets und der vorgeschobenen Provinz Posen decken wollte, konnte angesichts der früher geschilderten deutschen Umfangsmöglichkeiten und der deutschen Überlegenheit nur zur Niederlage führen. Wie aber hätte Polen operieren sollen, um einer solchen überhaupt zu entgehen?

Zunächst musste man sich entscheiden, ob man das von General Kutrzeba genannte «strategische Rumpfggebiet» *allein oder* – infolge deutscher Umfassung von Ostpreussen, von Schlesien und von der Slowakei her – *zugleich mit dem polnischen Heere* verlieren wollte. Es war

die gleiche Frage, die ich immer wieder in den Jahren 1943/44 Hitler vorgelegt habe, wenn er von mir das Halten des Donez-Gebiets, des Dnjepr-Bogens usw. verlangte.

Die Antwort war für Polen m. E. klar. Es musste für die polnische Führung darauf ankommen, dass sich unter allen Umständen das polnische Heer solange im Felde behauptete, bis eine Offensive der Westmächte die Deutschen zwang, die Masse ihrer Kräfte vom polnischen Kriegsschauplatz wegzuziehen. Selbst wenn man mit dem Verlust der Industriegebiete die Möglichkeit langdauernder Kriegführung zunächst zu verlieren schien, so würde doch die Behauptung des polnischen Heeres im Felde die Möglichkeit ihrer Wiedergewinnung offengehalten haben. Unter keinen Umständen aber durfte es dazu kommen, dass das polnische Heer westlich oder beiderseits der Weichsel eingekreist wurde.

Für Polen kam es einzig und allein darauf an, *um Zeitgewinn zu kämpfen*. Eine *entscheidende* Verteidigung konnte zweifellos erst hinter der Bobr-Narew-Weichsel-San-Linie vorgesehen werden, wobei auf dem Südflügel vielleicht das Vorschieben dieser Verteidigungsfront bis an den Dunajec möglich war, um das zentrale polnische Industriegebiet zwischen Weichsel und San zu behalten.

Als erstes wäre es darauf angekommen, die deutschen Umfangsmöglichkeiten aus Ostpreussen und aus der westlichen Slowakei heraus auszuschalten. Hierfür bot sich im Norden die Linie des Bobr-Narew und der Weichsel bis zur Festung Modlin bzw. bis Wysograd an. Sie bildete immerhin ein starkes natürliches Hindernis. Die, wenn auch veralteten, ehemals russischen Befestigungen gaben weiteren Rückhalt. Zudem waren aus Ostpreussen, wenn überhaupt, dann nur schwächere deutsche Panzerverbände zu erwarten.

Im Süden kam es darauf an, eine Sicherheit gegen eine weitausholende Umfassung durch Verteidigung der Karpaten-Übergänge zu schaffen. Beide Aufgaben waren immerhin mit begrenzten Kräften zu lösen. Der Aufmarsch der polnischen Kräfte vorwärts der Bobr-Narew-Linie war ebenso ein Fehler, wie der, dass man starke Kräfte in den Korridor und in die vorgestaffelte Provinz Posen vorschob.

Hatte man in der vorgeschilderten Weise in der tiefen Nord- und Südflanke die notwendige Sicherheit gegen weitausholende deutsche Umfassungen geschaffen, so konnte man im Übrigen den Kampf in Westpolen inhaltend führen. Dabei musste man sich darüber klar sein, dass der Hauptstoss der Deutschen aus Schlesien heraus zu erwarten sein würde. Einmal, weil das deutsche Bahn- und Strassennetz hier schneller die Versammlung stärkster Kräfte erlaubte als in Pommern oder gar in Ostpreussen, zum anderen, weil die Stossrichtung über Posen auf Warschau

die operativ unwirksamste – weil rein frontal – und daher unwahrscheinlich war.

Die Versammlung der polnischen Hauptkräfte durfte nicht – wie 1939 geschehen – in Grenznahe erfolgen, sondern soweit abgesetzt, dass man rechtzeitig die Hauptrichtung der deutschen Angriffsstösse erkennen konnte. Dabei würde es darauf angekommen sein, im Korridorgebiet und in der Provinz Posen mit möglichst schwachen Kräften auszukommen, um gegenüber dem aus Schlesien zu erwartenden Hauptstoss möglichst stark sein zu können und vor allem genügend operative Reserven zur Verfügung zu behalten. Hätte man sich in Polen nicht allzulange Angriffsträumen hingegeben, so würde der Ausbau der ehemals deutschen Befestigungen in der Weichsel-Linie Graudenz – Thorn zum mindesten die Vereinigung der aus Pommern und Ostpreussen vorgehenden deutschen Kräfte verzögert haben, ebenso wie eine ausgebaute Festung Posen die deutsche Bewegungsfreiheit in dieser Provinz eingeschränkt haben würde.

Es sei noch erwähnt, dass der Gedanke, unter Ausnutzung der inneren Linie je nach der Entwicklung der Lage Gegenschläge im Norden oder Süden des westpolnischen Raums führen zu können, praktisch nicht zu verwirklichen gewesen wäre. Zu solchen Operationen war der zur Verfügung stehende Raum zu eng, das polnische Bahnnetz zu wenig leistungsfähig. Zudem musste man damit rechnen, dass grosse Truppenverschiebungen sehr bald durch die deutsche Luftwaffe und die deutschen Panzerverbände verhindert werden könnten. Es blieb also schon nichts anderes übrig, als von vornherein eine entscheidende Verteidigung erst hinter der Bobr-Narew-Weichsel-San- (bzw. Dunajec-)Linie in Aussicht zu nehmen und vorwärts derselben nur um Zeitgewinn zu kämpfen, wobei der Schwerpunkt von vornherein gegenüber Schlesien liegen musste, während zugleich die vorerwähnte Sicherheit in der tiefen Nord- und Südflanke zu schaffen war.

Niemand wird behaupten können, dass auf diese Weise Polen vor der schliesslichen Niederlage bewahrt worden wäre, wenn – wie geschehen – die Westmächte das polnische Heer völlig allein liessen. Immerhin hätte das geschilderte Verfahren die Polen davor bewahrt, im Grenzgebiet einfach überrannt zu werden, so dass die polnische Führung weder dazu kam, im Weichselbogen einen geleiteten Kampf zu führen, noch ihr Heer hinter die grosse Flusslinie zur planmässigen Verteidigung zurückzunehmen.

Polen konnte – wie bereits gesagt – von Anfang an nur um Zeitgewinn kämpfen. Sich gegenüber dem deutschen Angriff so lange zu behaupten – letzten Endes hinter der genannten Flusslinie – bis ein West-

angriff der Alliierten die Deutschen zwang, ihre Kräfte aus Polen abzuziehen, darauf allein konnte es ankommen. Hieraus erhellt aber auch, dass die polnische militärische Führung der Staatsführung völlig eindeutig hätte sagen müssen, ohne eine bindende Zusage der Westmächte, sofort nach Kriegsausbruch im Westen mit allen Kräften offensiv zu werden, könne der Kampf gegen das Reich nicht aufgenommen werden.

Bei dem ausschlaggebenden Einfluss, den damals der polnische Oberbefehlshaber, Marschall Rydz-Smigly, auf die Entscheidungen der Regierung ausübte, hätte diese an einer solchen Warnung nicht vorübergehen können. Sie hätte in der Danziger und Korridorfrage rechtzeitig einlenken müssen, sei es auch nur, um einen Krieg mit dem Reich hinauszuschieben.

Unsere Truppen haben im Jahre 1940 in Frankreich ein Schreiben erbeutet, das General Gamelin, der alliierte Oberbefehlshaber im Westen, am 10. September 1939 an den polnischen Militärattaché in Paris gerichtet hat. Es ist offenbar die Antwort auf polnische Fragen, wann denn nun eine wirksame Hilfe für Polen kommen werde. General Gamelin schreibt hierzu zur Weitergabe an den Marschall Rydz-Smigly:

«Mehr als die Hälfte unserer aktiven Divisionen des Nordostens stehen im Kampf. Seit Überschreiten der Grenze haben uns die Deutschen einen nachdrücklichen Widerstand entgegengesetzt. Wir sind nichtsdestoweniger vorwärtsgekommen. Aber wir sind in einem Stellungskrieg gebunden, gegenüber einem abwehrbereiten Gegner, und ich verfüge noch nicht über alle notwendige Artillerie . . . Der Luftkrieg hat seit Beginn eingesetzt in Verbindung mit den Operationen auf der Erde. Wir haben das Bewusstsein, einen beträchtlichen Teil der deutschen Luftwaffe uns gegenüber zu haben.

Ich habe daher mein *Versprechen*, mit meinem Gros am 15. Tage nach dem ersten französischen Mobilmachungstag die Offensive zu beginnen, bereits vorher erfüllt. Es war mir unmöglich, mehr zu tun.»

Polen hat demnach also tatsächlich eine Zusage von französischer Seite in der Hand gehabt. Es fragt sich nur, ob die polnische militärische Führung sich mit einem Versprechen, erst am 15. Tage mit dem Gros die «Offensive zu beginnen», hätte zufrieden geben dürfen. Die Ereignisse haben jedenfalls gezeigt, dass mit diesem Versprechen alles andere als eine schnelle und wirksame Hilfe für Polen gemeint gewesen ist.

Die polnische Niederlage war die unausbleibliche Folge der Illusionen, denen man sich in Warschau in Bezug auf das Handeln der Verbündeten hingegeben hat, wie der Überschätzung der eigenen Kräfte hinsichtlich der Möglichkeit eines langdauernden Widerstandes.

3. Kapitel

DIE OPERATIONEN DER HEERESGRUPPE SÜD

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. in Neisse. Die ersten Stunden. Die Ausgangslage. Unsere operativen Gedankengänge: Stellen des Gegners noch vorwärts der Weichsel und verhindern, dass er hinter der Weichsel eine Verteidigungsfront aufbauen kann. Der Sturmmarsch der 14. Armee durch Galizien und über den San. Der Durchbruch der 10. Armee zur Weichsel und die erste Kesselschlacht um Radom. Ein origineller Besuch. Krise bei der 8. Armee. Die Schlacht an der Bzura. Das Ob.Kdo.d.H.Gr. muss eingreifen. Ein Vernichtungssieg. Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg. Die Einnahme von Warschau. Das politische Hin und Her bezüglich der Demarkationslinie gegenüber den Sowjets führt zu weiteren Kämpfen. In memoriam. Das Geheimnis des deutschen «Blitz-Sieges». Oberbefehlshaber Ost. Wir fahnden nach unserem Zivilverwaltungschef. Parade in Warschau. Ausklang.

Im Oberkommando der Heeresgruppe

Als in der Morgendämmerung des 1. September 1939 unsere Truppen die polnische Grenze überschritten, waren natürlich auch wir vom Stabe der Heeresgruppe auf unseren Arbeitsplätzen im Heiligen-Kreuz-Stift zu Neisse. Das Stift, eine Anstalt zur Heranbildung katholischer Missionare, lag ausserhalb der Stadt und bot in seiner Abgeschlossenheit, seiner Geräumigkeit, aber auch in der Kargheit seiner Unterrichtsräume und Wohnzellen einen ungemein praktischen und passenden Rahmen für eine hohe Kommandobehörde im Kriege. Das spartanische Dasein seiner gewöhnlichen Insassen, die uns einen Teil der Gebäude abgetreten hatten, färbte auch auf unser Leben in gewisser Weise ab, zumal unser Kommandant des Hauptquartiers, obwohl aus dem Münchener Löwenbräu kommend, wenig Neigung zeigte, uns zu verwöhnen. Dass wir, wie jeder Soldat, die Heeresverpflegung erhielten, war selbstverständlich.

Gegen die mittägliche Suppe aus der Feldküche war gewiss nichts einzuwenden. Aber dass wir des Abends tagein tagaus neben Kommissbrot nur Hartwurst erhielten, deren Zerkleinerung den älteren Herren doch recht schwer wurde, war vielleicht doch nicht unbedingt nötig. Zum Glück halfen die Mönche ab und an mit etwas Salat oder Gemüse aus ihrem Garten aus. Der Abt aber leistete dem Oberbefehlshaber und seinem engeren Kreise manchmal des Abends Gesellschaft und erzählte spannend von der entsagungsvollen Arbeit der Missionare in fernen Erdteilen. Erzählungen, die uns um so willkommener waren, als sie unsere Gedanken wenigstens für eine kurze Zeitspanne von den drängenden Fragen der vor uns liegenden Aufgaben lösten.

Mit dem Frühmorgen des 1. September allerdings hatten diese Unterhaltungen ein Ende. Der Kampf hatte von uns Besitz ergriffen. Wenn wir an jenem Morgen so früh auf unseren Plätzen waren, so war dies bedingt durch das Gefühl, bereit sein zu müssen von dem Augenblick an, in dem unsere Truppen in Feindberührung treten konnten, nicht durch praktische Notwendigkeit. Denn dass Stunden vergehen würden, ehe wir von den unterstellten Armeen wesentliche Nachrichten erhielten, war sicher. Es waren die Stunden, die jeder kennt, der in einem höheren Stabe gearbeitet hat, in denen alles läuft und man nur abwarten kann, wie es sich gestalten wird.

Der Soldat an der Front kennt die ungeheure Spannung, die über dem Losbrechen eines Angriffs liegt. Wenn auf der Uhr des Zugführers Sekunde um Sekunde der Zeiger weiterrückt, bis der erlösende Augenblick des Sturmes gekommen ist. Von diesem Augenblick an aber ergreifen den Kämpfer an der Front die Eindrücke des Kampfes und lassen ihn alles andere vergessen. Bei den Stäben jedoch, je höher je mehr, beginnt die Zeit eines spannungsgeladenen Wartens. Anfragen bei den nachgeordneten Kommandostellen, wie es steht, sind mit Recht bei diesen wenig beliebt und würden den Anschein von Nervosität erwecken. So wartet man lieber. Dabei ist es eine alte Erfahrung, dass das Sprichwort «schlechte Boten reiten schnell» auf das militärische Geschehen im Allgemeinen nicht zutrifft. Wenn alles gut geht, so pflegen die Meldungen darüber schnell nach rückwärts zu gelangen. Bleibt der Angriff aber stecken, so hüllt die Front sich meist in Schweigen, sei es, weil die Nachrichtenverbindungen gestört sind, sei es, weil man warten möchte, bis besseres zu berichten ist.

So bricht die Spannung erst, wenn die ersten Meldungen eingehen, mögen sie nun gut oder schlecht sein. Bis dahin hiess es auch bei uns abwarten! Würde unsere Truppe, die mit soviel Hingabe und Arbeit, aber auch in allzu schneller Zeit aufgebaut worden war, unsere Erwartungen

erfüllen? Würden insbesondere die grossen Panzerverbände, deren Organisation und Verwendung etwas völlig Neues war, das leisten, was sich ihr Schöpfer, General Guderian, und mit ihm wir, erhofften? Würde es der deutschen Führung, insbesondere der der Heeresgruppe, gelingen, aus der operativen Ausgangslage heraus zu einem vollen Sieg zu gelangen, der das feindliche Heer noch vorwärts der Weichsel vernichtete und damit die Gefahr bannte, dass wir etwa auf zwei Fronten zugleich zu kämpfen haben würden? Dies waren die Fragen, die uns in jenen Stunden des Wartens und der Ungewissheit bewegten.

Die Ausgangstage

Im Sinne der vom OKH aus Ostpreussen und aus Schlesien heraus geplanten grossen Umfassungsoperation gegen das polnische Heer hatte die *Heeresgruppe Nord* – sobald sie erst die Verbindung zwischen Pommern und Ostpreussen durch Vertreibung der polnischen Kräfte aus dem Korridor hergestellt haben würde – die Möglichkeit, von vornherein hinter die Weichsel zu fassen, um den im grossen Weichselbogen stehenden feindlichen Hauptkräften in den Rücken zu gehen.

Der *Heeresgruppe Süd* musste demgegenüber die Aufgabe zufallen, nach Möglichkeit mit ihren beiden aus Schlesien vordringenden Armeen (10. und 8.) den Gegner noch im Weichselbogen zum Kampf zu stellen und sein Ausweichen hinter die Weichsel-San-Linie zu vereiteln. Dies bedingte einmal den Versuch, durch Vorstoss der geballten Kraft der Panzerverbände der 10. Armee, denen die Infanterie-Divisionen so schnell wie möglich zu folgen hatten, den anscheinend in Grenznähe erfolgenden feindlichen Aufmarsch zu überrennen und möglichst noch vor dem Gegner die Weichselübergänge von Demblin bis Warschau zu erreichen. Zum anderen kam es darauf an, dass die durch Galizien vorgehende 14. Armee schnellstens den San erreichte und überschritt. Falls der Gegner beabsichtigte, den entscheidenden Widerstand erst hinter San und Weichsel zu leisten, konnte sie von vornherein diese Stromverteidigung von Süden her aus den Angeln heben und – tief im Rücken des Gegners – dem Ostflügel der von Norden kommenden Heeresgruppe Nord die Hand reichen. Der 14. Armee musste dabei zustatten kommen, dass ihr weit nach Osten in die Slowakei vorgestaffelter rechter Flügel sofort die im Gebiet um Krakau in der Versammlung befindlichen Feindkräfte in der tiefen Flanke bedrohte und damit eine nachhaltige Verteidigung West-Galiziens unmöglich machen konnte.

Im Sinne dieses operativen Gedankenganges hat das Oberkommando

der Heeresgruppe Süd die Operationen in Polen geführt. Immer war es bestrebt, die Masse der Feindkräfte noch vorwärts der Weichsel zum Kampf zu stellen und vernichtend zu schlagen. Zugleich trug es aber der Möglichkeit Rechnung, einem Versuch des Gegners, erst hinter der San-Weichsel-Linie den entscheidenden Kampf anzunehmen, zuvorzukommen zu müssen.

An Stelle einer fortlaufenden Schilderung der Operationen, so wesentlich auch eine derartige Darstellung des Ablaufs dieses «Blitz-Feldzuges» sein könnte, möchte ich mich darauf beschränken, seine wesentlichsten Phasen in grossen Zügen wiederzugeben. Zeitlich teils parallel, teils nacheinander verlaufend, waren es die folgenden:

Die schweren Grenzkämpfe und die anschliessende stürmische Verfolgung des geschlagenen Gegners durch die *14. Armee* in *Galizien*, die diese bis *Lemberg* und über den *San* führte;

der Durchbruch der *10. Armee* zur Weichsel und die *Kesselschlacht um Radom*;

die *Schlacht an der Bzura*, die unter unmittelbarer Führung durch das Oberkommando der Heeresgruppe die Vernichtung der stärksten Feindgruppe durch die 8. und 10. Armee erbrachte;

der *Angriff auf Warschau* und schliesslich die *Schlusskämpfe*, die die Folge des Hin und Her in den Abmachungen der deutschen politischen Führung mit den inzwischen in Ostpolen einmarschierenden Sowjets waren. Letztere überschritten am 17. September 1939 die ostpolnische Grenze.

Der Sturmmarsch der 14. Armee durch Galizien

Das erste Ziel der 14. Armee war die Einkesselung der in Westgalizien vermuteten starken Feindkräfte im Gebiet um Krakau. Durch den weitgedehnten, von Oberschlesien über das Gebiet von Mährisch-Ostrau bis in die Karpaten reichenden Aufmarsch dieser Armee, war bereits die Umfassung des Gegners eingeleitet.

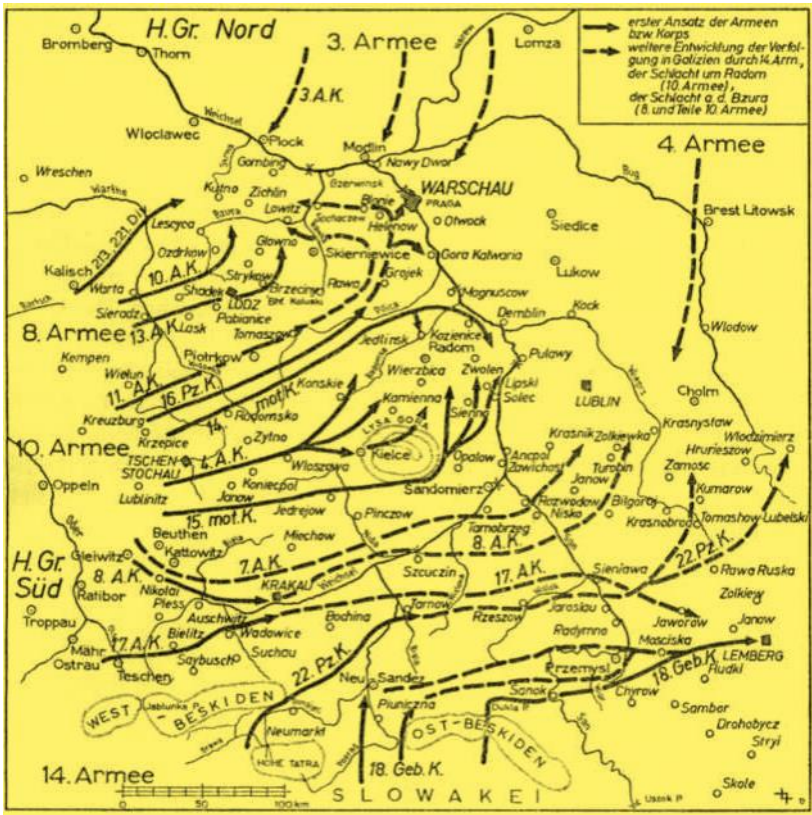
Während das 8. AK (General Busch, 8., 28. Infanterie- und 5. Panzer-Division) zunächst die starken polnischen Grenzbefestigungen in Ost-Oberschlesien zu durchbrechen hatte, um dann nördlich der Weichsel auf Krakau vorzugehen, trat

das 17. AK (General Kienitz, 7. und 44. Infanterie-Division) aus Mähren südlich der Weichsel auf Krakau an.

Dem im Gebiet um Krakau erwarteten Gegner von vornherein in Flanke und Rücken zu gehen, war die Aufgabe zweier weiterer Korps,

des 22. Panzer-Korps (General v. Kleist, 2. Panzer- und 4. Leichte Division), das aus dem die Westkarpaten durchschneidenden Orava-Tal von Süden her auf Krakau vorzustossen hatte, und des

18. (Gebirgs-)Korps (General Beyer, 2. und 3. Gebirgs-Division), das ostwärts der Hohen Tatra durch das Poprad-Tal über Neu-Sandez



Die Operationen der Heeresgruppe Süd
im polnischen Feldzug

auf Bochnia (westlich Tarnow) durchzubrechen hatte, um in den Rücken der Feindkräfte um Krakau zu gelangen. Noch weiter östlich – über den aus dem Ersten Weltkrieg so bekannten Dukla-Pass – hatten die später vom OKH freigegebenen slowakischen Kräfte auszuholen. Auch die

bewährte bayerische 1. Gebirgs-Division und zwei Reserve-Divisionen wurden in der Folge diesem Umfassungsflügel zugeführt.

Die ersten Kämpfe der 14. Armee, namentlich die des schlesischen 8. AK um die polnischen Grenzbefestigungen, gestalteten sich schwer. Aber im Wesentlichen war diese Grenzschlacht bereits durch die Umfassung aus den Karpaten heraus operativ entschieden. Zwar gelang die beabsichtigte Einkesselung der Feindgruppe Krakau nicht im eigentlichen Sinne dieses Wortes, da der Gegner Westgalizien, die ihm drohende Gefahr erkennend, räumte. Aber die Masse seiner Kräfte wurde doch bereits in diesen ersten Kämpfen zerschlagen und vor allem in der sich nunmehr anschliessenden stürmischen Verfolgung aufgerieben, in der es dem 22. Panzer-Korps gelang, den Gegner zu überholen. Sie führten den rechten Flügel der Armee, das Gebirgs-Korps und das 17. AK, bis nach Lemberg und der Festung Przemysl, die beide genommen wurden. Die Reste der nach Ostgalizien entkommenen Feindkräfte und dort noch befindliche Reserven des Gegners wurden – soweit sie nicht nach Rumänien fliehen konnten – in diesen Kämpfen aufgerieben. Der linke Flügel der Armee – das Panzer-Korps, das 8. und das ihr von der Heeresgruppe zugeführte 7. AK – konnte den San oberhalb seiner Einmündung in die Weichsel überschreiten. In z.T. schweren Kämpfen gegen den sich tapfer wehrenden Gegner wurden weitere Feindkräfte – die zum Teil aus Warschau oder von der Front der Heeresgruppe Nord herankamen – zerschlagen und dem Ostflügel dieser Heeresgruppe tief im Rücken der Weichselfront die Hand gereicht.

Am 15. September war mit der Einnahme von Lemberg und Przemysl diese Verfolgung im Wesentlichen abgeschlossen, wenn auch die Vernichtung der restlichen polnischen Einheiten in diesem Gebiet und ostwärts des San noch weitere Kämpfe erfordern sollte.

Der Durchbruch der 10. Armee zur Weichsel und die Kesselschlacht um Radom

Lag dem Ansatz der 14. Armee – neben der Aufgabe, die in Westgalizien aufmarschierenden Feindkräfte zu vernichten – der operative Gedanke einer überholenden Verfolgung zugrunde, durch die in jedem Fall ein Wieder-Frontmachen des Gegners hinter der Weichsel verhindert werden sollte, so musste es die Aufgabe der beiden aus Schlesien an tretenden Armeen sein, den Feind möglichst noch *vorwärts* der Weichsel zum entscheidenden Kampfe zu stellen. Dabei fiel der stärkeren, vor allem mit Panzerverbänden ausgestatteten 10. Armee die entscheidende

Aufgabe des Durchstosses auf die Weichsel zu, während die schwächere 8. Armee die Nordflanke dieser Operation gegen die um Kalisch-Lodz und in der Provinz Posen vermuteten Feindkräfte zu decken haben würde.

Die 10. *Armee* trat aus Oberschlesien, linker Flügel etwa aus der Gegend von Kreuzburg, mit vier Korps in vorderer Linie an. Vom rechten Flügel beginnend das 15. (mot.) Korps (General Hoth, 2. und 3. leichte Division), das 4. AK (General v. Schwedler, 4. und 46. Infanterie-Division), das 16. Panzer-Korps (General Höppner, 1. und 4. Panzer-Division, 14. und 31. Infanterie-Division) und das 11. AK (General Leeb, 18. und 19. Division). Das 14. (mot.) Korps (General v. Wietersheim, 13. und 29. [mot.] Division) folgte in zweiter Linie.

Hinter der Armee folgten als Reserven der Heeresgruppe das 7. AK (General v. Schobert, 27. und 68. Infanterie-Division) sowie die 62. Infanterie-Division.

Die 8. *Armee* hatte mit ihren beiden Korps, dem 13. AK (General v. Weichs, 10. und 17. Infanterie-Division sowie der [mot.] Leibstandarte) und dem 10. AK (General Ulex, 24. und 30. Division), tief gestaffelt in Richtung Lodz vorzugehen. Auch dieser Armee folgten zwei Divisionen (213. und 221.) als Reserven der Heeresgruppe.

Nachdem die Armeen am 1. September 1939 beim Morgengrauen die Grenze überschritten hatten, kam es alsbald zu heftigen Kämpfen, in denen der Gegner geworfen wurde. Ob er jedoch versuchen würde, noch vorwärts der Weichsel eine Entscheidung anzunehmen, oder ob sein Kampf dem Zeitgewinn dienen sollte und er streben würde, seine Kräfte hinter die Weichsel zurückzubringen, blieb das grosse Rätsel der nächsten Tage. Zunächst zeichnete sich jedenfalls die Bildung stärkerer Feindgruppen im Bereich des Berggeländes der Lysa Gora um Kielce, Radom und um Lodz ab.

Entscheidend für die Kämpfe dieser ersten Woche aber sind wohl zwei Faktoren gewesen, die in diesem Feldzuge erstmalig in Erscheinung traten.

Der eine war die ZerreiSSung der feindlichen Front durch die weit in die Tiefe durchstossenden Panzerverbände, mit denen Schritt zu halten aber auch die Infanterie-Divisionen das Letzte hergaben.

Der andere war die nahezu völlige Ausschaltung der feindlichen Luftwaffe, die Lahmlegung des feindlichen Führungs-, Verbindungs- und Transportnetzes durch die erfolgreichen Angriffe der deutschen Luftwaffe. So ist es zu einer einheitlichen Führung der Operationen auf Seiten des Gegners kaum mehr gekommen.

Das Oberkommando der Heeresgruppe sah sich auf Grund des ihm vorliegenden Feindbildes veranlasst, der 10. Armee zwei Ziele zu stecken.

Mit einer rechten Gruppe (15. [mot.] und 4. AK), der die Heeresgruppe noch das 7. AK (das erst später zur 14. Armee verschoben wurde) nachführte, hatte die Armee die um Radom in der Bildung begriffene Feindgruppe anzugreifen und zu schlagen. Mit einer linken Gruppe, die aus dem 16. Panzer-Korps und 14. (mot.) Korps sowie dem 11. AK bestand, sollte sie anstreben, der Feindgruppe um Lodz den Rückweg auf Warschau zu verlegen, während die 8. Armee diesen Feind von Westen her anzugreifen haben würde.

In Verfolg dieser Aufträge gelang es der 10. Armee zunächst, die Feindgruppe Radom im Bereich des Waldgebirges der Lysa Gora zum Kampf zu stellen, während das schnelle 15. (mot.) Korps sich zwischen diesen Gegner und die Weichselübergänge von Opatow und Demblin schob, und das von der Nordgruppe abgedrehte 14. mot. Korps ihm auch den Weg nach Warschau verlegte. Am 9. September hatte sich der erste «Kessel» dieses Krieges um eine feindliche Armee geschlossen! Wohl dauerten die Kämpfe im Bereich von Kielce-Radom noch bis zum 12. September an, da der Gegner nicht nur zähesten Widerstand leistete, sondern auch immer erneut versuchte, den ihn umschliessenden Ring zu sprengen, aber an dem Schicksal dieser Feindgruppe war nichts mehr zu ändern. Als der Kampf zum Abschluss kam, waren 60'000 Gefangene und 130 Geschütze in unserer Hand. Sieben feindliche Divisionen waren in diese Niederlage hineingezogen worden. Selbst wenn jedoch dem Gegner noch die Rettung hinter die Weichsel geglückt wäre, so würde er seinem Schicksal nicht entronnen sein. Denn an dem Tage, an dem die Schlacht von Radom zum Abschluss kam, stand die 14. Armee bereits mit ihrer 1. Gebirgs-Division vor Lemberg und hatte der linke Flügel dieser Armee längst den unteren San überschritten und war damit in der Lage, eine etwa vom Gegner geplante Weichselverteidigung aus den Angeln zu heben.

Inzwischen hatte die linke Gruppe der 10. Armee mit dem 16. Panzer-Korps nach Kämpfen den Weichselübergang von Gorja Kalwaria südlich Warschau erreicht und war mit einer Panzer-Division in den Süd-Westrand von Warschau eingedrungen. Zur Inbesitznahme dieser zur Verteidigung eingerichteten Grossstadt waren jedoch diese Kräfte zu schwach. Die Panzer-Division musste aus dem Stadtgebiet zurückgenommen werden. Immerhin war damit dem Gegner der Zugang nach Warschau von Westen her bereits gesperrt.

Das Heeresgruppenkommando erhält Besuch

Während unsere Armeen dem San und der Weichsel zustürmten, war das Oberkommando der Heeresgruppe nach Lublinitz übersiedelt, einer ehemaligen deutschen Ulanengarnison, die in der alten Armee nicht gerade den Ruf besonderen Reizes genossen hatte. Diesmal war unser Quartier eine Taubstummenanstalt, womit ich nicht sagen möchte, dass wir uns je taubstumm gestellt hätten. Im Gegenteil, wir hörten auf alles, was von der Truppe kam, mit wachen Ohren und scheuten uns andererseits auch nicht, unsere Ansicht nach oben unmissverständlich zum Ausdruck zu bringen. Das letztere soll nicht etwa bedeuten, dass wir im polnischen Feldzug in grundlegenden Fragen nicht mit dem OKH übereingestimmt hätten. Trotzdem gab es natürlich ab und an Abweichungen der beiderseitigen Ansichten. Vor allem aber war Generaloberst v. Rundstedt nicht bereit, sich irgendwie in die Führung der Heeresgruppe hineinreden zu lassen.

Die Gebäude der Taubstummenanstalt waren logischerweise nicht grade auf Schalldämpfung hin konstruiert. Infolgedessen beherrschte die Stimme unseres I c, die durch keinen Zuspruch zu dämpfen war, weithin das Feld. Über die Feindlage konnte also im gesamten Bereich unserer Unterkunft kein Zweifel sein. Um so gewandter erwies er sich jedoch bei einem originellen Besuch, den wir in Lublinitz erhielten. Eines Tages erschien bei uns, wie sie sagte «den Spuren des Führers folgend», eine bekannte Filmschauspielerin und Regisseurin, begleitet von einem Trupp von Kameraleuten. Sie gab an, im Auftrage Hitlers an der Front filmen zu sollen. Eine Tätigkeit, noch dazu von einer Frau ausgeübt, die uns Soldaten im Grunde recht zuwider war. Der Auftrag Hitlers jedoch lag nun einmal vor.

Im Übrigen sah sie nett und verwegen aus, wie etwa eine elegante Partisanin, die ihr Kostüm von der rue de Rivoli aus Paris bezogen haben konnte. Ihr schönes Haar umwallte das interessante Gesicht mit den nah zusammenstehenden Augen wie eine lodernde Mähne. Sie trug eine Art Tunika, Breeches und weiche hohe Stiefel. Am Lederkoppel, das ihre Hüften umgürtete, hing eine Pistole. Die Nahkampfausrüstung war durch ein nach bayerischer Art im Stiefelschaft steckendes Messer ergänzt. Der Stab war durch diese ungewöhnliche Erscheinung, wie ich gestehen muss, ein wenig perplex. Zunächst liess ich sie daher zu Generaloberst v. Rundstedt geleiten, um dort ihren Auftrag vorzubringen. Als charmanter Kavalier empfing er sie äusserst liebenswürdig, brachte sie aber bald zu mir zurück. Es blieb mir nichts übrig, als sie «in den Ge-

schäftsgang zu geben». So landete sie bei unserem I c mit der rauhen Stimme, der für alles, was mit Propaganda zusammenhing, im Nebenamt zuständig war.

Dieser, ein prächtiger, humorvoller Bayer, folgte nicht meinen Spuren, der ich versucht hatte, der Dame von einer Frontreise abzuraten. Er fasste die ganze Sache, völlig unbeeindruckt von der sensationellen Aufmachung der Regisseurin, rein dienstlich, trocken und nüchtern auf. Er empfing die Dame mit äusserster Korrektheit, hörte sich ihr Anliegen an, prüfte ihre und ihrer Begleiter Papiere. Alsdann griff er zum Fernsprecher und bestellte einen Sanitätsoffizier. Legte den Hörer auf und äusserte sachlich: «Sie müssen zunächst geimpft werden. Ich habe einen Arzt bestellt. Bitte machen Sie sich frei!» Es spricht für unsere Besucherin, dass sie nicht hoch ging, sondern nur lachte und sich weigerte, sich impfen zu lassen. Lediglich ihre Filmmänner sollten sich dieser Prozedur unterziehen, d.h. genau gesagt der Filmoperateur. Der tiefbraun gebrannte Mann kam, der Arzt setzte die Nadel an und zur Schadenfreude aller kippte der Unglückliche unverzüglich um. Der I c hatte den guten Einfall, diese Expedition zu General v. Reichenau zu schicken, der die Dame gut kannte und daher als der geeignete Schutzherr erschien. So fuhr sie mit ihrer Begleitung zum AOK 10 nach Konskie. Bald jedoch kehrte sie von dort zurück. Bei der Besetzung von Konskie hatte es schon vorher Schiessereien gegeben, an denen sich auch Zivilisten beteiligt hatten. Eine Ansammlung auf dem Marktplatz führte infolge der Nervosität eines Flakoffiziers, der den Platz erreichte, als dort eine durch nichts gerechtfertigte Panik ausbrach, zu einer sinnlosen Schiesserei, die mehrere Opfer forderte. Der Filmtrupp wurde Zeuge dieser bedauerlichen Szene und unsere Besucherin verliess erschüttert das Feld. Der betreffende Offizier ist im Übrigen durch das sofort von General v. Reichenau eingesetzte Kriegsgericht zu Rangverlust und einer mehrjährigen Gefängnisstrafe wegen Totschlags verurteilt worden. Ein Zeichen, dass seitens der Kommandobehörden des Heeres in solchen Fällen sofort scharf durchgegriffen wurde. Eine Haltung, die allerdings später – bei Beginn des Russlandfeldzuges – dazu führen sollte, dass Hitler die Gerichtsbarkeit in Fällen, die die Zivilbevölkerung betrafen, den Heeresgerichten entzog.

Die Schlacht an der Bzura

Während noch die Kämpfe im Gebiet um Radom im Gange waren, wenn sich auch bereits die siegreiche Entscheidung hier abzeichnete, trat der Nordflügel der Heeresgruppe für deren Führung dank einer vom Gegner ergriffenen Initiative in den Vordergrund.

In den ersten neun Tagen des Feldzuges war eigentlich alles so nach Wunsch und so planmässig verlaufen, dass man glauben mochte, es könne kaum noch etwas geschehen, was den Ablauf der vorgesehenen Operationen wesentlich unterbrechen oder ändern könne. Immerhin hatte ich in diesen Tagen das unbestimmte Gefühl, dass in der Nordflanke der Heeresgruppe sich etwas zusammenbraue. War es doch sicher, dass der Gegner in der Provinz Posen starke Kräfte versammelt hatte, die noch nicht in Erscheinung getreten waren. Infolgedessen hatte ich in den Tagen des 8. und 9. September den Chef der 8. Armee mehrfach darauf hingewiesen, dass die Armee auf Aufklärung in ihrer Nordflanke bedacht sein müsse. Erörterungen zwischen uns und dem OKH über die Frage des Verbleibs der Posener Kräfte hatten am 9. September ein Fernschreiben des OKH gezeitigt, nach dem der Feind die Posener Verbände mit höchster Transportleistung nach Osten abfuhr und eine Gefährdung der tiefen Flanke der 8. Armee demnach nicht mehr zu befürchten sei. Immerhin rechneten wir damit, dass sich insgesamt südlich der Weichsel zwischen Lodz und Warschau noch etwa 10 feindliche Divisionen befinden könnten.

Man wird sich erinnern, dass die Heeresgruppe beabsichtigt hatte, einer um Lodz vermuteten stärkeren Feindgruppe (5–6 Divisionen) durch die 10. Armee den Weg nach Warschau verlegen zu lassen, während zugleich die 8. Armee die Weisung erhalten hatte, diesen Gegner von Westen her anzugreifen. Daneben blieb der ursprüngliche Auftrag dieser Armee, die Gesamtoperation der Heeresgruppe in der Nordflanke durch tiefe Staffelung zu decken, naturgemäss bestehen.

Allerdings scheinen die Blicke des AOK 8 stärker auf die erst genannte Aufgabe als nach Norden gerichtet gewesen zu sein. Am 10. September morgens meldete jedenfalls die Armee, dass ihre 30. Division überraschend von Norden her durch erheblich überlegene Kräfte des Gegners angegriffen worden sei. Die Lage entwickelte sich hier zu einer Krise. Versuche der Armee, sie durch Gegenangriffe wiederherzustellen, blieben stecken. Sie hoffte jedoch, den Gegner – es handelte sich unzweifelhaft um starke, zum grossen Teil wohl aus der Provinz Posen zurückgeführte Kräfte – zum Stehen zu bringen und drehte hierzu ihre beiden Korps in eine nach Norden gerichtete Abwehrfront ein. Immerhin erbat die Armee die schleunige Zuführung eines Panzer-Korps, um einen Durchbruch des Gegners nach Süden auf Lodz, das am 9. September kampfflos besetzt worden war, verhindern zu können.

Das Oberkommando der Heeresgruppe war jedoch keineswegs gewillt, die Lage bei der 8. Armee durch eine Verstärkung ihrer Front wiederherzustellen. Mochte hier auch eine – möglicherweise schwere – örtliche

Krise entstehen, so bedeutete eine solche operativ gesehen gar nichts. Im Gegenteil, sie bot uns die Chance, aus ihr einen grossen Sieg zu machen. Hatten sich doch nunmehr starke Kräfte des Gegners noch westlich der Weichsel in einem Kampf festgelegt, der nur mit ihrer Vernichtung enden konnte, wenn deutscherseits richtig gehandelt wurde.

Das Oberkommando der Heeresgruppe lehnte also die vom AOK 8 erbetene Stützung der Front der 8. Armee durch ein Panzer-Korps ab. Stattdessen leitete es die Einkreisung des Gegners ein. Von Westen her kamen ohnehin noch die beiden als Heeresgruppen-Reserve der 8. Armee folgenden Divisionen heran, die gegen die Westflanke des die 8. Armee von Norden her angreifenden Gegners vorgeführt werden konnten. Eine leichte Division wurde aus der vor dem Abschluss stehenden Schlacht um Radom ebenfalls zu diesem Zweck heranbeordert. Vor allem aber wollte das Ob.Kdo.d.H.Gr. den Gegner vor der 8. Armee zu einer Schlacht mit verwandter Front zwingen. Zu diesem Zweck ordnete es an, dass die 10. Armee das vor und südlich Warschau stehende 16. Panzer-Korps sowie das 11. AK, das ersterem folgte, sofort nach Westen herumzuwerfen habe, um von Osten her in die Schlacht der 8. Armee einzugreifen. Dieser selbst fiel die Aufgabe zu, zunächst den noch immer angreifenden Gegner abzuwehren, aber sobald sich ein Nachlassen der feindlichen Angriffe fühlbar machen würde, ihrerseits zum Angriff überzugehen.

Eindrücke, die Generaloberst v. Rundstedt und ich bei Besuchen des AOK 8 in diesen Tagen gewannen (bei deren einem auch Hitler zugegen war), veranlassten im Übrigen das Ob.Kdo.d.H.Gr., die Leitung dieser Operation selbst in die Hand zu nehmen. Den Angriff der beiden von Osten bzw. Südosten her eingreifenden Korps der 10. Armee sollte Generaloberst v. Reichenau selbst leiten, während dem AOK 8 die Führung des Kampfes seiner beiden mit Front nach Norden fechtenden Korps und die Umfassung des Gegners von Westen her verblieb. Schliesslich wurde auf Antrag der Heeresgruppe auch noch das 3. AK, das im Verbands der Heeresgruppe Nord die Weichsel im Rücken des Gegners von Norden her überschritten hatte, zur Vollendung der Einkreisung herangezogen. Als sich im Verlauf der Schlacht das Bestreben starker Teile des Feindes bemerkbar machte, längs der Weichsel nach der Festung Modlin zu entkommen, zog das Ob.Kdo.d.H.Gr. auch noch das 15. mot. Korps aus der Gegend von Radom heran, um dem Gegner auch diesen letzten Ausweg zu verlegen.

Nach schweren Kämpfen und Durchbruchversuchen des Feindes, zunächst nach Süden, dann nach Südosten und schliesslich nach Osten, brach der feindliche Widerstand am 18. September endgültig zusammen. Bis

zum 20. September meldete die 10. Armee 80'000 Gefangene, 320 Geschütze, 130 Flugzeuge und 40 Panzer als Beute. Die 8. Armee meldete 90'000 Gefangene und noch nicht zu übersehende Mengen an erbeutetem Kriegsmaterial. 9 feindliche Infanterie-Divisionen, 3 Kavallerie-Brigaden und Teile von 10 weiteren Divisionen waren in diese Niederlage verstrickt, also sehr viel mehr Verbände als wir vermutet hatten.

Die *Schlacht an der Bzura* ist die grösste in sich geschlossene Kampfhandlung des polnischen Feldzuges gewesen, sein Gipfelpunkt, wenn auch nicht seine Entscheidung. Diese lag, operativ gesehen, bereits in der weitausholenden Umfassung der polnischen Gesamtkräfte durch die Heeresgruppe Nord im Norden, durch die 14. Armee im Süden beschlossen. Mochte dieser einzige grossangelegte Gegenzug der polnischen Führung nun von der Hoffnung getragen sein, das Schicksal im Weichselbogen noch zu wenden, oder galt er allein dem Ziel, den südlich der Weichsel befindlichen Feindkräften den Weg nach Warschau freizukämpfen – an dem Schicksal des polnischen Heeres konnte er nichts mehr ändern.

Wenn auch die Schlacht an der Bzura nicht an die Ergebnisse der später in Russland geschlagenen grossen Kesselschlachten heranreicht, so ist sie doch die bis dahin grösste Einkreisungsschlacht gewesen. Eine Einkreisungsschlacht, die nicht von vornherein mittels des Durchstossens starker Panzerverbände durch die feindliche Front geplant werden konnte, sondern die sich aus den Gegenzügen ergab, die deutscherseits aus einer Lage heraus gemacht wurden, die uns infolge des Handelns des Gegners überraschend eine grosse Chance bot.

Erinnerungen

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. war, um die Einheitlichkeit der Operationen der 10. und 8. Armee sicherstellen zu können, nach Kielce vorgegangen. Für Generaloberst v. Rundstedt und mich waren es bekannte Gefilde, in denen sich jetzt die Kämpfe der beiden Armeen abspielten. Der Generaloberst war im Ersten Weltkriege zeitweise Generalstabsoffizier beim Generalgouvernement Warschau gewesen und kannte daher fast ganz Polen. Ich selbst hatte im Spätherbst 1914 als Adjutant des 2. Garde-Reserve-Regiments den Vormarsch aus Oberschlesien auf die Weichsel, die schweren Kämpfe vor der Weichselfestung Ivangorod (jetzt Demblin) und den Rückzug auf die oberschlesische Grenze mitgemacht. Die Orte, um die es nun in den Kämpfen der 10. Armee ging, die Berge der Lysa Gora, die Niederungen der Weichsel waren mir im Gedächtnis geblieben.

Als wir jetzt von Lublinitz nach Kielce führen, kamen wir auch über das Gefechtsfeld nahe des Ortes Kotowice, auf dem ich in der Nacht vom 16./17. November 1914 schwer verwundet und nur durch die Hilfe tapferer Kameraden davongekommen war. Es war eine etwas abenteuerliche Sache gewesen. Die 1. Garde-Reserve-Division, zu der unser Regiment gehörte, hatte damals im Verbände des Korps des Feldmarschalls v. Woysch nach dem Rückmarsch von der Weichsel vor der oberschlesischen Grenze Front gemacht. Wir erwarteten den Angriff des nachdrängenden, weit überlegenen Gegners. Allein vor der Front unseres Regiments waren zwei kaukasische Korps mit Teilen festgestellt. Während im Zweiten Weltkrieg die von den Sowjets brutal unterdrückten kaukasischen Völker stark auf unsere Seite neigten, galten damals die kaukasischen Korps als Elitetruppen der Zarenarmee. In diese Lage platzte am 16. November 1914 abends die Nachricht von dem Siege Mackensens bei Kutno. Zugleich hatte man russische Funksprüche aufgefangen, nach denen der Gegner anscheinend infolge jenes Schlages auch vor unserer Front zurückzugehen beabsichtige. Auf Befehl der Division hatte jedes Regiment eine Verfolgungsabteilung in Bataillonsstärke zu bilden, die noch in der Nacht dem angeblich den Rückzug antretenden Gegner nachzustossen hatten. Ich bat meinen Kommandeur, als Adjutant des von uns in Eile zusammengestellten Bataillons, an dem Unternehmen teilnehmen zu dürfen. Brummend gab der etwas bärbeissige Oberst v. Cramer seine Einwilligung. Leider kam es anders als wir gedacht hatten. Die aufgefangenen Funksprüche erwiesen sich als falsch. Der Russe dachte gar nicht an Rückzug. So stiess unser Bataillon bei Kotowice auf eine feindliche Stellung, die wir – in der Annahme, dass es sich nur um eine Nachhutstellung handele – zu stürmen versuchten. Als wir den feindlichen Graben fast erreicht hatten – der Bataillonskommandeur, der von uns allen hochverehrte Major v. Bassewitz, ich und der Fahnenträger mit entfalteter Fahne in vorderster Linie kamen uns die Russen entgegen. Aber nicht mit erhobenen Händen, sondern mit «Urräh» und gefälltem Bajonett! Im Handgemenge erhielt ich einen Schuss, der mich niederwarf. Mein Gegner fiel auf mich. Aber ehe er mir den Garaus machen konnte, erschoss den auf mir Liegenden einer unserer herbeieilenden Grenadiere. Auch mich traf ein zweiter Schuss ins Knie. Zugleich rief Bassewitz mir zu, dass auch er verwundet sei. Zwei Grenadiere nahmen sich seiner an, um ihn zurückzutragen, doch alle drei hat die tödliche Kugel auf diesem Wege erreicht! Der Fahnenträger mit der Fahne aber war verschwunden! Wie sich später herausstellte, war er – ebenfalls schwer verwundet – mit der Fahne in den russischen Graben gefallen. Von dort rettete dann der Unteroffizier





*Einzug der 18. Inf.-Div.
in Warschau*

Abfahrt von Liegnitz nach dem Westen (Fahrer Nagel)



vorn Hacht, ehemals mein Rekrut, die Fahne. Ich hörte es – selbst nicht mehr in der Lage zu gehen – noch ehe mich zwei Kameraden zurückbrachten. Als ich am Morgen in unserem Regimentsstabsquartier anlangte, empfing mich der Kommandeur mit den erfrischenden Worten: «Das haben Sie nun davon!» Als ich nun – 25 Jahre später – dieses unser Gefechtsfeld bei Tage sah, stiegen die alten Erinnerungen in mir auf. Das Bild des stürmenden Bataillons, der wehenden Fahne, der in der Dunkelheit aufzuckenden Lichter der Mündungsfeuer, das unangenehme Geräusch der vor unseren Füßen auf der harten Strasse einschlagenden feindlichen Geschosse. Vor allem aber gedachte ich der Kameraden, die unter Einsatz ihres Lebens mir geholfen, der Hand Dessen, Der mich in jener Stunde beschirmt hatte!

Noch ein zweites Erlebnis hatte ich auf dieser oder einer anderen Fahrt. Bei der Durchfahrt durch Tschenstochau besuchten Generaloberst v. Rundstedt und ich die Kirche, in der die berühmte «Schwarze Madonna», wohl das von Polen am höchsten verehrte Heiligenbild, steht. Warmer Glanz unzähliger Kerzen, ihr süsser Honigduft, das verschwenderische Gold des Altars und vor diesem die knieende, inbrünstig betende Menge, dann und wann ein sich aus dem Halbdunkel geisterhaft lösender flehender Schrei! Hier betete ein Volk um den Sieg, die Mütter für ihre Söhne, so, wie auch unser Volk und wir alle dies taten!

In Kielce bezog unser Stab das ehemalige polnische Fürstenschloss. Wenn es auch seit langem als Sitz der Woiwodschaft gedient hatte, so hatte doch St. Bürokratius noch nicht die Schönheiten früherer Zeiten übertünchen können. Die wuchtigen Mauern mit ihren tiefen Fensterischen, von denen man einen Blick auf die um das alte Schloss gebaute Stadt hatte, schöne Decken, Gewölbe und Kamine kündeten noch von den Zeiten, in denen hier Glanz und Prunk geherrscht hatten.

In einem kleinen Saal, der unserem engeren Führungsstabe als Essraum diente, hing als Symbol des neuen Polens ein grosses Ölgemälde, das den Marschall Rydz-Smigly, den Nachfolger Pilsudskis, darstellte. In majestätischer Pose, einen silbernen Marschallstab, der in einem dicken Knauf endete und dadurch an mittelalterliche Keulen erinnerte, in der Hand, stand der Marschall vor einem Hintergründe, der attackierende polnische Reiterei darstellte. Selbstbewusst und hochmütig blickte er auf uns herab. Was mochte dieser Mann wohl jetzt denken? Das Schicksal des von ihm geführten Heeres war bereits besiegelt, erfüllte sich jedenfalls gerade in jenen Tagen der Schlacht an der Bzura. Der Staat, dessen Lenker er gewesen war, stand vor dem Zusammenbruch! Er selbst aber sollte sich nicht als Heros erweisen. Er sollte bald sein Heer im Stich lassen und sich nach Rumänien zurückziehen. Nicht ohne, wie wir später

in Warschau hörten, sein Mobiliar vorsorglich ebendorthin in Sicherheit gebracht zu haben! Sic transit gloria mundi!

Die Einnahme von Warschau

Nach der Vernichtung der stärksten gegen uns im Felde stehenden Feindgruppe in der Schlacht an der Bzura und Kämpfen, die sich gegen Teile des Gegners, welche aus der Festung Modlin nach Warschau zu entkommen trachteten, im Waldgebiet südlich Modlin abspielten, trat an die Heeresgruppe die Aufgabe der Wegnahme von Warschau heran. Schon aber wurde ein Teil ihrer Verbände nach dem Westen abbefördert, wo die Franzosen und Briten zu unserer Überraschung der Vernichtung ihres polnischen Verbündeten bisher tatenlos zugehört hatten.

Es war vorauszusehen und vom Oberkommando der Heeresgruppe dem OKH gemeldet worden, dass die Bereitstellung der Kräfte zum Angriff auf Warschau nicht vor dem 25. September beendet sein könne. Wollten wir doch die gesamte schwere Heeresartillerie, auch die der 14. Armee aus Galizien, zu diesem Angriff heranziehen.

Nachdem jedoch die Sowjets am 17. September in den polnischen Krieg eingegriffen hatten und die Weichsel als Demarkationslinie zwischen ihnen und uns festgelegt worden war, hatte Hitler es mit der Einnahme von Warschau sehr eilig. Er befahl, dass die Stadt bis zum 30. September genommen sein müsse. Dass die politische Führung von den Generalen einen Sieg verlangt, ist wohl die Regel. Dass sie aber auch den Termin des Sieges bestimmt, war fraglos ungewöhnlich.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. war im Übrigen gewillt, den Angriff so zu führen, dass er möglichst wenig Opfer erforderte. Es lag nicht in seiner Absicht, eines Termines wegen, unnütze Opfer zu bringen. Dass dieser Angriff überhaupt notwendig wurde, lag daran, dass der Gegner die Stadt zur Verteidigung eingerichtet hatte, sich in ihr eine feindliche Armee – wenn auch aus Resten vieler Verbände bestehend – befand und der polnische Oberbefehlshaber erklärte, die Stadt bis zum Letzten halten zu wollen.

Für das Ob.Kdo.d.H.Gr. stand fest, dass ein Überraschungsangriff auf die Stadt unter den gegebenen Umständen keinen Erfolg mehr versprechen konnte. Keinesfalls wollte es aber – aus welchen Gründen dies auch immer gefordert werden mochte – sich auf einen Kampf in der Grossstadt selbst einlassen. Ein solcher hätte von der angreifenden Truppe, ebenso unweigerlich aber auch von der Bevölkerung, ausserordentliche Blutopfer gefordert.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. befahl also der mit Durchführung der Wegnahme

von Warschau beauftragten 8. Armee, durch Angriff lediglich eine enge und lückenlose Einschliessung der Festung – etwa im Zuge der um die Stadt führenden Ringbahn – sicherzustellen. Alsdann sollte die Übergabe durch Bombardement, verbunden mit Luftangriffen, oder wenn dies nicht zum Ziele führen sollte, durch Mangel an Verpflegung und Wasser erzwungen werden. Bemerkt hierzu sei, dass das Ob.Kdo. sich einem Wunsch Hitlers, schon früher die Stadt aus der Luft zu bombardieren, erfolgreich widersetzt hatte, da ein Angriff zu jener Zeit keinerlei unmittelbaren Zusammenhang oder Nutzen für die militärischen Operationen bedeutet hätte. Jetzt aber war beides als Rechtfertigung für das Bombardement gegeben.

Am 25. September wurde das Wirkungsfeuer auf die Aussenforts und militärische Stützpunkte sowie auf wichtige Versorgungseinrichtungen der Stadt eröffnet. Zugleich begannen die Teilangriffe zum Erreichen der vorgesehenen Einschliessungslinie. Am 26. September wurden Flugblätter abgeworfen, die auf die bevorstehende Beschiessung der Stadt selbst hinwiesen und zur Übergabe aufforderten. Da die polnischen Truppen weiterhin hartnäckigen Widerstand leisteten, wurde am 26. September abends das eigentliche Bombardement auf die Stadt eröffnet.

Am 27. September mittags erfuhren Generaloberst v. Rundstedt und ich während eines Besuches bei meiner alten 18. Division, die gerade zwei Aussenforts der Festung genommen hatte, dass der Gegner die Kapitulation angeboten habe.*) Das Feuer wurde sofort eingestellt.

Am 28. September wurde die Kapitulation von dem polnischen Oberbefehlshaber und dem Oberbefehlshaber der 8. Armee, Generaloberst Blaskowitz, unterzeichnet. Sie enthielt Bestimmungen für eine sofortige Hilfeleistung für die Bevölkerung wie für die Verwundeten des Gegners. Im Übrigen wahrte diese Kapitulation durchaus die militärische Ehre eines in tapferem Kampfe unterlegenen Feindes. Es wurde bewilligt, dass die Offiziere ihren Degen behielten, dass die Unteroffiziere und Mannschaften für kurze Zeit in die Kriegsgefangenschaft gehen sollten, um nach Erledigung der notwendigen Formalitäten in ihre Heimat entlassen zu werden.

Nach Angabe des polnischen Bevollmächtigten kapitulierten in Warschau noch 120'000 Mann!

Bei der Unterzeichnung der Kapitulationsurkunde sagte der polnische General: «Ein Rad dreht sich». Er sollte recht behalten, wenn auch – im Hinblick auf das seinem Vaterlande später beschiedene Schicksal – wohl kaum in dem Sinne, in dem er seine Worte meinte.

*) Für diese Waffentat erhielten als erste deutsche Soldaten das Ritterkreuz Oblt. Steinhardt und Lt. Stolz vom Inf.Regt. 51

Die Schlusskämpfe ostwärts San und Weichsel

Während in der Schlacht an der Bzura und durch die Einnahme von Warschau die Masse der Feindkräfte, die vorwärts der Weichsel gekämpft hatten, vernichtet wurden, fanden im Bereich der 14. Armee in Ostgalizien und im Gebiet jenseits des unteren San noch zahlreiche, zum Teil schwere Kämpfe mit einzelnen Feindgruppen statt, die bis dahin der Vernichtung entgangen waren. Auch die 10. Armee hatte inzwischen mit einem Korps die Weichsel bei Demblin und nördlich überschritten, um auf Lublin vorzugehen. In diese Kämpfe platzte plötzlich die Weisung der obersten Führung, Lemberg, das soeben vor den Truppen der 14. Armee kapituliert hatte, den Sowjets zu übergeben und auf der ganzen Front der Heeresgruppe hinter die von Ribbentrop mit den Sowjets vereinbarte Demarkationslinie zurückzugehen. Sie verlief vom Uzoker Pass bis Przemysl und dann entlang des San und der Weichsel bis nördlich Warschau. So waren alle Kämpfe jenseits von San und Weichsel für die Verbände der Heeresgruppe umsonst und allein zum Vorteil der Sowjets gewesen! Der Rückmarsch hinter den San bedingte den Abbruch des Kampfes gegen eine noch auf 2–3 Divisionen und 1–2 Kavallerie-Brigaden geschätzte Feindgruppe, die – in bewundernswerter Tapferkeit, aber völliger Verkennung der Gesamtlage – nun ihrerseits zum Angriff überging und versuchte, unserem 7. und 8. AK den Rückmarsch über den San zu verlegen. Auch hier kam es nochmals zu schweren Kämpfen, die lediglich die Folge des politischen Hin und Her zwischen der deutschen und der sowjetischen Regierung waren. Letzteres wurde am besten gekennzeichnet durch die Tatsache, dass am 1. Oktober wiederum eine Änderung der Demarkationslinie erfolgte. Nun sollte das Gouvernement Lublin erneut von uns besetzt werden. Das 14. mot. Korps überschritt also nochmals die Weichsel. Vor ihm streckte die letzte noch im Felde stehende Feindgruppe, die im Ausweichen vor den Sowjets auf die Weichsel war, die Waffen.

Der polnische Feldzug war zu Ende!

Die Heeresgruppe Süd hatte in seinem Verlauf 523 136 Gefangene gemacht und 1401 Geschütze, 7600 MG, 274 Flugzeuge, 96 Kampfwagen und unübersehbares sonstiges Kriegsmaterial erbeutet. Die blutigen Verluste des Gegners, der mit grosser Tapferkeit und auch in hoffnungslosen Lagen noch mit zäher Verbissenheit gekämpft hatte, waren zweifellos sehr hoch.

Die Verluste der Heeresgruppe betragen:

Offiziere	505 tot	759 verwundet	42 vermisst
Uffz. und Mannschaften	6'049 tot	19'719 verwundet	4'022 vermisst

In memoriam

Wenn ich vorstehend die Zahl unserer Verluste genannt habe, die an dem Erfolg dieses Feldzuges gemessen gering erscheinen mag, aber darum nicht minder schmerzlich war, so möge es der Leser mir gestatten, in diesem Zusammenhang dreier Männer zu gedenken, deren Tod mich ganz persönlich berührte. Soll doch dieses Buch nicht ganz ausschliesslich der Schilderung militärischer Operationen gewidmet sein, sondern daneben, wenn auch in bescheidenem Masse, das eigene Erleben anklingen lassen.

Vor Warschau fiel der frühere Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst Frhr. v. Fritsch. Der Mann, der das neue deutsche Heer in den Jahren 1934 bis 1938 geschaffen hatte. Der Edelmann, dem es nicht gegeben war, den Schurken gegenüber, die jene diabolische Intrige zu seiner Beseitigung eingefädelt hatten, mit einem «ä corsaire, corsaire et demi» zu begegnen. Der in preussischer Tradition wurzelnde Offizier, dem es sein Pflichtgefühl nicht erlaubte, die von ihm geschaffene Armee gegen den Staat einzusetzen. Ich hörte später, dass Generaloberst v. Fritsch, als er sich bei Kriegsausbruch von seinem ehemaligen Generalstabschef, Generaloberst Beck, verabschiedete, kurz und halblaut noch im Weggehen gesagt hatte: «Ich kann das Leben so nicht aushalten». Dieser stillen Verzweiflung entsprachen auch seine letzten Worte, als sein Ordonnanzoffizier vergeblich versuchte, die Schusswunde zu verbinden, von der die Schlagader am Oberschenkel aufgerissen worden war: «Lassen Sie nur, es lohnt nicht mehr».

In Polen fiel auch mein ältester Freund, der Oberst Wilhelm Dietrich v. Ditfurth, als Kommandeur an der Spitze seines motorisierten Schützenregiments im September in der Schlacht bei Radom. Mit ihm ging ein Mann dahin, der meinen Lebensweg schon seit unserer frühen Jugend begleitet hatte. Wir waren zwölf Jahre alt, als wir, beide Plöner Kadetten, uns anfreundeten. Dico, wie alle ihn nannten, die ihm näherstanden, blieb dann als Mitschüler des Prinzen Oscar v. Preussen in Plön, als ich in die Hauptkadettenanstalt nach Lichterfelde kam. Vier Jahre später kamen wir jedoch wieder zusammen, beide als Leutnants im Dritten Garderegiment. Wir standen als Rekrutenoffiziere beim gleichen Bataillon, waren also während des Dienstes und noch öfter in unseren freien Stunden zusammen. In dieser Zeit knüpfte sich unsere Freundschaft, die in Plön begonnen hatte, unauflöslich. Über seinen Tod hinaus werde ich sie ihm bis an mein Lebensende bewahren.

Ditfurth war einer der liebenswertesten und liebenswürdigsten Männer, die ich gekannt habe. Er war hoch gewachsen, klug, und offen für alles

Schöne und Gute. Schon in seiner Jugend war er von seltener Ausgeglichenheit. An ihm erkannte man, welchen kostbaren inneren Fundus eine in Liebe und Harmonie lebende Familie den Kindern für ihr ganzes Leben mitgibt. Bei seinen Eltern und seinen Geschwistern zu weilen, war eine einzige Freude. Nach wenigen Jahren wurden wir wieder getrennt. Die Kaiserin hatte Ditfurth als Erzieher des jüngsten, etwas schwierigen Kaisersohnes ausersehen. Wir hielten jedoch unsere Verbindung durch einen lebhaften Briefwechsel aufrecht. 1913 kam Ditfurth zu meiner Freude wieder ins Regiment zurück und wir bezogen gemeinsam die Kriegsakademie. Bald jedoch wurde er hier wieder abberufen, um in unserm Regiment Regimentsadjutant zu werden, ein Beweis, wie die Vorgesetzten seine militärischen Qualitäten einschätzten. Immerhin blieben wir in Berlin zusammen. Dann riss uns der Kriegsausbruch erneut auseinander. Ditfurth zog als Adjutant des aktiven, ich als Adjutant des Reserve-Regiments ins Feld. In einer schicksalhaften Synchronisation, wie sie das Leben bisweilen bringt, trafen wir während der Somme-Schlacht, beide als Generalstabsoffiziere, beim AOK I wieder zusammen. Im Sommer 1917 wurde Dico weggeholt. Das Kaiserpaar hatte sich seiner vorzüglichen Erziehereigenschaften erinnert und wünschte, dass er sie den Söhnen des Kronprinzen widme. Kein Besserer hätte für dieses Amt gefunden werden können. Für Ditfurth selbst war es jedoch eine schwere Sache, als Soldat mitten im Kriege zurück in die Heimat gehen zu müssen. Ein Höfling wurde er nie. Auch nach der Revolution, die die Grundlagen seiner Aufgabe hinfällig machte, blieb er dieser treu. Nach Abschluss der Erziehung der Prinzen trat er in den Dienst des Kronprinzen. Als er annehmen konnte, dass dieser seiner nicht mehr bedürfe, folgte er unverzüglich dem Zuge seines Herzens und wurde wieder Soldat. Noch einige Friedensjahre waren ihm als Erzieher zunächst seines Bataillons, dann seines Regimentes vergönnt. Dann traf ihn an der Spitze seiner Grenadiere, in vorderster Linie selbst zum Gewehr greifend, die feindliche Kugel.

Auch in unsere engste Familie griff bereits während des Polenfeldzuges die Hand des Todes. Der älteste Bruder meiner Frau, Konrad v. Loesch, wurde als Rittmeister d. R. bei einer Aufklärungs-Abteilung durch einen Rückenmarkschuss am 9. September in der Schlacht an der Bzura schwer verwundet. Er besass das väterliche Gut Lorzendorf in Schlesien, war mit einer Gräfin Zedlitz verheiratet und hatte drei Kinder. Auch das chirurgische Genie von Sauerbruch vermochte ihn nicht zu retten. Doch hat dieser grosse Arzt durch seine Kunst, vor allem aber durch seine menschliche Güte, die letzten Monate des so schwer Leidenden doch etwas erleichtern können. Mein Schwager starb, 40 Jahre alt, im März 1940 in

der Charite in Berlin. Sein Verlust traf uns alle, besonders aber meine Frau, die, nur ein Jahr jünger, mit ihm aufgewachsen war, schwer. Dieser Mann, voll von Idealen, reizend zu seinen Kindern und eng verbunden mit seinen Gutsleuten, ein passionierter Reiter und Soldat, wird nicht nur in der Erinnerung seiner Angehörigen weiterleben.

Am 5. Oktober veranstaltete Hitler eine Siegesparade in Warschau. Auf der grossen Allee, die vom Belvedere nach dem Schloss führt, defilierten die siegreichen Divisionen, die in und um Warschau lagen, an ihm vorbei. Die Truppen machten trotz der überstandenen Kämpfe und Anstrengungen einen vorzüglichen Eindruck. Der Stolz auf das, was sie in diesem «Blitzfeldzug» geleistet hatten, leuchtete den jungen Soldaten aus den Augen.

Leider endete die Parade mit einem unerfreulichen Missklang, der zugleich blitzartig ein Licht auf die Einstellung Hitlers zu den Führern des Heeres warf.

Es war vorgesehen, dass Hitler auf dem Flugplatz vor seinem Abflug kurz mit den Kommandeuren der Truppen, die an der Parade teilgenommen hatten, zusammen sein sollte.

Nicht mit Unrecht konnten wir wohl einige Worte des Dankes erwarten. In einer Flugzeughalle war ein Tisch gedeckt, an dem Hitler mit den Kommandeuren eine Feldküchensuppe einnehmen sollte. Als er jedoch die Halle betrat und den mit einer weissen Tischdecke und Herbstblumen geschmückten Tisch erblickte, machte er brüsk kehrt, nahm an einer draussen stehenden Feldküche ein paar Löffel Suppe, sprach mit den ihn umdrängenden Soldaten und flog ab. Offenbar wollte er durch dies Verhalten seine «Volksverbundenheit» zum Ausdruck bringen. Ich bezweifle aber, dass er bei unseren braven Grenadieren mit seinem Verhalten wirklich Beifall gefunden hat. Sie hätten es sehr wohl verstanden, wenn das Staatsoberhaupt nach solchen Siegen mit den Kommandeuren auch die Truppe selbst geehrt hätte. Gegenüber letzteren aber war sein Benehmen eine Brüskierung, die zu diesem Zeitpunkt zu denken geben musste.

Der polnische Feldzug wurde alsbald als der «Blitzkrieg» bezeichnet. In der Tat stand dieser Feldzug, was die Schnelligkeit seiner Durchführung und das Ergebnis anbetraf, ziemlich einzig da, bis die kommende deutsche Westoffensive etwas Ähnliches in noch grösserer Masse bringen sollte.

Um aber zu einer gerechten Bewertung zu gelangen, muss man sich das vor Augen halten, was in einem früheren Kapitel über die polnischen Aussichten in diesem Kriege gesagt worden ist.

In der Tat, dieser Feldzug *musste* von den Deutschen gewonnen werden angesichts ihrer weit günstigeren operativen Ausgangslage und ihrer Überlegenheit, wenn zwei Voraussetzungen gegeben waren:

Erstens, dass die deutsche Führung ein sehr hohes Risiko im Westen auf sich nahm, um im Osten die notwendige Überlegenheit haben zu können, und

zweitens, dass die Westmächte dieses Risiko in keiner Weise ausnutzten, um den Polen rechtzeitig zu Hilfe zu kommen.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass sich die Dinge wesentlich anders hätten entwickeln können, wenn die Westmächte zum frühest möglichen Zeitpunkt im Westen offensiv geworden wären. Allerdings hätte dem eine polnische Führung entsprechen müssen, die, über etwas mehr Wirklichkeitssinn verfügend, ihre Kräfte nicht von vornherein verzettelt hätte, in dem Bestreben, nicht zu haltendes doch zu behaupten. Eine Führung, die vielmehr von Anbeginn an, ihre Kräfte an den entscheidenden Punkten zusammenhaltend, planmässig um den Zeitgewinn gekämpft hätte, der notwendig gewesen wäre, die Deutschen in die Zwickmühle eines wirklichen Zweifronten-Kampfes zu bringen.

Die Tapferkeit, mit der die polnische Truppe bis zuletzt gekämpft hat, hätte der polnischen Führung schon ein Aushalten bis zu dem Zeitpunkt ermöglichen können, zu dem die Alliierten, am Rhein angekommen, die deutsche Führung vor die Frage eines vorzeitigen Abbruchs des polnischen Feldzuges gestellt hätten.

So haben – wie Graf Schlieffen es einmal ausgedrückt hat – die Unterlegenen auch in diesem Fall das ihre zum Siege des Gegners beigetragen.

Auf der anderen Seite wird man allerdings auch anerkennen müssen, dass der *so schnelle* und so durchschlagende Erfolg im polnischen Feldzug neben der günstigen operativen Ausgangslage und der – durch Eingehen eines sehr hohen Risikos gegebenen – Überlegenheit auf deutscher Seite doch auch der besseren Führung und dem höheren Wert der deutschen Truppe zuzuschreiben ist.

Eine ausschlaggebende Rolle bei der Schnelligkeit des Erfolges hat die neuartige Verwendung grosser, selbständig operierender Panzerverbände und die Unterstützung durch eine weit überlegene Luftwaffe gespielt. Das entscheidende dürfte aber nächst der immer bewährten Tapferkeit des deutschen Soldaten und seiner Hingabe doch der *Geist* gewesen sein, der die deutsche Führung und Truppe beherrschte. So sicher es ist, dass die materielle Aufrüstung weitgehend auf die Energie Hitlers zurückzuführen war, so hätte doch materielle Überlegenheit allein keineswegs einen so schnellen und durchschlagenden Sieg gewährleistet.

Das Wesentlichste war doch, dass jene kleine, einst von vielen über die

Achsel angesehene Reichswehr aus der Niederlage des Ersten Weltkrieges die grosse deutsche Führungs- und Ausbildungstradition gerettet und wiederbelebt hatte. Die neue deutsche Wehrmacht als das Kind dieser Reichswehr hatte – wohl als einzige – es verstanden, die Entartung der Kriegführung zum Stellungskriege oder – wie General Fuller es in Bezug auf die Führung im letzten Stadium des Zweiten Weltkrieges ausdrückt – zum «Eisenhandel» zu überwinden. In der deutschen Wehrmacht war es gelungen, mit Hilfe der neuen Kampfmittel wieder zur wahren Führungskunst in beweglicher Operationsführung zu gelangen. Die in keiner anderen Armee in gleichem Masse gepflegte Selbständigkeit der Führer bis zum Unterführer und bis zum Einzelkämpfer der Infanterie herab barg das Geheimnis des Erfolges. Dieses Erbe aber hatte wiederum die Reichswehr erhalten und weitergegeben. Die neue Wehrmacht hatte ihre erste Probe in Ehren bestanden. Noch hatte auch die Führung des Heeres im ganzen gesehen ohne fremde Einmischung handeln können. Noch hatten die militärischen Befehlshaber die volle Befehlsgewalt in Händen gehalten. Noch hatte die Truppe einen rein militärischen Kampf zu führen gehabt, der darum auch noch ritterlich geführt werden konnte.

Oberbefehlshaber Ost

Mit dem 3. Oktober war Generaloberst v. Rundstedt zum Oberbefehlshaber Ost ernannt worden. Als Chef der Zivilverwaltung für das besetzte Polen, aus dem alsbald die neugeschaffenen Reichsgaue ausgeklammert wurden, sollte der Minister Frank an seine Seite treten. Der Stab der Heeresgruppe, der nun auch eine Oberquartiermeister-Abteilung erhielt, verblieb dem Oberbefehlshaber Ost für seine militärischen Aufgaben. Das Oberkommando der Heeresgruppe Nord wurde an die Westfront verlegt.

Diese Regelung mussten Generaloberst v. Rundstedt und sein Stab naturgemäss bitter empfinden. Immerhin hatte die Heeresgruppe Süd den grösseren Anteil an den Kämpfen des polnischen Feldzuges gehabt. Nun sollten wir in Polen kaltgestellt werden, während das Oberkommando Nord vor neue grosse militärische Aufgaben gestellt wurde. Noch dazu erschien es wenig verlockend, Besatzungsmacht zu spielen mit einer Verwaltung, die unter einem Prominenten der Partei stehen würde.

Unser Zivilverwaltungschef

Bereits für den Angriff auf Warschau war der Stab der Heeresgruppe in das dicht westlich der Stadt liegende Schlösschen Helenow übergesie-

delt. Es war ein reizender kleiner Rokokobau, zu dem lange Alleen führten, von einem schönen Park mit grossen Teichen umgeben. Hier besuchte uns einige Tage nach dem Fall von Warschau unser künftiger Zivilverwaltungschef. Der Mittagstisch war gedeckt. Der Generaloberst und sein Stab warteten auf den Besuch. Nachdem eine Stunde über die vorgesehene Zeit verstrichen war, sagte Rundstedt wütend: «Los! Ohne ihn.» Wir hatten das Essen gerade beendet, als eine Kavalkade von Wagen vor unserem Schlösschen vorfuhr. Dem ersten entstieg eine blaue, über und über mit Gold bestickte Gestalt, die wir unter anderen Umständen als einen kubanischen Admiral angesehen hätten. Es war Herr Frank. Den übrigen Wagen entquoll zu unserem Entsetzen ein zahlreiches Gefolge, Uniform um Uniform, Mann um Mann. Auf diesen Massenandrang war unser Koch mit den uns zugemessenen Rationen nicht eingerichtet. Jedoch, es wurde serviert. Die Fleischschüssel – Gulasch – enthielt allerdings nur mehr sehr viel Sosse und wenig Fleisch. Sehr erheitert sahen wir zu, wie Herr Frank sich die Fleischstückchen sorgfältig herausfischte, seinem Gefolge die Sosse überlassend. Es war sichtlich die praktische Anwendung der Lehre: «Gemeinnutz geht vor Eigennutz!» Dann erhob sich Herr Frank, wünschte mit dem Generalobersten vor dem Schloss fotografiert zu werden, erledigte dies in bester Pose, erklärte alsdann, seine Zeit sei abgelaufen, er müsse nach Berlin zum Führer, bestieg seinen Wagen, das Gefolge wälzte sich in die anderen Autos und weg waren sie. Generaloberst v. Rundstedt sah ihnen schweigend nach. Zu einer Besprechung über die Aufgaben unseres künftigen Zivilverwaltungschefs war es nicht gekommen. Es kam auch niemals dazu.

Bald darauf siedelten wir nach Lodz über, wo der Oberbefehlshaber Ost seinen endgültigen Sitz nehmen sollte. Ich hatte das ehemalige Jagdschloss des Zaren Spala vorgeschlagen. Es lag inmitten herrlicher Wälder dicht bei der Stadt. Aber Herr v. Rundstedt wollte lieber nach Lodz. Er versprach sich davon wohl irgend welche Anregungen. Er sollte bitter enttäuscht werden. Zwar wohnten wir leidlich in dem ehemaligen polnischen Generalkommando, aber die Stadt wimmelte derart von Menschen, wie ich es sonst noch nirgendwo erlebt habe. Es war ganz ausgeschlossen, dass sich der Oberbefehlshaber in dieses Menschengewimmel begab. Es blieb ihm nichts übrig, als erbittert Bewegung und Anregung durch Spaziergänge auf dem Friedhof zu suchen, dem einzigen Ort, an dem ein Spaziergang für ihn überhaupt möglich war.

Da unser neuer Zivilverwaltungschef sich auch in Lodz nicht blicken liess, die Verwaltung jedoch schliesslich eingerichtet werden musste, schickten wir unseren Oberquartiermeister, General Crüwell, aus, um Frank herbeizuschaffen. Crüwell suchte eine Weile im Reich herum und ent-

deckte Frank dann auf seinem Landsitz an einem oberbayerischen See. Es gelang dem General, Frank zu einer Reise nach Lodz zu bewegen. Ich wohnte der kühlen Besprechung zwischen dem Oberbefehlshaber und ihm bei. In ihrem Verlauf erklärte v. Rundstedt, dass er keinesfalls in seinem Bereich eine Nebenregierung des Reichsführers SS dulden werde. Frank möge dies von vornherein zur Kenntnis nehmen. Letzterer stimmte vorbehaltlos zu und schloss mit den feierlichen Worten: «Herr Generaloberst, Sie wissen, ich bin ein Mann des Rechts!» Nach diesem schönen Satz erklärte Herr Frank etwas hastig, seine Zeit sei abgelaufen, er müsse nach Berlin zum Führer . . . und entschwand wie einst in Helenow. Wir haben ihn nicht wiedergesehen. Er kam erst nach Polen, als unser Stab dieses verlassen hatte und Frank anstelle der Rolle eines Zivilverwaltungschefs beim Oberkommando die des allmächtigen Generalgouverneurs übernehmen konnte.

Ausklang

Inzwischen hatten uns unsere drei AOKs verlassen, um an die Westfront zu gehen. An ihre Stelle traten Militärbefehlshaber mit mehr oder weniger rein territorialen Aufgaben. Auch die Masse der Truppen bis auf eine geringe Zahl von Besatzungs-Divisionen – verschwindend gering gegenüber den sowjetischen Kräften, die in Ostpolen eingerückt waren – ging nach dem Westen. Dass Hitler dort nunmehr eine baldige Offensive plante, wurde auch uns bekannt. Demgegenüber verblieb uns als militärische Aufgabe nur die Sicherung des polnischen Gebiets, die Ausbildung der zumeist erst kürzlich aufgestellten Divisionen und die Erkundung einer Befestigungslinie gegen den Osten.

Schon anlässlich der Parade in Warschau hatte Generaloberst v. Rundstedt dem Oberbefehlshaber des Heeres keinen Zweifel darüber gelassen, dass er die Belassung seines Oberkommandos als Besatzungsbehörde in Polen als Zurücksetzung empfinden müsse. Ich hatte in gleichem Sinne mit General Halder gesprochen. Schliesslich fand ich bei dem Oberquartiermeister I, General v. Stülpnagel, Verständnis für den Gedanken, dass man doch wohl eine Offensive im Westen kaum mit nur einem Heeresgruppen-Kommando werde führen können.

Am 15. Oktober erschien bei uns Oberst Heusinger von der Operationsabteilung des OKH und brachte uns die erfreuliche Mitteilung, dass auch unser Oberkommando Ende Oktober an die Westfront verlegt werden solle. An unsere Stelle sollte das Armee-Ober-Kommando 8 unter Generaloberst Blaskowitz treten. Ich selbst erhielt bald darauf den

Befehl, mich zur Entgegennahme der Aufmarschanweisungen für den Westen in Zossen beim OKH am 21. Oktober einzufinden.

Am 18. Oktober verliess ich Lodz, um noch kurz meine Familie und meinen in Breslau liegenden schwer verwundeten Schwager zu sehen.

Dann ging es einer neuen Aufgabe entgegen.

II.

DER WESTFELDZUG 1940

«Nun ward der Winter uns'res Missvergnügens
glorreicher Sommer . . .»
Shakespeare, Richard III.

Froh, der undankbaren Aufgabe, in Polen Besatzungsmacht spielen zu sollen, entronnen zu sein, traf unser Oberkommando am 24. Oktober 1939 an der Westfront ein, um den Befehl über die neugebildete Heeresgruppe A zu übernehmen. Die unterstellten Armeen (12. und 16.) standen mit ihren Divisionen vorderer Linie an der südbelgisch-luxemburgischen Grenze, mit ihren rückwärtigen Verbänden nach Osten aufgelockert bis auf das rechte Rheinufer. Als Sitz des Ob.Kdo.d.H.Gr. war Koblenz bestimmt.

Wir nahmen dort Quartier in dem am Rheinufer liegenden Hotel Riesen-Fürstenhof, das mir einst, während ich als Fähnrich auf der Kriegsschule im nahen Städtchen Engers war, als der Clou der Eleganz und kulinarischer Freuden erschienen war. Jetzt waren die Einschränkungen der Kriegszeit auch an diesem altbekannten Haus nicht spurlos vorübergegangen. Unsere Arbeitsräume lagen in einem ehemals reizvollen alten Gebäude nahe dem Deutschen Eck, das bis zum Kriege der Koblenzer Division als Dienstsitz gedient hatte. Die einstmals hübschen Rokokoräume waren nun zu kahlen, düsteren Büros geworden. Auf einem kleinen, von alten Bäumen bestandenen Platz nahe dem Hause stand ein recht interessanter Denkstein. Es war ein mit einer bombastischen Inschrift versehener Obelisk, den der französische Kommandant von Koblenz im Jahre 1812 zum Andenken an den Rheinübergang der nach Russland marschierenden «Grossen Armee» Napoleons hatte errichten lassen. Unter der Inschrift aber war eine zweite eingegraben. Sie lautete etwa: «Kenntnis genommen und gebilligt». Sie trug die Unter-

schrift des russischen Generals, der im Jahre 1814 Kommandant der Stadt geworden war!

Schade, dass Hitler diesen Denkstein nicht gesehen hat!

Unsere Führungsabteilung hatte, auf meinen Antrag hin, eine wertvolle Bereicherung durch einen zweiten, älteren Generalstabsoffizier für die Abteilung Ia erhalten. Es war der damalige Oberstleutnant von Tresckow, der im Juli 1944 als einer der treibenden Kräfte der Verschwörung gegen Hitler seinem Leben freiwillig ein Ende gesetzt hat. Tresckow hatte bereits im Frieden unter mir in der 1. Abteilung des Generalstabes gearbeitet. Er war ein hochbegabter Offizier und ein glühender Patriot. Klugheit, Bildung, weltoffenes und weltmännisches Wesen verliehen ihm einen besonderen Charme. Seine elegante, aristokratische Erscheinung fand eine vollkommene Ergänzung in seiner ebenso klugen wie schönen Frau, einer Tochter des ehemaligen Kriegsministers und Generalstabschefs v. Falkenhayn. Es hatte derzeit in den Berliner Offizierskreisen wohl kaum ein charmanteres Paar gegeben als das Ehepaar Tresckow.

Mit Tresckow verband mich aus der Zeit gemeinsamer Arbeit in der Operationsabteilung ein enges Vertrauens-, ich möchte beinahe sagen Freundschaftsverhältnis. Auch jetzt in Koblenz sollte er mir ein besonders wertvoller Helfer in dem Kampf um die Durchsetzung des vom Ob.Kdo.d.H.Gr. vertretenen Plans für die Westoffensive werden.

Als ich später zunächst Kommandierender General eines Panzer-Korps und dann Oberbefehlshaber einer Armee wurde, habe ich in beiden Stellungen Tresckow als Generalstabschef erbeten. Meine Bitte wurde jedoch mit der originellen Begründung abgelehnt, dass ich «einen so klugen Chef nicht nötig hätte». Als mir dann im Frühjahr 1943 Tresckow als Heeresgruppenchef angeboten wurde, konnte ich ihn meinem gleichaltrigen, in vielen gemeinsamen Kämpfen hochbewährten Ia, General Busse, nicht vorziehen, sondern erbat diesen als Chef. Ich erwähne dies nur, weil ein Tresckow nahestehender Herr die Version verbreitet hat, ich hätte Tresckow damals als Chef abgelehnt, weil er kein zuverlässiger National Sozialist sei. Jeder, der mich kennt, wird wissen, dass ich meine Mitarbeiter sicherlich nicht nach diesem Gesichtspunkt ausgesucht habe.

Neben seiner aussergewöhnlichen dienstlichen Befähigung war Tresckow auch an den langen Abenden als geistvoller Unterhalter im engeren Kreise des Oberbefehlshabers besonders willkommen. Als er allerdings einmal diesem und uns eine besondere Freude machen wollte, indem er uns zum Morgenkaffee eine grosse Terrine Miesmuscheln servieren liess, erntete er bei Rundstedt ob dieser Extravaganz nur ein bedenkliches Kopfschütteln.

Wenn jene Monate in Koblenz zu einem «Winter unsres Missvergnügens» werden sollten, so lag dies in dem merkwürdigen Schwebezustand begründet, in dem uns der «Schattenkrieg» des Winters 1939/40, der «drôle de guerre» wie die Franzosen diesen Zustand nannten, erhielt. Er wäre leichter zu ertragen gewesen, wenn wir von vornherein das Ziel einer im kommenden Frühjahr zu führenden Offensive, für die wir die unterstellten Truppen in planmässiger Arbeit fertig machen könnten, vor Augen gehabt hätten. Bekanntlich aber wollte Hitler die Offensive noch im Spätherbst 1939, und, als sich dies als unmöglich erwies, im Laufe des Winters führen. Jedesmal, wenn seine «Wetterfrösche», die Meteorologen der Luftwaffe, eine Schönwetterperiode voraussagten, gab er daher das Stichwort zum Anlaufen der Märsche in die Angriffs-Bereitstellungsräume. Jedesmal aber mussten seine Wetterfrösche alsbald die Leiter wieder herabklettern, da entweder Regengüsse das Gelände hoffnungslos aufweichten oder starker Frost und Schneefall den erfolgreichen Einsatz der Panzer- und Luftwaffe in Frage stellten. So gab es ein dauerndes Hin und Her zwischen Anblasen und Abblasen der Offensive, ein für die Truppe und ihre Führer mehr als unerfreulicher Zustand. Dabei zeigte sich Hitlers Misstrauen gegen militärische Meldungen, die nicht seinen Wünschen entsprachen, in eklatanter Weise. Als wieder einmal das Ob.Kdo.d.H.Gr. gemeldet hatte, dass Dauerregen das Anreten zur Offensive vorerst unmöglich mache, entsandte Hitler seinen Adjutanten Schmundt zu uns mit dem Auftrag, sich selbst von der Beschaffenheit des Geländes zu überzeugen. Dafür war Tresckow der richtige Mann. Er schleppte seinen ehemaligen Regimentskameraden Schmundt erbarmungslos einen Tag lang über nahezu unpassierbare Strassen, aufgeweichte Sturzäcker, nasse Wiesen und glitschige Berg-hänge, bis dieser, völlig erschöpft, am Abend wieder in unserem Hauptquartier erschien. Seither verzichtete Hitler auf diese reichlich unangebrachte Kontrolle unserer Wettermeldungen.

Am meisten litt unter diesem sinnlosen Hin und Her und der daraus folgenden Unproduktivität unserer Arbeit naturgemäss unser Oberbefehlshaber, Generaloberst v. Rundstedt, dessen Stärke ohnehin nicht gerade die Geduld war. Unser Stab wurde allerdings alsbald von der Papierflut überschüttet, die sich regelmässig in ruhigeren Zeiten über Truppe und Kommandobehörden ergiesst. Da es aber ein sehr richtiges, deutsches militärisches Gesetz war, dem obersten Führer allen Kleinkram fernzuhalten, wurde der Generaloberst von dieser Papierflut kaum berührt. So machte er jeden Morgen einen langen Spaziergang auf der Rheinpromenade, bei dem ich ihm öfters begegnete. Denn auch ich musste mir ja irgendwie Bewegung verschaffen. Selbst in dem eisig wer-

denden Winter, als der Rhein fest zugefroren war, trug Rundstedt immer nur einen dünnen Gummimantel. Auf meine Vorstellung hin, dass er sich dabei den Tod holen könne, erklärte er, dass er noch niemals einen Wintermantel besessen hätte und sich in seinem Alter auch keinen mehr kaufen werde! Und so war es auch in der Tat. Noch immer wirkte bei diesem alten Herrn die spartanische Erziehung des Kadettenkorps nach. An die eigene Kadettenzeit wurde ich durch ihn auch noch auf andere Weise erinnert. Wenn der Generaloberst nach seinem Spaziergang an seinem Schreibtisch sass und auf meinen oder die Vorträge anderer Herren des Stabes wartete, dann las er gern in den Pausen einen spannenden Kriminalroman. Wie denn Kriminalromane für viele, auch bedeutende Menschen eine willkommene Ablenkung bilden. Ein wenig genießen tat sich unser verehrter Oberbefehlshaber ob dieser Lektüre aber doch. Darum lag der Roman in der offenen Schreibtischschublade, die schnell zugeschoben wurde, wenn jemand zum Vortrag bei ihm eintrat. Genau so hatten wir es als Kadetten gemacht, wenn während der Arbeitsstunde der Erzieher unsere Stube betrat!

Mein Versuch, dem Generaloberst einmal den langen Abend durch einen Besuch in einem Frontkino zu verkürzen, erlitt kläglich Schiffbruch. Die Goebbels'sche Wochenschau erregte sein höchstes Missfallen und ich war froh, dass seine entsprechenden Randbemerkungen nur von uns gehört wurden.

Immerhin gab es auch erheiternde Zwischenfälle. Einmal trafen wir auf der Strasse einen Jäger einer österreichischen Gebirgsdivision. Der Gute, offenbar noch nicht lange Soldat, machte in einem viel zu grossen Rock und mit Päckchen beladen eine nicht gerade sehr soldatische Figur. Vor allem aber hatte er sein Koppel nicht um die Taille geschnallt, sondern benutzte es, wesentlich tiefer sitzend, als Stütze für sein Bäuchlein. Die Erscheinung war so grotesk, dass ich ihn anhielt und ihm sagte, er solle sein Koppel ordentlich umschnallen. Freundlich lächelnd erwiderte der Brave: «Danke sehr, Herr Oberstabsarzt!», als ob ich ihn diskret auf einen anderen Toilettenfehler aufmerksam gemacht hätte. Es blieb nichts übrig, als herzlich zu lachen.

Auch der Papierkrieg gab einmal Anlass zur Freude. So wenig sich auch das OKH – wie später geschildert werden wird – bereitfand, unsere operativen Ideen anzunehmen, so errangen wir doch in einer etwas unwichtigeren Frage einen überraschenden Sieg. Man wird sich erinnern, dass die Offiziere zum Koppel damals einen Schulterriemen trugen. General Heye hatte dieses völlig überflüssige Stück seinerzeit eingeführt, um die Reichswehruniform zu «verschönen». Der Leutnantswitz hatte den Riemen nach einem vielfach propagierten Büstenhalter alsbald



*Bei der deutschen Volksgruppe in Siebenbürgen
(mit Oberleutnant Spedit und Gero v. Manstein)*



Auf dem Gefechtsstand der 50. Inf.-Div. auf der Krim



Im Gespräch mit Generaloberst Dumitrescu

«Hautana» genannt. Hautana war vollends in Misskredit geraten, als sich die Partei und ihre Gliederungen ebenfalls einen solchen Schulterriemen zulegte. Versuche, seine Abschaffung zu erreichen, waren an dem Widerstand der Bekleidungsabteilung gescheitert. Nachdem aber im polnischen Feldzug verhältnismässig hohe Offizierverluste eingetreten waren, ordnete das OKH an, dass der Schulterriemen, der die Offiziere weithin kenntlich machte, von allen Frontoffizieren bis zu den Regimentsstäben hinauf abzulegen sei. Da damit sozusagen die Offiziere der höheren Stäbe als «Etappenhengste» gekennzeichnet worden wären, beantragte die Heeresgruppe die Abschaffung des Schulterriemens überhaupt. Unser Antrag wurde keiner Antwort gewürdigt. Darauf meldeten wir, dass wir für den Befehlsbereich der Heeresgruppe das Ablegen des Schulterriemens für alle Offiziere angeordnet hätten. Um jedoch der Entscheidung des OKH nicht vorzugreifen, hätte die Heeresgruppe befohlen, dass die im Offiziersrang stehenden Beamten den Schulterriemen weiterzutragen hätten. Das wirkte! Innerhalb dreier Tage war «Hautana» endgültig abgeschafft. Man muss nur den richtigen Weg finden, um ans Ziel zu kommen!

Unser Missvergnügen jenes Winters beruhte aber doch nur zum kleinen Teile auf dem geschilderten Hin und Her der Entscheidungen Hitlers und den daraus entstehenden Unzuträglichkeiten für die Truppe, die allmählich an der Vernunft der gegebenen Befehle, die immer wieder rückgängig gemacht werden mussten, zweifeln konnte. Ganz abgesehen davon, dass dieses Hin und Her die planmässige, besonders bei den neu aufgestellten Divisionen dringend nötige Verbandsausbildung erheblich störte.

Den wahren Grund unseres Missvergnügens oder richtiger gesagt unserer Sorge stellten vielmehr zwei schwerwiegende Tatsachen dar.

Erstens eine Entwicklung, die ich nicht anders als die «Entmachtung des OKH» bezeichnen kann. Eine Entwicklung, die gerade ich um so schmerzlicher empfinden musste, als ich noch im Winter 1937/38 als Oberquartiermeister 1 des Generalstabs und Gehilfe von Fritsch und Beck darum gekämpft hatte, dass das OKH die ihm notwendigerweise zukommende Stellung im Rahmen der Gesamtkriegführung im Fall eines Krieges erhalte.

Zweitens die Tatsache, dass das Oberkommando der Heeresgruppe den ganzen Winter hindurch vergeblich beim OKH einen Operationsplan durchzusetzen versuchen musste, der – wenigstens nach unserer Meinung – allein die Gewähr eines entscheidenden Sieges im Westen zu bieten schien. Ein Operationsplan, der dann schliesslich erst auf Hitlers Eingreifen hin zur Grundlage der Westoffensive gemacht worden

ist. Allerdings erst, nachdem ich selbst – zweifellos auf Grund unseres Drängens – durch das OKH von meinem Posten als Chef des Gen.Stabs d.H.Gr. entfernt worden war.

Diese beiden Tatsachen, «die Entmachtung des OKH» und der «Kampf um den Operationsplan für die Westoffensive», stellen im Wesentlichen die Vorgeschichte des Westfeldzuges dar, der dieser Abschnitt gewidmet ist. Sein späterer Verlauf ist bereits so weitgehend bekannt, dass ich ihn nicht noch einmal zu schildern brauche. Ich will aus ihm nur berichten, was ich als Kommandierender General eines Armeekorps selbst erlebte.

Immerhin, dem «Winter unsres Missvergnügens» ist doch ein «glorreicher Sommer» gefolgt!

4. Kapitel

DIE ENTMACHTUNG DES OKH

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. Süd wird nach dem Westen verlegt. Eindrücke über die Einstellung des OKH zur Frage einer Westoffensive. Hitler – v. Brauchitsch – Halder. OKH will nach dem Siege über Polen im Westen defensiv bleiben. Hitler befiehlt Offensive. Konflikt zwischen Hitler und v. Brauchitsch. Die Ansprache Hitlers vom 23. November 1939. Konnten wir im Westen defensiv bleiben? Wann war eine Offensive frühestens möglich? Die Pläne der Gegenseite. Alliierte Offensive erst nach Erreichen sicherer Überlegenheit ab 1941 geplant, bis dahin Abnutzungskrieg. Hoffnung auf Umsturz in Deutschland, der alliierte Offensive vielleicht früher ermöglichen könnte? Hätte das OKH seine Stellung gegenüber Hitler behaupten können?

Man nimmt im Allgemeinen an, dass die Ausschaltung des OKH oder des Generalstabes des Heeres als massgeblichen Faktors der Landkriegsführung erst von dem Zeitpunkt an zu rechnen sei, zu dem Hitler nach Verabschiedung des Generalfeldmarschalls v. Brauchitsch selbst neben der Wehrmachts- auch die Heer-Führung übernommen habe. Tatsache ist jedoch, dass diese Entmachtung des OKH bzw. Ausschaltung des Generalstabs praktisch – wenn auch noch nicht der Form nach – bereits in die Wochen fällt, die dem Polenfeldzug unmittelbar folgten.

Als ich am 21. Oktober 1939 in Zossen für das in Heeresgruppe A umbenannte Oberkommando der Heeresgruppe Süd die «Aufmarschanweisung Gelb» für die geplante Westoffensive entgegengenommen hatte, habe ich in meinem Tagebuch notiert: «Begleitmusik Halder, Stülpnagel, Greiffenberg recht niederziehend». General v. Stülpnagel war damals als Oberquartiermeister 1 die rechte Hand des Generalstabschefs Halder, Oberst v. Greiffenberg der Chef der Operationsabteilung des OKH.

Aus den Äusserungen der drei Herren konnte man unmissverständlich

entnehmen, dass das OKH in jener Aufmarschanweisung einen Kriegsplan herausgegeben hatte, der ihm von Hitler aufoktroiert worden war. Es war offenbar, dass diese drei führenden Köpfe der Heeresleitung, wie auch der Oberbefehlshaber des Heeres selbst, dem Gedanken an eine deutsche Offensive im Westen durchaus ablehnend gegenüberstanden. Sie hielten sie nicht für den richtigen Weg, den Krieg zu einem Abschluss zu bringen. Darüber hinaus aber war aus ihren Äusserungen auch zu entnehmen, dass sie nicht glaubten, das deutsche Heer werde in der Lage sein, im Westen eine durchschlagende Entscheidung zu erzwingen. Ein Eindruck, der sowohl in der Aufmarschanweisung seine Bestätigung fand, worauf noch näher einzugehen sein wird, wie er weiterhin bei den verschiedenen Besuchen des Oberbefehlshabers des Heeres und seines Generalstabschefs beim Ob.Kdo.d.H.Gr. verstärkt werden sollte.

Dass man über die Zweckmässigkeit und über die Erfolgsaussichten einer deutschen Offensive im Westen – insbesondere in jener Zeitspanne des Spätherbstes oder Winters 1939 – verschiedener Ansicht sein konnte, war klar. Das Erschreckende für mich war die Erkenntnis, in welchem Ausmass die Stellung des OKH im Rahmen der obersten Führung nunmehr abgesunken war. Und dies, nachdem es soeben einen der glänzendsten Feldzüge der deutschen Geschichte geführt hatte!

Gewiss, Hitler war auch schon früher – anlässlich der Sudetenkrise – über die Ansichten des OKH hinweggegangen. Aber in jenem Fall hatte es sich doch um etwas wesentlich anderes gehandelt. Es war nicht um eine Frage der militärischen Führung gegangen, sondern um eine *politische* Entscheidung. Nicht die Frage der Führung einer Operation des Heeres hatte die Grundlage der Differenz zwischen Hitler und dem OKH – in erster Linie dem Generalstabschef Beck – gebildet, sondern die Frage, ob ein Vorgehen gegen die Tschechoslowakei zu einem Eingreifen der Westmächte und damit zu einem Zweifrontenkrieg führen werde, dem das deutsche Heer nicht gewachsen sein konnte. Die Beurteilung *dieser* Frage war jedoch letzten Endes Sache der *politischen* Führung gewesen, in deren Hand es gelegen hatte, einer Entwicklung zum Zweifrontenkrieg mit politischen Massnahmen vorzubeugen. Wenn sich also damals der Oberbefehlshaber des Heeres dem Primat der Politik gebeugt hatte, so hatte er damit wohl eine schwere militärische Verantwortung auf sich genommen, aber doch nicht auf das ihm zukommende Prärogativ der militärischen Führung auf dem ureigenen Gebiet verzichtet.

Anlässlich der polnischen Krise war eine ähnliche Divergenz zwischen Hitler und dem OKH nicht in Erscheinung getreten. Jedenfalls hatten

wir Aussenstehenden nichts dergleichen gehört. Ich möchte glauben, dass das OKH damals – nachdem Hitler mit seiner politischen Beurteilung der Westmächte im Fall der Tschechoslowakei recht behalten hatte – hoffte, das gleiche werde auch hinsichtlich der Entwicklung im Herbst 1939 der Fall sein. In jedem Fall aber möchte ich annehmen, dass das OKH – genau wie wir bei der Heeresgruppe Süd – in den entscheidenden Tagen Ende August bis zuletzt angenommen hat, dass das Ganze wiederum auf eine politische Lösung ähnlich der in München gefundenen hinauslaufen werde. Im Übrigen aber hatte Hitler sich in die Führung des polnischen Feldzuges nicht eingemischt, wenn man von seinen Wünschen hinsichtlich der Gestaltung des Aufmarsches in Ostpreussen absieht, denen das OKH zustimmte.

Jetzt aber lagen die Dinge völlig anders. Zwar konnte nicht bestritten werden, dass die Frage, ob und wie der Krieg nach der Niederlage Polens weiterzuführen sein werde, eine Frage der *Gesamtkriegführung* darstellte, in der die letzte Entscheidung bei Hitler als dem Staatsoberhaupt und Oberbefehlshaber der Wehrmacht liegen musste.

Wenn aber diese Frage auf dem Wege einer Offensive zu Lande im Westen gelöst werden sollte, so musste doch für den Entschluss massgebend sein, *ob, wann* und *wie* das *Heer* diese Aufgabe werde lösen können. In diesen drei Fragen war das Primat der Heerführung unabdingbar.

In allen drei Punkten aber hatte Hitler das Oberkommando des Heeres vor eine vollendete Tatsache gestellt, als er – ohne vorherige Befragung des Oberbefehlshabers des Heeres – am 27. September den Oberbefehlshabern der drei Wehrmachtsteile seinen Entschluss kundgab, im Westen offensiv zu werden, und zwar noch im Herbst 1939 und unter Verletzung der Neutralität Hollands, Belgiens und Luxemburgs. Ein Entschluss, der alsbald seinen Niederschlag in einer dementsprechenden Weisung des OKW vom 9. Oktober 1939 fand.

Wie ich bei Empfang der «Aufmarschanweisung Gelb» am 21. Oktober 1939 aus den Äusserungen der oben erwähnten drei Herren feststellen musste, hatte das OKH sich mit dieser «capitis diminutio» abgefunden. Es hatte eine Weisung für eine Offensive herausgegeben, die es nach wie vor ablehnte. An deren – zum mindesten entscheidenden – Erfolg glaubten die führenden Köpfe des OKH auch nicht. Wobei zuzugeben war, dass Zweifel in dieser Hinsicht auf Grund des bestehenden Kräfteverhältnisses an der Westfront der Berechtigung nicht entbehrten.

Ich konnte daraus nur den Schluss ziehen, dass das OKH in diesem Fall als verantwortliche Instanz für die Landkriegführung resigniert und sich mit der Rolle des technischen, ausführenden Organs abgefunden habe.

Zum mindesten aber war das eingetreten, was s. Z. Generaloberst Beck und ich durch unsere Vorschläge für eine vernünftige Spitzengliederung im Kriege hatten abwenden wollen. Wir hatten damals *eine* Stelle gefordert, die als der einzig verantwortliche Berater des Staatsoberhauptes in den Fragen der militärischen Kriegführung zugleich die Heeres- wie die Gesamtkriegführung in ihrer Hand vereinigen sollte. Mindestens so lange, bis die Entscheidung auf dem Festlande gefallen sein würde, sollte entweder der Oberbefehlshaber des Heeres zugleich den Oberbefehl über die Wehrmacht führen oder ein für die Wehrmachtführung verantwortlicher Reichsgeneralstabschef zugleich über die Führung des Heeres bestimmen. Unter keinen Umständen aber sollte es dazu kommen, dass zwei Generalstäbe, der der Wehrmacht und der des Heeres, in die Führung des letzteren hineinredeten. Genau dies schien nunmehr eingetreten. Hitler mit seinem OKW bestimmte, welche Operation das Heer zu führen habe, aber auch wann und wie. Dem OKH blieb überlassen, die entsprechenden Befehle auszuarbeiten, auch wenn das, was es nunmehr durchzuführen hatte, seinen Ansichten nicht entsprach. Der Oberbefehlshaber des Heeres war vom Standpunkt des militärischen Ratgebers des Staatsoberhauptes auf den des zum Gehorsam verpflichteten Teilbefehlshabers heruntergedrückt worden. Dies sollte innerhalb kürzester Frist noch durch die Schaffung des «OKW-Kriegs-Schauplatzes» Norwegen aufs Deutlichste unterstrichen werden.

Stellt man die Frage, wie es zu einem solchen Beiseiteschieben des OKH hatte kommen können, so wird man die Antwort sowohl auf dem persönlichen Gebiet finden als auch in der Art, in der die Frage der Fortführung des Krieges nach der Niederlage Polens behandelt worden ist.

Hitler – v. Brauchitsch – Halder

Der Hauptgrund der oben skizzierten Entwicklung lag in der Persönlichkeit *Hitlers*, in seinem unbezähmbaren Machtrieb und in der Übersteigerung seiner Selbsteinschätzung, die durch seine unleugbaren politischen Erfolge erzeugt, durch die Speichelleckerei seiner Partei-Prominenz wie einiger Persönlichkeiten seiner Umgebung gefördert wurde. Dabei kam ihm, gegenüber seinen militärischen Gegenspielern, besonders zustatten, dass er nicht nur das Staatsoberhaupt, sondern zugleich als Oberbefehlshaber der Wehrmacht für letztere der militärische Vorgesetzte war. Zudem verstand er es meisterhaft, militärischen Partnern gegenüber politische und wirtschaftliche Argumente in die Waagschale zu werfen, die diese nicht ohne Weiteres widerlegen konnten, für deren

Bewertung auch nicht den Militärs, sondern dem Staatsmann das entscheidende Wort zukam. Letzten Endes ist es aber doch wohl der Machttrieb gewesen, der Hitler dazu geführt hat, neben der Rolle des Staatsoberhauptes und politischen Führers auch die Rolle des Feldherrn zu usurpieren. In dieser Hinsicht ist für mich ein Gespräch sehr aufschlussreich gewesen, das ich mit Hitler im Jahre 1943 geführt habe. Es war eine der Gelegenheiten, bei denen ich versucht habe, Hitler zu einer vernünftigen Regelung der militärischen Befehlsführung zu bewegen, d.h. praktisch von ihm den Verzicht auf die Führung der militärischen Operationen zugunsten eines voll verantwortlichen Generalstabschefs zu erlangen. Hitler bestritt dabei durchaus, dass ihm daran gelegen sei, «den Feldherrn zu spielen» (obwohl ihn zweifellos der Ruhm des Feldherrn gelockt hat). Was er vielmehr als das Entscheidende bezeichnete, war, dass er die *Macht*, dass er allein die Autorität habe, seinen Willen durchzusetzen. An die Macht allein glaubte er und sah sie in seinem Willen verkörpert. Daneben mag aber auch die Vermutung nicht ganz abwegig sein, dass Hitler nach dem polnischen Feldzug gefürchtet hat, die Verdienste der Generale könnten seinen eigenen Ruhm in den Augen des Volkes beeinträchtigen, und dass er deshalb von *vornherein* in der Frage der Führung des Westfeldzuges dem OKH gegenüber so diktatorisch aufgetreten ist.

Diesem Mann des unbezähmbaren Machtwillens, der zugleich von vollendeter Bedenkenlosigkeit war und zudem über eine hohe Intelligenz verfügte, standen die Generale v. Brauchitsch und Halder gegenüber. Dem Mann, der nicht nur vom Volke in seiner Stellung als Staatsoberhaupt bestätigt, sondern der zugleich der höchste militärische Vorgesetzte dieser Generale war.

Der Kampf hätte in jedem Fall ungleich gestanden, auch wenn die militärischen Gegenspieler Hitlers Andere gewesen wären.

Der spätere *Feldmarschall v. Brauchitsch* war ein sehr befähigter Soldat. Wohl hatte er auf den Führer- und Generalstabsreisen, die ich unter der Leitung der Generale Frhr. v. Hammerstein und Adam mitgemacht hatte, nicht ganz zu der Spitzenklasse gehört, die durch die Namen Frhr. v. Fritsch, Beck, v. Rundstedt, v. Bock und Ritter v. Leeb gekennzeichnet wurde. Aber er war jedenfalls nach diesen in die erste Reihe zu stellen und hat, wie die Ereignisse erwiesen haben, auch durchaus die Fähigkeiten, ein Heer zu führen, besessen.

Was seinen Charakter anbetrifft, so steht seine vornehme Lebensauffassung ausser Zweifel. Auch Willenskraft möchte ich ihm nicht absprechen, wenngleich sich diese nach meinen Eindrücken oft mehr negativ in der Form einer gewissen Sturheit ausdrückte als in schöpferischem

Willen. Er liess Entscheidungen lieber an sich herantragen, als dass er sie von sich ausgefällt und durchgesetzt hätte. Manchmal ist er ihnen wohl auch ausgewichen in der Hoffnung, um einen Kampf herumzukommen, dem er sich nicht gewachsen fühlte. Brauchitsch hat in vielen Fällen brav um die Belange des Heeres gekämpft, z.B. um die öffentliche Rehabilitierung des Generalobersten Frhr. v. Fritsch durch Hitler, obwohl er wusste, wie unbeliebt er sich bei letzterem dadurch machte. Der Tagesbefehl, den er anlässlich des Todes von Fritsch erliess, war ein Zeichen von Mut. Aber im Grunde war er keine Kämpfernatur. Seine Person voll in die Waagschale zu werfen, um seinen Willen durchzusetzen, ist kaum seine Sache gewesen. Jedenfalls hat Generaloberst Beck sich mir gegenüber sehr verbittert geäußert, dass Brauchitsch anlässlich der tschechischen Krise den Standpunkt des OKH doch nur mit halbem Herzen vertreten und ihn, Beck, dabei im Stich gelassen habe. Auf der anderen Seite aber ist denen, die, wie der ehemalige Botschafter in Rom, Herr v. Hassell, die Unschlüssigkeit von Brauchitsch in der Frage eines gewaltsamen Vorgehens gegen Hitler tadeln, doch folgendes entgegenzuhalten. Es ist etwas grundsätzlich anderes, als Politiker am Schreibtisch Umsturzpläne zu schmieden, wenn man selbst (wie damals Herr v. Hassell) keine Verantwortung mehr trägt, als wenn man als Führer des Heeres einen Staatsstreich durchführen soll, der im Frieden die Gefahr eines Bürgerkrieges heraufbeschwört, während er im Kriege den Sieg der äusseren Feinde herbeiführen wird.

Das Auftreten des Feldmarschalls v. Brauchitsch, einer eleganten Erscheinung von ausgesprochen aristokratischem Typ, war stets würdig. Er war korrekt und höflich, ja liebenswürdig, wenn auch diese Liebenswürdigkeit bei seinem Gegenüber nicht immer den Eindruck innerer Wärme hervorrief. Wie seinem Wesen das Kämpferische fehlte, das dem Gegner Achtung abnötigt oder zum mindesten Vorsicht empfiehlt, so hatte man bei ihm auch nicht den Eindruck einer mitreissenden, schöpferischen Persönlichkeit. Er wirkte im Allgemeinen kühl und zurückhaltend. Oft schien er irgendwie gehemmt zu sein und sicherlich war er leicht empfindlich. Mit solchen Eigenschaften konnte er wohl die Anhänglichkeit seiner näheren Umgebung gewinnen, die in ihm den «gentleman» achtete, aber sie reichten nicht aus, ihm das volle Zutrauen der Truppe zu sichern, das einen Mann wie Generaloberst Frhr. v. Fritsch getragen hatte; auch einem Mann wie Hitler konnte er nicht leicht imponieren. Gewiss, der General v. Seeckt war in viel höherem Masse kalt, ja unnahbar gewesen. Aber bei ihm hatte doch jeder das innere Feuer gespürt, das diesen Mann durchglühte, den eisernen Willen, der ihn zum «Herrn» machte. Beide Eigenschaften waren dem Feldmarschall v. Brauchitsch

nicht zuteil geworden, wie ihm andererseits die soldatische Unbekümmertheit fehlte, durch die sein Vorgänger, Generaloberst Frhr. v. Fritsch – abgesehen von seinen hohen militärischen Eigenschaften – sich die Herzen der Soldaten gewonnen hatte.

Wenn ich auf das Verhältnis des Feldmarschalls v. Brauchitsch zu Hitler komme, so bin ich überzeugt, dass er sich im Kampf mit diesem rücksichtslosen Willensmenschen innerlich aufgerieben hat. Es war ihm seiner Veranlagung, seiner Herkunft und seiner Erziehung nach nicht gegeben, diesem Mann mit den gleichen Waffen zu begegnen, die jener, gestützt auf seine Stellung als Staatsoberhaupt, bedenkenlos anwandte. Brauchitsch frass seinen Ärger, seine Empörung in sich hinein, zumal er Hitler dialektisch keineswegs gewachsen war. So zermürbte er sich innerlich selbst, bis ein Herzleiden ihn schliesslich zum Rücktritt veranlasste, der Hitler zu jenem Zeitpunkt sehr gelegen kam.

Gerechterweise wird man hinzufügen müssen, dass Brauchitsch sich von vornherein in einer wesentlich ungünstigeren Stellung Hitler gegenüber befunden hat, als seine Vorgänger. Zunächst war Hitler seit dem Abgang Blombergs als Oberbefehlshaber der Wehrmacht nicht nur das Staatsoberhaupt, sondern der militärische Vorgesetzte. Es war dies der letzte Stoss, den der Reichskriegsminister v. Blomberg dem Heer versetzt hatte, als er Hitler die Übernahme des Oberbefehls über die Wehrmacht vorschlug. Obwohl dahingestellt bleiben mag, ob nicht Hitler auch ohne diesen Vorschlag Blombergs zu jener Lösung gekommen wäre.

Vor allem aber war Hitler zurzeit der Amtsübernahme v. Brauchitschs bereits zu einer wesentlich anderen Einstellung gegenüber dem Heere und insbesondere gegenüber dem OKH gelangt, als in früheren Jahren. Zu Anfang seiner Regierungszeit hatte Hitler den militärischen Führern gegenüber zweifellos noch das Gefühl einer gewissen Hochachtung gezeigt und ihr Können respektiert. Eine Einstellung, die er z.B. gegenüber dem Feldmarschall v. Rundstedt bis zuletzt beibehalten hat, obwohl er diesen im Krieg zweimal von seinem Posten abberief.

Zwei Punkte waren es vor allem, die Hitler schon im Laufe der letzten Friedensjahre zu einer veränderten Einstellung gegenüber dem Heer geführt haben.

Zum ersten die Erkenntnis, dass das Heer unter Generaloberst Frhr. v. Fritsch (wie auch unter v. Brauchitsch) auf seinen traditionellen Anschauungen der Einfachheit und Ritterlichkeit sowie auf seinem soldatischen Ehrbegriff beharrte. So wenig Hitler dem Heer auch Illoyalität gegenüber dem Staat vorwerfen konnte, so deutlich war es doch, dass es nicht gewillt war, seine soldatischen Auffassungen zugunsten «nationalsozialistischen Gedankenguts» über Bord zu werfen. Ebenso deutlich war

aber auch, dass gerade diese Einstellung des Heeres dieses in weiten Kreisen des Volkes um so populärer machen musste. Während Hitler anfänglich Verdächtigungen, die aus Kreisen der Partei gegen hohe militärische Führer an ihn herangetragen wurden, zurückgewiesen hatte, so hatte die Hetze gegen das Heer, bei der Persönlichkeiten wie Göring, Himmler und Goebbels eine führende Rolle gespielt haben dürften, schliesslich doch ihre Früchte getragen. Auch der Reichskriegsminister v. Blomberg hat – wenn auch wohl unabsichtlich – das seine dazu beigetragen, um das Misstrauen Hitlers zu wecken, indem er allzu geflissentlich seine Aufgabe betonte, das Heer «an den Nationalsozialismus heranzuführen». Das Ergebnis dieser Hetze zeigte sich gelegentlich einer geradezu unverschämten Rede, die Göring im Frühjahr 1939 als der angeblich «älteste Offizier der Wehrmacht» vor einem Kreis hoher militärischer Führer hielt. In dieser Rede warf er der Armee – im Gegensatz zu den beiden anderen Wehrmachtsteilen – unverfroren ihre traditionsgebundene, nicht in das nationalsozialistische System passende Einstellung vor. Es war eine Rede, die der anwesende Generaloberst v. Brauchitsch unter gar keinen Umständen hätte einstecken dürfen.

Der zweite Punkt, der das Verhältnis des OKH zu Hitler belastete, war das, was er später als die «ewigen Bedenken der Generale», wenn nicht mit noch beleidigenderen Ausdrücken, zu bezeichnen liebte. Hierbei handelte es sich einmal um die Einstellung des OKH zur Frage des Tempos der Aufrüstung, deren übermässige Beschleunigung auf Kosten der Qualität der Truppe es mit vollem Recht zu bremsen versuchte. Zum anderen behauptete Hitler, dass er seine aussenpolitischen Erfolge stets gegen den Widerspruch der Generale, die zu ängstlich gewesen seien, habe erkämpfen müssen. Hierzu ist festzustellen, dass Generaloberst Frhr. v. Fritsch, also das OKH, wie aus dem Buch des Generals Hossbach («Zwischen Wehrmacht und Hitler») hervorgeht, weder im Fall der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, noch in dem der Rheinlandbesetzung gegen diese Absichten Hitlers Einspruch erhoben hat. Ebenso wenig ist dies seitens des Generals Beck (Generaloberst v. Brauchitsch war damals von Berlin abwesend) anlässlich des Entschlusses Hitlers zum Eingreifen in Österreich geschehen. Es war der Reichskriegsminister v. Blomberg, der zunächst gegen die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht aus aussenpolitischen Bedenken heraus Einspruch erhob, um diesen allerdings alsbald fallen zu lassen. Ebenso war es Blomberg, der gelegentlich der Rheinlandbesetzung – ohne Vorwissen des OKH – Hitler anheimstellte, die linksrheinischen Garnisonen wieder zurückzuziehen, als die Franzosen eine Teilmobilmachung anordneten. Die Tatsache, dass Hitler drauf und dran gewesen ist, dem Rat Blombergs

zu folgen und nur die Bemerkung des Reichsaussenministers Frhr. v. Neu-rath, man müsse nun die Nerven behalten, ihn davon wieder abgebracht hat, mag – in Erinnerung an die eigene Schwächeanwandlung – das Ressentiment Hitlers in der Folge, gegenüber der Generalität, allgemein verstärkt haben. Wenn im Übrigen das OKH in den Aufrüstungsjahren des Öfteren betont hat, dass das Heer noch keineswegs kriegsbereit sein könne, so war dies nichts anderes als seine Pflicht. Hitler hat – wenigstens offiziell – dieser Auffassung auch immer zugestimmt. Immerhin mögen diese Warnungen seine Abneigung gegen das OKH verstärkt haben. Der erste ausdrückliche Widerspruch gegen Hitlers aussenpolitischen Pläne ist gelegentlich jener Besprechung mit dem Aussenminister und den Oberbefehlshabern der drei Wehrmachtsteile vom 5. November 1937 erfolgt, in der Hitler erstmalig seine Absichten in bezug auf die Tschechoslowakei enthüllte. Dass er dabei sowohl auf den Widerspruch des Reichsaussenministers v. Neurath wie des Reichskriegsministers v. Blomberg und des Oberbefehlshabers des Heeres Frhr. v. Fritsch stiess, hat sicherlich dazu beigetragen, dass er die nächste Gelegenheit benutzte, sich dieser Warner zu entledigen.

Man vertritt heute vielfach die Meinung, dass die Hinnahme der Entlassung des Generaloberst Frhr. v. Fritsch durch die Generalität des Heeres Hitler gezeigt habe, er könne sich nunmehr gegenüber dem OKH alles erlauben. Ich will es dahingestellt sein lassen, ob Hitler seinerzeit diesen Schluss gezogen hat. Wenn er es tat, dann befand er sich über die Beweggründe der Generalität jedenfalls im Irrtum. Deren Haltung wurde damals nicht durch Schwächlichkeit bestimmt, sondern war eine Folge der Unkenntnis über die wahren Zusammenhänge jener Intrige, der Unfähigkeit für anständige Soldaten, ein solches Spiel der Staatsführung vorauszusetzen oder rechtzeitig zu durchschauen, und der praktischen Unmöglichkeit, unter den gegebenen Umständen und aus diesem Anlass einen Staatsstreich durchzuführen.

Dass Hitler ausserdem von den früher genannten Persönlichkeiten der Partei und anderen immer wieder das Thema der «ewigen Bedenken der Generale gegen seine grossen Ziele» vorgesungen worden ist, steht wohl ausser Zweifel.

So ist es sicher, dass Generaloberst v. Brauchitsch sich von Anbeginn in einer sehr schwierigen Stellung gegenüber Hitler befunden hat. Verhängnisvoll war darüber hinaus zweifellos, dass er sich bei Übernahme seines Amtes auf personelle Zugeständnisse einliess, wie die völlig ungerechtfertigte Verabschiedung hochverdienter Generale und die Besetzung des Heeres-Personalamts mit dem Bruder des Generals Keitel. Damit hatte Brauchitsch den ersten Schritt abwärts getan.

Verheerend für die Stellung des OKH gegenüber Hitler hat sich alsdann ausgewirkt, dass dieser in der Sudetenkrise gegenüber den Bedenken des OKH infolge der Nachgiebigkeit der Westmächte recht behielt. Dass Generaloberst v. Brauchitsch bei dieser Gelegenheit seinen Generalstabschef Beck opferte, konnte naturgemäss seine Stellung gegenüber Hitler nicht verstärken, sondern nur weiter schwächen.

Die zweite Persönlichkeit, die nach der Verabschiedung Becks als massgebende Figur des OKH Hitler gegenübertrat, der spätere *Generaloberst Halder*, war, was die militärische Befähigung anlangt, dem Feldmarschall v. Brauchitsch ebenbürtig. Jedenfalls haben beide vertrauensvoll zusammengearbeitet. Ich möchte glauben, dass Brauchitsch mit den operativen Vorschlägen Halders stets aus Überzeugung übereingestimmt hat. Wie die meisten aus dem bayerischen Generalstab hervorgegangenen Offiziere, beherrschte Halder alle Zweige der Generalstabstechnik hervorragend. Dazu war er ein unermüdlicher Arbeiter. Das Wort Moltkes «Genie ist Fleiss» war ihm wohl Wegweiser. Das heilige Feuer, das den wahren Feldherm beseelen soll, dürfte jedoch kaum in ihm geglüht haben. Es spricht für sein hohes Verantwortungsgefühl, wenn er vor dem Russlandfeldzug durch Studien der Heeresgruppenchefs und durch den Oberquartiermeister I, General Paulus, einen Operationsplan «erarbeiten» liess. Doch sollte die Grundkonzeption eines Feldzugsplans doch wohl im Kopf dessen geboren werden, der den Feldzug zu führen hat. In seinem Auftreten verfügte Halder nicht über die Eleganz v. Brauchitschs. In seinen Ausführungen war er unbestechlich sachlich. Ich habe selbst erlebt, wie er Hitler gegenüber seine Ansicht mit aller Deutlichkeit vertrat. Bei dieser Gelegenheit kam auch zum Ausdruck, mit welchem heissem Herzen Halder für die Belange der Truppe eintrat, wie sehr er mit ihr bei ihm aufgezwungenen falschen Entscheidungen litt. Nüchterne Sachlichkeit allein war leider keine Eigenschaft, die Hitler imponieren konnte. Das Schlagen eines Herzens für die Soldaten liess ihn kalt.

Letzten Endes ist Halder meines Erachtens an der Zwiespältigkeit seines Willens gescheitert. Er war, als er die Nachfolge Becks antrat, bereits ein erklärter Feind Hitlers. Nach Walter Görnitz («Der Deutsche Generalstab») hat Halder bei der Übernahme seines Amtes dem damaligen Generaloberst v. Brauchitsch erklärt, dies geschehe nur, um die Kriegspolitik Hitlers zu bekämpfen. Er hat, nach dem, was berichtet wird, mehrfach den Sturz Hitlers geplant, wie immer es auch um die praktische Durchführbarkeit dieser Absichten gestanden haben mag.

Auf der anderen Seite aber war Halder der deutsche und später auch Hitlers Generalstabschef, nachdem dieser den Oberbefehl auch über das Heer übernommen hatte. Nun mag es vielleicht einem Politiker gegeben

sein, die Doppelrolle eines verantwortlichen Beraters und eines Verschwörers zu spielen. Soldaten pflegen für ein derartiges Doppelspiel nicht geeignet zu sein. Vor allem aber ist nach deutscher Tradition ein Generalstabschef ohne ein Vertrauensverhältnis zu seinem Oberbefehlshaber nicht denkbar. Selbst wenn man – was bis dahin für deutsche Verhältnisse völlig unvorstellbar war – angesichts des Wirkens Hitlers die Möglichkeit zugesteht, dass ein Generalstabschef *im Frieden* den Sturz des Staatsoberhauptes und Oberbefehlshabers der Wehrmacht hätte planen können, so musste doch die Doppelrolle eines Verschwörers und Generalstabschefs *im Kriege* in ein unlösbares Dilemma führen. Als Generalstabschef war es Halders Pflicht, mit allen Kräften für den Sieg des Heeres, für dessen Führung er mitverantwortlich war, zu arbeiten, also für das Gelingen der militärischen Unternehmungen seines Oberbefehlshabers. In seiner zweiten Rolle aber konnte er diesen Sieg nicht wünschen. Es kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, dass Generaloberst Halder sich in diesem Zwiespalt für seine militärische Pflicht entschieden und alle seine Kräfte eingesetzt hat, dem deutschen Heer in dessen schwerem Kampfe zu dienen. Andererseits verlangte seine zweite Rolle, dass er sich unter allen Umständen in seiner Stellung behauptete, von der er hoffte, dass sie ihm eines Tages die Möglichkeit geben würde, Hitler aus den Angeln zu heben. Dazu aber musste er sich dessen militärischen Entscheidungen auch dann beugen, wenn er mit ihnen nicht übereinstimmte. Er blieb sicherlich in erster Linie, weil er glaubte, durch sein Ausharren in der Stellung des Generalstabschefs das Heer vor den Folgen militärischer Fehlentschlüsse Hitlers bewahren zu können. Aber er hatte dafür den Preis zu zahlen, Befehle Hitlers auszuführen, denen er aus militärischer Überzeugung nicht zustimmen konnte. An diesem Zwiespalt musste er sich innerlich zerreiben und schliesslich scheitern. Sicher aber ist, dass Generaloberst Halder im Interesse der Sache, nicht seiner Person, in der Stellung des Generalstabschefs so lange ausgeharrt hat.

Ich habe versucht, die beiden Persönlichkeiten zu schildern, unter denen sich im Herbst 1939 das vollzog, was man kaum anders als die «Entmachtung des OKH» bezeichnen kann. Aus dem Gesagten wird verständlich, dass und warum diese beiden an sich hochwertigen Soldaten einem Mann wie Hitler nicht gewachsen sein konnten. Immerhin, dass die Zurückdrängung des OKH in die Funktion einer nurmehr ausführenden Instanz sich ausgerechnet nach seinen glänzenden Siegen in Polen vollzog, hatte seinen Grund auch in der Art, in der die Frage der Weiterführung des Krieges von Seiten Hitlers wie von der des OKH behandelt worden ist.

Vor und bei Kriegsbeginn war es selbstverständlich gewesen, dass man sich deutscherseits allein auf die Defensive im Westen eingestellt hatte. Wer hätte erwarten können, dass die Westmächte Polen, dem sie eine Garantie gegeben hatten, so schmähslich im Stich lassen würden? Aus ihrem schwächlichen Vorstoss in das Vorfeld des Westwalls, im Saargebiet, dem alsbald das Zurückgehen auf französisches Gebiet folgte, konnte nicht einmal auf Vorbereitung einer später beabsichtigten grossen Offensive geschlossen werden.

Hatte man in sicherer Erwartung einer solchen nur abwarten können, ob es gelingen würde, sie am Westwall zum Stehen zu bringen oder – wenn sie etwa durch Luxemburg und Belgien in Richtung auf das Ruhrgebiet vorgetragen würde – nach Freiwerden von Kräften in Polen einen Gegenschlag zu führen, so schuf nunmehr die Zurückhaltung der Westmächte eine völlig neue Lage. Selbst wenn man die Methodik der französischen Führung und die Schwerfälligkeit der Briten in Rechnung stellte, war nicht mehr zu erwarten, dass sie vorerst zu einer Offensive schreiten würden, nachdem Polen niedergerungen war und die Gesamtheit des deutschen Heeres für den Westen zur Verfügung stand. Das Schicksal Polens aber war spätestens am 18. September besiegelt, als die Entscheidung an der Bzura gefallen war und die Sowjets tags zuvor die polnische Ostgrenze überschritten hatten. Spätestens zu diesem Zeitpunkt hätte also ein Gedankenaustausch zwischen Hitler und dem Oberbefehlshaber des Heeres über die Frage, wie man nunmehr im Westen zu verfahren habe, einsetzen müssen. Dies ist jedoch, soweit man aus den bisher erschienenen Veröffentlichungen (in erster Linie aus den Büchern des Generals von Lossberg, des damaligen ersten Generalstabsoffiziers im OKW, und des Ministerialrats Greiner, Kriegstagebuchführer des OKW) entnehmen kann, nicht der Fall gewesen.

Man darf annehmen, dass die Reaktion auf den glänzenden Erfolg in Polen wie auf die unerwartete Zurückhaltung der Westmächte bei Hitler und bei den führenden Köpfen des OKH völlig verschieden gewesen ist. Die Tatsache, dass das französisch-britische Heer im Westen nicht zur Offensive angetreten war, hat Hitler zweifellos als Zeichen einer Schwäche gedeutet, die es ihm erlauben werde, seinerseits im Westen zum Angriff überzugehen. Die glänzenden Erfolge im polnischen Feldzug brachten ihn zudem zu der Überzeugung, dass das deutsche Heer schlechthin jeder Aufgabe gewachsen sein müsse. Das OKH war keineswegs der letzteren Meinung, wie noch näher erläutert werden wird. Aus der militärischen Zurückhaltung der Westmächte konnte man andererseits schliessen, diese seien vielleicht nur in den Krieg eingetreten, um das Gesicht zu wahren. Daher müsse es möglich sein, mit ihnen doch noch

zu einer Verständigung zu kommen. Bei General Halder mag möglicherweise auch der Gedanke eine Rolle gespielt haben, eine solche Verständigung notfalls unter Ausschaltung Hitlers anzubahnen. In diesem Falle würde eine deutsche Offensive im Westen zu jenem Zeitpunkt durchaus abwegig gewesen sein.

Wie dem auch sei, das OKH konnte sich jedenfalls darauf stützen, dass Hitler bis dahin niemals den Gedanken einer Offensive im Westen, selbst nach Niederwerfung Polens, in Erwägung gezogen hatte. Hierfür habe ich einen untrüglichen Beweis im Verlaufe des Winters 1939/40 erhalten. Als wieder einmal von Hitler das vorbereitende Stichwort zum Anlaufen der Bereitstellungsmärsche für die Westoffensive gegeben worden war, erschien bei mir der Chef der Luftflotte, die mit der Heeresgruppe A zusammenzuarbeiten hatte, General Sperrle, und erklärte, dass seine Verbände von den aufgeweichten Flugplätzen nicht starten könnten. Auf meinen Einwand, dass man ja seit Monaten Zeit genug gehabt habe, feste Startbahnen zu schaffen, erklärte Sperrle, Hitler habe jegliche derartige Arbeiten, die für eine spätere Offensive in Frage kommen könnten, seinerzeit strikt untersagt. Desgleichen war übrigens auch die Munitionsfertigung nicht in dem Umfange angelaufen, wie es im Fall einer beabsichtigten Offensive im Westen notwendig erschienen wäre.

Offenbar hat das OKH geglaubt, dass diese Auffassung Hitlers unabänderlich sei und sich damit in dessen Mentalität getäuscht. Wie Greiner berichtet, hat das OKH während der zweiten Hälfte des September, als die Entscheidung in Polen heranreifte, durch General Heinrich v. Stülpnagel eine Studie über die weitere Führung des Krieges im Westen ausarbeiten lassen. Stülpnagel war in dieser Studie zu dem Schluss gekommen, dass das Heer vor 1942 materiell nicht in der Lage sein werde, die Maginotlinie zu durchbrechen. Die Möglichkeit ihrer Umgehung durch Belgien und Holland hatte er nicht in Betracht gezogen, da die Reichsregierung erst kurz zuvor diesen Ländern die Achtung ihrer Neutralität zugesichert hatte. Auf Grund dieser Studie und der vorerwähnten früheren Einstellung Hitlers hat das OKH offenbar die Folgerung gezogen, dass man im Westen weiterhin defensiv zu bleiben habe. Es hat dementsprechend mit Abschluss des Polenfeldzuges die Verstärkung der Defensivgliederung des Heeres im Westen angeordnet, offenbar ohne sich zuvor des Einverständnisses von Hitler zu vergewissern.

Bei der völlig neuen Lage, die durch den restlosen Zusammenbruch Polens geschaffen war, bedeutete ein solches Verfahren nichts anderes, als dass das OKH Hitler die Vorhand überliess hinsichtlich seiner Entschlussfassung über etwaige neue Pläne. Dies war gewiss nicht der rich-

tige Weg der militärischen Führung, sich den Einfluss auf die Weiterführung des Krieges, wie immer diese auch aussehen sollte, zu sichern. Im Übrigen konnte auch das Ergebnis jener Studie nicht als eine Lösung der Frage der weiteren Kriegführung angesehen werden. Wenn man bis 1942 warten wollte, um die Maginotlinie zu durchbrechen, dann würden aller Voraussicht nach bis dahin die Westmächte den Rüstungsvorsprung Deutschlands aufgeholt haben. Darüber hinaus aber würde man aus einem erfolgreichen Durchbruch der Maginotlinie niemals eine Entscheidung bringende Operation haben entwickeln können. Gegenüber mindestens 100 Divisionen, die auf der Gegenseite schon 1939 zur Verfügung standen, wäre eine Entscheidung auf diesem Wege niemals zu erreichen gewesen. Selbst wenn der Gegner zur Verteidigung der Maginotlinie starke Kräfte einsetzte, wären ihm immer 40 bis 60 Divisionen als operative Reserve verfügbar geblieben, die genügt hätten, selbst einen breiten Durchbruch durch die Befestigungsfront alsbald aufzufangen. Der Kampf wäre unzweifelhaft entscheidungslos im Stellungskrieg versickert. Dies konnte nicht das Ziel der deutschen Kriegführung sein.

Natürlich kann man nicht annehmen, dass Generaloberst v. Brauchitsch und sein Generalstabschef der Meinung gewesen seien, mit einer rein defensiven Kriegführung auf die Dauer weiterzukommen. Jedoch setzten sie wohl vorerst ihre Hoffnung auf eine noch mögliche Verständigung mit den Westmächten oder darauf, dass diese selbst schliesslich offensiv werden würden. Die Entscheidung über die erstere Möglichkeit aber lag ausserhalb ihrer Machtsphäre. Die Hoffnung auf eine Offensive der Westmächte war unreal, wie später noch nachgewiesen werden wird. Tatsächlich lagen die Dinge so, dass das Frühjahr 1940 vom militärischen Standpunkt aus wohl der früheste, zugleich aber auch der letzte Zeitpunkt sein würde, zu dem man deutscherseits hoffen konnte, eine Offensive im Westen zum Erfolg zu führen.

Hitler hat nach Angabe von Greiner zwar die oben erwähnte Denkschrift des Generals von Stülpnagel nicht zur Kenntnis erhalten, doch habe er zweifellos gewusst, dass das OKH weiterhin im Westen in der Defensive verharren wolle. An die Stelle einer rechtzeitigen Aussprache über die Frage der Weiterführung des Krieges, die spätestens Mitte September hätte stattfinden müssen, trat nunmehr das *fait accompli*, vor das Hitler den Oberbefehlshaber des Heeres durch seinen Entschluss vom 27. September und die diesem folgende Weisung des OKW vom 9. Oktober stellte. Ohne vorherige Befragung des Oberbefehlshabers des Heeres gab er dabei nicht nur den Befehl, nunmehr im Westen offensiv zu werden, sondern entschied zugleich auch über die Frage des Wann

und Wie. Fragen, die unter gar keinen Umständen ohne Mitwirkung des Oberbefehlshabers des Heeres hätten entschieden werden dürfen. Hitler verlangte die Offensive zum frühest möglichen Zeitpunkt, jedenfalls aber noch im Herbst 1939. Zunächst hat er nach General von Lossbergs Angabe als Termin den 15. Oktober gesetzt. Eine Frist, die – selbst wenn sie transporttechnisch ausgereicht haben würde – zur Voraussetzung gehabt hätte, dass man die Panzerverbände und die Luftwaffe in Polen spätestens mit Abschluss der Schlacht an der Bzura frei machte, was an sich möglich gewesen wäre. Des Weiteren hatte Hitler von vornherein auch festgelegt, *wie* die beabsichtigte Offensivoperation zu führen sei, nämlich unter Umgehung der Maginotlinie durch Belgien und Holland.

Dem Oberbefehlshaber des Heeres sollte also lediglich die technische Durchführung einer Operation verbleiben, zu der er grundsätzlich nicht gehört worden war und der er eine Aussicht auf durchschlagenden Erfolg jedenfalls im Herbst 1939 nicht zubilligen konnte.

Fragt man, wie es möglich war, dass der Oberbefehlshaber des Heeres durch Eingehen auf die Absichten Hitlers einer derartigen *capitis diminutio* seiner Stellung zustimmen konnte, so scheint mir Greiner in seinem Buch «Die Oberste Wehrmachtführung» eine möglicherweise zutreffende Antwort gegeben zu haben. Er meinte, Generaloberst v. Brauchitsch sei wohl der Ansicht gewesen, mit einem sofortigen Widerspruch doch nicht durchzukommen. Eine Ansicht, die übrigens auch General v. Lossberg auf Grund seiner Kenntnis Hitlers und dessen damaliger Einstellung vertritt. Dagegen habe der Generaloberst wohl gehofft – wenn er zunächst guten Willen zeige – Hitler doch noch von seinem Plan abbringen zu können. Auch möge er damit gerechnet haben, dass die Wetterlage die Durchführung der Offensive im Spätherbst oder Winter praktisch unmöglich machen würde. Konnte man die Entscheidung auf diesem Wege aber bis in das nächste Frühjahr hinausschieben, dann würde sich vielleicht doch die Möglichkeit finden, den Krieg auf dem Wege eines politischen Übereinkommens zu beenden.

Wenn dies die Gedanken des Oberbefehlshabers des Heeres und seines Generalstabschefs gewesen sind, so haben sie, was den Einfluss der Wetterlage angeht, recht behalten.

Der Gedanke aber, Hitler einen derartig grundlegenden Entschluss wieder «ausreden» zu können, und sei es selbst durch den General v. Reichenau, den das OKH alsbald dazu vorschickte, war m. E. völlig aussichtslos. Es sei denn, das OKH hätte eine andere, bessere, Hitler imponierende Lösung vorschlagen können.

Eine Möglichkeit, den Krieg zu jener Zeit auf dem Wege friedlicher

Verständigung zu beenden, hat sich andererseits nicht gezeigt. Das Friedensangebot, das Hitler nach dem polnischen Feldzug an die Westmächte richtete, stiess auf völlige Ablehnung. Im Übrigen würde Hitler sich zu einer vernünftigen Regelung der polnischen Frage, die eine Verständigung mit dem Westen ermöglichen hätte, wohl auch nicht bereitgefunden haben. Ganz abgesehen davon, dass eine solche praktisch kaum mehr vorstellbar war, nachdem die Sowjetunion bereits die östliche Hälfte Polens geschluckt hatte. Es ist auch durchaus zweifelhaft, ob Deutschland *ohne* Hitler damals zu einem ehrenvollen Frieden wirklich noch hätte kommen können. Vor allem, wie sollte Hitler damals gestürzt werden? Falls General Halder im Oktober 1939 erneut den Plan eines militärischen Vorgehens gegen Berlin verfolgt hat, so kann ich dazu nur sagen, dass er damit bei der Truppe nach den Siegen über Polen noch weniger Gefolgschaft gefunden haben würde, als im Herbst 1938.

Zunächst also ging Generaloberst v. Brauchitsch auf die Absichten Hitlers ein. Das OKH bearbeitete die «Aufmarschanweisung Gelb» nach den von Hitler gegebenen Richtlinien. Alsdann aber versuchte der Oberbefehlshaber des Heeres, unterstützt von seinem Generalstabschef, wie Greiner berichtet, am 27. Oktober aus militärischen Gründen die Verschiebung der Offensive auf eine günstigere Jahreszeit, also wohl bis in das Frühjahr 1940, von Hitler zu erreichen. Der gleiche Vorschlag war letzterem, wie ebenfalls Greiner berichtet, bereits einige Tage zuvor durch General v. Reichenau – wahrscheinlich auf Wunsch des Generaloberst v. Brauchitsch – gemacht worden. Im Übrigen konnte sich der Oberbefehlshaber des Heeres in dieser Hinsicht zweifellos mit allen Oberbefehlshabern der Westfront einig wissen. Obwohl Hitler die ihm vorgetragenen Argumente nicht rundweg ablehnte, blieb es doch bei dem von ihm bereits am 22. Oktober festgesetzten Termin des 12. November für den Beginn der Offensive.

Am 5. November hat dann der Oberbefehlshaber des Heeres erneut den Versuch gemacht, Hitler umzustimmen. Es war dies der Tag, an dem – falls der Angriff wirklich am 12. November beginnen sollte – das Stichwort für das Anlaufen der Versammlungsmärsche ausgegeben werden musste.

Bei dieser Unterredung, die unter vier Augen stattfand (Keitel wurde nach Angabe von Greiner erst später hinzugezogen), deren Ergebnis aber doch bekannt wurde, ist es zu einem meiner Ansicht nach nicht reparablen Bruch zwischen Hitler und dem Generaloberst gekommen. Letzterer hat, wie Greiner über Keitel gehört hat, Hitler ein Memorandum vorgelesen, in dem alle Gründe, die gegen eine Offensive sprachen, zusammengefasst waren. Neben den ganz zweifellos unanfechtbaren Grün-

den gegen eine Offensive im Herbst (Wetterlage, unfertiger Zustand der Neuaufstellungen usw.) führte der Generaloberst einen Grund an, der Hitler in hellen Zorn versetzte. Es war eine Kritik an den Leistungen der Truppe im polnischen Feldzug. Er gab der Meinung Ausdruck, dass die Infanterie nicht den gleichen Angriffsgeist wie 1914 gezeigt, und dass überhaupt die Festigkeit der Truppe in Bezug auf Disziplin und Ertragen von Belastungen infolge des überstürzten Tempos der Wiederaufrüstung nicht durchweg genügt habe. Hätte Generaloberst v. Brauchitsch diese Ansicht im Kreise militärischer Führer geäußert, so würde er Verständnis gefunden haben. Der Vorwurf zwar, dass die Infanterie nicht den gleichen Angriffsgeist gezeigt habe wie 1914 – zumindest in solcher Verallgemeinerung – war unberechtigt. Er beruhte auf einer Verken- nung der Wandlung, die der Infanterieangriff inzwischen erfahren hatte. Angriffsmethoden von 1914 waren einfach nicht mehr denkbar. Andererseits war nicht zu bestreiten – was am Anfang jedes Krieges bei noch unerprobten Truppen vorkommt –, dass an einzelnen Stellen Truppenteile namentlich in Ortsgefechten Zeichen von Nervosität ge- zeigt hatten. Ebenso hatten verschiedentlich höhere Kommandobehörden Anlass gehabt, gegen auftretende Disziplinlosigkeiten scharf einzuschrei- ten. Kein Wunder, wenn man bedenkt, in welchem Ausmasse die Reichs- wehr von 100'000 Mann in wenigen Jahren zu einem Millionenheer aufgebläht und welch grosser Teil der Truppen überhaupt erst bei der Mobilmachung aufgestellt worden war. Dies alles aber konnte – wenn man die Erfolge des polnischen Feldzuges in Betracht zog – noch nicht zu dem Schluss führen, dass das Heer aus *diesem* Grunde nicht in der Lage sei, eine Offensive im Westen zu führen. Hätte sich Generaloberst v. Brauchitsch darauf beschränkt, klar zum Ausdruck zu bringen, dass die *neuaufgestellten* Divisionen mangels Ausbildung und genügender innerer Festigung noch nicht angriffsfähig seien und sein konnten, dass man aber die Offensive nicht nur mit den bereits bewährten aktiven Divisionen führen könne, so wäre er auf unanfechtbarem Boden geblie- ben, ebenso wie dies hinsichtlich der Bedenken in Bezug auf die Jahres- zeit der Fall war. Das vorerwähnte Argument in seiner Verallgemeine- rung aber war genau das, was er Hitler gegenüber am allerwenigsten hätte vorbringen sollen. Denn dieser fühlte sich als Schöpfer der neuen Wehrmacht, die nun als unzureichend bezeichnet wurde. Dabei war er insofern im Recht, als ohne seinen politischen Wagemut, ohne die Ener- gie, mit der er die Aufrüstung betrieben hatte und ohne die von der nationalsozialistischen Bewegung getragene Belebung des Wehrgeistes auch in den Schichten des Volkes, die diesen zu Zeiten der Weimarer Republik verfeimt hatten, diese Wehrmacht nicht die 1939 erreichte

Stärke gewonnen hätte. Was Hitler geflissentlich übersah, war die Tatsache, dass ebenbürtig neben seiner Leistung die der ehemaligen Reichswehr stand. Denn ohne deren geistige und materielle Vorarbeit, ohne die Hingabe der aus ihr stammenden Offiziere und Unteroffiziere hätte Hitler weder die Wehrmacht erhalten, die er nunmehr als «seine Schöpfung» ansah, noch hätten die Siege in Polen erfochten werden können.

Mit den Bedenken, die Generaloberst v. Brauchitsch Hitler, dem Diktator mit bereits weit übersteigertem Selbstbewusstsein, vortrug, hat er genau das Gegenteil von dem erreicht, was er beabsichtigte. Hitler schob alle sachlichen Argumente des Oberbefehlshabers beiseite, empörte sich über die Kritik, die der Generaloberst an seinem – Hitlers – Werk zu üben gewagt hatte und brach die Unterredung brüsk ab. Er bestand auf dem Angriffstermin vom 12. November.

Nun griff jedoch zum Glück der Wettergott ein und erzwang eine Verschiebung, ein Vorgang, der sich dann allein bis Ende Januar 1940 noch 15mal wiederholen sollte.

Wenn also das OKH auf diese Weise auch hinsichtlich des möglichen Angriffstermins gegenüber Hitler recht behalten hat, so war doch durch die vorgeschilderte Entwicklung eine Führungskrise eingetreten, deren Folgen sich im weiteren Verlauf des Krieges verheerend fühlbar machen sollten. Zunächst zeigte sie sich darin, dass sich Hitler und Brauchitsch nicht mehr sahen. Jedenfalls hat mir der erste Generalstabsoffizier der Operationsabteilung, der spätere General Heusinger, am 18. Januar 1940 gesagt, Brauchitsch sei seit dem 5. November nicht mehr bei Hitler gewesen. Ein in der gegebenen Lage völlig unmöglicher Zustand. Eine weitere Folge des Bruchs vom 5. November war die Ansprache, die Hitler am 23. November an die in die Reichskanzlei befohlenen Oberbefehlshaber, Kommandierenden Generale und Generalstabschefs hielt. Ich kann es mir versagen, im Einzelnen auf diese Ansprache einzugehen, da sie durch andere Veröffentlichungen bereits bekannt ist. Das Wesentliche war, dass Hitler in ihr seinen unwiderruflichen Entschluss, sobald als möglich im Westen offensiv zu werden, betonte, wobei er bereits Zweifel äusserte, wie lange das Reich im Osten noch Rückenfreiheit haben werde. In Bezug auf die sachliche Begründung der grundsätzlichen Notwendigkeit, im Westen offensiv zu werden, waren die Ausführungen Hitlers durchdacht und m. E. überzeugend (abgesehen von der Frage des Zeitpunkts der Offensive). Im Übrigen war seine Rede ein massiver Angriff auf das OKH und darüber hinaus auf die Generalität des Heeres überhaupt, die seinem Wagemut immer Hemmnisse in den Weg lege. In dieser Hinsicht war diese Rede das unsachlichste, was ich je von Hitler gehört habe. Der Oberbefehlshaber des Heeres zog die einzig mög-

liche Konsequenz und forderte seinen Abschied. Hitler lehnte diese Lösung jedoch ab. Dass die Führungskrise damit in keiner Weise gelöst war, versteht sich von selbst. Jedenfalls blieb es dabei, dass das OKH sich in die Lage versetzt sah, eine Offensive vorzubereiten, die es nicht billigte. Der Oberbefehlshaber des Heeres blieb als Berater für die Gesamtkriegführung ausgeschaltet und auf das Niveau eines ausführenden Generals herabgedrückt.

Geht man den Gründen nach, die zu einer derartigen Entwicklung des Verhältnisses zwischen Staatsoberhaupt und Heerführung und damit zur Entmachtung der letzteren geführt haben, so mag das Entscheidende der Machtrieb Hitlers, seine sich immer mehr steigende Selbstüberschätzung, gewesen sein. Beides ergänzt durch die Hetze von Leuten wie Göring und Himmler gegen «die Generale». Aber man wird doch auch sagen müssen, dass das OKH Hitler durch die Art, in der es die Frage der Weiterführung des Krieges nach Abschluss des Polenfeldzuges behandelte, sein Beiseiteschieben nicht unbeträchtlich erleichtert hat.

Das OKH hat durch seinen Entschluss, weiterhin im Westen defensiv zu bleiben, Hitler die Vorhand gelassen! Obwohl es fraglos in erster Linie Sache des OKH sein musste, dem Staatsoberhaupt vorzuschlagen, was geschehen solle, nachdem das Heer – wirksam unterstützt von der Luftwaffe – Polen so schnell niedergeworfen hatte.

Das OKH war zweifellos im Recht, wenn es im Herbst 1939 den Standpunkt vertrat, dass Jahreszeit und unfertiger Stand der neu aufgestellten Verbände eine Offensive zurzeit noch nicht ratsam erscheinen liessen. Aber mit solcher Feststellung und den Anordnungen für eine Verstärkung der Defensivgliederung im Westen war noch keineswegs die Frage beantwortet, wie man den Krieg militärisch zu einem guten Ende führen sollte. Diese Frage aber hatte das *OKH* zu beantworten, wenn es seinen Einfluss auf die Gesamtkriegführung zur Geltung bringen wollte!

Es war sicherlich das gute Recht des Oberbefehlshabers des Heeres, den Weg einer politischen Verständigung mit den Westmächten zu empfehlen. Was aber sollte geschehen, wenn sich keine Aussicht auf eine solche Verständigung eröffnete? Gerade einem Mann wie Hitler gegenüber war es notwendig – auch wenn im Augenblick eine Offensive im Westen noch nicht tunlich erschien – von Seiten des OKH schon jetzt den *militärischen* Weg zur Beendigung des Krieges aufzuzeigen.

In Bezug auf diesen Weg ging es nach Abschluss des polnischen Feldzuges um die Erwägung von drei Fragen:

Erstens: *Konnte* der Krieg bei weiterem Verharren in der Defensive zu einem günstigen Ende gebracht werden oder würde ein solches

nur auf dem Wege einer siegreichen deutschen Offensive im Westen zu erreichen sein?

Zweitens: *Wann* konnte gegebenenfalls eine solche Offensive mit Aussicht auf entscheidenden Erfolg geführt werden?

Drittens: *Wie* musste sie geführt werden, um zu einer durchschlagenden Entscheidung auf dem Festlande zu kommen?

Hinsichtlich der ersten Frage gab es zwei Möglichkeiten:

Entweder das Reich gelangte nach der Niederlage Polens zu einer Verständigung mit den Westmächten. Die Gangbarkeit dieses Weges musste das OKH von vornherein skeptisch beurteilen. Einmal im Hinblick auf den britischen Nationalcharakter, der ein Einlenken Grossbritanniens wenig wahrscheinlich machte. Zum anderen, weil kaum darauf zu rechnen war, dass Hitler nach dem Siege über Polen noch zu einer vernünftigen Regelung der deutsch-polnischen Grenzfrage im Sinne eines Kompromisses bereit sein würde. Schliesslich weil er Polen – um zu einer Verständigung mit den Westmächten zu kommen – gar nicht wiederherstellen konnte, nachdem er dessen östliche Hälfte bereits den Sowjets überlassen hatte. Eine Tatsache, die auch keine andere deutsche Regierung, die etwa nach einem Sturz Hitlers ans Ruder gekommen wäre, mehr aus der Welt hätte schaffen können.

Die zweite Möglichkeit, auf dem Wege des Verharrens in der Defensive im Westen zu einer erfolgreichen Beendigung des Krieges zu gelangen, hätte sich ergeben können, wenn die Westmächte ihrerseits sich doch noch zu einer Offensive entschliessen würden. Dann würde sich für die deutsche Führung die Aussicht ergeben haben, im *Gegenschlage* zu einer siegreichen Entscheidung im Westen zu kommen. Dieser Gedanke tritt in den «Gesprächen mit Halder» hervor, wenn dieser von einer «Operation im Nachzuge» spricht. Nach einer Mitteilung des Generals Heusinger hat dieser Gedanke in den Erwägungen des OKH jedoch erst viel später eine Rolle gespielt, nämlich etwa im Dezember, nicht aber in der für die Stellung des OKH entscheidenden Phase um die Wende der Monate September/Okttober.

Zweifellos hatte der Gedanke einer Operation aus der Nachhand etwas sehr Bestechendes. Dem Gegner die Schwierigkeiten einer Offensive gegen den Westwall oder das Odium einer Verletzung der Neutralität Luxemburgs, Belgiens, vielleicht sogar Hollands, zuzuschieben, musste äusserst verlockend erscheinen. Aber handelte es sich dabei – wenigstens für absehbare Zeit – nicht um einen Wunschgedanken, dessen Verwirklichung mehr als unwahrscheinlich war? Die Westmächte hatten eine Offensive nicht gewagt zu dem Zeitpunkt, zu welchem die Masse der deutschen Kräfte in Polen gebunden war. Konnte man an-

nehmen, dass sie nunmehr angreifen würden, nachdem die Wehrmacht ihnen in voller Stärke gegenüberstand? Ich glaube – und war auch zu jener Zeit dieser Überzeugung –, dass diese Voraussetzung für eine deutsche «Operation im Nachzuge» damals nicht als gegeben angesehen werden konnte.

Diese Auffassung hat eine eindeutige Bestätigung gefunden in einem «Kriegsplan», der auf Befehl des alliierten Oberbefehlshabers, des Generals Gamelin, zu jener Zeit entworfen worden und später in die Hände der deutschen Truppen gefallen ist. Die Gedankengänge dieses «Kriegsplans» sind folgende:

Die alliierten Streitkräfte werden *nicht vor Frühjahr 1941* die materielle Stärke erreicht haben, die es ihnen ermöglichen kann, Deutschland im Westen offensiv entgegenzutreten. Das Erreichen der zahlenmässigen Überlegenheit der Erdstreitkräfte bedingt die Gewinnung weiterer Verbündeter.

Die Engländer sind *nicht* bereit, *vor 1941* an einer grossen *Offensive* teilzunehmen. Ausgenommen im Fall eines teilweisen Zusammenbruchs Deutschlands. (In dieser Bemerkung, mit der offensichtlich auf die Hoffnung eines Umsturzes hingeeht, zeigt sich, was wir im Fall eines Staatsstreiches zu erwarten gehabt hätten.)

Hauptaufgabe der Westmächte für das Jahr 1940 müsse sein, die *Unversehrtheit des französischen Gebiets* sicherzustellen, im Fall eines deutschen Angriffs auf Belgien und Holland diesen Ländern selbstverständlich zu Hilfe zu eilen.

Daneben solle angestrebt werden, weitere *Abnutzungskriegsschauplätze* für Deutschland zu schaffen. Als solche werden die *nordischen Staaten* und – wenn Italien neutral bliebe – der *Balkan* genannt. Selbstverständlich sollen die Bemühungen, Belgien und Holland auf die Seite der Alliierten zu ziehen, fortgesetzt werden.

Schliesslich sollte versucht werden, das Reich seiner *lebenswichtigen Zufuhren* zu berauben, sowohl durch die vorerwähnte Eröffnung neuer Kriegsschauplätze, wie durch Schliessung der Blockade durch Druck auf neutrale Mächte.

Aus diesem «Kriegsplan» geht also völlig eindeutig hervor, dass die Westmächte solange einen *Abnutzungskrieg* – möglichst auf anderen Kriegsschauplätzen – führen wollten, bis sie eine eindeutige Überlegenheit erlangt hätten, die ihnen – keinesfalls vor 1941 – eine Offensive im Westen erlauben würde.

Wenn das OKH auch zu dem hier in Frage kommenden Zeitpunkt keine Kenntnis von diesem Kriegsplan der Alliierten haben konnte, so

war es doch nur allzu wahrscheinlich, dass die Westmächte in dem genannten Sinne den Krieg auf lange Sicht führen würden.

Die Hoffnung, ihre Völker könnten des «Schattenkrieges» überdrüssig werden, war angesichts der Blutopfer, die eine Offensive gegen den Westwall in Aussicht stellte, wohl keine Erwägung, die das OKH seinen Entschlüssen hätte zugrunde legen können.

So verlockend es also auch erscheinen mochte, dem Gegner den Vortritt hinsichtlich einer entscheidungsuchenden Offensive zu lassen, so wenig reale Grundlagen hätte ein solcher Plan gehabt. Das Reich konnte in keinem Falle warten, bis die Gegner durch Aufrüsten (wobei von vornherein amerikanische Hilfe im Hinblick auf die Einstellung Roosevelts in Rechnung zu stellen war) die Überlegenheit auch auf der Erde und in der Luft gewonnen haben würden. Am allerwenigsten auch im Hinblick auf die Sowjetunion! Nachdem diese von Hitler alles erhalten hatte, was sie erwarten konnte, verband sie mit dem Reich wohl kaum noch ein vitales Interesse. Je stärker die Westmächte wurden, desto prekärer musste die Lage Deutschlands mit einer Macht wie der Sowjetunion im Rücken werden!

Für die *militärische* Führung ergab sich also nach Abschluss des Polenfeldzuges folgendes:

Die erstgenannte Frage, *ob der Krieg bei weiterem Verharren in der Defensive im Westen zu einem erfolgreichen Abschluss gebracht werden könne*, war zu *verneinen*. Es sei denn, dass es der politischen Führung gelänge, mit den Westmächten doch einen Kompromiss zu schliessen. Die Berechtigung des Oberbefehlshabers des Heeres – schon im Hinblick auf das militärische Risiko einer Fortführung des Krieges –, Hitler das Beschreiten des Kompromiss-Weges anzuraten, steht ausser Zweifel. Dass hiermit ein *zeitlich, begrenztes* Abwarten an der Westfront in Kauf zu nehmen sein würde, war selbstverständlich. Unabhängig davon aber war die *militärische* Beratung Hitlers die Aufgabe, aber auch das Recht der Führung des Heeres. *Sie* musste ihm sagen, was militärisch zu geschehen hätte, wenn sich eine politische Lösung des Konflikts nicht erreichen liesse!

Ein *militärischer Alternativplan*, was zu geschehen habe, wenn sich die offenbar auch von Hitler zunächst erhoffte Möglichkeit eines politischen Kompromisses mit den Westmächten nicht ergeben würde, war also seitens des OKH dem Staatsoberhaupt vorzulegen. Man durfte weder annehmen, dass Hitler bei seiner bisherigen Ablehnung einer Offensive im Westen bleiben würde, nachdem Polen niedergeworfen war, noch abwarten, bis er selbst vielleicht eine militärische Entscheidung träfe.

Der militärische Vorschlag für die Weiterführung des Krieges konnte

nicht auf das Verharren in der Defensive im Westen hinauslaufen. Es sei denn, dass man annahm, Grossbritannien werde auf dem Wege des Luft- und des U-Boot-Krieges niederzuringen sein. Eine Annahme, für welche doch wohl jede Grundlage fehlte.

Militärseits konnte also – wenn eine politische Verständigung sich als unerreichbar herausstellte – nur eine *offensive* Führung des Krieges im Westen vorgeschlagen werden.

Bei diesem Vorschlag aber musste sich das OKH die Vorhand hinsichtlich der Entscheidung über das *Wann* und *Wie* sichern.

Was die Frage des *Wann* anging, so war sich das OKH mit allen Befehlshabern der Westfront darüber einig, dass die Führung der Offensive im Spätherbst 1939 (oder im Winter) keinen entscheidenden Erfolg verspreche.

Ein ausschlaggebender Grund war die *Jahreszeit*. Im Herbst und Winter würde die deutsche Wehrmacht aus Witterungsgründen ihre beiden Haupttrümpfe, die schnellen (*Panzer Verbände* und die *Luftwaffe*, nur unvollkommen zum Tragen bringen können. Ausserdem lässt die Kürze der Tage in dieser Jahreszeit in der Regel das Erkämpfen selbst einer taktischen Entscheidung an einem Tage kaum zu und erschwert damit eine schnelle Operationsführung.

Der andere Grund war der noch unzureichende Ausbildungsstand aller bei Kriegsbeginn *neu aufgestellten Verbände*. Wirklich angriffsfähig waren im Herbst 1939 nur die aktiven Divisionen. Alle anderen ermangelten noch der Verbands- und der Schiessausbildung, wie der inneren Festigkeit. Daneben war auch die Auffrischung der Panzerverbände nach dem Feldzug in Polen noch nicht abgeschlossen. Wollte man eine Offensive im Westen noch im Herbst 1939 starten, dann hätte man die schnellen Divisionen in Polen früher freimachen müssen. Daran hatte aber auch Hitler nicht gedacht. Auch bei der Luftwaffe bestanden noch wesentliche Lücken.

Es war also klar, dass eine Offensive im Westen *nicht vor dem Frühjahr 1940* würde verantwortet werden können. Dass man damit Zeit für das Suchen nach einer politischen Lösung des Konflikts gewann, war vom militärischen Standpunkt aus erwünscht, so wenig dieser Gesichtspunkt für Hitler nach der Abweisung seines Friedensangebots Anfang Oktober eine Rolle gespielt hat.

Da die Frage des *Wie*, also der strategischen Anlage einer Offensive im Westen, den Inhalt des nächsten Kapitels bilden wird, erübrigt es sich, an dieser Stelle auf sie näher einzugehen.

Nur eins sei vorweggenommen. Der Offensivplan, den Hitler am 9. Oktober dem OKH aufoktroierte, war eine Halbheit. Er zielte nicht

auf die *volle* Entscheidung auf dem Festlande, sondern – wenigstens zunächst – nur auf ein Teilziel.

Dies wäre der Punkt gewesen, von dem aus das OKH Hitler hätte klar machen können, dass seine militärischen Berater etwas besseres zu bieten haben würden, als eine Teilentscheidung, die den Einsatz nicht lohne. Vorausgesetzt allerdings, das OKH glaubte selbst an die Möglichkeit, durch eine Offensive die volle Entscheidung auf dem Festland erreichen zu können!

Die Gründe, welche die führenden Männer des OKH veranlasst haben, in jenen entscheidenden Wochen nach Abschluss des polnischen Feldzuges in der Frage der Weiterführung des Krieges im Westen eine Zurückhaltung zu üben, die praktisch Hitler die militärische Entscheidung in die Hand gab, sind bisher nicht bekannt geworden. Sie mögen in dem berechtigten Wunsch gelegen haben, ihn zu veranlassen, ein politisches Kompromiss zu suchen. Sie mögen auch darin bestanden haben, dass das OKH mit Recht eine Wiederholung der Verletzung der Neutralität Belgiens usw. scheute. Der Aussenstehende hat aber damals den Eindruck gehabt, dass die führenden Köpfe des OKH überhaupt einen *entscheidenden Erfolg* einer deutschen Offensive zum mindesten für zweifelhaft hielten.

Wie dem auch sei, das OKH hat damals Hitler in Bezug auf die *militärische* Entscheidung die Vorhand gelassen. Indem es darüber hinaus sich Hitlers Willen fügte und die Befehle für eine Operation erliess, der seine führenden Köpfe innerlich nicht zustimmten, hat es praktisch als die für die Landkriegführung massgebliche Stelle *resigniert*.

Die Gelegenheit, sozusagen im Gegenstoss die verlorene Position wiederzugewinnen, die ihm bald darauf die vom Ob.Kdo.d.H.Gr. A gemachten operativen Vorschläge boten, hat das OKH nicht ausgenutzt.

Als dann der auf Grund jener Vorschläge eingetretene Erfolg der Westoffensive selbst Hitlers ursprüngliche Erwartungen übertroffen hatte, war das OKH für ihn eine Instanz geworden, über die auch in operativen Fragen hinwegzugehen er sich für befähigt hielt.

Hitler hatte die Funktionen übernommen, die nach Schlieffen in unserem Zeitalter allenfalls ein Triumvirat König–Staatsmann–Feldherr ausüben könne. Er hatte nunmehr auch die Rolle des Feldherrn usurpiert. War aber der «Tropfen vom Salböl Samuels», den Schlieffen als unerlässlich wenigstens für einen der Triumvirn bezeichnet hatte, wirklich auf sein Haupt gefallen?

5. Kapitel

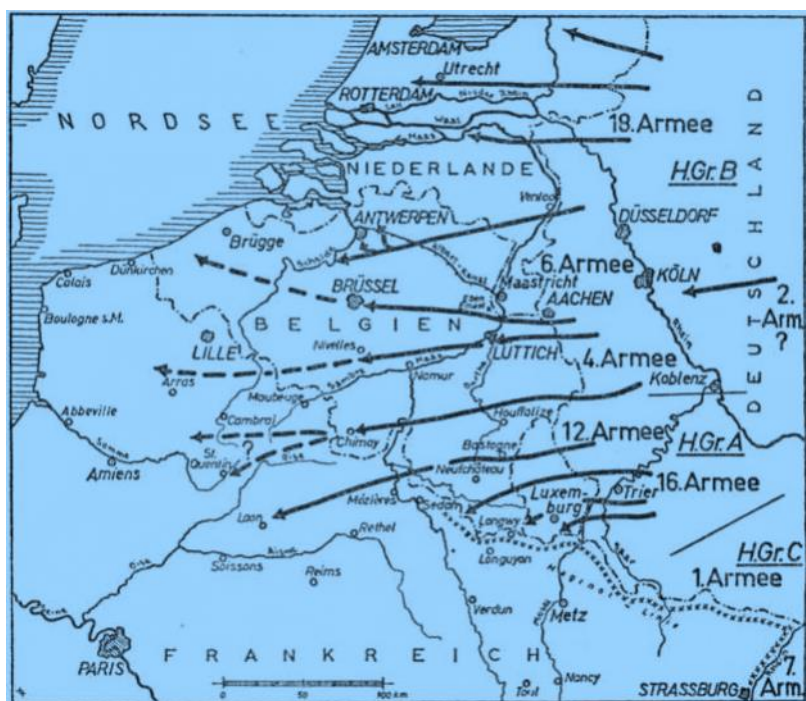
DER KAMPF UM DEN OPERATIONSPLAN

Der Operationsplan des OKH. Einwendungen. Die geplante Offensive kann zu keinem entscheidenden Erfolg führen. Handelte es sich um eine Neuauflage des Schlieffenplanes? Welche Möglichkeiten hatte die feindliche Führung? Der Plan des Ob.Kdos.d H.Gr. A. Ziel: die volle Entscheidung. Schwerpunkt nicht auf dem Nord-, sondern auf dem Südflügel nötig. Ansatz von Panzerkräften durch die Ardennen. Offensive Abwehr einer etwaigen feindlichen Gegenoffensive. Vergeblicher Kampf um die Durchsetzung des «Neuen Plans». Die verschiedenen Eingaben des Ob Kdos.d.H.Gr. A an das OKH. Teilzugeständnisse, aber keine grundlegende Änderung des Operationsgedankens. Der Fliegerzwischenfall. Der Verfasser wird aus seiner Stellung entfernt. Nach einem Vortrag bei Hitler fällt die Entscheidung zugunsten der operativen Vorschläge der H.Gr. A. Wieweit wurden sie durchgeführt?

Erst nach dem Ende des Krieges ist in weiteren Kreisen etwas über die Entstehung des Planes bekannt geworden, der – entgegen der ursprünglichen, vom OKH herausgegebenen «Aufmarschanweisung Gelb» vom 19. bzw. 29. Oktober 1939 – die Grundlage unserer Westoffensive gebildet hat. Jenes Planes, durch den im Westen eine so schnelle und durchschlagende Entscheidung gegen das französisch-britische Heer sowie die belgischen und holländischen Streitkräfte erreicht worden ist. Wohl als erster berichtete der britische Militärschriftsteller Liddell Hart über die Entstehung des «neuen Plans», den er mit meinem Namen verband, auf Grund von Mitteilungen, die er von Feldmarschall v. Rundstedt, meinem Oberbefehlshaber, und General Blumentritt, unserem I a in jener Zeitspanne, erhalten hatte.

Infolgedessen glaube ich, dass es richtig sein dürfte, dass nunmehr auch ich, als der sozusagen Hauptbeteiligte, auf Grund der mir vorliegenden Unterlagen versuche, ein Bild der Entstehung dieses Operations-

plans zu geben, der immerhin eine gewisse Bedeutung gewonnen hat. Sind doch in der Tat die Gedanken, die ihm zugrunde lagen, von mir ausgegangen. Habe ich doch selbst alle jene Denkschriften verfasst, die vom Ob.Kd.d.H.Gr. dem OKH vorgelegt worden sind. Wir wollten eine Anlage der Offensivoperation in unserem Sinne erreichen, wie sie nach unserer Auffassung allein einen *entscheidenden Erfolg* im Westen



Die deutschen Operationsabsichten
nach den Aufmarschanweisungen des OKH

ermöglichen würde. Schliesslich habe ich im Februar 1940 – bereits nach meiner Entfernung aus der Stelle als Chef des Gen.Stabs d. H.Gr. A – Gelegenheit gehabt, die Gedanken, welche das Ob.Kdo.d.H.Gr. solange vergeblich beim OKH durchzusetzen versucht hatte, Hitler selbst vorzutragen. Wenige Tage darauf hat dann das OKH eine neue Aufmarsch-

anweisung herausgegeben, die auf unseren Gedankengängen und Vorschlägen fusste!

Ich möchte aber ausdrücklich hervorheben, dass mein Oberbefehlshaber, General v. Rundstedt – ebenso wie meine Mitarbeiter Blumenritt und Tresckow –, stets mit meinen Gedanken übereingestimmt, und dass Herr v. Rundstedt mit seiner Unterschrift sie in unseren Eingaben voll gedeckt und vertreten hat. Ohne sein Einverständnis wäre es gar nicht möglich gewesen, den Versuch zu machen, in immer neuen Eingaben das OKH zu überzeugen.

Für den Offizier, der das Studium der Kriegsgeschichte treibt, für den Historiker, würde es wohl von Wert sein, den Gang dieses geistigen Ringens um einen Operationsplan in seinem ganzen Verlauf kennenzulernen. Ich möchte jedoch den Leser nicht durch eine Darstellung ermüden, die zwangsläufig bei Schilderung der Eingaben, die das Ob.Kdo. d.H.Gr. an das OKH gerichtet hat, Wiederholungen nicht vermeiden könnte. Auch enthalten jene Eingaben naturgemäss Forderungen und Argumente, die heute nicht mehr interessieren, weil sie auf den jeweiligen Zeitpunkt, auf das im Augenblick vielleicht Erreichbare, zugeschnitten waren. Für diejenigen, die sich näher mit der Vorgeschichte der Westoffensive befassen wollen, sind die Aufmarschanweisungen des OKH (in ihren wesentlichen Abschnitten), sowie die Eingaben des Ob.Kdo.d. H.Gr. als Anlagen beigelegt.

Ich werde mich also darauf beschränken, zunächst die operativen Grundgedanken aufzuzeigen, die den Aufmarschanweisungen des OKH zu entnehmen waren. Alsdann werde ich schildern, aus welchen Gründen ich die strategische Konzeption des OKH (oder richtiger gesagt Hitlers, auf den sie zurückging) als unzureichend empfinden musste. Hierauf werde ich – als Gegenüberstellung zu dem Operationsplan des OKH – die wesentlichen operativen Gedankengänge darlegen, auf denen die strategische Konzeption beruhte, die das Ob.Kdo.d.H.Gr. vertrat. Schliesslich werde ich kurz schildern, wie es nach langem, vergeblichem Ringen endlich doch dazu gekommen ist, dass – zweifellos auf Weisung Hitlers – der ursprüngliche Operationsplan im Sinne der Gedankengänge, die das Ob.Kdo.d.H.Gr. vertrat, geändert wurde.

Der Operationsplan des OKH (bzw. Hitlers)

Wenn ich zunächst versuche, auf Grund der mir vorliegenden Aufmarschanweisungen des OKH dessen (und Hitlers) strategische Grundidee für die beabsichtigte Offensive zu umreissen, so möchte ich folgendes sagen:

Das OKH beabsichtigte (Hitlers Weisung vom 9. Oktober entsprechend), mit einem starken rechten Heeresflügel, der durch Holland und Nordbelgien vorzugehen hatte, die in Belgien zu erwartenden französisch-britischen Streitkräfte zugleich mit denen der Belgier und Holländer zu schlagen. Durch diesen starken Stossflügel sollte also zunächst die Entscheidung gesucht werden. Er wurde durch die Armee-Abt. N und die H.Gr. B (Generaloberst v. Bock) gebildet und marschierte im Bereich des Niederrheins und der Nordeifel auf. Die H.Gr. B war in 3 Armeen gegliedert. Insgesamt umfasste der Nordflügel 30 Inf.-Divisionen und die Masse der schnellen Verbände (9 Pz.-Divisionen und 4 Inf.-Divisionen mot.). Bei 102 Divisionen, die insgesamt an der Westfront zur Verfügung standen, war dies also nahezu die Hälfte der Gesamtkräfte (siehe Anlage 1).

Während der Armee-Abt. N die Aufgabe der Ausschaltung Hollands zufiel, sollten die 3 Armeen der H.Gr. B den Angriff nördlich und südlich Lüttich vorbei durch Nordbelgien führen. Dabei war den starken Panzerverbänden eine entscheidende Rolle bei dem Versuch, den Gegner zu überrennen, zugeacht. (Aufgabe der H.Gr. A siehe unten.)

Am 29. Oktober wurde diese erste (am 19. Oktober herausgegebene) Aufmarschanweisung dahin geändert, dass Holland zunächst aus dem Spiel bleiben sollte. Es ist möglich, dass dies auf Vorstellungen des OKH zurückging (s. Anlage 2).

Die H.Gr. B hatte nunmehr mit 2 Armeen (4. und 6.) in vorderer, mit 2 Armeen (18. und 2.) in zweiter Linie beiderseits Lüttich vorzugehen. Später ist dann jedoch Holland erneut in die Operation einbezogen worden, wobei seine Ausschaltung der 18. Armee zufiel.

Die entscheidungsuchende Angriffsoperation der H.Gr. B sollte in ihrer Südflanke durch die H.Gr. A gedeckt werden. Diese, aus 2 Armeen (12. und 16.) mit insgesamt 22 Inf.-Divisionen (jedoch keinem schnellen Verband) bestehend, hatte durch Südbelgien und Luxemburg vorzugehen. Sie marschierte in der südlichen Eifel und im Hunsrück auf.

Die 12. Armee sollte den Angriff der H.Gr. B sozusagen links gestaffelt begleiten, um beim weiteren Vorwärtskommen der H.Gr. B deren Flanke gegen Einwirkung feindlicher Kräfte zu decken.

Die 16. Armee hatte nach Durchschreiten von Luxemburg nach Süden zu schwenken, um die Gesamtoperation in ihrer tiefen Flanke in einer Verteidigungsstellung zu schützen, die im Wesentlichen hart nördlich des westlichen Ausläufers der Maginotlinie zwischen der Saar und der Maas ostwärts Sedan verlaufen sollte.

Der H.Gr. C verblieb mit 2 Armeen und 18 Inf.-Divisionen die Sicherung des Westwalls von der luxemburgischen bis zur Schweizer Grenze.

Als Heeresreserven waren noch 17 Inf.- und 2 schnelle Divisionen verfügbar.

Als Ziel dieser Operation war in der Ziffer 1 der Aufmarschanweisung vom 19. Oktober als «Allgemeine Absicht» (auf Grund der OKW-Weisung Hitlers vom 9. Oktober) bezeichnet:

«Möglichst starke Teile des französischen Heeres und seiner Verbündeten zu schlagen und gleichzeitig möglichst viel holländischen, belgischen und nordfranzösischen Raum als Basis für eine aussichtsreiche *Luft- und Seekriegführung* gegen *England* und als weites Vorfeld des *Ruhrgebiets* zu gewinnen».

Das OKH hatte in Ziffer 2 dieser Aufmarschanweisung als erstes Ziel des unter dem Befehl des Ob.d.H. zu führenden Angriffs der beiden H.Gr. bezeichnet:

«Unter Ausschaltung der holländischen Streitkräfte möglichst starke Teile des belgischen Heeres im Bereich der Grenzbefestigungen zu schlagen und durch rasches Zusammenführen starker – besonders schneller – Verbände die Voraussetzung zu schaffen für eine unverzügliche Fortführung des Angriffs mit starkem Nordflügel und für rasche Besitznahme der belgischen Küste.»

In der bereits erwähnten Änderung der Aufmarschanweisung, die am 29. Oktober erfolgte, erweiterte das OKH das Ziel der Angriffsoperation der H.Gr. B in gewisser Weise durch folgende Neufassung der «Allgemeinen Absicht». Diese sollte nunmehr darin bestehen,

«möglichst starke Teile des französischen Heeres auf nordfranzösischem und belgischem Boden zur Schlacht zu stellen und zu schlagen und damit günstige Bedingungen für die Weiterführung des Krieges zu Lande und in der Luft gegen England und Frankreich zu schaffen.»

In der Ziffer «Gliederung und Aufgaben» hatte das OKH der H.Gr. B als Ziel gesteckt:

«die verbündeten Streitkräfte im Bereich nördlich der Somme zu vernichten und bis zur Kanalküste durchzustossen.»

Für die H.Gr. A wurde die, im Grossen nach wie vor defensive, Deckungsaufgabe insofern etwas erweitert, als deren rechte Armee (12.) nunmehr möglichst rasch über die Maas bei und südlich Fumay und weiterhin durch die befestigte französische Grenzzone hindurch in allgemeiner Richtung Laon vorzutreiben sei.

Man kann die in beiden Aufmarschanweisungen enthaltene Operationsabsicht vielleicht am besten wie folgt verdeutlichen:

Mit einer (starken) rechten Geraden sollten die Teile des französisch-britischen Heeres, die in Belgien zu erwarten waren, niedergeschlagen werden, während die (schwächere) Linke die Abdeckung dieses Stosses

zu übernehmen hatte. Das operative Ziel in räumlicher Hinsicht war dabei der Gewinn der Kanalküste. Was im Übrigen nach diesem ersten Schlage zu geschehen habe, blieb vorbehalten.

Einwendungen

Die erste Reaktion gegen den in den beiden Aufmarschanweisungen niedergelegten Operationsplan entsprang bei mir bezeichnenderweise weniger dem Bereich des Verstandes, sondern eher dem des Gefühls. Die Operationsabsichten des OKH schienen im Wesentlichen eine Nachbildung des berühmten Schlieffenplanes von 1914 zu sein. Es erschien mir reichlich niederziehend, dass unserer Generation nichts anderes einfallen solle als die Wiederholung eines alten Rezeptes, selbst wenn dieses von einem Manne wie Schlieffen stammte. Was sollte schon dabei herauskommen, wenn man einen Kriegsplan aus dem Schrank holte, den der Gegner bereits einmal gemeinsam mit uns durchexerziert hatte und auf dessen Wiederholung er eingerichtet sein musste! Denn jeder militärische Sachverständige musste sich darüber klar sein, dass die Deutschen gegen die Maginotlinie noch weniger würden anrennen wollen und können als 1914 gegen die Festungsfront Verdun – Toul – Nancy – Epinal.

Bei dieser ersten, mehr gefühlsmässigen Reaktion habe ich dem OKH allerdings Unrecht getan. Einmal, weil der Plan von Hitler ausgegangen war und ferner, weil es sich in der Tat keineswegs um eine Wiederholung des Schlieffenplans handelte. Die weitverbreitete Ansicht, dass dies der Fall gewesen sei, trifft jedenfalls nur in zweierlei Hinsicht zu. Erstens insofern, als 1939 wie 1914 der Schwerpunkt der deutschen Offensive auf den Nordflügel gelegt werden sollte. Zweitens, als in beiden Fällen Belgien durchschritten werden musste. Im Übrigen aber waren die Pläne von 1914 und 1939 etwas durchaus Verschiedenes.

Zunächst war die Lage eine völlig andere. 1914 konnte man noch, wie Schlieffen es getan hatte, mit einer operativen Überraschung rechnen. Wenn auch vielleicht nicht in vollem Umfange, was den Durchmarsch durch Belgien überhaupt anging, so doch hinsichtlich der Massierung der deutschen Kräfte auf dem äussersten Nordflügel. Im Jahre 1939 konnten die entsprechenden Absichten Hitlers dem Gegner keineswegs verborgen bleiben.

Des Weiteren konnte man 1914 – wie Schlieffen – darauf hoffen, dass die Franzosen uns den «Liebesdienst» einer frühzeitigen Offensive nach Lothringen hinein erweisen würden. Im Jahre 1939 aber war ein

derartiger «Liebesdienst» des Gegners nicht zu erwarten. Er würde unserem Stoss durch Belgien und gegebenenfalls auch durch Holland von vornherein starke Kräfte entgegenwerfen, die wir – im Gegensatz zu 1914 – im Wesentlichen frontal zu schlagen haben würden. An die Stelle einer vorzeitigen französischen Initiative in der Mitte der Gesamfront aber könnte ein starker Gegenschlag aus der Nachhand gegen die Südflanke unserer durch Belgien vorgehenden Hauptkräfte treten. Der Schlieffenplan *konnte* also einfach gar nicht wiederholt werden.

Darüber hinaus aber wurde mir klar, dass weder das OKH noch Hitler daran dachten, den Schlieffenplan in der wahren Grösse seiner Konzeption zum Muster nehmen zu wollen. Schlieffen hatte seinen Plan auf die *volle und endgültige* Entscheidung gegen das französische Gesamttheer angelegt. Er wollte sozusagen mit einem weit ausholenden Arm den Gegner von vornherein nördlich umfassen, ganz Nord frankreich auf diese Weise freifegen, um, westlich an Paris vorbeistossend, das feindliche Gesamttheer schliesslich gegen die Front Metz – Vogesen – Schweizer Grenze zu drängen und so zur Kapitulation zu zwingen. Dafür hatte er das Risiko anfänglicher Rückschläge im Elsass in Kauf genommen und zugleich hoffen dürfen, dass der Gegner durch eine Offensive in Lothringen das Seine tun werde, um der grossen Umfassungsoperation der Deutschen zum vollen Erfolg zu verhelfen.

In dem Operationsplan von 1939 liegt demgegenüber der Gedanke, die volle Entscheidung anzustreben, keineswegs beschlossen. Das Operationsziel ist ganz klar ein *Teilsieg* gegen die in Nordbelgien zu erwartenden verbündeten Feindkräfte. Zugleich ein *räumlicher Gewinn*, der die *Kanalküste* in unseren Besitz bringen sollte, um damit eine Basis für die weitere Kriegführung zu gewinnen.

Es mag wohl sein, dass der damalige Generaloberst v. Brauchitsch und sein Generalstabschef bei Abfassung der Aufmarschanweisungen an ein Wort Moltkes gedacht haben, das dieser in der Einleitung zum Generalstabswerk über den Krieg 1870/71 geschrieben hat:

«Kein Operationsplan reicht mit einiger Sicherheit über das erste Zusammentreffen mit der feindlichen Hauptmacht hinaus. Nur der Laie glaubt im Verlauf eines Feldzuges die konsequente Durchführung eines im Voraus gefassten, in allen Einzelheiten überlegten und bis ans Ende festgehaltenen ursprünglichen Gedankens zu erblicken.»

Wenn dieser Leitsatz den Gedankengängen des OKH zugrunde lag, so wollte dieses sich also Vorbehalten, ob und wie die Offensive etwa nach Erreichen der ersten Ziele – des Teilsieges auf dem Nordflügel in Belgien und des Gewinns der Kanalküste – fortzuführen sein werde.

Nach dem, was ich bei der Entgegennahme der Aufmarschanweisung

in Zossen gehört hatte, musste ich jedoch annehmen, dass das OKH die *Möglichkeit, eine volle Entscheidung* auf dem französischen Kriegsschauplatz zu *erreichen, nicht als gegeben*, zum mindesten aber als sehr zweifelhaft angesehen hat. Dieser Eindruck hat sich bei unserem Ob.Kdo. in der Folge anlässlich der mehrfachen Besuche des Oberbefehlshabers des Heeres und des Chefs des Generalstabes bei der H.Gr. noch weiter verstärkt. Auf die immer wiederholten Hinweise der H.Gr., dass man die volle Entscheidung anstreben müsse, ist das OKH auch niemals wirklich eingegangen. Ebenso glaube ich, dass auch Hitler zu jener Zeit noch nicht an die Möglichkeit, Frankreich im Zuge der geplanten Operation völlig auszuschalten, geglaubt hat. Er hat sich vielmehr wohl in erster Linie der Tatsache erinnert, dass wir uns 1914 nach Fehlschlagen unserer Offensive nicht einmal in Besitz der erforderlichen Basis für den U-Boot-Krieg gegen England gesehen hatten. Auf deren Gewinnung – also auf den Besitz der Kanalküste – legte er darum nunmehr so grossen Wert.

Nun war es völlig klar, dass man eine Operation zum völligen Niederwerfen Frankreichs nicht mehr, wie Schlieffen es geplant hatte, in einem Zuge würde durchführen können. Die Voraussetzungen dafür waren auf Grund der bereits dargelegten geänderten Verhältnisse nicht mehr gegeben. Wenn man aber – nach Erreichen des vom OKH angestrebten Teilziels – an eine Fortführung der Operation mit der Aussicht auf die endgültige Ausschaltung Frankreichs als Gegner denken wollte, dann musste doch schon die erste Operation auf dies Endziel hin angelegt werden! Sie musste einmal die volle Vernichtung des feindlichen Nordflügels erbringen, um durch sie die *entscheidende Überlegenheit* für den zweiten Zug, dessen Ziel die Vernichtung der restlichen Kräfte der Westmächte in Frankreich sein musste, sicherzustellen. Zum anderen aber musste sie für diesen zweiten Zug bereits eine *günstige operative Ausgangslage* schaffen.

Die Erfüllung beider Bedingungen für einen etwa geplanten zweiten Akt, der die volle Entscheidung bringen würde, schien mir jedoch durch die Anlage der zunächst geplanten Operation nicht gegeben.

Die deutsche Stossgruppe, die Heeresgruppe B, würde mit ihren insgesamt 43 Divisionen bei ihrem Einfall in Belgien auf 20 belgische, falls Holland einbezogen würde, auf weitere 10 holländische Divisionen stossen. Mochten diese Kräfte den deutschen an Kampfwert auch stark unterlegen sein, so boten ihnen doch starke Befestigungen (beiderseits Lüttich und am Albertkanal) oder Geländehindernisse (in Belgien der bis zur Festung Antwerpen verlängerte Albertkanal bzw. im Süden die befestigte Maas-Linie mit Namur als Stützpunkt, in Holland die zahlreichen Wasserläufe) günstige Widerstandsmöglichkeiten.

Innerhalb weniger Tage aber würden zu diesen Feindkräften noch die französisch-britischen Armeen (dabei alle Panzer- und mot. Divisionen) stossen, die bereits für den Fall eines deutschen Einmarsches in Belgien an der französisch-belgischen Grenze bereitstanden.

Der deutsche Angriffsflügel würde also nicht wie 1914 die Möglichkeit einer den Gegner operativ überraschenden Umgehung grossen Stils haben. Er würde mit Herankommen der britisch-französischen Kräfte einen gleichstarken Gegner, mehr oder weniger frontal angreifend, schlagen müssen. Der Erfolg dieses ersten Schlages musste also auf taktischem Wege erzielt werden. Er war nicht durch die operative Anlage der Offensive vorbereitet.

Bei einigermaßen geschickter Führung auf der Feindseite konnte es dem Gegner gelingen, sich in Belgien einer vernichtenden Niederlage zu entziehen. Wenn es ihm vielleicht auch nicht glücken würde, sich in der befestigten Linie Antwerpen – Lüttich – Maas (bzw. Semois) zu behaupten, so musste man doch damit rechnen, dass der Feind noch einigermaßen kampffähig hinter die untere Somme gelangen würde. Dort aber konnte er unter Einsatz der starken, auf der Feindseite vorhandenen Reserven eine neue Front aufbauen. Die deutsche Offensive würde inzwischen ihren Kulminationspunkt überschritten haben. Die Heeresgruppe A aber würde weder nach ihrem Ansatz noch mit ihren Kräften die Bildung einer feindlichen Abwehrfront verhindern können, die von dem Ende der Maginot-Linie ostwärts Sedan bis an die untere Somme reichte. Damit würde das deutsche Heer in eine Lage geraten, die etwa der von 1914 nach Abschluss der Herbstkämpfe geglichen hätte. Der einzige Vorteil wäre, dass man eine breitere Küstenbasis am Kanal in der Hand gehabt hätte. Weder eine Vernichtung der in Belgien zu erwartenden Kräfte des Gegners und damit das Erreichen einer ausreichenden Überlegenheit für die Endentscheidung, noch eine günstige operative Ausgangslage für letztere würden also gewonnen sein. Die vom OKH geplante Operation würde ein Teilsieg werden, nicht mehr.

Wenn tatsächlich 1940 durch die geschickte Führung der Heeresgruppe B der Gegner in Belgien weitgehend überrannt worden ist und die belgische sowie die holländische Armee zur Kapitulation gezwungen wurden, so war dieses Resultat – bei allem Vertrauen auf die deutsche Führung und auf die Schlagkraft unserer Panzerverbände – doch nicht von vornherein als sicher einzukalkulieren. Eine bessere Führung auf der Feindseite hätte dieses Resultat verhindern können.

Das völlige Debakel, das der Gegner in Nordbelgien erlitten hat, ist doch wohl darauf zurückzuführen, dass infolge der späteren Änderung des Operationsplanes dem in Belgien kämpfenden Feind durch die

Panzerkräfte der Heeresgruppe A sämtliche rückwärtigen Verbindungen durchschnitten und er selbst von der Somme abgedrängt wurde.

Schliesslich liess der Operationsplan des OKH aber auch noch etwas anderes ausser acht: Die Operationsmöglichkeiten, die eine *kühne* und entschlossene Führung auf der Gegenseite gehabt hätte. Dass eine solche fehlen würde, durfte man nicht annehmen, zumal General Gamelin einen guten Ruf auch bei uns genoss. Er hatte jedenfalls auf General Beck, als dieser ihn vor dem Kriege besuchte, einen vorzüglichen Eindruck gemacht.

Eine kühne feindliche Führung hatte die Möglichkeit, den von ihr erwarteten deutschen Stoss durch Belgien aufzufangen und ihrerseits zu einer Gegenoffensive grossen Stils gegen die Südflanke des deutschen Nordflügels auszuholen. Selbst wenn sie die zur Stützung der Belgier und Holländer vorgesehenen Kräfte nach Belgien warf, konnte sie – unter durchaus möglicher Schwächung der Besatzung der Maginotlinie – sicherlich 50–60 Divisionen für einen solchen Gegenschlag zusammenbringen. Je weiter inzwischen die Heeresgruppe B nach Westen in Richtung auf den Kanal bzw. die Somme-Mündung vorgekommen sein würde, desto wirksamer konnte die feindliche Führung den Stoss in die tiefe Flanke des deutschen Nordflügels ansetzen. Ob die Heeresgruppe A mit ihren 22 Divisionen stark genug sein würde, ihn aufzufangen, war immerhin nicht unbedingt sicher. Jedenfalls hätte eine solche Entwicklung der Operationen kaum eine günstige operative Ausgangslage für das Anstreben der *endgültigen Entscheidung* auf dem westlichen Kriegsschauplatz abgegeben.

Der Plan des Ob.Kdos.d.H.Gr. A

Die vorstehend skizzierten Einwände, die sich für mich beim Studium der Aufmarschanweisungen des OKH ergaben, haben die Grundlage gebildet für die Vorschläge, die wir in unseren vielfachen Eingaben an das OKH machten, um dieses für unsere operative Auffassung zu gewinnen. Sie mussten sich zwangsläufig mehr oder weniger wiederholen. Ich will sie daher – zugleich als Gegenüberstellung zu den Operationsabsichten des OKH – hier kurz zusammenfassen.

1. Das Ziel der *Westoffensive* müsse die *Herbeiführung der Entscheidung zu Lande* sein. Das Anstreben von Teilzielen, wie sie in den Aufmarschanweisungen des OKH niedergelegt seien, rechtfertige weder den politischen (Verletzung der Neutralität dreier Länder) noch den militärischen Einsatz. Die Angriffskraft des deutschen Heeres sei schliesslich

auf dem Festland für uns der entscheidende Faktor. Sie für Teilziele zu verbrauchen, sei nicht angängig, schon im Hinblick auf die Sowjetunion.

2. Der *Schwerpunkt* unserer Angriffsoperation müsse bei der *Heeresgruppe A*, nicht bei der Heeresgruppe B liegen. Der vorgesehene Stoss der Heeresgruppe B träfe den auf ihn vorbereiteten Gegner mehr oder weniger frontal. Er würde wohl zu einem Anfangserfolg führen, aber unter Umständen an der Somme versanden.

Die wirkliche Chance liege bei der Heeresgruppe A durch einen den Gegner überraschenden *Vorstoss durch die Ardennen* (wo er den Einsatz von Panzerkräften des Geländes wegen sicher nicht erwartete) in Richtung auf die *untere Somme*, um die nach Belgien hereingeworfenen Feindkräfte vorwärts der Somme abzuschneiden. Allein auf diese Weise sei eine Vernichtung des ganzen feindlichen Nordflügels in Belgien als Vorbedingung für das Erreichen einer endgültigen Entscheidung in Frankreich zu erhoffen.

3. Wie die Hauptchance, so liege aber auch die *Hauptgefahr* für die deutsche Offensive bei der *Heeresgruppe A*.

Handele der Gegner richtig, so würde er versuchen, einer ungünstigen Entscheidung in Belgien auszuweichen, gegebenenfalls unter Zurückgehen hinter die Somme. Zugleich würde er alle verfügbaren Kräfte zu einer Gegenoffensive grossen Stils gegen unsere Südflanke bereitstellen mit dem Ziel, die Masse des deutschen Heeres in Belgien bzw. vorwärts des Niederrheins einzukesseln. Wenn man der französischen Führung eine so kühne Lösung vielleicht auch nicht zutraue und wenn sich ihre Verbündeten einer solchen sicherlich widersetzen würden, so sei sie doch nicht ausgeschlossen.

Zum mindesten aber würde es dem Gegner, falls unsere Offensive durch Nordbelgien an der unteren Somme zum Stehen komme, gelingen, mit seinen Reserven eine geschlossene Abwehrfront herzustellen. Sie könnte am Nordwestende der Maginot-Linie ostwärts Sedan ansetzen und unter Ausnutzung der Aisne und Somme bis an den Kanal reichen.

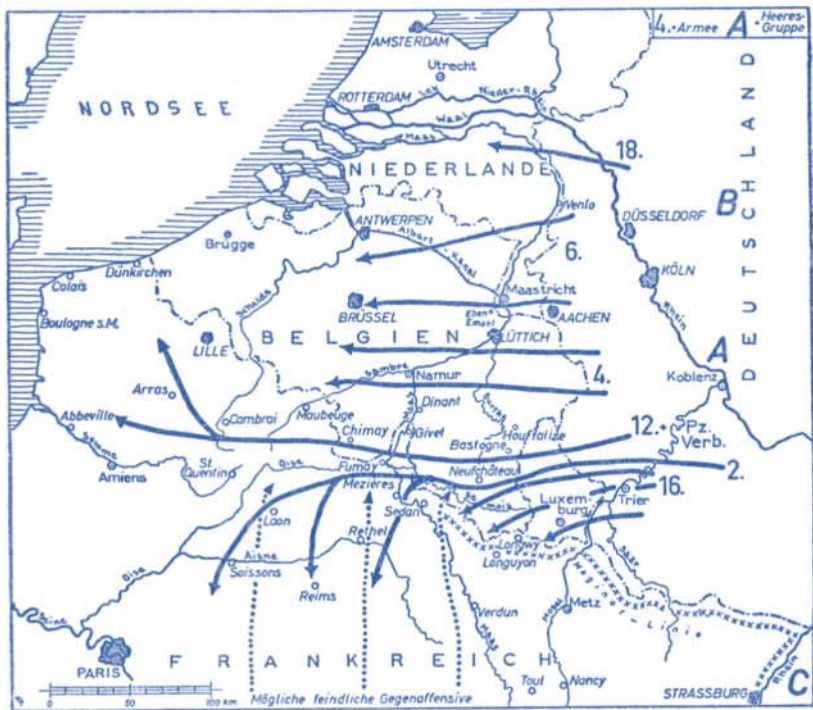
Um dies zu verhindern, komme es darauf an, einen *Aufmarsch feindlicher Kräfte in unserer Südflanke* etwa beiderseits der Maas oder zwischen Maas und Oise schon in seiner Entstehung zu *zerschlagen*. Der Zusammenhang der feindlichen Front müsse in diesem Gebiet von vornherein zerrissen werden, um später eine Möglichkeit zu haben, die Maginotlinie zu umgehen.

4. Die *Heeresgruppe A*, bei der der Schwerpunkt der Gesamtoperation liegen müsse – auch wenn aus Raumgründen zunächst vielleicht bei

Heeresgruppe B mehr Divisionen eingesetzt werden könnten – müsse statt zwei Armeen deren drei erhalten.

Eine Armee müsse wie vorgesehen durch Südbelgien über die Maas, dann aber weiter in Richtung auf die *untere Somme* vorstossen, um den Feindkräften vor Heeresgruppe B in den Rücken zu gehen.

Eine weitere Armee müsse nach Südwesten angesetzt werden, mit



Operationsvorschlag des Oberkommandos
der Heeresgruppe A

der Aufgabe, *offensiv* jede Versammlung von Feindkräften zu einem Gegenangriff gegen unsere Südflanke im Gebiet westlich der Maas zu zerschlagen.

Eine dritte Armee habe wie vorgesehen nördlich der Maginotlinie Sierck – Mouzon (ostwärts Sedan) in der Abwehr die tiefe Flanke der Gesamtoperation zu decken.

Im Sinne der Verlegung des Schwerpunkts der Operation von Heeresgruppe B zu Heeresgruppe A wurden gefordert:

Eine weitere Armee (die aus Raumgründen erst im Verlauf des Fortschreitens unserer Offensive eingeschoben werden könne, aber von vornherein zur Verfügung stehen müsse) und
starke Panzerkräfte.

Dies waren im Wesentlichen, kurz zusammengefasst, die Gedankengänge, die in den vielfachen Eingaben des Ob.Kdo.d.H.Gr. an das OKH immer wiederkehrten.

Der Kampf um den Plan der Heeresgruppe A

Naturgemäss hat in jenem Oktober 1939 nicht sofort ein fertiger Operationsplan vor mir gestanden. Dem Sterblichen sind immer Arbeit und Kampf vor das Ziel gesetzt. Seinem Kopf entspringt nicht sogleich das fertige Kunstwerk wie Pallas Athene dem Haupte des Zeus.

Immerhin sind bereits in der ersten Eingabe (vom 31. Oktober 1939), die das Ob.Kdo.d.H.Gr. an das OKH mit Vorschlägen für die Operationsführung im Fall einer deutschen Offensive richtete, die Grundgedanken des «neuen Plans» enthalten.

Genauer gesagt handelte es sich dabei um zwei Schreiben. In dem ersten, das vom Oberbefehlshaber der H.Gr. an den des Heeres gerichtet war, wurde die *grundsätzliche* Frage einer deutschen Offensive *in der derzeitigen Lage* behandelt.

Eingangs stellte der Oberbefehlshaber fest, dass die gemäss den Aufmarschanweisungen vom 19. und 29. Oktober geplante Offensive eine *kriegsentscheidende Wirkung nicht* haben könne. Das Kräfteverhältnis gegenüber dem Gegner biete keine Unterlage für einen Vernichtungssieg, der rein frontale Ansatz der Operation keine Aussicht, zu einem Vorgehen gegen Flanke und Rücken des Feindes zu gelangen. Sie würde voraussichtlich in einem Frontalkampf an der Somme enden. Ferner wies der Oberbefehlshaber auf die Schwierigkeiten hin, die einem wirkungsvollen Einsatz der Panzer- und Fliegerverbände – unserer Haupttrümpfe – im Spätherbst und Winter entgegenstünden.

Eine Offensive müsste trotzdem geführt werden, wenn durch ihren Erfolg die Voraussetzungen für die Aufnahme des Kampfes der Flotte und der Luftwaffe gegen die britische Insel geschaffen werden könnten. Nach den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges werde das Gewinnen eines Teils der Kanalküste hierzu nicht ausreichen. Der Besitz der ganzen

nordfranzösischen Küste bis zum Atlantik werde hierfür Vorbedingung sein.

Für einen *Teilerfolg* (nicht für eine Gesamtentscheidung) die Angriffskraft des Heeres zu verbrauchen, sei im Hinblick auf die Sowjetunion in unserem Rücken nicht angängig. Diese Angriffskraft unseres Heeres sei auf dem Festland der entscheidende Faktor. Die Freundschaft der Sowjetunion zu uns werde nur solange gesichert bleiben, als wir über ein angriffsfähiges Heer verfügten.

Die Angriffskraft desselben beruhe vorerst noch ausschliesslich auf den aktiven Divisionen, solange, bis die neu aufgestellten Verbände den erforderlichen Grad der Ausbildung und die notwendige innere Festigkeit erreicht haben würden. Mit den aktiven Divisionen allein könnte man jedoch eine entscheidungsuchende Offensive nicht durchführen.

Vielleicht würde es aber möglich sein, durch den Druck der Luftkriegführung auf England die Westmächte dazu zu bringen, dass sie selbst offensiv würden. Ob bei einer alsdann von England erzwungenen Offensive mit ihren hohen Blutopfern der Kampfwille Frankreichs ausreichen werde, sei nicht unbedingt sicher. Die Last des Angriffs auf eine befestigte Stellung, das Odium einer Verletzung der belgischen (und holländischen) Neutralität dem Gegner zuzuschieben, sei erwünscht. Allerdings könne man das Warten *nicht bis ins Endlose* ausdehnen, bis England die Lücken seiner Land- und Lufrüstung ausgefüllt habe.

Militärisch gesehen könne der Krieg gegen England nur zur See und in der Luft gewonnen werden. Er könne auf dem Festland nur verloren werden, wenn wir die Angriffskraft des Heeres ohne Entscheidung verbrauchten! Dies Schreiben lief also darauf hinaus, vor einer *verfrühten* deutschen Offensive (im Spätherbst oder Winter) zu warnen. In dieser Hinsicht stimmte das Ob.Kdo.d.H.Gr. mit dem OKH überein. Anders stand es mit der *Anlage* einer etwaigen deutschen Offensiv-Operation. In Bezug auf diese Frage sprach sich der Oberbefehlshaber der H.Gr. dagegen aus, dass sie – wie es nach den Aufmarschanweisungen der Fall sein würde – so geführt werden solle, dass man auf eine volle Entscheidung nicht rechnen könne.

Das zweite – vom Ob.Kdo.d.H.Gr. – an das OKH gerichtete Schreiben vom 31. Oktober (s. Anlage 3) gab zu dem vorstehend erörterten Urteil ihres Oberbefehlshabers die Ergänzung in der Form eines positiven Vorschlags, wie nach unserer Auffassung eine deutsche Offensive geführt werden sollte. Er enthält bereits die Grundgedanken des «neuen Plans», wenn auch erst in noch nicht abgeschlossener Form. Er betonte die Notwendigkeit,

1. den *Schwerpunkt* der Gesamtoperation auf deren Südflügel zu legen,

2. *starke motorisierte Kräfte* so anzusetzen, dass sie von Süden her in den Rücken der in Nordbelgien zu erwartenden alliierten Kräfte stossen könnten,

3. der H.Gr. A *eine weitere Armee* nachzuführen, der die *offensive* Abwehr einer zu erwartenden feindlichen Gegenoffensive grossen Stils gegen unsere Südflanke zufallen werde.

Ein Ergebnis dieser Eingabe durfte bei einem am 3. 11. erfolgenden Besuch des Oberbefehlshabers des Heeres und des Gen.-Stabschefs bei der H.Gr. wohl kaum schon erwartet werden. Immerhin bot er Gelegenheit, dass ich im Auftrage des Generalobersten v. Rundstedt unsere Ansichten vortragen konnte. Die von uns erbetenen Kräfte (eine weitere Armee und starke Panzerkräfte) lehnte Generaloberst v. Brauchitsch jedoch mit der Bemerkung ab: «Ja, wenn ich Kräfte dafür übrig hätte.» Dies zeigte an, dass er sich vorerst unseren Gedankengängen noch völlig verschloss. Immerhin stellte er uns schliesslich aus den Reserven des OKH eine Panzerdivision und 2 mot. Regimenter in Aussicht.

Leider liess daneben dieser Besuch nur allzu deutlich erkennen, dass die führenden Köpfe des OKH der geplanten Offensive und namentlich der Möglichkeit, im Westen eine volle Entscheidung zu erzielen, mit starken Vorbehalten gegenüberstanden. Sie unterrichteten sich verständlicherweise bei den Armeeoberbefehlshabern und Kom. Generalen über den derzeitigen Zustand ihrer Verbände. Aber in der Art, wie sie die – natürlicherweise mannigfachen – Ausstellungen an dem Zustand der neu aufgestellten Divisionen aufnahmen, erweckte den Eindruck, dass sie selbst von der geplanten Offensive nicht allzuviel hielten.

Um diesen Eindruck auszugleichen, sprach wenige Tage später Generaloberst v. Rundstedt die Generale der H.Gr. Unter Andeutung der operativen Auffassung des Ob.Kdo.d.H Gr. zeigte er ihnen, dass es sehr wohl eine siegreiche Entscheidung im Westen geben könnte, wenn auch eine Offensive erst im Frühjahr zweckmässig sein werde.

Am 6.11. benutzten wir die Vorlage unserer vom OKH eingeforderten Absichten im Rahmen der gegebenen Aufmarschanweisungen zu einem nochmaligen Anträge im Sinne unserer Vorschläge, ohne dass wir eine Antwort erhielten.

Inzwischen kletterten Hitlers «Wetterfrösche», die Meteorologen des Luftfahrtministeriums, munter ihre Leiter auf und nieder. Mit dem Erfolg, dass, sobald sie eine, wenn auch nur kurze Gutwetterperiode voraussagten, Hitler das Stichwort zum Anlaufen der Bewegungen für die Bereitstellung zum Angriff gab. Aber jedesmal mussten dann seine Wetterfrösche widerrufen und die Sache wurde abgeblasen.

Am 12. 11. erhielten wir völlig überraschend folgendes Fernschreiben:

«Der Führer hat nunmehr angeordnet: „Am Südflügel der 12. oder im Streifen der 16. Armee ist eine dritte Gruppe schneller Truppen») zu bilden und unter Ausnutzung des waldfreien Streifens beiderseits Arlon, Tintigny, Florenville in Richtung auf Sedan und ostwärts anzusetzen. Zusammensetzung Stab 19. AK, 2. und 10. Pz.-Division, eine mot. Division, Leib-Standarte, Regiment Gross-Deutschland.

Aufgabe dieser Gruppe soll sein:

- a) nach Südbelgien hinein vorgeworfene bewegliche feindliche Kräfte zu schlagen und damit die Aufgabe der 12. und 16. Armee zu erleichtern,
- b) bei oder südostwärts Sedan überraschend das Westufer der Maas zu gewinnen und dadurch günstige Voraussetzungen für die Weiterführung der Operationen zu schaffen, besonders für den Fall, dass bei der 6. und 4. Armee angesetzte Panzerverbände dort nicht zur Auswirkung kommen sollten».

Es folgte eine entsprechende Ergänzung der Aufmarschanweisung durch das OKH.

Aus der Fassung des Fernschreibens ging hervor, dass diese Zuweisung des 19. AK an die H.Gr. A auf Befehl Hitlers erfolgte. Wie war er dazu gekommen? Es ist möglich, dass ein Vortrag des Oberbefehlshabers der 16. Armee, General Busch, der kurz vorher bei Hitler stattgefunden hatte, Hitler auf diesen Gedanken gebracht hat. General Busch war in meine Gedankengänge eingeweiht. Er mag unseren Wunsch nach Panzerverbänden für ein schnelles Durchstossen durch die Ardennen bei jener Gelegenheit zur Sprache gebracht haben. Vielleicht ist auch Hitler von sich aus auf jenen Gedanken gekommen. Er besass einen Blick für taktische Möglichkeiten und brütete viel über den Karten. Er kann erkannt haben, dass man am leichtesten bei Sedan über die Maas kommen werde, während weiter abwärts die Panzerkräfte der 4. Armee dies sehr viel schwerer haben würden. Er mochte in dem Maas-Übergang bei Sedan eine günstige Stelle (im Sinne einer Öffnung der Maaslinie für den Südflügel der H.Gr. B) erkannt haben und wollte – wie immer – möglichst alle lockenden Ziele zugleich anstreben. In der Praxis bedeutete, so erfreut wir auch über die Zuweisung des Panzer-Korps waren, dies doch eine Zersplitterung unserer Panzerkräfte. Der Kom. General des 19. Panzer-Korps, General Guderian, war daher zunächst auch keineswegs mit dieser neuen Verwendung seines Korps einverstanden. Vertrat er doch immer den Standpunkt, dass man mit den Panzerkräften an einer Stelle «klotzen» müsse. Erst nachdem ich ihn über die operative Auffassung des Ob.Kdo.d.H.Gr. und unser Bestreben, den Schwerpunkt der Gesamt-

*) Anm. des Verfassers: Die beiden anderen Gruppen befanden sich im Bereich der H.Gr. B.

Operation auf deren Südflügel – zur H.Gr. A zu legen, informiert, und Guderian damit das lockende Ziel der Somme-Mündung im Rücken des Gegners gezeigt hatte, war er Feuer und Flamme für unseren Plan. Sein Elan ist es dann auch gewesen, der den Raid unserer Panzerkräfte in den Rücken des Gegners bis an die Kanalküste beflügelt hat. Für mich war es naturgemäss eine grosse Erleichterung, dass mein Gedanke, mit grossen Panzerverbänden durch die Ardennen vorzustossen, trotz der Gelände-Schwierigkeiten von Guderian als durchführbar angesehen wurde.

Um jedoch nochmals auf die Zuweisung des 19. Panzer-Korps zurückzukommen, so stellte sie zweifellos im Sinne Hitlers nur eine *taktische* Massnahme dar, die das Herüberkommen über die Maas auch für die H.Gr. B erleichtern sollte.

Auch in der vom OKH gegebenen Ergänzung zur Aufmarschanweisung taucht nirgends der Gedanke einer neuen Zielsetzung auf. Der Gedanke, die Entscheidung durch eine Umfassung des Gegners aus dem Bereich der H.Gr. A heraus in Richtung auf die Somme-Mündung zu suchen oder auch nur anbahnen zu wollen.

Am 21. November stattete uns der Ob.d.H. mit dem Generalstabschef erneut einen Besuch ab. Zu dieser Besprechung waren nach Koblenz ausser den Armeeführern der H.Gr. A auch der Ob.d.H.Gr. B, Generaloberst v. Bock, mit seinen Armeeführern befohlen.

Diese Besprechung war aus einem besonderen Grunde bemerkenswert. Generaloberst v. Brauchitsch wünschte von den anwesenden Oberbefehlshabern der Heeresgruppen und der Armeen deren Absichten bzw. Anordnungen auf Grund der Aufmarschanweisung des OKH zu hören. Als jedoch – nach der H.Gr. B und deren Armeen – wir an die Reihe kamen, erklärte er, dass es ihm genüge, die Vorträge der Armeeeoberbefehlshaber zu hören. Offenbar wünschte er der Möglichkeit vorzubeugen, dass das Ob.Kdo.d.H.Gr. A etwa bei dieser Gelegenheit seine von der Aufmarschanweisung abweichende Auffassung zur Sprache bringen könnte.

So blieb uns nichts übrig, als den Häuptern des OKH unsere Auffassung, wie die Offensive geführt werden sollte, nochmals in einer bereits vorbereiteten Denkschrift schriftlich mitzugeben (s. Anlage 4).

Diese brachte, ebenso wie die beiden vorangegangenen (vom 31. Oktober und 6. November) und die vier weiteren (vom 30. November, 6. Dezember, 18. Dezember und 12. Januar), die ihr noch folgen sollten, die bereits früher erwähnten leitenden Gesichtspunkte zur Sprache, auf denen der Plan des Ob.Kdo.d.H.Gr. für die Führung der Gesamtoffensive beruhte. In den einzelnen Eingaben jeweils noch gestützt oder variiert auf Grund von Argumenten, die sich aus der augenblicklichen Lage ergaben.

Da es sich jedoch im Grunde immer um die gleichen operativen Gedanken und Vorschläge handelt, die bereits dargelegt worden sind, möchte ich auf die Wiederholung verzichten.

Inzwischen hatte sich anscheinend Hitler mit dem Ansatz des 19. Panzer-Korps im Bereich der H.Gr. A und mit der Frage beschäftigt, ob und wie man demselben gegebenenfalls weitere Kräfte nachführen könne, falls der Stoss der nach wie vor bei H.Gr. B massierten Panzerkräfte dort nicht zu dem erwarteten schnellen Erfolg führen werde. Jedenfalls berichtet Greiner, der Kriegstagebuchführer des OKW, dass Hitler Mitte November beim OKH angefragt habe, ob und wie gegebenenfalls eine Verstärkung der Panzerkräfte Guderians erfolgen könne. Nach Greiner ist auch etwa am 20. 11. eine Weisung Hitlers ergangen, dass das OKH Vorkehrungen zu treffen habe, um, falls erwünscht, eine rasche Verlagerung des Schwerpunkts der Operationen von der H.Gr. B zur H.Gr. A zu ermöglichen. Falls dort «raschere und grössere Erfolge eintreten sollten, als bei H.Gr. B».

Offenbar in Erfüllung dieser Weisung verlegte das OKH Ende November das 14. mot. Korps auf dem Ostufer des Rheins hinter den Aufmarschraum der H.Gr. A. Jedoch blieb es weiterhin in OKH-Reserve mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, dass es je nach Lage der H.Gr. B oder A nachgeführt werden würde.

Es erscheint ungeklärt, ob Hitler von sich aus auf den Gedanken einer etwaigen Schwerpunktverlagerung zur H.Gr. A gekommen oder ob ihm zu jener Zeit schon etwas von den Gedankengängen des Ob.Kdo.d. H.Gr. A bekannt gewesen ist.

Nach der bereits früher erwähnten Ansprache, die Hitler am 23. November an die höheren Führer der drei Wehrmachtsteile in Berlin gehalten hatte, waren tags darauf Generaloberst v. Rundstedt mit den Generalen Busch und Guderian von Hitler empfangen worden.

Bei dieser Gelegenheit soll, wie Busch mir auf der gemeinsamen Rückfahrt nach Koblenz sagte, Hitler viel Verständnis für die Auffassung der H.Gr. gezeigt haben. Wenn dies der Fall gewesen ist, so wird es sich dabei wohl in erster Linie um eine Verstärkung der Panzerkräfte der H.Gr. gehandelt haben, um das von Hitler gewünschte Ziel einer Öffnung der Maaslinie bei Sedan im Interesse der H.Gr. B zu erreichen. Dass Generaloberst v. Rundstedt unseren im Gegensatz zu der vom OKH erlassenen Aufmarschanweisung stehenden Operationsentwurf damals Hitler vorgetragen hat, scheint mir – insbesondere im Hinblick auf die gerade in jenen Tagen so prekäre Stellung des Oberbefehlshabers des Heeres –, ausgeschlossen. Auch würde er mich davon unterrichtet haben.

Wenn Greiner weiterhin angibt, dass Hitler bereits Ende Oktober

von dem Plan des Ob.Kdo.d.H.Gr. durch seinen Adjutanten Schmudt Kenntnis erhalten habe, so erscheint dies zum mindesten hinsichtlich der Zeitangabe fraglich. Allerdings ist Schmudt im Auftrag Hitlers bei uns gewesen, um sich davon zu überzeugen, ob Wetter- und Geländeverhältnisse tatsächlich – wie wir meldeten – eine Offensive unmöglich machten. Bei dieser Gelegenheit hat unser I a, Oberst Blumentritt, ebenso wie Oberstleutnant v. Tresckow, Schmudt vertraulich davon Kenntnis gegeben, dass das Ob.Kdo.d.H.Gr. einen, nach seiner Ansicht besseren Offensivplan dem OKH eingereicht habe.

Blumentritt hat dann einige Tage später mit meiner (nur widerstrebend aber mit dem Einverständnis des Generaloberst v. Rundstedt erteilten) Genehmigung eine Abschrift der letzten von mir verfassten Denkschrift an Oberst Schmudt geschickt. Ob derselbe sie aber Hitler oder auch nur General Jodi gegeben hat, ist mir nicht bekannt. Jedenfalls hat Hitler, als ich ihm am 17. Februar 1940 auf seinen Wunsch meine Auffassung darüber vortrug, wie man die Westoffensive führen solle, mit keinem Wort angedeutet, dass er eine unserer dem OKH eingereichten Denkschriften kenne.

Es mag sein, dass Hitler Ende November die Möglichkeit einer etwaigen Verlagerung des Schwerpunkts der Offensive von H.Gr. B zu H.Gr. A *im Verlauf* der Operationen sichergestellt sehen wollte. Doch hat dies noch keineswegs ein Abgehen von dem bisherigen Operationsplan oder ein Aufnehmen der grundsätzlichen operativen Gedankengänge des Ob.Kdo.d.H.Gr. A bedeutet. Trotz der Verlegung des 14. mot. Korps als OKH-Reserve hinter unseren Aufmarschraum blieb die bisherige Aufmarschanweisung voll in Kraft. Der Erfolg sollte in erster Linie nach wie vor durch den massierten Stoss der H.Gr. B in Nordbeigien gesucht werden, während der H.Gr. A weiterhin die Deckungsaufgabe zufiel. Lediglich, wenn sich zeigen würde, dass bei der H.Gr. B die Erfolge nicht in dem erwarteten Masse eintraten, oder wenn sich im Bereich der H.Gr. A ein schneller Erfolg abzeichnen sollte, wollte Hitler die Möglichkeit haben, den Schwerpunkt der Offensive nachträglich zu verlegen.

Dies ging auch klar aus einer Antwort hervor, die ich von General Halder (als erste Gegenäußerung zu unseren bisherigen Vorschlägen) auf eine am 30. 11. eingereichte erneute Eingabe bezüglich des Operationsplanes erhielt (s. Anlage 5).

In letzterer war gesagt worden, dass sich nun doch wohl ein zweiter Schwerpunkt – nämlich bei H.Gr. A – abzeichne, der, den Erfolg des Durchbruchs durch die Ardennen vorausgesetzt, unweigerlich zu der von uns vorgeschlagenen Erweiterung des Operationsziels und zu einer

Führung der Gesamtoperation im Sinne unserer Vorschläge führen werde.

Die Antwort des Generals Halder hierauf besagte, dass zwar die meisten unserer Gedankengänge sich mit den Auffassungen des OKH deckten. Ein Unterschied bestehe jedoch insofern, als durch die bisher vom OKH getroffenen Anordnungen (bezüglich des 19. und 14. Korps) kein neuer Schwerpunkt gebildet, sondern nur die *Möglichkeit* einer solchen Schwerpunktbildung geschaffen sei. Weiter hiess es: «Die tatsächliche Schwerpunktbildung ist durch die Einwirkung von Kräften, die ausserhalb unseres Einflusses liegen, aus einer Frage des Aufmarsches zu einer Frage der Führung während der Operation geworden.»

Aus dieser Antwort war zweierlei zu entnehmen. Erstens, dass Hitler sich die wesentlichste Entscheidung auch bei der Durchführung der Offensive vorbehalten hatte. Zweitens war ersichtlich, dass er die Schwerpunktbildung von deren Verlauf abhängig machen wollte, zunächst jedenfalls den Operationsplan des Ob.Kdo.d.H.Gr. entweder nicht kannte, oder nicht anzunehmen bereit war.

Den letzteren Eindruck musste eine telefonische Antwort des Generals Halder erwecken, die ich am 15. Dezember erhielt.

Ich hatte am 6. Dezember nochmals ein persönliches Schreiben an den Chef des Generalstabes gerichtet, in dem ich alle Gesichtspunkte, die für unseren Operationsplan sprachen, erneut angeführt hatte (s. Anlage 6). Tatsächlich war in diesem Schreiben der «neue Plan» in der Form eines Operationsvorschlages vollständig enthalten. Als ich bis zum 15. Dezember keinerlei Antwort des Generals Halder erhalten hatte, rief ich den Oberquartiermeister I, General v. Stülpnagel, an und fragte ihn, ob sich das OKH eigentlich in Bezug auf unsere Vorschläge weiterhin totstellen wolle. Die Antwort war der vorerwähnte Anruf Halders. Er versicherte mir, sie seien zwar ganz unserer Ansicht, hätten aber strikten Befehl, die *Schwerpunktbildung bei H. Gr. B beizubehalten*, bzw. eine Schwerpunktvorlagerung im Verlauf der Offensive offenzulassen.

Danach hätte man annehmen können, dass das OKH unsere operativen Gedankengänge tatsächlich aufgenommen und sie in irgendeiner Form – wenn auch von sich aus – Hitler zur Kenntnis gebracht hätte. Jedoch erzählten mir zur gleichen Zeit General Warlimont, der Vertreter Jodis, und der erste Generalstabsoffizier des Wehrmachtsführungsstabes, der spätere General v. Lossberg, dass das OKH niemals im Sinne unserer Vorschläge an Hitler herangetreten sei! Eine für uns etwas verwirrende Lage.

Mochte nun das OKH angeblich oder wirklich unserer Auffassung zustimmen oder nicht, so war in jedem Fall der Gedanke, eine Schwerpunktbildung bei H.Gr. A erst im Verlauf der Offensive vornehmen zu

wollen, mit dem, was uns beim Ob.Kdo.d.H.Gr. A operativ vorschwebte, in keiner Weise vereinbar.

Napoleon hat zwar das Rezept ausgegeben: «On s'engage partout et on voit» und dieses Wort ist für die Franzosen beinahe zu einem Axiom geworden, besonders nachdem sie 1914 mit ihrer Initiative in Lothringen so hereingefallen waren. Ein Axiom, das 1940 für die *alliierte Führung* auch zweifellos anwendbar war, weil sie uns den Angriff zuschieben wollte und durchaus richtig gehandelt hätte, abzuwarten. Einer Entscheidung in Belgien musste sie ausweichen, um dann aus der Nachhand mit stärksten Kräften einen Gegenschlag gegen die Südflanke unserer Offensive zu führen.

Für uns aber kam das Abwarten, wann und wo wir unsere Trümpe ins Spiel werfen sollten, nicht in Frage, denn der operative Plan des Ob.Kdo.d.H.Gr. beruhte doch auf der *Überraschung* des Gegners. Den Ansatz starker Panzerkräfte, denen eine Armee folgen sollte, durch die Waldberge der Ardennen konnte der Gegner kaum erwarten.

Dieser Stoss würde jedoch sein operatives Ziel, die untere Somme, nur erreichen, wenn es gelang, die etwa nach Südbelgien vorgeworfenen Feindkräfte zu überrennen. Gleichzeitig mit ihren Resten mussten wir über die Maas kommen, wenn wir hoffen wollten, in der Folge in den Rücken der in Nordbelgien der H.Gr. B gegenüberstehenden feindlichen Armeen zu gelangen.

Ebenso konnte der Versuch, den Aufmarsch der starken feindlichen Reserven in unserer Südflanke – etwa zwischen Maas und Oise – offensiv zu zerschlagen, ehe er überhaupt zustande kam, und damit die günstige operative Ausgangslage für den «zweiten Akt», die Vernichtung des feindlichen Restheeres, zu schaffen, doch nur gelingen, wenn wir kräftemässig hier in der Vorhand blieben.

Abzuwarten, wohin man den Schwerpunkt legen wollte, zuzusehen, «wie der Hase läuft», würde nichts anderes bedeuten, als auf die Chance, die Feindkräfte in Nordbelgien durch Umgehung von Süden her vernichtend zu treffen, zu verzichten. Es würde zugleich bedeuten, dass man dem Gegner die Möglichkeit liess, mit seinen starken Reserven zu jenem Gegenschlag in unserer Südflanke aufzumarschieren, der *seine* Siegeschance darstellte. Eine Chance, die zu ergreifen die feindliche Führung allerdings nicht zuwege gebracht hat.

Auf den Gedanken, mit der Zuweisung ausreichender Kräfte an die H.Gr. A zu warten, die Schwerpunktbildung dort davon abhängig zu machen, ob wir mit unzureichenden Kräften einen überraschenden Erfolg erzielen würden, traf das Wort Moltkes zu, dass sich «ein Fehler im ersten Aufmarsch nicht wiedergutmachen lasse».

Man durfte also nicht abwarten, wie sich unsere Offensive entwickeln, ob der massierte Stoss der H.Gr.B die Feindkräfte in Nordbelgien zertrümmern, oder ob etwa das vereinzelt 19. Panzer-Korps nach Sedan gelangen würde. Man musste, wenn man den Plan des Ob.Kdo d.H.Gr. annehmen wollte, dieser *von vornherein* ausreichende Panzerkräfte und *drei* Armeen geben (auch wenn die dritte Armee erst mit Raumgewinn nach vorwärts eingeschoben werden konnte). Demzufolge hatte ich in der Eingabe vom 6. Dezember für die H.Gr. an Stelle von 2 Armeen mit 22 Inf.-Divisionen und nur einem Panzer-Korps auch 3 Armeen mit insgesamt 40 Divisionen, dabei 2 schnellen Korps gefordert. (Eine Zahl, die im Übrigen nach der auf Eingreifen Hitlers erfolgten Annahme unseres Operationsgedankens auch erreicht worden ist.)

Der Kampf des Ob.Kdo.d.H.Gr. um den von uns vertretenen Operationsplan musste also weitergeführt werden. Vornehmlich ging es dabei nunmehr darum, dass von Anbeginn an nicht allein das 19. Panzer-Korps, sondern neben ihm das 14. mot. Korps zu dem Stoss durch die Ardennen, über die Maas bei und abwärts Sedan, und weiter auf die untere Somme angesetzt würden. Ferner, dass uns die geforderte dritte Armee zum offensiven Vorgehen gegen einen etwaigen feindlichen Aufmarsch in unserer Südflanke westlich der Maas von vornherein zur Verfügung stehen müsse.

Gelang es, beides zu erreichen, dann würde – mochte das OKH nun generell unseren Gedanken beistimmen oder nicht – zwangsläufig die Offensive in die Bahnen gelangen, die zu dem Ziel der *vollen* Entscheidung führten, das wir vertraten.

Gewiss, auch unser Operationsplan würde nicht, wie Moltke gesagt hatte, mit einiger Sicherheit über das erste Zusammentreffen mit der feindlichen Hauptmacht hinausreichen – wenn nämlich unser Angriff aus Kräftenmangel im Anfangsstadium stecken blieb.

Aber Moltke hat an der gleichen Stelle auch gesagt, dass der Feldherr über das erste Zusammentreffen mit dem Feind hinaus «sein grosses Ziel unentwegt im Auge behalten müsse». Und dieses Ziel konnte nach unserer Auffassung eben nur die volle Entscheidung auf dem Festland sein. Auf sie hin musste die deutsche Offensive von vornherein angelegt werden, auch wenn diese Entscheidung nur in zwei Phasen erreicht werden konnte. Das vorgenannte Rezept Napoleons, auf das Hitlers Vorbehalt hinsichtlich der Schwerpunktbildung letzten Endes hinauslief, mochte in anderer Lage vorzüglich sein. Für uns bedeutete es den Verzicht auf den vollen Sieg.

Da mein Schreiben an den Chef des Generalstabs vom 6. Dezember nicht den gewünschten Erfolg gezeitigt hatte, legte ich am 18. *Dezember*

dem Generaloberst v. Rundstedt einen auf unseren Operationsgedanken zugeschnittenen «Entwurf einer Aufmarschanweisung» für die Westoffensive vor (s. Anlage 7). Dieser sollte ihm als Unterlage für einen Vortrag beim Oberbefehlshaber des Heeres und – falls dieser sein Einverständnis dazu geben würde –, auch für einen Vortrag bei Hitler dienen. Dieser Vortrag hat bei Generaloberst v. Brauchitsch am 22. Dezember, nicht aber bei Hitler stattgefunden. Ausserdem ist dieser Entwurf einer Aufmarschanweisung noch schriftlich an das OKH gegangen. Ich hoffte, dass die konkrete Form, in die damit unsere operativen Gedankengänge gebracht waren, vielleicht überzeugender wirken werde, als die bisherigen theoretischen Darlegungen, dass sich vielleicht die Operationsabteilung nunmehr unserer Gedanken bemächtigen würde. Wie ich erst nach dem Kriege erfahren habe, hat jedoch die Operationsabteilung unsere Eingaben bezüglich der Westoffensive von General Halder nicht erhalten.

In der zweiten Hälfte des Dezember schloss die Wetterlage jeden Gedanken an eine Offensive aus. Zudem erschien es zweckmässig, in dem Drängen auf Änderung des Operationsplanes eine Pause eintreten zu lassen. Stoff zum Nachdenken über diese Frage hatten wir ja genug geliefert. So konnte ich Weihnachten zu Hause feiern. Bei meiner Rückfahrt von Liegnitz nach Koblenz sprach ich beim OKH in Zossen vor, um zu hören, wie dort die Einstellung zu unserem Operationsentwurf inzwischen geworden sei. General von Stülpnagel sagte mir wiederum, dass sie beim OKH mit unseren Ansichten weitgehend übereinstimmten, dass aber das OKH durch Befehl Hitlers gebunden sei, die Entscheidung über den Schwerpunkt der Offensive offenzuhalten. Nach wie vor blieb unklar, ob der Ob.d.H. Hitler überhaupt von unseren Vorschlägen gesprochen hatte. Es erschien unwahrscheinlich, da nach einer Mitteilung von Oberstleutnant Heusinger, des damaligen Ia der Operationsabteilung, Generaloberst v. Brauchitsch seit dem 5. November nicht mehr bei Hitler gewesen sein sollte.

Mit Beginn des neuen Jahres wurden Hitlers Wetterfrösche wieder lebendig. Klarer Frost versprach eine Schönwetterperiode, die der Luftwaffe günstige Einsatzmöglichkeiten bieten würde. Die Kälte – zugleich mit einer starken Schneedecke, die die Eifel und die Ardennen bedeckte – war allerdings für die Panzerwaffe keineswegs günstig.

Hitler gab jedenfalls wieder einmal das Stichwort aus, durch welches die Versammlungsmärsche in die Angriffsbereitstellungen ausgelöst wurden.

Trotzdem legte das Ob.Kdo.d.H.Gr. am 22. *Januar* dem OKH nochmals eine Denkschrift vor, die den Titel «Westoffensive» trug und in

der die von uns schon so oft vorgetragenen Gedankengänge über eine Führung der Westoffensive, die das Ziel einer *vollen Entscheidung* haben müsste, erneut dargelegt wurden (s. Anlage 8). Wenn auch im Augenblick an eine Änderung der Aufmarschanweisung nicht zu denken war, so glaubte des Ob.Kdo. doch, dass seine Gedankengänge auch im Rahmen des laufenden Aufmarsches bei Durchführung der Operationen zwangsläufig in den Vordergrund treten würden. Zudem war schon so oft der Befehl zum Beginn der Offensive widerrufen worden, dass man hoffen konnte, es würde auch diesmal so enden und damit die Möglichkeit einer grundlegenden Änderung des Operationsplans doch noch offenbleiben.

Wollte man aber eine solche erreichen, so galt es, den Bremsklotz wegzuschieben, der bislang die Annahme unseres Operationsplanes verhindert hatte. Wo aber lag dieser? Nach dem, was wir vom OKH bisher gehört hatten, in der Auffassung Hitlers. Das OKH hatte mehrfach betont, dass es weitgehend mit unseren Ansichten übereinstimme. Jedoch sei es durch Befehl Hitlers gebunden, die Schwerpunktbildung vom Verlauf der Operationen abhängig zu machen. Aber hatte das OKH jemals Hitler unseren Plan vorgetragen, der doch so weit von der von ersterem verfassten Aufmarschanweisung abwich? Würde es nicht möglich sein, Hitler zu überzeugen, wenn man ihm einen Operationsplan vorlegte, der nicht nur Teilziele ins Auge fasste, sondern ihm von vorneherein die Möglichkeit des Erreichens einer vollen Entscheidung im Westen vor Augen stellte? (Eine Möglichkeit, an die nach unseren Eindrücken bisher weder Hitler noch die Spitzen des OKH wirklich glaubten.)

Um diese Frage zu klären, endete ein von Generaloberst v. Rundstedt unterzeichnetes, der Denkschrift «Westoffensive» beigefügtes Schreiben mit folgendem Satz:

«Nachdem durch Befehl des OKW der H.Gr. bekannt gegeben ist, dass der Führer und Oberste Befehlshaber sich selbst die Entscheidung über die Bestimmung des Schwerpunktes bei Durchführung der Operation und damit ihre oberste Leitung Vorbehalten hat – das OKH in seinen operativen Entschlüssen also nicht frei ist – bitte ich, diesen Vorschlag (gemeint war die vorgenannte Denkschrift) dem Führer vorlegen zu wollen.
gez. v. Rundstedt.»

Natürlich widersprach diese Forderung, die zu stellen ich dem Generalobersten vorgeschlagen hatte, und die er sofort mit seiner Unterschrift zu decken bereit gewesen war, einigermassen der deutschen militärischen Tradition. Nach ihr war allein der Ob.d.H. oder in dessen Auftrag der Generalstabschef berufen, Hitler Vorschläge zu machen.

Jedoch – wenn das OKH wirklich mit unseren Ansichten übereinstimmte – dann konnte es ja immer noch *von sich aus* unseren Operationsplan aufnehmen und Hitler vortragen. Es hätte damit vielleicht die Chance gehabt, ihm zu imponieren und damit seine Stellung als die für die Operationen zu Lande entscheidende Instanz wieder zu gewinnen. Ein Ergebnis, das niemand mehr begrüßt haben würde, als ich, der ich seinerzeit als Oberquartiermeister I zusammen mit Generaloberst von Fritsch und General Beck so sehr um diese Position des OKH gekämpft hatte.*)

Hatte das OKH aber Hitler bereits vergeblich Gedankengänge vortragen, die den unseren entsprachen, dann hätte die Vorlage eines entsprechenden, von Generaloberst v. Rundstedt, den Hitler ausserordentlich schätzte, ausgehenden Operationsplans eine wesentliche Stütze für das OKH bedeuten können.

Vielleicht gelang es dann doch noch, Hitler davon abzubringen, die Entscheidung über die Schwerpunktbildung von dem Verlauf der Operationen abhängig zu machen. Was – wie wir nach allem, was wir vom OKH gehört hatten, annehmen mussten – nunmehr im Wesentlichen der Verwirklichung unserer operativen Gedanken im Wege stand.

Die Antwort, welche wir auf diese Eingabe erhielten, war allerdings enttäuschend. In ihr wurde gesagt, dass unsere Auffassung, das OKH strebe nur ein Teilziel an, irrig sei. Weitere Zielsetzung würde zeitgerecht erfolgen. Für die Zuführung weiterer Kräfte und den Einsatz eines weiteren AOK bei der H.Gr. A sei Vorsorge getroffen. Den Zeitpunkt müsse sich der Ob.d.H. vorbehalten. Die letzte Entscheidung über die Schwerpunktbildung werde durch Hitler auf Vorschlag des Ob.d.H. erfolgen. Eine Vorlage unserer Denkschrift, mit der letzterer in den wesentlichen Gedankengängen übereinstimme, an Hitler sei nicht veranlasst.

Wurde in dieser Antwort auch gesagt, dass der Ob.d.H. mit unserer Denkschrift in den wesentlichen Gedankengängen übereinstimme, so konnte dies doch nicht darüber hinwegtäuschen, dass er nicht bereit war, Hitler eine grundlegende Änderung des Operationsplans im Sinne unserer Anträge vorzuschlagen.

Vielmehr blieb die bisherige Aufmarschanweisung in Kraft. Die Entscheidung in Belgien sollte weiterhin durch den frontalen Stoss der

*) Dass wir vom Ob.Kdo.d.H.Gr. keineswegs auf das Bekanntwerden der Vaterschaft an der neuen Operationsidee Wert gelegt haben, ist dadurch bewiesen, dass sie erst nach dem Kriege durch Gespräche des Feldmarschalls v. Rundstedt und des Generals Blumentritt mit dem britischen Militärschriftsteller Liddell Hart bekannt geworden ist.

H.Gr. B gesucht werden. Bei dieser würde – zum mindesten für die erste Phase der Offensive – der Schwerpunkt verbleiben.

Der H.Gr. A oblag weiterhin die Deckung dieser Operation. Ihre Aufgabe wurde nicht im Sinne eines Stosses in den Rücken der von H.Gr. B in Nordbelgien frontal angefassten Feindkräfte in Richtung auf die untere Somme erweitert.

Eine etwaige Schwerpunktverlagerung zur H.Gr. A blieb weiterhin vom Verlauf der Operationen abhängig. Die H.Gr. A erhielt nicht die Panzerkräfte, deren *Zuweisung von vornherein* die Vorbedingung des nach ihrem Operationsvorschlag zu erstrebenden Überraschungserfolges in Südbelgien und damit des Stosses in den Rücken des Gegners in Richtung auf die Somme-Mündung war. Die H.Gr. sollte ebenso wenig die Sicherheit erhalten, über eine weitere Armee verfügen zu können, die doch zur offensiven Abdeckung jenes Stosses gegen den zu erwartenden feindlichen Gegenschlag notwendig sein würde.

Es sollte also «der Fehler im ersten Aufmarsch, der nicht wieder auszugleichen ist», beibehalten werden. Man wollte sich nicht zu einer Operation entschliessen, die, wie General Jodi im Februar 1940 geäußert hat, «einen operativen Schleichweg darstelle, auf dem man von dem Kriegsgott erwischt werden könnte».

Offenbar haben also die deutsche oberste Führung wie die der Alliierten unbewusst dahin übereingestimmt, dass es sicherer sei, in Nordbelgien frontal aufeinander loszugehen, als das Risiko einer gewagten Operation auf sich zu nehmen. Deutscherseits durch Annahme des Planes der H.Gr. A, auf alliierter Seite durch Vermeidung einer Entscheidung in Belgien, um einen wuchtigen Gegenschlag gegen die Südflanke der deutschen Offensive führen zu können.

Inzwischen hatte sich ein Ereignis zugetragen, dem nachträglich von vielen Seiten ein entscheidender Einfluss auf die später erfolgende grundlegende Änderung des Operationsplanes im Sinne der Vorschläge der H.Gr. zugeschrieben worden ist.

Der la der 7. Flieger-Division war versehentlich auf belgischem Gebiet gelandet. Dabei waren den Belgiern zum mindesten Teile der Aufmarschanweisungen der Luftflotte 1 in die Hände gefallen. Es musste also damit gerechnet werden, dass die Westmächte über Belgien von dem bisherigen Operationsplan Kenntnis erhalten würden.

Tatsächlich hat jedoch dieses Missgeschick nicht zu einer Änderung des Operationsplanes geführt, wenn es auch denkbar ist, dass es späterhin die Bereitschaft Hitlers und des OKH, auf den Vorschlag der Heeresgruppe einzugehen, gefördert haben mag. Eine Besprechung des

Ob.d.H. mit den Oberbefehlshabern der H.Gr. A und B und der diesen unterstellten Armeen, die am 25. Januar in Koblenz bzw. in Bad Godesberg stattfand, zeigte jedenfalls keinerlei Änderung der grundsätzlichen Auffassung des OKH an. Diese Besprechung lag schon längere Zeit nach dem Eintreten des vorerwähnten Missgeschicks. Die Aufträge der Heeresgruppen und Armeen blieben die gleichen. Nur die Aufgabe der H.Gr. B wurde noch erweitert, indem deren 18. Armee nunmehr ganz Holland (nicht nur, wie bisher vorgesehen, die Teile des Landes ausserhalb des Bereichs der «Festung Holland») in Besitz zu nehmen hatte. Für die Heeresgruppe A blieb jedenfalls alles wie bisher. Das AOK 2 konnte zwar in unseren Bereich eingewiesen werden, doch blieb es ebenso wie das 14. mot. Korps zur Verfügung des OKH. Letzteres obwohl ich im Auftrage meines Oberbefehlshabers in einem Vortrag darauf hingewiesen hatte, dass der Ansatz nur des 19. Panzer-Korps allein durch die Ardennen eine Halbheit sei. Eine solche verspreche einen Erfolg bei Sedan nicht, nachdem der Gegner inzwischen an der Maas erhebliche Kräfte (die französische 2. Armee) bereitgestellt habe. Trotz dieser Darlegungen erklärte Generaloberst von Brauchitsch, er könne das 14. mot. Korps uns nicht zur Verfügung stellen. Ein Zeichen dafür, dass die oberste Führung nach wie vor darauf bestand, die Frage einer etwaigen Verlegung des Schwerpunkts zur H.Gr. A erst von dem Verlauf der Operationen abhängig zu machen. Ein Beweis aber auch dafür, dass das Missgeschick mit den in belgische Hand gefallenen Aufmarschanweisungen die obersten Stellen nicht zu einer Änderung des Aufmarschplanes veranlasst hat.

Trotzdem ergänzte das Ob.Kdo.d.H.Gr. die Darlegungen, die ich am 25. Januar dem Ob.d.H. vorgetragen hatte, am 30. Januar durch eine erneute Eingabe auf Grund der inzwischen eingegangenen Feindnachrichten. Das Oberkommando wies darauf hin, dass nunmehr mit dem Vorwerfen starker französischer Kräfte – namentlich schneller Verbände – nach Südbelgien zu rechnen sei. Unter diesen Umständen sei weder darauf zu hoffen, dass das 19. Panzer-Korps allein stark genug sein werde, diese Feindgruppe zu werfen, noch allein den Übergang über den Fluss zu erzwingen.

Diese Auffassung erhärtete ein Kriegsspiel, das am 7. Februar in Koblenz stattfand und bei dem das Vorgehen des 19. Panzer-Korps und der beiden Armeen der H.Gr. durchgespielt wurde. Es zeigte deutlich, wie problematisch das Vorwerfen des isolierten 19. Panzer-Korps sein würde. Ich hatte den Eindruck, dass General Halder, der dem Kriegsspiel als Zuhörer beiwohnte, doch begann, die Berechtigung unserer Auffassung einzusehen.

Inzwischen aber hatte sich mein persönliches Schicksal überraschend gewendet. Am 27. Januar erhielt ich die Mitteilung, dass ich zum Kommandierenden General des demnächst in der Heimat aufzustellenden 38. AK ernannt worden sei. Wie mir Generaloberst v. Rundstedt sagte, hatte der Ob.d.H. ihm diesen Wechsel seines Generalstabschefs gelegentlich der vorerwähnten Besprechung am 25. Januar vertraulich angekündigt. Er hatte als Grund angegeben, dass ich bei der Ernennung neuer Kommandierender Generale nicht mehr übergangen werden könne, da der dienstjüngere General Reinhardt ebenfalls ein Korps erhalte. So wenig in meiner Ernennung ein Abweichen von dem normalen Beförderungswege gesehen werden konnte, so eigenartig erschien doch in diesem Augenblick einer bevorstehenden grossen Offensive der Wechsel in der Chefstelle. Die Rangfrage, die als Vorwand diente, hätte sich schliesslich auch anders lösen lassen. Es kann also wohl kaum bezweifelt werden – meine Ablösung als Chef des Generalstabes der H.Gr. war darauf zurückzuführen, dass das OKH einen lästigen Dränger loswerden wollte, der seinem Operationsplan einen andern entgegenzusetzen gewagt hatte.

Anschliessend an das vorerwähnte Kriegsspiel, an dessen Leitung ich noch teilgenommen hatte, sprach mir Generaloberst v. Rundstedt in Gegenwart aller Teilnehmer seinen Dank für meine Leistungen als sein Generalstabschef aus. Die ganze vornehme Grosszügigkeit dieses hohen Führers kam in seinen Worten zum Ausdruck. Eine Genugtuung war es für mich ferner, dass auch die der H.Gr. unterstellten Armeeführer, General Busch und List, sowie General Guderian meine Abberufung nicht nur bedauerten, sondern darüber ehrlich bestürzt waren.

Am 9. Februar verliess ich Koblenz und begab mich zunächst nach Liegnitz.

Inzwischen waren jedoch meine getreuen Mitarbeiter, Oberst Blumentritt und Oberstleutnant v. Tresckow, nicht gewillt, die Flinte ins Korn zu werfen und den Kampf um unseren Operationsplan mit meiner Abberufung als endgültig erledigt anzusehen.

Ich nehme an, dass es Tresckow gewesen ist, der seinen Freund Schmunt, den Chefadjutanten Hitlers, dazu veranlasst hat, eine Gelegenheit zu schaffen, bei der ich selbst Hitler unsere Ansichten, wie die Westoffensive zu führen sei, vortragen könne.

Jedenfalls wurde ich am 17. Februar nach Berlin befohlen, um mich zusammen mit den anderen neu ernannten Kommandierenden Generalen bei Hitler zu melden. Anschliessend an unsere Meldung fand ein Frühstück statt, bei dem Hitler, wie zumeist, vorwiegend das Wort führte. Ich erinnere mich, dass er mit verblüffender Kenntnis über die militärtechnischen Neuerungen auch in den Feind-Staaten sprach. Die ein-

gegangene Meldung über den Überfall des englischen Zerstörers auf den Dampfer «Altmark» innerhalb der norwegischen Hoheitsgewässer führte Hitler zu längeren Ausführungen darüber, dass die Kleinstaaten nicht in der Lage seien, ihre Neutralität zu wahren.

Als wir uns nach dem Frühstück verabschiedeten, wurde ich von Hitler veranlasst, ihm in sein Arbeitszimmer zu folgen. Dort forderte er mich auf, ihm meine Gedanken über die Führung der Westoffensive vorzutragen. Ob und inwieweit er durch seinen Chefadjutanten bereits von unserem Plan Kenntnis erhalten hatte, ist mir nicht klar. In jedem Fall musste ich feststellen, dass er sich erstaunlich schnell in die Gesichtspunkte, die die Heeresgruppe seit Monaten vertreten hatte, einfühlte. Er stimmte jedenfalls meinen Ausführungen durchaus zu.

Ich habe über diese Unterredung sogleich aus dem Gedächtnis eine Aktennotiz für das Heeresgruppenkommando niedergeschrieben, deren Wortlaut ich wiedergeben möchte:

«Der bisherige Chef des Generalstabs der Heeresgruppe A hatte anlässlich seiner Meldung als Kommandierender General des 33. AK am 17. Februar 1940 Gelegenheit, dem Führer die Gedankengänge der Heeresgruppe A hinsichtlich der Führung der Westoperation vorzutragen. Der Inhalt seiner Darlegungen war:

1. Das *Ziel der Westoffensive* muss die *Herbeiführung der Entscheidung zu Lande* sein. Für Teilziele, wie sie nach der derzeitigen Aufmarschanweisung angegeben werden, wie Schlagen möglichst grosser Teile der Feindkräfte in Belgien, Besitznahme von Teilen der Kanalküste, ist der Einsatz politisch und militärisch zu hoch. Der endgültige Sieg zu Lande muss das Ziel sein.

Die Führung der Operationen muss also von vornherein auf die volle Entscheidung in Frankreich, auf die Vernichtung der französischen Widerstandskraft gerichtet sein.

2. Dies erfordert, dass im Gegensatz zur Aufmarschanweisung der Schwerpunkt der Angriffsoperation von Anfang an klar auf den Südflügel, also zur Heeresgruppe A, gelegt wird, nicht bei B bleibt oder offen gelassen wird. Bei dem derzeitigen Ansatz kann man bestenfalls in Belgien die dorthin vorgehenden französisch-englischen Kräfte frontal schlagen und auf die Somme werfen, wo unter Umständen dann die Operation zum Stehen kommt.

Durch Verlegen des Schwerpunkts auf den Südflügel zu Heeresgruppe A, die durch Südbelgien über die Maas Richtung *untere Somme* vorzustossen hat, müssen die in Nordbelgien zu erwartenden starken Feindkräfte, wenn sie von Heeresgruppe B frontal geworfen werden, abgeschnitten und damit vernichtet werden. Das ist nur möglich, wenn

Heeresgruppe A schnell auf die untere Somme durchstösst. Das muss der erste Teil des Feldzuges sein. An ihn wird sich der zweite, die Umfassung des französischen Heeres mit starkem rechten Flügel, anschliessen.

3. Eine solche Aufgabe der Heeresgruppe A bedingt ihre Gliederung in *drei Armeen*. Es ist also noch eine Armee auf dem nördlichen Flügel einzuschieben.

Die nördlichste Armee der Heeresgruppe (2.) hat die Aufgabe, über die Maas auf die untere Somme durchzustossen, um die vor der Heeresgruppe B ausweichenden Feindkräfte abzuschneiden.

Südlich davon muss eine zweite Armee (12.) über die Maas beiderseits Sedan vorgehen, um dann nach Südwesten einzuschwenken und jeden französischen Versuch, mit starken Kräften zum Gegenangriff westlich der Maas aufzumarschieren, durch *Angriff* zu zerschlagen.

Der dritten (16.) Armee fällt dann die zunächst defensive Deckung der Operation in der Südflanke zwischen Maas und Mosel zu.

Wesentlich ist, dass die Luftwaffe den französischen Aufmarsch frühzeitig zerschlägt, da der Franzose, wenn er etwas wagt, einen Gegenangriff grossen Stils westlich oder beiderseits der Maas, vielleicht bis zur Mosel reichend, zu führen versuchen wird.

4. Das Vorauswerfen nur des 19. Pz.-Korps auf die Maas bei Sedan ist eine Halbheit. Geht uns der Feind mit starken mot. Kräften nach Südbelgien entgegen, so ist das Korps zu schwach, um diese schnell vernichtend zu schlagen und mit den Resten zugleich die Maas-Linie zu überschreiten. Beschränkt sich der Gegner auf das Halten der Maas mit – nach der derzeitigen Kräfteverteilung – starken Kräften, so wird das Korps allein nicht über die Maas kommen.

Wenn man mot. Kräfte vorwirft, so müssen es im bisherigen Streifen der Heeresgruppe mindestens zwei Korps sein, die die Maas zugleich bei Charleville und Sedan überschreiten, unabhängig von dem Ansatz der Panzerkräfte gegen die Maas bei Givet durch 4. Armee. Das 14. Korps muss also von Anfang an neben das Korps Guderian gesetzt werden, seine Verwendung bei Heeresgruppe A oder B darf nicht vorbehalten bleiben.

Der Führer gab zu diesen Ausführungen seine Zustimmung zu erkennen. Kurze Zeit später wurde die neue endgültige Aufmarschanweisung ausgegeben.»

Diese endgültige Aufmarschanweisung ist mir leider nicht mehr zugänglich gemacht worden. Ich weiss nur, dass sie auf eine Anordnung Hitlers vom 20. Februar ergangen ist.

Im Wesentlichen hat sie folgendes enthalten, was den Forderungen entsprach, für die ich solange gekämpft hatte.

1. Das Vorauswerfen *zweier Panzer-Korps* (des 19. unter General Gunderian und des 14. unter General v. Wietersheim) auf und über die Maaslinie Charleville – Sedan. Sie wurden unter dem neugeschaffenen Kommando einer Panzergruppe, an deren Spitze der General von Kleist trat, zusammengefasst.

2. Die endgültige Zuweisung des AOK 2 (bisher bei H.Gr. B) an die Heeresgruppe A nebst Nachführung der für eine dritte Armee benötigten Kräfte. Damit war das Einschieben dieser Armee sofort möglich, wenn die Breite des der Heeresgruppe zur Verfügung stehenden Angriffsstreifens infolge Einschwenkens der 16. Armee nach Süden dies zuliess.

3. Die Unterstellung der 4. Armee (bisher bei H.Gr. B) unter die Heeresgruppe A, um dieser den nötigen Bewegungsraum in Richtung auf die untere Somme zu geben. (Die Heeresgruppe hatte schon immer die Einbeziehung mindestens des südlichsten Korps dieser Armee in ihren Bereich zwecks Verbreiterung ihres Stossstreifens gefordert. Wenn Min.-Rat Greiner diese Unterstellung auf einen wesentlich früheren Zeitpunkt – November – verlegt, so beruht dies auf einem Irrtum. Sie ist erst im Zusammenhang mit der neuen Aufmarschanweisung erfolgt.)

Durch diese neuen Anordnungen des OKH ist also völlig den vom Oberkommando der Heeresgruppe vertretenen Gesichtspunkten Rechnung getragen worden. Der *Schwerpunkt* der Gesamtoperation wurde in dem Umfange auf den Südflügel verlegt, als es die Breite des nördlich der Maginotlinie zur Verfügung stehenden Raums und das Strassennetz in diesem zuliessen. Trotzdem blieb die Heeresgruppe B mit drei Armeen noch stark genug, um ihre Aufgabe in Nordbelgien und Holland mit dem bekannten durchschlagenden Erfolg zu lösen.

Der Heeresgruppe A aber war nunmehr die Möglichkeit gegeben, einen den Gegner überraschenden Stoss durch die Ardennen über die Maas auf die untere Somme zu führen. Damit konnte sie den in Nordbelgien kämpfenden Feindkräften den Rückzug hinter diesen Fluss abschneiden. Auch wäre möglich gewesen, einem grosszügig angelegten Gegenschlag gegen die Südflanke der deutschen Angriffsoperation wirksam zu begegnen.

Was nun die *Durchführung* der deutschen Angriffsoperation im Mai 1940 betrifft, so möchte ich dazu folgendes sagen:

Der Angriff der Heeresgruppe B hat dank der Überlegenheit der deutschen Truppe, insbesondere der Panzerverbände, einen durchschlagenderen Erfolg gehabt, als man ihn nach dem zwangsläufig frontalen Ansatz ihrer Kräfte und der Stärke der belgischen Befestigungen erwarten konnte. Trotzdem ist entscheidend für die völlige Niederlage der

alliierten Kräfte in Nordbelgien doch der Stoss gewesen, der überraschend durch die Ardennen, über die Maas auf die Somme-Mündung und schliesslich gegen die Kanalhäfen geführt worden ist. Neben der tatkräftigen Führung des von diesem Gedanken erfüllten Generaloberst v. Rundstedt ist dieser Erfolg wohl in erster Linie dem ungeheuren Elan zuzuschreiben, mit dem General Guderian die Operationsidee der Heeresgruppe in die Tat umgesetzt hat.

Der Erfolg in Nordbelgien ist nicht so vollständig geworden, wie er hätte sein können. Es ist dem Gegner gelungen, nach Angabe von Churchill über Dünkirchen 338'226 Mann (davon 26'176 Franzosen), wenn auch unter Verlust aller schweren Waffen und sonstigen Geräts, zu evakuieren. Dies ist dem Eingreifen Hitlers zuzuschreiben, der zweimal die vorstürmenden Panzerverbände – einmal im Verlauf ihres Vormarschs zur Küste, das zweitemal angesichts von Dünkirchen – angehalten hat. Für den letzteren Befehl, durch den tatsächlich der britischen Armee eine goldene Brücke über den Kanal gebaut worden ist, sind dreierlei Gründe angegeben worden. Erstens habe Hitler die Panzerverbände für den zweiten Akt des Frankreichfeldzuges schonen wollen, wobei ihm Keitel erzählt haben soll, das Gelände um Dünkirchen wäre für Panzerverwendung ungeeignet. Ein anderer Grund soll der gewesen sein, dass Göring dem Führer garantiert habe, die Luftwaffe allein würde das Entkommen der Engländer aus Dünkirchen verhindern. Angesichts des Prestigebedürfnisses Görings und seiner Neigung zur Grosssprecherei halte ich eine derartige Äusserung von ihm für durchaus wahrscheinlich. In jedem Falle waren diese beiden Argumente, militärisch gesehen, falsch. Als dritter Grund ist angeführt worden, dass Hitler – wie aus einem Gespräch zwischen ihm und Generaloberst v. Rundstedt hervorgegangen sein soll – die Briten absichtlich habe entkommen lassen, weil er glaubte, dann leichter zu einer Verständigung mit Grossbritannien gelangen zu können.

Wie dem auch sei, das Entrinnenlassen der britischen Armee aus Dünkirchen ist einer der entscheidenden Fehler Hitlers gewesen. Es hat ihn später gehemmt, die Invasion in England zu wagen, und in weiterer Folge den Briten die Führung des Krieges auch in Afrika und Italien ermöglicht.

Hitler hat wohl den Gedanken der Heeresgruppe A, die Feindkräfte in Nordbelgien durch den Stoss durch die Ardennen bis ans Meer abzuschneiden, aufgenommen und wenigstens bis vor die Tore Dünkirchens durchführen lassen. Er hat jedoch den anderen Gedanken, zugleich mit dieser ersten Phase der Operation die Voraussetzung für die zweite zu schaffen, nicht voll aufgegriffen. Die deutsche Führung hat sich damit

begnügt, während des Vorgehens der schnellen Kräfte der Heeresgruppe A bis zur Küste, diese Bewegung gegen eine zu erwartende feindliche Gegenoffensive beiderseits der Maas dadurch zu decken, dass sie die nachfolgenden Divisionen wie eine Perlenschnur längs der gefährdeten Südflanke zur Verteidigung aufreichte. Der Gedanke, durch Offensive westlich der Maas nach Süden jeden Versuch des Gegners, zu einem grossangelegten Gegenangriff aufzumarschieren, von vornherein zu zerschlagen und zugleich damit zwischen Maas und Oise den Zusammenhang der feindlichen Front endgültig zu zerreißen, ist ihr wohl als zu risikoreich erschienen.

Wie sich auch später im russischen Feldzug zeigen sollte, hatte Hitler zwar einen gewissen Instinkt in operativen Fragen. Es fehlte ihm aber die Durchbildung des militärischen Führers, die es diesem ermöglicht, auch ein hohes Risiko bei einer Operation einzugehen, weil er weiss, dass er es meistern kann. So zog in diesem Falle Hitler die sicherere Lösung einer defensiven Deckung des ersten Aktes der deutschen Offensive in ihrer Südflanke, dem kühneren Verfahren vor, das die H.Gr. vorgeschlagen hatte. Er hatte das Glück, dass auf der Feindseite die Führung keinen grossangelegten Gegenangriff zustande brachte. Es wäre ihr durchaus möglich gewesen, etwa 50 Divisionen zu einem Gegenangriff grössten Stils beiderseits der Maas, unter Umständen nach Osten bis zur Mosel reichend, rechtzeitig zusammenzubringen, gegebenenfalls unter vorübergehender Preisgabe Hollands und Belgiens ausschliesslich der Festungen.

Sö kam es dazu, dass nach Abschluss des ersten Aktes der deutschen Offensive sich beide Gegner wiederum in durchlaufenden Fronten längs der Maginotlinie bis Carignan und anschliessend längs der Aisne und unteren Somme gegenüberstanden. Die Deutschen mussten erneut zunächst diese Front durchbrechen. Wenn der zweite Akt der deutschen Offensive in so kurzer Zeit zur völligen Kapitulation des Gegners führte, so deshalb, weil dieser seine durchlaufende Verteidigungsfront von der Schweizer Grenze bis zum Meer nach den Verlusten in Nordbelgien nicht mehr ausreichend stark besetzen konnte. Ferner weil die Kampfmoral des französischen Heeres bereits einen entscheidenden Stoss erlitten hatte. Ganz abgesehen davon, dass man auf der Feindseite kein den operativen Panzerverbänden der Deutschen gleichwertiges Mittel besass. Hätte der alliierte Oberbefehlshaber so gehandelt, wie das Oberkommando der H.Gr. A es als richtig voraussetzte, so würde er eine grossangelegte Offensive beiderseits der Maas geführt haben. Nach dem Plan der H.Gr. wäre ihm diese jedoch durch den Angriff zwischen Maas und Oise schon im Aufmarsch zerschlagen worden. Mit gleichzeitiger

Einkreisung der Feindkräfte in Nordbelgien und anschliessendem Vorschwenken der H.Gr. B über die untere Somme zu einer Umfassung der französischen Restkräfte im Sinne des Schlieffen-Planes wären wir schliesslich im Rücken der Maginotlinie zu einer Schlacht mit umgekehrten Fronten gekommen.

Da wir – bis auf das Entkommen der Engländer aus Dünkirchen – auf dem französischen Kriegsschauplatz schliesslich in glänzender Weise den vollen Sieg erfochten haben, mögen die vorstehenden Betrachtungen überflüssig erscheinen. Sie haben vielleicht nur den Wert, zu zeigen, dass auch bei tatkräftigerem und richtigerem Handeln der Gegenseite der «Neue Plan» zum Siege geführt haben würde. Selbst wenn es vielleicht während seines ersten Aktes zwischen Maas und Mosel einige kritische Augenblicke hätte geben können.

6. Kapitel

KOMMANDIERENDER GENERAL DES 38. ARMEEKORPS

Zum Zuschauen verurteilt. Abwehrkämpfe an der unteren Somme. Der Durchbruch durch die französische Somme-Stellung. Eine stürmische Verfolgung. Waffenstillstand.

Zum Zuschauen verurteilt

Der Anteil, den ich nach meiner plötzlichen Entfernung aus der Stellung des Chefs des Generalstabs der Heeresgruppe v. Rundstedt an der späteren Durchführung der Westoffensive nehmen konnte, ist so geringfügig gewesen, dass es sich erübrigen könnte, in diesen Erinnerungen auf ihn einzugehen. Wenn ich es trotzdem tue, so in erster Linie, um der mir damals unterstellten tapferen Truppe und ihrer ausserordentlichen Leistungen in Dankbarkeit zu gedenken. Zum anderen, weil die Gefechts-handlungen des 38. Korps nach dem erfolgreichen Durchbruch durch die französische Somme-Stellung als Beispiel einer *Verfolgung* gelten können, die, von der Somme über die Seine bis zur Loire fortgeführt, den Gegner tatsächlich nicht mehr zur Ruhe kommen liess, bis sein endgültiger Zusammenbruch erfolgte.

In den Monaten, in denen nunmehr andere die Ideen, für die ich gekämpft hatte, weiter bearbeiteten, hatte ich zunächst die bescheidene Aufgabe, die Aufstellung des Stabes meines 38. Generalkommandos und der zu ihm gehörenden Nachrichtenabteilung in Stettin abzuwarten. Von Zeit zu Zeit erhielt ich den Auftrag, in der Neuaufstellung in Pommern und Posen befindliche Divisionen zu besichtigen.

Am 10. Mai 1940 erlebte ich den Beginn der deutschen Westoffensive am Radio in Liegnitz, wohin ich für ein paar Tage auf Urlaub gefahren war. Es ist selbstverständlich, dass alle meine Gedanken und heissen Wünsche in den folgenden Tagen unsere durch die Ardennen vorstossenden Truppen begleiteten. Würde es gelingen, Luxemburg zu durchheilen und die belgischen Befestigungen beiderseits Bastogne zu durchbrechen, ehe starke französische Kräfte zur Stelle sein konnten? Würde es möglich sein, den Stoss der Panzerverbände in einem Zuge über die Maas bei Sedan fortzuführen und damit die Grundlage für die Einkreisung des feindlichen Nordflügels zu schaffen?

Zugleich aber wird man es wohl verstehen, dass es nicht gerade liebevolle Gedanken waren, die ich der Stelle widmete, die mich in diesem Augenblick weit ins deutsche Hinterland verbannt hatte, in dem im Westen der Plan zur Durchführung kommen sollte, für den ich so lange und verbissen gekämpft hatte.

Am 10. Mai abends kam der Befehl, dass das Gen.Kdo. 38 von Stettin zunächst bis Braunschweig «vorgezogen» werde. Am 13. 5. ging es von dort nach Düsseldorf, wo wir unter den Befehl der Heeresgruppe B traten. Die nächsten Tage konnte ich mit nichts anderem verbringen, als als Schlachtenbummler die im ersten Ansturm genommenen starken belgischen Stellungen an der Maas bei Maastricht bzw. am Albertkanal sowie das durch Handstreich eroberte ganz moderne Fort Eben-Emael – noch unter dem Feuer rückwärtiger belgischer Batterien – zu besuchen. Ausserdem unterrichtete ich mich beim Ob.Kdo.d.H.Gr., wie bei dem der 6. Armee, über den Fortgang der Operationen. Nach dem, was ich dort erfuhr, hatte man über die feindlichen Absichten im Grossen noch kein klares Bild gewonnen. Auch das OKH hatte dies offenbar noch nicht, wie es sich auch über seine weiteren operativen Absichten in Schweigen hüllte. Es beschränkte sich darauf, die Trennungslinie zwischen den Heeresgruppen nach Nordwesten zu verlängern.

Am 16. 5. wurde das Gen.Kdo. der H.Gr. A unterstellt. Am nächsten Tage meldete ich mich bei meinem einstigen Oberbefehlshaber, Generaloberst v. Rundstedt, in Bastogne. Ich wurde von ihm, meinem Nachfolger, General v. Sodenstern, und meinem alten Stabe besonders herzlich aufgenommen und hörte hier nun endlich, wie gut die Operation durch die Ardennen und über die Maas verlaufen war. Unser Gen.Kdo. sollte zur 12. Armee treten, die den Stoss nach Westen, d.h. auf die untere Somme, fortsetzen sollte, während die neue 2. Armee mit Front nach SW zwischen der 12. und der 16. Armee eingeschoben werden würde.

Bei AOK 12 eingetroffen, erlebte ich sogleich einen Eingriff Hitlers

in die Führung des Heeres. Es kam ein Befehl, der vom OKH auf Weisung Hitlers gegeben worden war, wonach die Panzergruppe Kleist zunächst nur bis zur Oise vorzugehen habe. Die 12. Armee habe nach SW einzudrehen und zur Verteidigung überzugehen. Die 2. Armee sollte nunmehr zwischen der 4. und 12. Armee eingeschoben werden, um die Aufgabe des weiteren Vorgehens nach Westen zu übernehmen. Als Begründung wurde angegeben, der Führer wolle unter allen Umständen vermeiden, dass ein auch nur vorübergehender deutscher Rückschlag der bereits stark gesunkenen französischen Volksstimmung neuen Auftrieb gäbe. Er befürchtete einen solchen Rückschlag, wenn die 12. Armee, wie bisher vorgesehen, nach Westen auf die untere Somme weiterstossen und dabei von einem französischen Gegenangriff westlich der Maas aus südlicher Richtung in der Flanke getroffen werden würde.

Hier begann also bereits der Politiker oder sogar der Propagandist sich in das Geschäft des Feldherrn einzumischen. Einerseits war es klar, dass ein Anhalten der Panzergruppe v. Kleist an der Oise die Gefahr in sich trug, dass man den Vernichtungssieg über die feindlichen Kräfte in Nordbelgien, denen die Gruppe gerade in den Rücken gehen sollte, verschenkte. Zugleich stellte der Befehl, dass die 12. Armee in der Front nach SW zur Verteidigung überzugehen habe, den Verzicht auf die Initiative und Vorhand im Gebiet zwischen Maas und Oise dar. Tatsächlich war zurzeit ein französischer Gegenangriff grösseren Stils hier noch nicht zu erwarten. Der Feind würde, wenigstens nach Ansicht der H.Gr. A, noch mindestens eine Woche benötigen, um die für eine Gegenoffensive erforderlichen Kräfte heranzubringen. Vorausgesetzt, dass er sich überhaupt noch mit einem solchen Plan trug. Es war aber gerade die *offensive* Lösung der Deckung der Südflanke des auf die untere Somme zielenden Stosses eines der Kernstücke der Operationsvorschläge gewesen, die die H.Gr. im Winter immer wieder dem OKH vorgelegt hatte.

Nun zeigte sich, dass Hitler zwar nicht die Kühnheit besass, vorübergehend ein Risiko in der Südflanke der deutschen Offensive auf sich zu nehmen, dass er sich aber bereits anmasste, den Ablauf der Heeres-Operationen im Einzelnen von sich aus zu regeln.

Dass er allerdings zu jenem Zeitpunkt überhaupt das Gespenst eines – wenn auch nur vorübergehenden – deutschen Rückschlages zur Begründung seines Eingriffs in die Führung nehmen konnte, lag vielleicht daran, dass das OKH – entgegen den früheren Operationsvorschlägen der Heeresgruppe – es unterlassen hatte, die 2. Armee schon in die Front einzuschieben, sobald die Maas von den deutschen Anfängen überschritten worden war. Sei es nun zwischen der 4. und 12. Armee zur

Fortführung des Stosses auf die untere Somme, sei es zwischen 12. und 16. Armee zum *offensiven* Vorgehen nach Südwesten zwischen Maas und Oise. Raummangel für das Einschieben weiterer Divisionen in die vordere Linie kann nicht der Grund gewesen sein. Denn es kam in erster Linie darauf an, rechtzeitig für die beiden nun zwangsläufig divergierenden Stossrichtungen wie Aufgaben ein befehlsführendes AOK in der Front zu haben. Das Einschieben weiterer Divisionen würde sich zeitgerecht aus der Erweiterung des Operationsraumes ergeben.

Dies Beispiel zeigt wieder einmal, dass ein Operationsplan wohl nie in vollem Umfang so durchgeführt werden wird, wie sein Urheber ihn geplant hat, wenn die Durchführung in die Hände anderer gerät, auch dann nicht, wenn keinerlei zwingende Gründe für ein Abweichen vorliegen.

Wenn *dieser* Eingriff Hitlers (im Gegensatz zu dem späteren Anhalten der Panzergruppe v. Kleist vor Dünkirchen) auch ohne entscheidenden operativen Nachteil geblieben ist, so hat doch der von ihm für die 12. Armee gegebene Defensivauftrag es dem Gegner ermöglicht, an der Aisne eine neue Front aufzubauen. Sie musste dann im zweiten Akt des Frankreichfeldzuges erst in schweren Kämpfen wieder durchbrochen werden. Die Chance, den Zusammenhang der feindlichen Front an dieser entscheidenden Stelle durch offensives Vorgehen endgültig zu zerreißen, war ohne Not verschenkt worden. Gerade dies war aber – neben der Einkreisung des feindlichen Nordflügels – einer der Grundgedanken unseres Operationsvorschlages gewesen, im Hinblick auf den in jedem Fall notwendigen zweiten Akt der deutschen Offensive.

Inzwischen war unser Gen.Kdo. bis nach Luxemburg, in das kleine, malerisch gelegene Städtchen Clerf, nachgezogen worden. Unsere bisherige Zuschauerrolle wurde durch den Auftrag abgelöst, einige der der 2. Armee folgenden Divisionen nachzuführen. Kein allzu erhebender Auftrag in dem Augenblick, in dem sich die entscheidende Niederlage des feindlichen Nordflügels anbahnte.

In diesen Tagen traf mich die Nachricht, dass mein Schwager, Egbert v. Loesch, als Führer einer Stukastaffel bei Brüssel vermisst sei. Egbert, der zweitjüngste Bruder meiner Frau, hatte mehrere Jahre in Dresden und Magdeburg bei uns gelebt, um zur Schule zu gehen. An sich schon der besonders geliebte Bruder meiner Frau, war er uns beiden wie ein Sohn ans Herz gewachsen. Seine junge Frau lebte z.Z. bei uns in Liegnitz. Sie, die Mutter und meine Frau schwebten nun wochenlang in der Qual der Sorge und Ungewissheit, da lange nichts über den Verbleib des von Egbert geführten Flugzeuges und das Schicksal seiner Insassen zu erfahren war. Sicher schien nur, dass es beim Angriff der Stukastaffel, die

Egbert führte, abgestürzt sei. Erst nach dem Frankreichfeldzug war ich in der Lage, nähere Nachforschungen anzustellen. Die Trümmer des Flugzeuges waren in der Umgebung von Brüssel nach langem Suchen aufgefunden worden. Erkundigungen bei den Bewohnern der nahe gelegenen Ortschaft ergaben, dass das Flugzeug anscheinend beim Amsetzen zum Sturzflug einen Flaktreffer erhalten hatte. Zwei Mann der Besatzung war es gelungen, noch mit Fallschirm abzuspringen. Sie waren, der eine noch in der Luft schwebend, der andere, nachdem er den Boden glücklich erreicht hatte, von belgischen Soldaten durch Schüsse getötet worden. Mein Schwager und das vierte Besatzungsmitglied hatten durch den Flaktreffer bzw. im Absturz den Tod gefunden.

Egbert v. Loesch war ein besonders liebenswerter und begabter Junge gewesen. Gross, schlank, blond, mit schönen, ausdrucksvollen Augen, hatte schon seine äussere Erscheinung etwas Gewinnendes. In ihm aber wohnte eine Seele, allem Schönen und Guten offen, die sich in einem Wesen dokumentierte, dessen Zauber die Menschen gefangen nahm. Voller Ideale war er ein begeisterter und ausgezeichneter Offizier. Bei seiner Staffel hatte er für den Fall seines Todes folgendes niedergelegt: «Ich bitte, *mich* nicht zu betrauern. Ich bin Idealist und sterbe so glücklich, wie ich gelebt habe. Ein schöneres Erdenleben gibt es nicht. Zu bedauern ist, dass meine Kraft für das Vaterland ausfällt – und meine Frau. Dies beides werden meine letzten Gedanken sein.»

Am 25. Mai erhielt das Generalkommando den Auftrag, das Gen.Kdo. des 14. Panzer-Korps, welches General v. Kleist mit der 9. Panzer- und der 2. mot. Division zur Deckung seines Rückens an der unteren Somme belassen hatte, im Abschnitt Abbeville – Amiens abzulösen. Am 27. Mai übernahmen wir den Befehl.

Zu diesem Zeitpunkt hatten sich an der unteren Somme noch keine festen Fronten gebildet. Das 14. Panzer-Korps hielt mit der 2. mot. Division (die durch die herankommende 57. Inf.-Division abgelöst werden sollte) auf dem linken, südlichen Sommeufer einen Brückenkopf um die Stadt Abbeville. Die 9. Inf.-Division hatte die gleiche Aufgabe bei Amiens. Zwischen beiden Städten wurde der Sommeabschnitt nur überwacht.

Auch der Feind war bisher noch nicht in der Lage gewesen, genügend Kräfte zur Bildung einer neuen Front hinter der unteren Somme heranzubringen. Vor unserem Brückenkopf Amiens standen anscheinend eine französische Infanterie-Division und britische Kräfte, vor dem Brückenkopf Abbeville eine britische Division.

Der Auftrag lautete, die Brückenköpfe zu halten. Die 9. Panzer-Division und die bei Abbeville abzulösende 2. mot. Division sollten zunächst als bewegliche Reserven nördlich der Somme verbleiben. Sie wurden

jedoch richtigerweise bald zu der Entscheidung an der Kanalküste nachgezogen.

General v. Wietersheim, der Kommandierende General des 14. Panzer-Korps, hatte mir bei der Befehlsübergabe gesagt, er rechne nicht mit grösseren Unternehmungen des Gegners. Eine Stunde nach seiner Abfahrt lag die Meldung von heftigen feindlichen Angriffen auf die beiden Brückenköpfe vor. An beiden Stellen waren auch starke feindliche Panzerkräfte aufgetreten. Bis zum Nachmittag waren jedoch beide Angriffe abgewiesen. Bei Amiens waren mehrere schwere französische Panzer, bei Abbeville 30 englische leichte und mittlere Panzer abgeschossen worden. Hier hatte allein der Panzerschütze Bringforth neun feindliche Panzer erledigt. Er wurde der erste einfache Soldat, der auf meinen Vorschlag hin das Ritterkreuz erhielt.

Immerhin hatten die feindlichen Angriffe meiner Ansicht nach deutlich gezeigt, dass der Gegner entweder noch hoffte, über die untere Somme seinem von der Einkreisung bedrohten Nordflügel Entlastung zu bringen oder zum mindesten versuchen würde, an der unteren Somme eine neue Front aufzubauen. Für uns ergab sich hieraus die gleiche Frage, die ich hinsichtlich Hitlers Befehl für die 12. Armee früher berührt habe. Sollte man, wie dort befohlen, auch an der unteren Somme defensiv bleiben oder sollte man versuchen, das Gesetz des Handelns in der Hand zu behalten?

Die defensive Lösung, die anscheinend dem 14. Panzer-Korps vorgeschrieben worden war, würde, darüber bestand keinerlei Zweifel, dem Gegner die Chance geben, an der unteren Somme eine neue starke Verteidigungsfront aufzubauen. Darüber hinaus aber blieb auch das Halten der Brückenköpfe von Abbeville und Amiens problematisch, wenn der Feind weitere Kräfte heranzuführte. Die zunächst als Reserven nördlich der Somme belassenen beiden schnellen Divisionen waren für den Kampf um die Brückenköpfe denkbar wenig geeignet. In diese hinein zur Verstärkung der Verteidigung konnte man sie nicht stopfen. Zum Gegenangriff aus der Verteidigung heraus aber konnte man sie erst einsetzen, wenn der Gegner die Brückenköpfe eingedrückt, die in ihnen stehenden Divisionen zerschlagen hatte und alsdann die Somme überschritt.

Die Folgerung, die ich mehrfach dem Oberbefehlshaber der 4. Armee, der wir unterstellt waren, vortrug, war die, dass wir mit den beiden schnellen Divisionen (bzw. nach deren Abmarsch mit den an ihre Stelle tretenden Infanterie-Divisionen) die Somme zwischen den beiden Brückenköpfen überraschend überschreiten sollten, um die gegen die Brückenköpfe anrennenden Feindkräfte in der Flanke zu fassen und zu schlagen. Mir schwebte also vor, südlich, d.h. vorwärts der Somme, mit

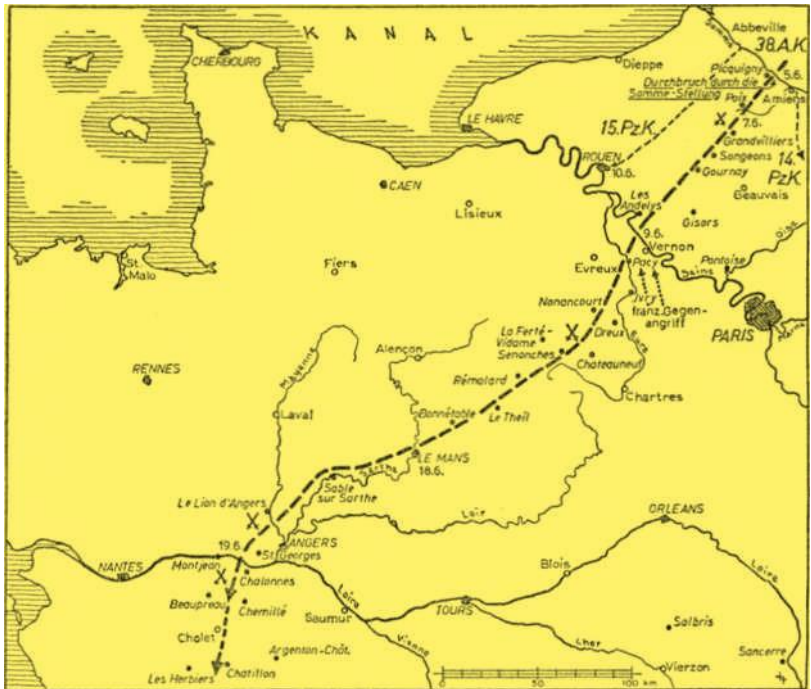
dem Korps einen beweglichen Kampf zu führen, solange, bis die Schlacht in Nordbelgien abgeschlossen sein würde und der deutsche Nordflügel über die untere Somme vorschwenken könnte. Diese ihm offen zu halten, die Bildung einer geschlossenen Sommefront durch den Gegner zu verhindern, sollte das Ziel sein. Dass bei solcher Führung der Operation das Korps – solange es allein südlich der Somme focht – auch einmal in eine schwierige Lage geraten könne, war allerdings nicht zu bestreiten. Dieses Risiko musste man eben eingehen, wenn man im Interesse der Weiterführung der Gesamtoperation einen sicherlich nicht leichten Angriffskampf gegen eine inzwischen gefestigte Feindfront an der Somme vermeiden wollte.

Leider hat der Oberbefehlshaber der 4. Armee unsere mehrfach in diesem Sinne erfolgten Vorstellungen nicht berücksichtigt. Er gab die an sich für einen Übergang verfügbaren Divisionen zweiter Linie hierfür nicht frei. Ob seine Zurückhaltung auf eigenem Entschluss oder auf Weisungen des OKH beruhte, ist mir nicht bekannt. Infolgedessen waren wir darauf angewiesen, den Verteidigungskampf in den Brückenköpfen zu führen. Dem Feind blieb indessen die Möglichkeit, längs der Somme zwischen den Brückenköpfen eine durchlaufende Verteidigungsfront aufzubauen. Normalerweise kennt man eben nur die Verteidigung *hinter* einem Fluss, bzw. das Offenhalten desselben mittels fester Brückenköpfe. Dass der Kampf um eine Flusslinie auch *vorwärts* derselben beweglich geführt werden kann, steht im Allgemeinen nicht in den Lehrbüchern.

Auch in den folgenden Tagen setzte der Gegner seine Angriffe auf die beiden Brückenköpfe fort. Bei Amiens schien die Lage zeitweise schwierig. Ein Besuch bei der Truppe zeigte mir jedoch, dass hier alles in Ordnung war. Insbesondere hatte das Inf.Rgt. 116 (unter Führung meines Regimentskameraden vom 3. Garderegiment, des späteren Generals Herrlein) hervorragenden Anteil an den Abwehrerfolgen.

Dagegen trat bei Abbeville eine ernste Krise am 29. Mai ein. Hier hatte die in anstrengenden Märschen herangezogene und noch nicht im Kampf erfahrene 57. Inf.-Division die 2. mot. Division abgelöst. Ein kurz darauf erfolgender feindlicher Angriff, der von starken britischen Panzerkräften unterstützt wurde, führte zu örtlichen Einbrüchen und starken Verlusten, wie sich später herausstellen sollte, auch an Gefangenen. Ich war selbst nach Abbeville vorgefahren und hatte Gelegenheit, ein Bataillon, das wohl auf Grund eines missverstandenen Befehls seine Stellungen geräumt hatte und das ich bereits im Rückmarsch durch die Stadt antraf, wieder nach vorn zu schicken. Schliesslich gelang es jedoch der Division, der Lage Herr zu werden.

Da General v. Kluge uns für den Notfall sogar das Räumen der Brückenköpfe anheimgestellt hatte, lehnte er auch einen erneuten Antrag ab, mit der neu eingetroffenen 6. und 27. Division die Somme beiderseits Abbeville zu überschreiten, um den dort angreifenden Gegner in die Zange zu nehmen. Es war klar, dass man im Bereich der oberen Führung eben jedes Risiko vermeiden wollte, bis die Schlacht in Nordbelgien zum



Der Weg des 38. Armeekorps von der Somme bis über die Loire

Abschluss gebracht und ein «ordnungsmässiger» Aufmarsch vor der sich nun bildenden neuen Front des Feindes durchgeführt sein konnte.

Dass inzwischen auch der Gegner die Zeit nutzen würde, um durch Heranführung seiner Reserven eine neue Front vom Endpunkt der Maginotlinie in Gegend Carignan bis zur Sommemündung herzustellen, lag allerdings auf der Hand. Zwischen Oise und Maas hatte

Hitler freiwillig die Initiative aus der Hand gegeben und damit dem Gegner den Aufbau der Aisnefront ermöglicht. Auf den Versuch, sich die Vorhand südlich der Somme zu wahren, hatte man nunmehr ebenfalls verzichtet.

Sturm-Marsch zur Loire

War ich während des ersten Aktes der deutschen Westoffensive im Wesentlichen zur Rolle des Zuschauers verurteilt gewesen, so sollte mir wenigstens der zweite das Erlebnis bringen, mich als höherer Truppenführer voll betätigen zu können.

Alle Versuche, die obere Führung dazu zu bewegen, uns das Vorgehen über die Somme zu gestatten, solange der Feind hinter dem Fluss noch keine durchlaufende Verteidigung aufgebaut und organisiert hatte, waren vergeblich geblieben. Diese ersten Tage des Juni dienten der Vorbereitung des planmässigen Angriffs, zu dem die 4. Armee am 5. Juni früh antreten sollte.

Den Abschnitt beiderseits Abbeville übernahm das 2. AK (General Graf Brockdorff). Zwischen ihm und dem 38. Korps wurde bei Ailly das 15. Panzer-Korps des Generals Hoth eingeschoben. Der Brückenkopf von Amiens mit der in ihm stehenden 9. Div. wurde vom 14. Panzer-Korps (General v. Wietersheim) übernommen, das zugleich zu der links anschliessenden Armee übertrat. So verblieb für das 38. Korps ein Angriffstreifen von nicht ganz 20 Kilometer beiderseits Piquigny. In ihm sollten den ersten Angriff die sudetendeutsche 46. Inf.Div. (Generalmajor v. Haase) rechts, die schwäbische 27. Div. (Generalleutnant Bergmann) links in vorderer Linie führen. Die westfälische 6. Division (Generalmajor v. Biegeleben)* behielt das Gen.Kdo. zunächst in zweiter Linie, um sie nach Überwindung des Flusses durch die vorderen Divisionen zur Vollendung des Durchbruchs einsetzen zu können.

Während auf dem eigenen, nördlichen Ufer sich ein flachgewelltes Höhengelände langsam zur Somme senkte, ohne durch Wälder wesentliche Deckung zu bieten, stiegen die Uferhöhen südlich des Flusses steil an und boten dem Gegner weiten Einblick in unser Bereitstellungs-gelände. Das Sommetal selbst, nur wenige hundert Meter breit, verschleierte jedoch den Einblick in die beiderseitigen vordersten Linien durch zahlreiche den Fluss begleitende Gehölze. Auf dem Südufer lagen

*) Von diesen drei bewährten Divisionskommandeuren wurde General v. Haase nach dem 20. 7. 1944 hingerichtet, General Bergmann fiel im Osten, General v. Biegeleben starb während des Krieges.

– noch im Tal – mehrere Dörfer, insbesondere Breilly, Ailly, Picquigny und Dreuil, die der Gegner anscheinend stark besetzt hielt. Wie die meisten französischen Dörfer waren sie mit ihren massiven Häusern und Mauern vorzügliche Stützpunkte für den Verteidiger. Auch auf dem Höhengelände, das sich an die südlichen Uferhöhen in der Tiefe der feindlichen Verteidigungszone anschloss, boten Dörfer sowie grössere Wälder dem Gegner günstige Anklammerungspunkte bzw. Deckungen für seine Artillerie.

Dem Korps standen in seinem Abschnitt nunmehr zwei französische Divisionen, eine schwarze Kolonial-Division und die 13. (elsässische) Inf.-Division gegenüber. Nach den Erkundungsergebnissen musste damit gerechnet werden, dass die feindliche Artillerie zahlenmässig der eigenen sicherlich nicht unter-, vielleicht aber überlegen sein würde. Auf Grund der geschilderten Geländeverhältnisse und des Kräfteverhältnisses glaubte ich, einen Angriffserfolg am ehesten unter Ausnutzung des Moments der Überraschung erhoffen zu können. Infolgedessen ordnete das Generalkommando an, dass die eigene Artillerie bis zum Angriffsbeginn völlig zu schweigen habe. Auch auf eine Feuervorbereitung wurde verzichtet. Erst mit Angriffsbeginn sollte stärkstes Feuer auf die südlichen Uferhöhen und auf die im Flusstal liegenden Dörfer gelegt werden, um jede Einwirkung von dort auf den Flussübergang selbst auszuschalten.

Die Infanterie beider Divisionen war zum Übergehen mit Schlauchbooten, Flosssäcken und Stegen in der Nacht vor dem Angriff in die diesseits des Flusses liegenden Gehölze vorgeführt worden. Sie hatte den Fluss überraschend noch in der ersten Dämmerung zu überschreiten unter Auslassung der Dörfer.

Der Übergang im Morgengrauen des 5. Juni gelang auf der ganzen Front dank der Überraschung des Gegners. Dann aber lebte auf den steilen Uferhöhen und in den am Fluss liegenden Dörfern der feindliche Widerstand auf.

Der Gegner kämpfte tapfer. Die Schwarzen mit der ihnen eigenen Blutgier und Verachtung des Lebens, die Elsässer so zäh, wie man es von diesem alemannischen Volksstamm, der im Ersten Weltkrieg so viele gute Soldaten auf der deutschen Seite gestellt hatte, nicht anders erwarten konnte. Es war wirklich tragisch, diesen deutschen Jungen nun als Feinden zu begegnen. Als ich mich mit den Gefangenen unterhielt, erzählten viele, nicht ohne Stolz, dass ihr Vater in der deutschen Armee, in der Garde oder in der Kaiserlichen Marine gedient hatte. Ich erinnerte mich dabei der zahlreichen elsässischen Rekruten, die ich selbst im 3. Garderegiment ausgebildet hatte und die grossenteils ausgezeichnete

Soldaten waren, so meines damaligen Entfernungsschätzers, des Gefreiten Deschang.

Ich hatte den Beginn des Angriffs auf dem Korpsgefechtsstand in einem Wäldchen verhältnismässig nahe der Front überwacht. Sobald zu übersehen war, dass der Übergang über den Fluss selbst überall gelungen war, fuhr ich jedoch nach vorn. Der Kampf um den Besitz der beherrschenden Uferhöhen und die Dörfer am Fluss, die von rückwärts genommen werden sollten, begann. Auffallend war die verhältnismässig geringe Tätigkeit der feindlichen Artillerie, die keineswegs der Zahl der von uns erkundeten Batterien entsprach. Offenbar hat die französische Artillerie noch allzu sehr in der Erfahrung des Stellungskrieges gelebt. Ihr Feuer war nicht wendig genug und sie brachte auch kaum und jedenfalls nicht mit der im Bewegungskrieg erforderlichen Schnelligkeit starke Feuerzusammenfassungen zustande. Auch hatte sie weder annähernd so wie wir die Arbeit mit vorgeschobenen Beobachtern entwickelt, noch verfügte sie über Organe, die unseren Beobachtungsabteilungen gleichwertig waren. Wie so leicht hatte der Sieger auch in diesem Fall anscheinend allzu lange auf seinen Lorbeeren geruht. Jedenfalls war es für uns eine erfreuliche Überraschung, dass die Wirkung der feindlichen Artillerie nicht annähernd die gleiche war wie unter den Verhältnissen des Stellungskrieges im Ersten Weltkrieg.

Das Durchfahren der Sommeniederung gestaltete sich allerdings etwas kitschig, weil die gerade fertig gewordene Behelfsbrücke noch im Feuerbereich des Gegners im Dorf Breilly lag. Jedoch gelangte ich glücklich zum Inf.Rgt. 63 der 27. Division, das unter Führung seines ausgezeichneten Kommandeurs, des Oberst Greiner, soeben die Uferhöhen, wenn auch unter erheblichen Verlusten, genommen hatte. Bewundernswert war die Haltung der Verwundeten, die im Schutz des toten Winkels der Uferhöhen auf ihren vorerst noch nicht möglichen Rücktransport warten mussten. Anschliessend ging es wieder über die Somme zurück und über einen anderen Übergang zu dem auf dem linken Flügel des Korps eingesetzten Inf.Rgt. 40 der gleichen Division. Es lag zurzeit vor dem Wald von Neuilly fest, der – im Wesentlichen im Angriffsstreifen des benachbarten 14. Panzer-Korps liegend – noch vom Feinde gehalten wurde. Auch hier waren leider nicht unerhebliche Verluste eingetreten, da das Regiment von rückwärts aus dem vom Gegner noch gehaltenen Orte Ailly beschossen wurde. Immerhin war ebenfalls der das Flusstal beherrschende Höhenrand genommen.

Auch bei der rechts eingesetzten 46. Inf.-Division war der Übergang gelungen und die Uferhöhen befanden sich in unserem Besitz. So konnte man mit dem Ergebnis des ersten Angriffstages voll zufrieden sein, wenn

auch die Kämpfe um die Flussdörfer noch bis in die Nacht andauerten.

Von den Nachbarkorps war bekannt, dass das 15. Panzer-Korps ebenfalls über den Fluss gekommen war. Allerdings wurde sein weiteres Vorgehen noch längere Zeit durch Feind verhindert, der den grossen Ort Arraines zäh verteidigte. Er sperrte damit die für die Kraftfahrzeuge unentbehrliche Strasse.

Beim linken Nachbarn, dem 14. Panzer-Korps, das aus dem Brückenköpf Amiens nach Feuervorbereitung angegriffen hatte, schien der Angriff der Panzer erheblich durch feindliche Minenfelder aufgehalten worden zu sein. In der Folge erhielt dieses Korps die Richtung nach Süden, so dass unser weiteres Vorgehen ohne Fühlung mit ihm vor sich ging.

Der Angriff des 5. Juni hatte über den Gewinn der Uferhöhen hinaus doch so viel Raumgewinn südlich der Somme gebracht, dass in der Nacht die ersten Batterien über den Fluss vorgezogen werden konnten. Immerhin war es fraglich, ob der Gegner sich bereits geschlagen geben oder ob er in der Tiefe seines Kampffeldes eine zähe Verteidigung weiterzuführen versuchen werde. In solchen Lagen pflegen Meldungen, die über diese entscheidende Frage Klarheit schaffen könnten, auszubleiben. Der Schleier der Ungewissheit, das einzige, was im Kriege Bestand hat, verhüllte Lage und Absichten des Gegners. Unvorsichtiges Vorprellen kann zu schweren Rückschlägen führen. Andererseits kann das Verschenken nur weniger Stunden dem Feind die Möglichkeit bieten, eine neue Verteidigung aufzubauen, die dann wiederum unter schweren Verlusten überwältigt werden muss.

Der höhere Truppenführer, der in solcher Lage abwarten will, bis er durch einwandfreie Meldungen Klarheit gewinnt, wird kaum einen Zipfel des Mantels der Bellona ergreifen. Er wird die Stunde des Glücks verpassen. Aus diesem Grunde war ich bereits am frühesten Morgen des 6. Juni auf dem auf das Südufer der Somme vorverlegten Gefechtsstand der 46. Division. Offenbar war man nach den Anforderungen des Vortages geistig noch nicht ganz aufgestanden. Ich wies auf die Notwendigkeit hin, ungesäumt zur Verfolgung anzutreten, da die Division offensichtlich keine unmittelbare Fühlung mit dem Gegner hatte. Dann fuhr ich nach vorn, setzte Teile des Regiments 42 der Division, die ohne Befehl waren, obwohl vor ihnen Gefechtslärm zu hören war, in Bewegung und kam zu dem rechten Flügelregiment des Korps. Es stand an sich zum Vorgehen bereit, wollte jedoch zunächst die Wirkung der Artillerie auf das vor ihm liegende Dorf Coisy und die anschliessenden Höhen und Waldränder abwarten. Erkundungsergebnisse über den Feind lagen nicht vor. Da ich den Eindruck hatte, dass weder das Dorf noch die Höhen oder

Waldländer vom Feind besetzt waren, befahl ich dem Kommandeur, sogleich mit seinem Regiment in breiter Front, aber in ganz lichten Formationen anzutreten. Sollte wirklich noch Feind vor der Front sein, so würde er sich ja zeigen und könnte durch die bereitstehende Artillerie niedergekämpft werden. Bei der von mir angeordneten Art des Vorgehens des Regiments würden grössere Verluste nicht zu befürchten sein. Da der Kommandeur offensichtlich Zweifel an meiner Auffassung der Lage hegte, fuhr ich mit meinem Kübelwagen voraus. Wir erreichten den Dorfeingang von Coisy und fanden ihn durch eine Barrikade gesperrt, die jedoch nicht besetzt war. Aus dem Dorf hörte man einzelne Schüsse, offenbar von Nachzüglern. Nach kurzer Beobachtung fuhren wir in das Dorf hinein, das tatsächlich ebenso wie die anschliessenden Höhen und Waldländer vom Gegner geräumt war. Mit diesem Erkundungsergebnis kam ich zum Regiment, das inzwischen angetreten war, zurück und empfahl ihm, in Zukunft seine Aufklärung lieber selbst zu besorgen. Sicher ist ein Kommandierender General an sich nicht dazu da, den Spähtrupp zu spielen. In der gegebenen Lage schien mir jedoch ein drastisches Beispiel nötig, um so mehr, als mich die Truppe noch nicht kannte und ich überzeugt war, dass die Vorbedingung einer wirklichen Verfolgung die Initiative der Führer sein würde. Besondere Freude machte mir die Begeisterung meines Ordonnanzoffiziers, Oberleutnant v. Schwerdtner, und meines jungen Fahrers, Feldwebel Nagel, die sie bei dieser ausgefallenen Spähfahrt zeigten.

Am Nachmittag war ich bei zwei Regimentern der 27. Division, die im Angriff auf das Dorf Saisemont lagen. Etwas unversehens landete ich in der vordersten Linie bei einem Kompanieführer. Nachdem er mich über die Lage unterrichtet hatte, fand er es jedoch angemessen, nun auch seinerseits von der Anwesenheit eines hohen Vorgesetzten zu profitieren. Ich musste also – auf dem Bauche liegend – meine grosse Lagekarte ausbreiten und ihn eingehend über die Gesamtlage, soweit ich sie selbst kannte, unterrichten. Erst nachdem ich seinen Wissensdurst gestillt hatte, konnte ich den Rückweg antreten unter Mitnahme eines Verwundeten, der sich ebenfalls brennend für meine Schilderung der Lage interessiert hatte. Zum Glück war der Rückweg nur kurz, da der Korpsgefechtsstand inzwischen in ein Waldstück nahe der Front vorverlegt worden war.

Am 7. Juni wurde die 6. Inf.-Division, die schon tags zuvor auf das südliche Sommeufer vorgezogen worden war, auf dem rechten Flügel des Korps eingesetzt. Die braven Westfalen, die schon immer gute Soldaten waren, zeigten einen bewundernswerten Drang nach vorwärts. Als ich im Laufe des Vormittags zu dieser Division nach vorn fuhr, fand ich den steil eingeschnittenen Poix-Abschnitt, der an sich dem Gegner einen

guten Rückhalt hätte bieten können, bereits überwunden, das Städtchen Poix in unserer Hand und ein Regiment der Division im zügigen Angriff auf ein jenseits des Abschnittes liegendes Dorf. Allerdings lagen Poix und die in den Ort führende Vormarschstrasse unter recht unangenehmem feindlichem Artillerie-Fernfeuer. Dass der Fahrer eines im Feuer auf der Strasse haltenden Munitionswagens ausgerechnet unter seinem mit Granaten gefüllten Fahrzeug Deckung suchte, wirkte trotzdem erheiternd.

Nachmittags war ich wiederum bei einem Regiment der 46. Division, das noch vor dem Poix-Abschnitt festlag. Auch hier gelang es jedoch, ihn am Abend zu überschreiten, nachdem die nötige Zusammenarbeit mit den schweren Waffen und der Artillerie, an der es zunächst wohl gefehlt hatte, sichergestellt worden war.

Die 27. Division, die am schwersten hatte kämpfen müssen, konnte nunmehr in die zweite Linie genommen werden, da die Verfolgung zweifelsfrei in gutem Schwünge war. An ihre Stelle sollte auf dem linken Flügel des Korps die diesem neu zugewiesene 1. Kav.-Division treten.

Der 8. Juni brachte die Fortsetzung der Verfolgung, wobei weiterhin die Westfalen das Tempo angaben. Die 46. Division meldete 100 feindliche Panzer, gegen die ein Stuka-Angriff angesetzt wurde. Aus dem an die Division gegebenen Befehl, den Stuka-Angriff ausnutzend, diese Panzer zu nehmen, wurde leider nichts. Sie entschwanden, obwohl bei schnellem Handeln ein Erfolg wohl möglich gewesen wäre.

Der Verlauf der Kämpfe des 7. und 8. Juni gaben dem Generalkommando den Eindruck, dass der geschlagene Gegner nicht mehr in der Lage sei, im offenen Felde anderen als örtlich und zeitlich begrenzten Widerstand zu leisten. Es war anzunehmen, dass er anstreben würde, die ihm noch verbliebenen Kräfte hinter die Seine zu retten. Hinter dem Unterlauf dieses Stroms würde er dann voraussichtlich – unter Einsatz etwa noch vorhandener Reserven – erneut Widerstand zu leisten versuchen. Für das Korps kam also alles darauf an, durch schnelles Zufassen den Übergang über die Seine zu erzwingen, ehe der Feind Zeit und Möglichkeit gefunden haben würde, die Verteidigung des Stroms zu organisieren. Obwohl das Korps am 8. Juni abends noch etwa 70 km von der Seine entfernt war, gab das Generalkommando doch den Befehl, dass die Divisionen vorderer Linie mit motorisierten Vorausabteilungen die Seine noch am 9. Juni nicht nur zu erreichen, sondern zu überschreiten hätten. Die Masse der Infanterie und bespannten Artillerie sollte den vorgeworfenen schnellen Kräften mit höchster Marschleistung folgen, um gleichfalls noch am nächsten Tage die Seine zu erreichen. Die 6. Division wurde auf den Übergang bei Les Andelys, die 46. Division auf den von Vernon angesetzt.

Es war eine ausserordentliche Leistung, die hier von den Truppen gefordert wurde, die sich nun seit vier Tagen in Kampf und Verfolgung des Gegners befanden. Es gibt eben im Kriege Augenblicke, in denen der höhere Führer die härtesten Anforderungen stellen muss, wenn er nicht die Gunst der Stunde verschenken will, mit dem Ergebnis, dass dann die Truppe das, was man verschenkte, um so teurer erkämpfen muss.

In diesem Fall sprach ferner noch eine operative Erwägung für ein schnelles Handeln. Noch schienen die Franzosen entschlossen, Paris zu verteidigen. Starke Feindkräfte standen in der Paris-Schutzstellung, die weit nördlich der Stadt von der Oise zur Marne verlief. Gelang es, die Seine unterhalb Paris schnell zu überschreiten, so wurde damit die Verteidigung jener Stellung aus den Angeln gehoben. Den in ihr eingesetzten Kräften würde nur der schleunige Rückzug aus Paris übrigbleiben, wenn sie sich der Gefahr des Abgeschnittenwerdens entziehen wollten.

So gebot die Lage des Korps, an die Truppe hohe Anforderungen zu stellen. Sie verlangte von den Führern aller Grade höchste Initiative und schnelles Zufassen. Eine so günstige Situation musste genutzt werden.

Ich war selbst denn auch am 9. Juni vom frühen Morgen bis zum späten Abend unterwegs, um bei den beiden Divisionen vorderer Linie das Erreichen des gesteckten Ziels sicherzustellen. Mit Freude konnte ich dabei feststellen, dass unsere Infanteristen trotz der vorangegangenen Anstrengungen freudig das Letzte aus sich herausholten, um das Ziel, die Seine, zu erreichen.

Trotzdem ging es naturgemäss nicht ohne die üblichen Friktionen ab. Bei der 6. Division allerdings verlief alles reibungslos. Ich war am frühen Morgen mit den beiden Divisionskommandeuren zusammengetroffen und hatte anschliessend die 46. Division aufgesucht. Als ich dann gegen Mittag an die Übergangsstelle der 6. Division bei Les Andelys kam, konnte ich feststellen, dass die Vorausabteilung bereits an der Seine eingetroffen war. Der ebenfalls dort befindliche Divisionsstab traf die Vorbereitungen für den nachmittags in Aussicht genommenen Übergang. Leider war die Brücke vom Gegner gesprengt, als die Vorausabteilung die Übergangsstelle erreichte. Die malerisch an hohem Felsufer gelegene kleine Stadt Les Andelys brannte infolge eines Stuka-Angriffes, den wir in der gegebenen Lage keineswegs als Vorankündigung unserer Ankunft gewünscht hatten.

Bei der 46. Division ergaben sich jedoch einige Schwierigkeiten. Zunächst war die Division drei Stunden später als erwartet aufgebrochen. Als ich dann nach meinem Besuch bei der 6. Division wieder zu ihr kam, hatte sie jede Verbindung mit ihrer Vorausabteilung verloren, die jedenfalls nicht wie die der 6. Division schon an der Seine war. Es blieb mir

nichts übrig, als – während ich inzwischen wieder zur 6. Division fuhr – dem Divisionskommandeur der 46. Division anheimzugeben, sich mit mir am frühen Abend an seiner Übergangsstelle Vernon zu treffen. Er möge aber mindestens seine verlorengegangene Vorausabteilung mitbringen.

Zunächst wieder nach Les Andelys kommend, fand ich dort den Übergang über die Seine an drei Stellen gegenüber nur schwachem Feindwiderstand im Gange. Infanterie und bespannte Artillerie der Division hatten alles getan, um rechtzeitig an diesem Tage die Seine zu erreichen.

Als ich dann gegen 7 Uhr abends in Vernon eintraf, fand ich auch wirklich den Kommandeur der 46. nebst seiner Vorausabteilung vor. Leider hatte der Gegner aber auch hier Zeit gehabt, die Brücke zu zerstören. Da vom Südufer ziemlich heftiges MG-Feuer nach Vernon schlug, ordnete ich an, dass die Vorausabteilung in der Nacht unter dem Schutze der Dunkelheit übersetzen solle.

Es war mir jedoch nicht möglich gewesen, bei dieser stürmischen Verfolgung auch die inzwischen im Korpsbereich eingetroffene 1. Kavallerie-Division so zu verwenden, wie ich es gewünscht hätte. Sie war noch zu weit zurück und mir von der Armee mit der ausdrücklichen Auflage unterstellt worden, sie zur Deckung der linken Armeeflanke gegen Paris an der Oise einzusetzen. Sie meldete übrigens, dass sie – noch weit rückwärts meiner vorderen Divisionen befindlich – von starken feindlichen Panzerkräften angegriffen worden sei. Offenbar handelte es sich um die Panzer, die zuvor der 46. Division entgangen waren und sich nun noch in unserer tiefen Flanke herumtrieben.

Als ich nach einer kurzen Nacht am 10. Juni früh wieder bei Vernon eintraf, hatte auch die 46. Division ihre ersten Teile über den Fluss gebracht. So hatte das 38. AK als erstes auf dem südlichen Seine-Ufer festen Fuss gefasst. Die Truppe konnte mit Recht stolz auf die von ihr durchgeführte *Verfolgung* sein. Für mich war es beglückend, dass durch schnelles Handeln dem Korps ein vielleicht schwerer Kampf um den Seine-Übergang erspart blieb.

Immerhin war die Lage des Korps nicht ganz einfach. Es stand als einziges auf dem südlichen Seine-Ufer. Das rechts von ihm vorgehende 15. Korps hatte die Seine bei Rouen erst am 10. Juni, also einen Tag später, erreicht und war auf Le Havre abgedreht worden. Das ihm folgende 2. AK stand noch weit von der Seine ab. In der linken Flanke lag das grosse Fragezeichen Paris, von dem man nicht wissen konnte, was an Feindkräften dort steckte. Zudem benötigte das 38. AK noch zwei Tage, bis es alle Kräfte über den Fluss gebracht haben konnte. Die beiden bei Les Andelys und Vernon geschlagenen schwachen Pontonbrü-

cken waren das Ziel immer wiederholter Angriffe englischer Flieger, denen es auch gelang, die Brücke bei Vernon für einige Zeit zu unterbrechen. Wenn die feindliche Führung noch über irgendwelche Reserven auf diesem Flügel verfügte, wenn sie sich zur Initiative aufraffte, so musste das isoliert südlich des Flusses stehende 38. AK das Ziel für sie sein.

Der Oberbefehlshaber der 4. Armee, Generaloberst v. Kluge, hatte mir bei Beginn der Offensive mitgeteilt, dass der der Armee vom OKH gegebene operative Auftrag dahin laute, «Brückenköpfe südlich der Seine zu gewinnen». Wenn auch die oberste Führung die Entscheidung in dieser zweiten Phase des Frankreichfeldzuges nicht – wie es mir seinerzeit vorgeschwebt hatte – durch den starken im Sinne des Schlieffenplans westlich Paris herumschwenkenden Nordflügel suchen wollte, sondern – wie festzustellen ist, mit grossem Erfolg – durch einen Stoss der massierten Panzerkräfte ostwärts Paris nach Süden, so schien doch das vorerwähnte, der 4. Armee gesteckte Ziel reichlich dürftig. Auch wenn man die Entscheidung durch den Stoss ostwärts Paris suchen wollte, also sowohl die Durchbrüche der H.Gr. C durch die Maginotlinie, wie das Vorgehen der H.Gr. B über die untere Seine vielleicht nur Nebenaktionen darstellten, so blieb doch die Notwendigkeit bestehen, dass wir auf dem äusseren Flügel die Initiative behielten. Die H.Gr. A trat zu ihrem Angriff über die Aisne erst am 9. Juni an. Noch war nicht zu übersehen, ob ihr Stoss tatsächlich den erhofften, entscheidenden Erfolg herbeiführen werde. Ausserdem war anzunehmen, dass der Gegner – gerade auch in dem Gedanken an den Schlieffenplan – die Gefahr einer weitausholenden Umfassung über die untere Seine nicht ausser acht lassen und seine Gegenmassnahmen treffen werde. Um so wichtiger musste es sein, dass wir auch auf dem rechten Heeresflügel die Initiative behielten und dem Feind nicht etwa die Zeit liessen, hier, sei es zur Verteidigung, sei es zu einem Gegenangriff, aufzumarschieren. Sprach also m. E. die operative Aufgabe der 4. Armee dafür, ungesäumt südlich der Seine weiter anzugreifen, so schien es mir auch für das 38. Korps nicht geraten zu sein, in einem Brückenkopf abzuwarten, bis der Gegner vielleicht überlegene Kräfte gegen das Korps zusammenbringen könne.

Ich beantragte also bei der Armee die Genehmigung, zum Angriff nach Süden antreten zu können, sobald die Artillerie des Korps über den Fluss gebracht sei, anstatt – wie befohlen – den Brückenkopf zu halten, den das Korps inzwischen bis zur Eure ausgeweitet hatte. Vorsorglich war auch bereits die 27. Infanterie-Division auf das Südufer der Seine genommen worden. Ferner erbat ich am 11. Juni die Erlaubnis, die bisher an der Oise festgehaltene 1. Kavallerie-Division, die an diesem Tage

einen schönen Erfolg gegen die früher erwähnten feindlichen Panzerkräfte gehabt hatte, ebenfalls auf das Südufer der Seine vorziehen zu dürfen. In der gegebenen Lage schien es mir ganz selbstverständlich, dass die einzige Kavallerie-Division, die wir hatten, die Spitze der Verfolgung zu bilden habe. Ich gedachte sie, dem Korps voraus, so anzusetzen, dass sie baldigst die von Südosten auf Paris führenden Bahnen und Strassen sperren könne.

Leider verfielen meine Vorschläge der Ablehnung. Ich erhielt den Bescheid, dass die Armee erst Weisungen über das weitere Vorgehen abwarten müsse. Die 1. Kavallerie-Division wurde mir in der Folge weggenommen und dem in zweiter Linie folgenden 1. AK unterstellt, damit sie in jedem Fall nördlich der Seine weiterhin die Flanke an der Oise sichere. So kam diese schöne Division zu meinem Leidwesen um den Auftrag, der allein ihrer Eigenart entsprochen hätte.

Der Abend des 11. Juni brachte zwei Ereignisse, die m. E. die Richtigkeit unserer Auffassung bestätigten. Das Inf.Rgt. 58 der 6. Division schoss einen feindlichen Flieger ab, bei dem ein Befehl gefunden wurde, dass der Gegner eine weitgehende Rückzugsbewegung befohlen hatte. Also kam es darauf an, ihm auf den Fersen zu bleiben. Andererseits meldete die 46. Division, dass gegen sie ein starker feindlicher Panzerangriff im Gange sei. Ein Zeichen, dass unser Dasein südlich der Seine dem Feind offensichtlich recht unangenehm war. Weiteres Abwarten konnte diese Unannehmlichkeit für ihn keineswegs verstärken, sondern nur vermindern.

Am 12. Juni früh meldete die 46. Division, die den Angriff am Abend, wenn auch unter nicht unbeträchtlichen Verlusten, abgeschlagen hatte, erneut feindliche Angriffsbereitstellungen vor ihrer Front und bat dringend um Hilfe (die Meldung sprach von 110 feindlichen Panzern). Ich entschloss mich, auf eigene Faust zum Angriff mit allen drei Divisionen überzugehen. Kaum war jedoch der Befehl heraus, als der Oberbefehlshaber der Armee erschien. Obwohl er meiner Ansicht zustimmte, glaubte er mangels Vorliegens einer neuen operativen Zielsetzung durch das OKH doch noch abwarten zu müssen. Seine Hauptsorge war offensichtlich, dass ich mit meinem Korps allein losziehen könne. Er gab daher den strikten Befehl, dass der Angriff nicht über die Linie Evreux – Pacy weitergeführt werden dürfe, eine Anordnung, die in dem abends ausgegebenen Armeebefehl sicherheitshalber nochmals wiederholt wurde.

Der Angriff der links eingesetzten 27. Division kam gut vorwärts, während die 46. Division meldete, dass sie noch nicht antreten könne. Sie habe auf dem Südufer nicht genügend Artillerie, Munition und Ver-

pflegung. Immerhin hatte sie die Panzerangriffe (es waren allerdings nur 50 bis 60 Panzer gewesen) abgeschlagen.

Die nächsten Tage zeigten wieder das Bild einer Verfolgung. Am 13. Juni hatte nun auch das 2. AK rechts von uns die Seine überschritten. An diesem Tage war unser Quartier ein kleines Schlösschen, das der bekannten Schriftstellerin Colette d'Arville gehörte. Leider war sie abwesend. So übernachtete ich in dem Schlafzimmer von Madame, das – zugleich Salon – überaus elegant eingerichtet war und, wohl von galanteren Zeiten her, einen eigenen Zugang vom Park aus hatte. Ein Schwimmbad in diesem war uns hochwillkommen.

Am 14. Juni erhielten wir den Besuch des Oberbefehlshabers des Heeres. Ich konnte ihm die bisherigen Erfolge des Korps melden, die er zur Kenntnis nahm, ohne jedoch etwas über weitere Absichten verlauten zu lassen.

Am 15. Juni teilte mir Generaloberst v. Kluge mit, dass die Armee nunmehr das Ziel Le Mans erhalten habe. Es müsse rücksichtslos verfolgt werden, ohne auf die Nachbarn zu warten. Für uns keine neue Weisheit.

Am 16. Juni stiessen die Divisionen des Korps in der Linie Ferte-Vidame-Sononches-Chateauneuf nochmals auf organisierten Widerstand. Es handelte sich um Teile der 1., 2. und 3. mech. Division, die in Flandern gekämpft hatten, über Dünkirchen entkommen und in Brest wieder ausgeladen worden waren. Ausserdem tauchten Teile von zwei Spahi-Brigaden sowie einer marokkanischen Division auf. Am Abend war der feindliche Widerstand gebrochen. Auch hier hatten die Truppen der 6. Division einen vorzüglichen Eindruck gemacht, als ich sie bei meiner Rundfahrt über alle Divisionen besuchte.

Abends erhielten wir einen Armeebefehl, der uns die Richtung Le Mans, Angers an der Loire gab. Das 1. AK sollte links von uns eingeschoben werden und dazu die 46. Division unter seinen Befehl treten. Das 15. Pz.-Korps, bis auf eine Division, die Cherbourg zu nehmen hatte, erhielt die Richtung auf die untere Loire, um dort «Brückenköpfe zu bilden». Dies schien also das A und O zu sein.

Am 17. Juni wurde der Rücktritt Reynauds und die Berufung des alten Marschalls Pétain bekannt. Sollte er den Widerstand neu organisieren oder wollten die Politiker dem rühmgekrönten Soldaten des Ersten Weltkrieges die Unterzeichnung der Kapitulation überlassen?

Ein am 18. Juni eingegangener Führerbefehl forderte schärfste Verfolgung, was für uns wiederum nichts neues war. Ferner die schnelle Besetzung der «alten Reichsgebiete Toul, Verdun, Nancy», der Creusotwerke und der Häfen Brest und Cherbourg. Wir machten einen Gewalt-

marsch, bei dem ein Regiment auf 78 km Marschleistung kam. Eine motorisierte Vorausabteilung unter Oberst Lindemann gelangte bis westlich Le Mans. Ich übernachtete im Schloss Bonnetable, einem mittelalterlichen Prunkbau. Vom, hinter einem Wallgraben mit Zugbrücke, eine Front mit vier dicken Türmen, deren Mauern drei Meter massen. Hinten ein Ehrenhof ebenfalls von zwei Türmen flankiert. Es war – neben den Loire-Schlössern, die ich bald sehen sollte, wohl der eindrucksvollste Schlossbau, den ich in Frankreich zu sehen bekommen habe. Auch das Innere war prächtig eingerichtet und es war sogar noch ein Teil des Personals vorhanden. Der Besitzer, Herr von Rochefoucauld, Herzog von Doudaigne, war leider geflohen.

Am 19. Juni früh fuhr ich 50 km, ohne einen deutschen Soldaten zu sehen, zur Vorausabteilung Lindemann. Ich kam durch Le Mans, in das 70 Jahre zuvor mein Grossvater als Sieger eingezogen war, und besuchte die prachtvolle Kathedrale. Unterwegs begegneten uns Trupps französischer Soldaten, die ohne Waffen ostwärts marschierten, und eine ganze Artillerieabteilung mit allen Geschützen und Fahrzeugen, die sich Lindemann ergeben hatte. Die Auflösung des Gegners war offensichtlich.

Trotzdem fand ich die Abteilung Lindemann vor dem Mayenne-Abchnitt bei Lion d'Angers festliegend. Auf dem jenseitigen Ufer waren feindliche MG, die die Brücke beherrschten, und Panzer erkannt. Lindemann versuchte vergeblich mit der einzigen 10-cm-mot.-Batterie, die er hatte, diesen Gegner zu vertreiben. Ich begab mich, abseits der Brücke, in die vordere Linie am Fluss und stellte fest, dass offenbar seitlich der Brückenstelle – wenn überhaupt – dann nur schwacher Feind vorhanden sei. Ich empfahl einem Kompaniechef, der am Ufer anscheinend wartete, ob der Gegner nun die Brücke freigeben würde, weiter flussabwärts den Fluss zu durchschwimmen. Wenn er wollte, würde ich ihn gern begleiten. Dies Angebot wirkte. Wenige Zeit später sprang die Kompanie – nakedei – in den Fluss, durchschwamm ihn und gewann das jenseitige Ufer ohne Verluste. Die Brücke, an deren Zugang leider schon eine Reihe Gefallener lagen, war freigekämpft! Ich blieb noch bei der Vorausabteilung, bis diese auf dem jenseitigen Ufer den Weitermarsch antrat, und kehrte dann auf meinen Korpsgefechtsstand zurück. Immerhin hatte der Gegner mit wenigen Panzern und MG die Abteilung an der Mayenne 8 Stunden aufgehalten! Sofort nach Eintreffen auf meinem Gefechtsstand sandte ich daher meinen ersten Ordonnanzoffizier, Oberleutnant Graf, wieder zu Lindemann mit dem strikten Befehl, dass die Vorausabteilung noch in der Nacht die Loire zu überschreiten habe. Tatsächlich traf er sie an, als sie – diesseits des Stroms – zur Ruhe übergehen wollte. Durch seine Vorstellungen erreichte er jedoch, dass der

Übergang doch noch in der Nacht durchgeführt wurde, wobei er selbst das vorderste Schlauchboot führte.

In der Nacht trafen auf dem Korpsgefechtsstand die Meldungen beider Divisionen ein, dass ihre Vorausabteilungen die Loire überschritten hätten. Ich fuhr sofort nach vorn und war beim Eintreffen doch beeindruckt von der Mächtigkeit des Stroms, der bei der westlichen Übergangsteile Ingrades etwa 600 m breit war und eine starke Strömung hatte. Aus der hohen Brücke waren zwei Bogen gesprengt. Diese Lücke sollte durch eine Pontonbrücke geschlossen werden, bei der jedoch dann der Höhenunterschied von 9 m zu den stehengebliebenen Brückenteilen durch eine steile Rampe überbrückt werden musste. Es war eine ziemlich halsbrecherische Angelegenheit, später diese Rampe mit dem Kübel hinaufzufahren. Jedenfalls mussten alle schweren Fahrzeuge usw. weiterhin übergesetzt werden, was bei der Breite des Stromes, der starken Strömung und vielen Sandbänken einigermaßen schwierig war.

Bei der anderen Brückenstelle Chalonnès lagen die Dinge einfacher, da sich der Strom hier in drei Arme teilte. Die Brücken über die beiden nördlichen Arme waren unzerstört in unsere Hand gefallen, so dass nur der letzte Arm in 160 m Breite überbrückt werden musste. Hier erlebte ich ein eigenartiges Duell. Am Morgen hatten sich französische Soldaten am jenseitigen Ufer nur unbewaffnet gezeigt. Im Laufe des Nachmittags aber erschienen vor den beiden Brückenstellen schwere feindliche Panzer. Sie hatten durch die über den Fluss vorgeschobenen Kräfte nicht aufgehalten werden können, da noch keine Möglichkeit bestand, Geschütze oder Flak über den Strom zu bringen. So erlebte ich an der Brückenstelle bei Chalonnès, wie zu gleicher Zeit auf unserer Seite eine 8,8-cm-Flak, auf der anderen Seite ein schwerer Panzer in Stellung gingen und beide zugleich das Feuer eröffneten. Leider wurde unser Flakgeschütz sofort zusammengeschossen. Im gleichen Augenblick aber erschien ein leichtes Pakgeschütz, das mit einem Glückstreffer auf die einzig schwache Stelle der Frontseite des feindlichen 32-t-Panzers diesen in Brand schoss.

Am Abend nahm ich in dem nahe Chalonnès gelegenen Schloss Serrant Quartier. Ein Riesen-Prunkbau, der, von wuchtigen Türmen flankiert, in Hufeisenform einen Ehrenhof umgab. Ringsherum floss ein Wallgraben. Das Schloss gehörte dem Duc de la Tremouille, Prince de Tarent. Einer der ersten Namen des alten Frankreich. Den letzteren Titel hatten die Herzöge etwa um 1500 erheiratet als Erbfolgerecht der Anjou in Neapel. Sie waren dort jedoch nicht auf den Thron gelangt, dessen sich vielmehr Ferdinand der Katholische bemächtigte. Ein Tremouille hatte mit Bayard zusammen als einziger den Titel eines Ritters «Sans peur

et sans reproche» inne. Das Schloss barg, insbesondere in der wunder-vollen Bibliothek, eine Fülle von geschichtlichen Erinnerungen, auch aus der Zeit, in der seine Besitzer Anhänger der Stuarts gewesen waren. Das ganze untere Geschoss war allerdings unzugänglich, weil man hier – wie in anderen Schlössern – die Möbel des Königsschlusses von Versailles ab-gestellt hatte. Ich selbst bewohnte eines der Turmzimmer im Oberstock, das ganz als Salon für ein «grand lever» eingerichtet war, mit Prunk-bett unter einem acht Meter hohen Betthimmel. Daneben befand sich ein ebenso prunkvolles Ankleidezimmer mit wunderbarer Kassetten-decke in einem Tonnengewölbe. Das Schloss, dessen Fronten mit weissem Sandstein bekleidet, während die vier dicken Türme aus Feldsteinen erbaut waren, lag in einem riesigen Park. Ein prachtvoller Treppenauf-gang mit gewölbter Renaissancedecke führte zu den Sälen des ersten Stocks, die z.T. wundervoll getäfelt waren und Bilder sowie schönste Gobelins enthielten. Es verstand sich von selbst, dass – wie in allen un-seren Quartieren – das fremde Eigentum geachtet und auf das Sorgfältigste geschont wurde.

Bis zum 22. Juni war es uns gelungen, die 6. und 27. Division auf das Südufer der Loire zu bringen. Vorausabteilungen stiessen noch etwas weiter vor. Unzählige französische Soldaten ergaben sich ihnen.

Am 23. Juni erhielten wir die Nachricht, dass tags zuvor der Waffen-Stillstand in Compiègne abgeschlossen worden sei. Der Feldzug in Frankreich war zu Ende. In einem Korps-Tagesbefehl konnte ich den mir unterstellten Divisionen, die «kein Panzer geschützt, kein Motor vorwärts getragen habe», für ihre Hingabe, ihre Tapferkeit, ihre Lei-stungen danken. Sie hatten aus einer erfolgreichen Angriffsschlacht her-aus eine Verfolgung über 500 Kilometer ermöglicht, die in Wahrheit den Namen «Sturmarsch zur Loire» tragen konnte!

«Das Rad hatte sich einmal gedreht.» Von Compiègne 1918 bis Corn-piègne 1940 aber war es ein langer Weg gewesen. Wohin würde er uns weiter führen?

7. Kapitel

ZWISCHEN ZWEI FELDZÜGEN

Das OKH bereitet Teildemobilisierung vor. Reichstagssitzung in Berlin. «Was nun?» Das Fehlen eines Kriegsplans. Niederringen Englands durch die Luft- und Seekriegführung? Kampf um das Mittelmeer? Invasion der britischen Insel? Wäre die Operation «Seelöwe» durchführbar gewesen? Die Gründe für den Verzicht auf die Invasion. Zu später Entschluss, unzureichendes Ergebnis der «Schlacht über England». Politische Einstellung Hitlers gegenüber Grossbritannien. Das grössere Risiko des Zweifrontenkrieges.

Mit demTage der französischen Waffenstreckung war der für Deutschland so schwarze Tag der Waffenniederlegung vom 11. November 1918, der in jenem Salonwagen des Marschall Foch in Compiègne unterzeichnet worden war, ausgelöscht. Nun musste Frankreich am gleichen Ort, im gleichen Wagen, seine Kapitulation unterschreiben. Am 22. Juni 1940 hatte Hitler den Gipfelpunkt seines Aufstieges erreicht. Frankreich, dessen militärische Macht seit 1918 als Drohung über Deutschland geschwebt hatte, war – ebenso wie vorher seine östlichen Satelliten – als Gegner des Reiches ausgeschaltet. Grossbritannien war vom Festlande vertrieben, wenn auch noch keineswegs endgültig geschlagen. Zwar stellte im Osten die Sowjetmacht – nunmehr Nachbarn des Reiches – trotz des Moskauer Vertrages eine latente Gefahr dar, doch war kaum anzunehmen, dass sie angesichts der deutschen Siege über Polen und Frankreich in *naher Zeit* aggressiv werden würde. Wenn ein Ausnutzen der Bindung des Reiches im Westen zu weiterer russischer Expansion vom Kreml zu jener Zeit überhaupt in Erwägung gezogen worden sein sollte, so hatte er augenscheinlich den Zeitpunkt für eine solche Aktion verpasst. Offenbar hatte man auch in Moskau die Möglichkeit eines derart schnellen und durchschlagenden Sieges der deutschen Wehrmacht über die verbündeten Heere der Westmächte nicht in Rechnung gestellt.

Wenn diese deutsche Wehrmacht zu solchen Erfolgen in Polen und Frankreich gelangt war, so lag dies gewiss nicht daran, dass ihre Führung etwa seit jenem ersten Tag von Compiègne auf einen Revanchekrieg hingearbeitet hätte. Entgegen allen Behauptungen einer feindseligen Propaganda steht eindeutig fest, dass – in nüchternen Beurteilung der Gefahren, die dem Reich im Falle eines Krieges drohten – der deutsche Generalstab in der Zeit zwischen 1918 und 1939 als Ziel nicht die Führung eines Angriffs- oder Revanchekrieges, sondern die Herstellung der Sicherheit des Reiches verfolgt hat. Allerdings hatte die militärische Führung sich schliesslich von Hitler, nach dessen verblüffenden politischen Erfolgen, überspielen lassen. Man kann auch sagen, dass sie das Primat der Politik anerkannt habe, einer Politik, der sie nicht zustimmte, die sie aber – wenn überhaupt –, so nur durch einen Staatsstreich hätte verhindern können.

Für die nun errungenen Erfolge war im Übrigen nicht etwa allein das Ausmass der deutschen Aufrüstung ausschlaggebend, die Hitler mit allen Mitteln vorangetrieben hatte. Gewiss – im Hinblick auf die durch das Versailler Diktat erzwungene Wehrlosigkeit des Reichs – war diese Aufrüstung die Vorbedingung jeder erfolgreichen Kriegführung (auch im Fall eines Verteidigungskrieges) gewesen. Aber es war doch durchaus nicht so, dass die deutsche Wehrmacht etwa eine annähernd gleiche Überlegenheit in den Kampf hätte werfen können, wie es hinsichtlich der Landstreitkräfte später der Sowjetunion, hinsichtlich der Luftwaffe den Westmächten möglich war. Tatsächlich waren die Westmächte in bezug auf die Zahl der Heeresverbände, der Panzer und der Artillerie den deutschen Kräften durchaus gewachsen, z.T. sogar überlegen gewesen. Nicht das *Rüstungsvolumen* hatte im Westfeldzug den Ausschlag gegeben, sondern der höhere Wert der Truppe und die bessere Führung auf deutscher Seite. Man hatte in der deutschen Wehrmacht eben seit dem Ende des Ersten Weltkrieges einiges dazugelernt und sich zugleich der unwandelbaren Gesetze der Kriegskunst wieder erinnert.

Nach Abschluss des Waffenstillstandes wurden seitens des OKH zunächst Massnahmen eingeleitet, die die Demobilisierung einer erheblichen Anzahl von Divisionen zum Ziel hatten. Zugleich sollten einige Infanterie-Divisionen in Panzer- bzw. mot. Divisionen umgestellt werden.

Das Generalkommando des 38. AK wurde zunächst in die Gegend von Sancerre an der mittleren Loire verlegt, um hier die Umstellung einiger dieser Divisionen zu leiten. Wir vertauschten also das mit so vielen historischen Erinnerungen angefüllte, prachtvolle Schloss Serrant mit einem kleineren Schlossbau, den sich der Fabrikant des weltbekannten Cointreau auf dem Gipfel eines steilen, die Loireniederung überragenden

Hügels erbaut hatte. Unser neues Heim sollte eine alte Burg darstellen und zeichnete sich durch die Geschmacklosigkeit aus, die dergleichen Nachahmungen anzuhaften pflegt. Ein neben dem eigentlichen Wohnhaus stehender, von vornherein als Ruine erbauter Turm machte die Sache nicht besser. Kleine Kanonen, die auf der Terrasse standen, erweckten kaum den Eindruck von Kriegstrophäen, den ihr Besitzer, der Likörfabrikant, sich wohl davon versprechen mochte. Das einzig Schöne war der Blick von der Höhe des Berges auf die weitgedehnte, fruchtbare Loireniederung. Bezeichnend für die Parvenü-Gesinnung des Besitzers aber war eine grosse Zeichnung, die in seinem Arbeitszimmer hing.

Sie stellte, um einen runden Tisch sitzend, die gekrönten Häupter Europas um die Jahrhundertwende dar, unseren Kaiser, den alten Kaiser Franz Josef, die Königin Viktoria usw. Sie alle waren so dargestellt, als ob der Cointreau bereits ihre Sinne mehr oder weniger benebelt hätte. Über sie aber erhob sich, am Tische stehend, der Besitzer, ein Glas Cointreau triumphierend über die Tafelrunde erhebend. Die Entfernung dieses üblen Machwerks ist das einzige gewesen, was wir in diesem «Schlosse» geändert haben.

Am 19. Juli wurden alle hohen Führer der Wehrmacht nach Berlin zur Teilnahme an der Reichstagssitzung, in der Hitler den Abschluss des Westfeldzuges verkündete, berufen. In dieser Sitzung brachte er auch den Dank der Nation durch eine Reihe von Ehrungen hoher militärischer Führer zum Ausdruck.

Ihr Ausmass liess den Schluss zu, dass Hitler den Krieg als so gut wie gewonnen ansah.

So sicher das deutsche Volk im Übrigen die Ehrung verdienter Soldaten als selbstverständlich empfand, so gingen sie doch – wenigstens nach dem Gefühl von uns Soldaten des Heeres – in ihrer Art und in ihrem Ausmass über das Gebotene hinaus.

Wenn Hitler neben einem Grossadmiral gleich ein Dutzend Feldmarschälle ernannte, so konnte dies der Wertung dieses Ranges, der bis dahin als der vornehmste in Deutschland gegolten hatte, nur abträglich sein. Bislang war (von einigen Feldmarschällen, die Kaiser Wilhelm II. im Frieden ernannt hatte, abgesehen) ein selbständig geführter Feldzug, eine gewonnene Schlacht oder eroberte Festung Voraussetzung des Erreichens der Würde eines Feldmarschalls gewesen.

Nach dem polnischen Feldzug, in dem diese Voraussetzungen für den Oberbefehlshaber des Heeres, wie für die der beiden Heeresgruppen gegeben waren, hatte es Hitler nicht für nötig erachtet, seinem Dank an das Heer durch deren Erhebung zu Feldmarschällen Ausdruck zu verleihen. Jetzt schuf er gleich ein Dutzend Feldmarschälle. Unter ihnen be-

fanden sich neben dem Oberbefehlshaber des Heeres, der zwei glänzende Feldzüge geführt hatte, der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, der weder ein Kommando noch die Stellung eines Chefs des Generalstabes innegehabt hatte. Ferner der Staatssekretär der Luftwaffe, der – so wertvoll auch seine organisatorischen Leistungen sein mochten – doch nicht neben den Oberbefehlshaber des Heeres zu stellen war.

Am krasssten aber zeigte sich die Einstellung Hitlers in der Art, in der er den Oberbefehlshaber der Luftwaffe, Göring, durch die Ernennung zum Reichsmarschall und die nur ihm zuteil werdende Verleihung des Grosskreuzes des Eisernen Kreuzes, über die Oberbefehlshaber des Heeres und der Kriegsmarine hinaushob. So wie die Dinge lagen, konnte in der genannten Art der Verteilung von Ehrungen nur eine bewusste Zurücksetzung des Ob.d.H. gesehen werden. Sie zeigte allzu deutlich die Einstellung Hitlers gegenüber dem OKH und seine Bewertung desselben.

Am Tage der Reichstagsssitzung erfuhr ich, dass unser Generalkommando für eine neue Verwendung vorgesehen sei. Wir wurden zur Vorbereitung der Invasion Englands an die Kanalküste verlegt. Drei Infanterie-Divisionen wurden uns hierzu unterstellt. Wir nahmen Quartier in Le Touquet, einem eleganten Seebade nahe Boulogne, in dem auch viele Engländer hübsche Villen besaßen. Während der Stab in einem der grossen, mit unerhörtem Aufwand erbauten Hotels unterkam, bezog ich mit meiner engsten Umgebung eine kleine Villa, die einem französischen Reeder gehörte. Der Besitzer war zwar geflohen, hatte aber seine Hausmannsfamilie zurückgelassen, so dass wir jemanden vorfanden, der das Haus und sein Mobiliar in Ordnung halten und hüten konnte. Im Gegensatz zu dem, was man später in Deutschland erleben musste, betrachteten wir uns keineswegs als die Herren, die mit feindlichem Eigentum nach Belieben schalten konnten. Es wurde vielmehr streng darauf geachtet, dass in allen von unseren Truppen belegten Häusern Ordnung gehalten wurde. Die Fortführung des gesamten Mobiliars oder die Wegnahme von Wertstücken als «Souvenir» gehörten jedenfalls nicht zu den Gepflogenheiten des deutschen Heeres. Als ich einmal an einer Villa vorbeiritt, die kurz zuvor von einer Truppe geräumt und in ziemlich wüster Unordnung zurückgelassen worden war, hatte am nächsten Tage der Hauptfeldwebel der betreffenden Kompanie mit einem Reinemachkommando zu erscheinen und selbst die Ordnung wieder herzustellen.

Infolge des einwandfreien Verhaltens unserer Truppen blieb in jenem halben Jahre, das ich noch in Frankreich verbrachte, das Verhältnis zu der französischen Bevölkerung völlig ungetrübt. Letztere zeigte bei aller

Höflichkeit stets eine würdige Zurückhaltung, durch die sie nur unsere Achtung gewinnen konnte. Im Übrigen verfiel wohl jeder mehr oder weniger dem Zauber dieses gesegneten Landes. Was bot es doch alles an Zeugen alter Kultur, an landschaftlichen Schönheiten und auch an Genüssen einer berühmten Küche! Was gab es noch an Waren in diesem reichen Lande! Allerdings waren wir in unserer Kaufkraft recht beschränkt. Nur ein gewisser Prozentsatz des Wehrsoldes wurde in Besatzungsgeld ausgezahlt. Eine Regelung, die zum mindesten im Bereich des Heeres strikt innegehalten worden ist. So waren der begreiflichen Kauflust enge Grenzen gezogen, was im Interesse des Ansehens der deutschen Wehrmacht im Übrigen recht erwünscht war. Immerhin reichte es, dass man in jenen Monaten ab und an nach Paris fahren konnte, um für einen Tag den Charme dieser Stadt zu geniessen. Unser Aufenthalt an der Küste bot auch bis in den November hinein die Freude des Badens im Meer, die mein neuer Ordonanzoffizier, Oberleutnant Specht, mein treuer Fahrer Nagel und mein Pferdepfleger Runge ebenso auskosteten wie den Genuss eines langen Galopps am Strande. Einmal hatten wir beim Baden allerdings nicht die im Kanal ausserordentliche Fluthöhe bedacht, die bis zu 8 Meter Unterschied gegenüber der Ebbe ausmacht. Ein Umstand, der übrigens bei der Frage der Landemöglichkeit an der englischen Küste wie der der Einschiffungszeiten in den Invasionshäfen eine grosse Rolle spielte. So kam es, dass, während wir weit ins Meer hinausschwammen, unser am Strand stehender Mercedes plötzlich von den Flutwellen umspült wurde. Nur im letzten Augenblick gelang es, ihn mit einer schnell herbeigeholten Zugmaschine in dem bereits aufgeweichten Sand aus der Flut herauszuziehen. Dafür machte Nagel einmal im Meer eine originelle Beute. Weit draussen schwamm die Brücke eines versenkten Dampfers vorbei. Nagel erklomm sie und tauchte bald darauf aus der Kapitänskabine mit einem Tischtennisnetz, Schlägern und Bällen wieder auf, mit denen wir das Arsenal unserer Sportgeräte bereichern konnten. Auf seltsamere Weise dürfte noch niemand in den Besitz eines Tischtennis gelangt sein.

Die Freuden und Annehmlichkeiten, die das schöne Land und die Zeit der Ruhe nach dem gewonnenen Feldzug gewährten, führten jedoch nicht etwa dazu, dass die Truppe dem Schicksal der Verweichlichung anheim fiel, dem in der Regel Besatzungstruppen ausgesetzt sind. Dem stand die Notwendigkeit entgegen, unsere Verbände für die in Aussicht genommene Invasion, eine völlig neue Aufgabe, zu schulen. Die Truppen übten täglich in dem Dünen- und in dem anschliessenden Marschgelände, das in vielem dem unserer in Aussicht genommenen Landungsstellen entsprach. Nachdem unsere Übersetzungsmittel: umgebaute Rhein- und Elb-

kähne, kleine Fischdampfer und Motorboote eingetroffen waren, konnten wir bei ruhigem Wetter auch Verlade- und Anlandeübungen von See aus, zusammen mit der Marine, durchführen. Dabei gab es manchmal für einige Teilnehmer ein kaltes Bad, wenn der betreffende Landungskahn ungeschickt auf den Strand aufgesetzt worden war. Die jungen Fähnriche der Marine mussten eben auch erst diese neue Aufgabe lernen. Dass sie nicht sonderlich davon begeistert waren, einen Elbkahn zu führen, statt auf einem schnittigen Kreuzer oder U-Boot Dienst zu tun, konnte man ihnen nicht übel nehmen. Um so weniger, als es nicht ganz einfach war, mit den alten Skippern, den Eigentümern der Kähne oder Fischdampfer, zurechtzukommen, die neben ihnen auf der Brücke dieser etwas abenteuerlichen Invasionsfahrzeuge standen. Trotzdem ging alles mit Feuereifer an die Vorbereitungen dieser uns so ungewohnten Aufgabe heran und wir waren überzeugt, dass auch sie gemeistert werden würde.

Das Unternehmen «Seelöwe»

Es erscheint geboten, hier einige kritische Bemerkungen zu dem Plan Hitlers, in England zu landen, hinsichtlich der Gründe, die zum Abgehen von dieser Absicht geführt haben, einzuschalten.

Wenn Hitler nach der Niederwerfung Frankreichs wirklich geglaubt haben sollte, dass er den Krieg bereits gewonnen habe, dass es nur noch darauf ankomme, auch Grossbritannien zu dieser Einsicht zu bekehren, so hatte er sich offensichtlich geirrt. Die eisige Ablehnung, die sein – allerdings recht vages – Friedensangebot in Grossbritannien fand, zeigte, dass weder die Britische Regierung noch die Nation einer solchen Bekehrung zugänglich waren.

Hitler und sein OKW sahen sich also vor die Frage gestellt:

«Was nun?»

Diese Frage mag an den Staatsmann und Feldherrn unvermeidlich herantreten, wenn im Kriege militärische Fehlschläge oder unerwartete politische Entwicklungen, z.B. das Eintreten weiterer Mächte in den Krieg auf der Feindseite, eine völlig neue Lage schaffen. Dann wird u. U. nichts übrig bleiben, als den «Kriegsplan» umzuwerfen.

In solchem Falle wird man der betreffenden Führung vielleicht vorwerfen können, dass sie die Kräfte des eigenen Staates über-, die des Gegners unterschätzt, dass sie die politische Lage falsch beurteilt habe.

Wenn aber eine Staats- und militärische Führung sich die Frage «Was nun?» vorlegen muss, nachdem die militärischen Operationen durchaus

nach ihren Erwartungen – im vorliegenden Falle wahrscheinlich sogar weit über diese Erwartung hinaus – zu einer siegreichen Entscheidung gegen den einen Gegner geführt haben, während der andere sich geschlagen auf seine Insel gerettet hat, dann wird man sich fragen müssen, ob auf deutscher Seite überhaupt so etwas wie ein «Kriegsplan» bestanden hat.

Gewiss, kein Krieg rollt nach einem festen Programm ab, nach einem Kriegsplan, den sich die eine Seite zurecht gelegt hat. Aber wenn Hitler im September 1939 nun einmal das Risiko eines Kampfes gegen Frankreich und England einging, dann musste er sich wohl auch vorher überlegen, wie er gegebenenfalls mit diesen Mächten fertig werden könne. Offenbar hat die deutsche oberste Führung vor und wohl auch noch während der Offensive in Frankreich keinerlei «Kriegsplan» gehabt, was mit dem erhofften militärischen Siege anzufangen sein werde bzw. wie man den Krieg dann fortsetzen wolle. Hitler hoffte auf ein Nachgeben Grossbritanniens. Seine militärischen Berater aber haben offenbar geglaubt, die «Entschlüsse des Führers» abwarten zu müssen.

An diesem Beispiel zeigte sich eklatant, wohin eine unzweckmässige militärische Spitzenorganisation führen musste, wie sie sich bei uns aus der Übernahme des Oberbefehls über die Wehrmacht durch Hitler ohne gleichzeitige Schaffung eines für die Gesamtkriegführung verantwortlichen Reichsgeneralstabschefs ergeben hatte.

Tatsächlich gab es neben dem Staatsoberhaupt, das die Politik bestimmte, keine militärische Stelle, die befugt gewesen wäre, sich für die Gesamtkriegführung verantwortlich zu fühlen.

Das OKW hatte Hitler von vornherein auf die Stufe eines militärischen Sekretariats herabgedrückt. Sein Chef Keitel wäre auch gar nicht in der Lage gewesen, Hitler strategisch zu beraten.

Den Oberbefehlshabern der Wehrmachtsteile aber räumte Hitler praktisch so gut wie keinen Einfluss auf die Gesamtkriegführung ein. Sie mochten ihm wohl gelegentlich eine Ansicht zu Fragen der Kriegführung vortragen können, aber Hitler entschied doch letztlich allein auf Grund seiner eigenen Überlegungen.

Er nahm in jedem Fall das Recht der Initiative für sich in Anspruch, so dass – ausser im Fall Norwegen, in dem Grossadmiral Raeder wohl den ersten Anstoss gegeben hat – mir kein Fall bekannt ist, in dem eine grundlegende Entscheidung in Fragen der Gesamtkriegführung auf das Konto eines der Oberkommandos der drei Wehrmachtsteile zu setzen sein dürfte.

Da niemand befugt war, einen «Kriegsplan» zu entwerfen, am allerwenigsten offenbar das OKW, kam es praktisch darauf hinaus, dass

jeder auf die «Intuitionen des Führers» wartete. Die einen, wie Keitel und Göring, in gläubiger Anbetung, die anderen wie Brauchitsch und Raeder, in Resignation. Daran änderte auch nichts, dass sicherlich innerhalb der Oberkommandos der drei Wehrmachtsteile Erwägungen angestellt worden sind, die auch die Kriegsführung auf längere Sicht betrafen. So hat Grossadmiral Raeder bereits im Winter 1939/40 durch die Seekriegsleitung die technischen Möglichkeiten und Erfordernisse eines Landungsunternehmens in England studieren lassen. Aber es gab keine militärische Stelle, keine Persönlichkeit, die im Sinne der Tätigkeit eines wirklichen Generalstabschefs von Hitler nicht nur als Experte oder Vollstrecker angesehen, sondern als der für die militärische Gesamtkriegsführung berufene Berater anerkannt worden wäre.

Im vorliegenden Falle war der Erfolg einer derartigen militärischen Spitzenorganisation der, dass, als der Feldzug im Westen unseres Kontinents entschieden war, man, wie bereits gesagt, vor der Frage stand:

«Was nun?»

Zugleich mit dieser Frage aber stand die oberste deutsche Führung zwei Tatsachen gegenüber:

1. Der Tatsache eines noch nicht geschlagenen und zu einer Verständigung offenbar nicht bereiten Grossbritanniens;
2. Der Tatsache, dass das Reich unter der latenten Drohung eines früher oder später möglichen Eingreifens der Sowjetunion, die jetzt sein unmittelbarer Nachbar geworden war, in den Krieg stand. So friedliebend sich der Kreml vorerst Deutschland gegenüber auch geben mochte. Einer Drohung, die Hitler bereits im November 1939 angedeutet hatte, als er die Notwendigkeit betonte, unverzüglich im Westen eine Entscheidung herbeizuführen.

Angesichts dieser beiden Tatsachen war es klar, dass es für das Reich darauf ankommen musste, den Krieg mit Grossbritannien *so schnell wie möglich* zu beenden. Nur wenn dies gelang, konnte man hoffen, dass Stalin die Chance, den Zwist der europäischen Völker zur Fortsetzung seiner Expansionspolitik auszunutzen, endgültig verpasst haben würde.

Gelang es nicht, einen Weg zur Verständigung zu finden, dann musste das Reich versuchen, durch Anwendung kriegerischer Mittel sich so bald als möglich seines derzeit letzten Gegners England zu entledigen.

Es ist die Tragik jener kurzen Zeitspanne, in der das Schicksal Europas für lange Zeit entschieden worden ist, dass keine der beiden Seiten ernstlich den Weg zu einer Verständigung auf vernünftiger Grundlage gesucht hat.

Dass Hitler an sich einem Entscheidungskampf gegen das britische

Empire lieber ausgewichen wäre, weil seine eigentlichen Ziele im Osten lagen, ist sicher.

Die Art aber, in der er in der Reichstagsitzung nach Abschluss des Feldzuges in Frankreich sein allzu vages Friedensangebot an Grossbritannien richtete, war wenig geeignet, auf der Gegenseite einen günstigen Widerhall zu wecken. Zudem muss bezweifelt werden, dass Hitler – bereits der Hybris verfallen – sich zu einem Frieden auf der Grundlage der Vernunft und der Gerechtigkeit bereitgefunden hätte, wenn die Gegenseite einen solchen ernsthaft angeboten haben würde. Zudem war er bereits der Gefangene seiner bisherigen Taten. Er hatte halb Polen und das Baltikum der Sowjetunion ausgeliefert, eine Tatsache, die er nur um den Preis eines neuen Krieges würde rückgängig machen können. Er hatte der Begehrlichkeit Italiens nach unter französischer Herrschaft stehenden Gebieten den Weg freigemacht und war damit in die Abhängigkeit von seinem Verbündeten geraten. Schliesslich war er seit Prag für die Welt unglaubwürdig geworden und hatte jedes Vertrauen in Abmachungen, denen er vielleicht zustimmen würde, verscherzt.

Das deutsche Volk allerdings würde in seiner Masse Hitler zugejubelt haben, wenn er ihm nach dem Siege über Frankreich einen auf vernünftiger Grundlage vereinbarten Frieden gebracht hätte. Es war weder begierig, dem Reich überwiegend polnische Landstriche einzuverleiben, noch fanden Gedanken gewisser Phantasten bei ihm Widerhall, die aus einer fernen Vergangenheit Anspruch auf Gebiete herleiten wollten, weil diese ehemals Teile des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation gewesen waren. Die Idee des «Herrenvolks», dem die Herrschaft in Europa oder gar in der Welt zustehe, wurde in Deutschland – ausser von wenigen Parteifanatikern – niemals ernst genommen. Es hätte nur bedürft, dass Hitler seine Propagandameute zurückpiff, um der allgemeinen Zustimmung zu einem vernünftigen Frieden die Bahn frei zu machen.

Auf der Gegenseite aber hat wohl der britische Nationalcharakter, der sich so eindrucksvoll in der Person des Regierungschefs Churchill verkörperte, es verhindert, dass man in jener Phase des Krieges – wie auch später – in Grossbritannien ernstlich an das Suchen nach einem vernünftigen Ausgleich gedacht hätte. Es war jene bewundernswerte Zähigkeit der Briten, einen Kampf, den sie einmal aufgenommen haben, unter allen Umständen durchzustehen, so bedrohlich die Lage des Augenblicks auch immer erscheinen mag. Hinzu kam, dass in der Erbitterung, in dem «bedingungslosen Hass» gegen Hitler und sein Regime (bei manchen führenden Politikern auch gegen Preussen-Deutschland), die Fähigkeit untergegangen war, das noch schlimmere System, die noch grössere Gefahr zu erkennen, die Europa in Gestalt der Sowjetunion bedrohten. Auch ist

offenbar die britische Politik noch in der traditionellen Anschauung eines «europäischen Gleichgewichts» (um dessen Wiederherstellung willen letzten Endes England in den Krieg eingetreten war) befangen gewesen, das die Niederwerfung des auf dem Kontinent übermächtig gewordenen Reiches zur Voraussetzung habe. Man verschloss die Augen davor, dass es in einer veränderten Welt um die Herstellung eines «Weltgleichgewichts» gehen müsse angesichts der Macht, zu der die Sowjetunion herangewachsen war und der Gefahr, die eine solche Macht – dem Gedanken der Weltrevolution verschrieben – für Europa bedeutete.

Zudem war der britische Regierungschef Churchill wohl zu sehr Kämpfer. Ein Mann, der zu ausschliesslich an den Kampf und an den erhofften Sieg dachte, um über dieses militärische Ziel hinaus in die politische Zukunft zu sehen. Erst als Jahre später sich die Sowjets bereits dem Balkan und damit einem neuralgischen Punkt Grossbritanniens näherten, hat Churchill die in dieser Entwicklung liegende Gefahr gewertet. Zu jener Zeit aber konnte er sich gegenüber Roosevelt und Stalin nicht mehr durchsetzen. Vorerst vertraute er auf die Kraft seines Volkes und darauf, dass schliesslich die Vereinigten Staaten durch ihren Präsidenten an Englands Seite in den Krieg geführt werden würden. So wenig die Masse des amerikanischen Volkes – trotz aller Abneigung gegen Hitler – zu jenem Zeitpunkt hierzu bereit sein mochte.

Des Weiteren konnte die latente Gefahr, die die Sowjetunion für das Reich darstellte, dem Blick eines Mannes wie Churchill nicht verborgen bleiben. Was den Krieg anbetraf, so buchte er sie als eine Hoffnung für Grossbritannien. Dagegen scheint der Gedanke, einen Ausgleich mit Deutschland zu suchen, da einem solchen mit grösster Wahrscheinlichkeit in Kürze ein Machtkampf zwischen den beiden totalitären Mächten folgen werde, in seinem Denken keinen Platz gefunden zu haben. Obwohl nüchternes Abwägen der Stärken und Schwächen der beiden Mächte wohl mit Sicherheit hätte erwarten lassen, dass keine derselben der anderen völlig Herr werden, dass sie sich vielmehr in solchem Kampf für lange Zeit binden und schwächen würden. Eine Lage, die zwangsläufig den beiden angelsächsischen Mächten die Weltschiedsrichterrolle in die Hand gespielt haben würde. Auch hätte möglicherweise der Machtkampf der beiden totalitären Staaten das Ende ihrer Regime zur Folge gehabt.

In einer Zeit der Diktaturen, der Ideologien, der «Kreuzzüge», der durch eine masslose Propaganda aufgepeitschten Massen wird leider das Wort «Vernunft» nirgends gross geschrieben. So ergab sich zum Schaden beider Völker und zum Unglück Europas, dass nur der Weg, die Entscheidung zwischen Grossbritannien und dem Reich mit den Waffen auszutragen, beiden Seiten als gangbar erschien.

Die Frage «Was nun?», die nach dem Abschluss des Westfeldzuges an die deutsche oberste Führung herantrat, war also im Sinne der Fortsetzung des Kampfes gegen Grossbritannien entschieden. Die Tatsache aber, dass aus den vorher erörterten Gründen auf deutscher Seite kein Kriegsplan bestanden hatte, der über den Westfeldzug auf dem Kontinent hinausgereicht hätte, sollte eine schwerwiegende Folge zeitigen. Als Hitler nunmehr den Plan (nicht aber den Entschluss) fasste, England auf dem Wege einer Invasion zu Leibe zu gehen, waren keinerlei praktische Vorbereitungen für diese Lösung getroffen. Das Ergebnis ist gewesen, dass man die beste Chance, die Schwäche Grossbritanniens *sofort* auszunutzen, verschenken musste. Die nunmehr in Angriff genommenen Vorbereitungen nahmen soviel Zeit in Anspruch, dass das Gelingen einer Landung schon aus Witterungsgründen zweifelhaft wurde.

Die letztere Tatsache hat neben anderen, auf die noch zurückzukommen sein wird, dann den Anlass – oder Vorwand – für Hitler gebildet, das Invasionsunternehmen fallen zu lassen, sich überhaupt von Grossbritannien abzuwenden, um in der Folge gegen die Sowjetunion loszuschlagen. Das Ergebnis ist bekannt.

Bevor ich auf die Gründe dieses entscheidenden Frontwechsels eingehe, erscheint es nötig, die Möglichkeiten zu besprechen, die bestanden haben würden, wenn Hitler bereit gewesen wäre, den Kampf mit Grossbritannien bis zum Letzten durchzufechten.

Dreierlei Wege hätten dafür offengestanden. Der erste wäre der Versuch gewesen, Grossbritannien durch *Abschnürung seiner Zufuhren über See* auf die Knie zu zwingen. Die Voraussetzungen hierfür waren insofern günstig, als das Reich nunmehr im vollen Besitz der Küsten Norwegens, Hollands, Belgiens und Frankreichs als Basen der Luft- und U-Boot-Kriegführung war.

Weniger günstig war die Lage in Bezug auf die hierfür einzusetzenden Kampfmittel.

Die *Kriegsmarine* verfügte noch keineswegs über eine auch nur annähernd ausreichende Zahl von U-Booten. Von schweren Schiffen, insbesondere Flugzeugträgern, die mit den U-Booten hätten zusammenwirken können, ganz zu schweigen. Zudem zeigte sich, dass die britische U-Boot-Abwehr solange überlegen bleiben würde, als es nicht gelungen war, die britische Luftwaffe niederzukämpfen.

Was die deutsche *Luftwaffe* anging, so wären ihr in diesem Kampfe folgende Aufgaben zugefallen:

Die Erringung der Luftherrschaft zum mindesten in dem Masse, dass eine Einwirkung der britischen Luftwaffe gegen den U-Boot-Krieg ausgeschlossen blieb,

die Lahmlegung der britischen Seehäfen durch ihre Zerstörung, wirkungsvolles Zusammenarbeiten mit den U-Booten im Kampf gegen den feindlichen Seeverkehr.

Praktisch hätte dies die Niederkämpfung der britischen Luftwaffe und die Zerstörung ihrer Rüstungsquellen zur Voraussetzung gehabt.

Dass die deutsche Luftwaffe im Jahre 1940 noch nicht stark genug gewesen ist, dieses Ziel zu erreichen, hat der Verlauf der «Schlacht über England» erwiesen. Ob ihr Resultat sich anders gestaltet hätte, wenn die Wetterverhältnisse im August und September nicht so ungünstig gewesen wären, (was nicht zu erwarten war) und wenn die deutsche Führung sich nicht im vielleicht gerade für den Gegner kritischsten Augenblick von dem Kampf gegen die britische Luftwaffe zum Angriff auf London abgewandt hätte, mag dahingestellt bleiben.

In jedem Falle aber konnte man im Sommer 1940 keineswegs im Hinblick auf die doch nur begrenzte Zahl der verfügbaren Bomberkräfte und das Fehlen von Jägern mit weitem Aktionsradius mit Sicherheit darauf rechnen, dass man das Ziel der Niederrichtung der britischen Luftwaffe und der Zerstörung ihrer Rüstungsquellen *schnell* erreichen würde. Noch immer hat ein Kampf, der im Wesentlichen durch die Wucht der materiellen Mittel entschieden werden muss, mehr Zeit und weit mehr Kräfte erfordert, als man zunächst annahm. Schnelle Entscheidungen werden im Kampf zwischen annähernd gleichwertigen Gegnern in der Regel nur durch Führungskunst erreicht, selten im Abringen der Kräfte, wie es hier unvermeidlich geworden wäre.

Man hätte sich also von vornherein auf einen *langen* Kampf einrichten müssen. Wie die U-Boot-Flotte erst hätte vervielfacht werden müssen, um den Erfolg zu gewährleisten, so wäre ein gleiches hinsichtlich der Luftwaffe notwendig gewesen.

Es muss auch ganz klar ausgesprochen werden, dass der Gedanke, ein so grosses Land wie Grossbritannien durch den «operativen Luftkrieg» im Sinne des Generals Douhet schnell auf die Knie zu zwingen, jedenfalls damals noch ein Wunschtraum war. Entsprechendes hat sich auch später hinsichtlich der alliierten Luftkriegführung gegen das Reich gezeigt.

In jedem Fall hätten – wenn man den Entschluss fasste, Grossbritannien durch Abschnürung seines Seeverkehrs niederzuzwingen, alle Rüstungskräfte des Reiches für die Verstärkung der U-Boot- und der Luftwaffe freigemacht werden müssen. Eine Verminderung des Heeres zwecks Freimachung von Arbeitskräften wäre unerlässlich gewesen.

In der *Länge* dieses Kampfes aber lag seine Gefahr. Niemand konnte wissen, wie lange die Sowjetunion noch ruhig bleiben werde. Bei einer Verminderung der deutschen Landmacht und restloser Bindung der

deutschen Luftmacht im Kampf gegen England konnte sie, wenn nicht in den Krieg eingreifen, so doch den Weg der politischen Erpressungen beschreiten.

Eine weitere Gefahr war die Möglichkeit eines frühzeitigen Eingreifens der Vereinigten Staaten. Sie hätten wohl kaum zugesehen, wie Grossbritannien langsam erwürgt wurde. In *diesem* Kampf der Luftflotten und Seestreitkräfte aber hätten die Vereinigten Staaten verhältnismässig früh eingreifen können, während sie im Fall einer deutschen Invasion Englands damals in jedem Fall zu spät gekommen wären.

Immerhin – wenn das Reich eine wirkliche Gesamt-Kriegsleitung gehabt hätte – wäre es durchaus denkbar gewesen, dass man diesen Weg mit Aussicht auf Erfolg hätte beschreiten können. Immer allerdings unter dem Vorbehalt der Gefahr einer Einmischung der Sowjetunion oder der Vereinigten Staaten. Und sicherlich nur, wenn man strikt daran festhielt, sich allein auf das Ziel der Vernichtung der britischen Luftwaffe und anschliessend der Abschnürung des britischen Seeverkehrs zu beschränken. Jedes Abgleiten in die vagen Ideen eines Kampfes gegen die Moral des feindlichen Volkes durch Angriffe auf Städte hätte den Erfolg nur gefährden können.

Als zweiter möglicher Weg, der hätte eingeschlagen werden sollen, um Grossbritannien niederzuringen, wird der *Kampf um das Mittelmeer* genannt. Man wirft Hitler, oder der deutschen militärischen Führung überhaupt, vor, dass sie sich nicht aus dem kontinentalen Denken hätten lösen können. Sie hätten niemals die Bedeutung des Mittelmeeres als der Lebensader des britischen Empire erkannt.

Dass Hitler rein kontinental gedacht hat, mag richtig sein. Eine andere Frage aber ist, ob einerseits der Verlust seiner Mittelmeer-Stellung Grossbritannien wirklich zur Aufgabe des Kampfes gezwungen haben würde und welche Folgen andererseits die Eroberung des Mittelmeerraumes für das Reich gehabt hätte.

Es ist unbestreitbar, dass der Verlust seiner Mittelmeerstellung für Grossbritannien ein schwerer Schlag gewesen wäre. Die möglichen Folgen in Bezug auf Indien, wie in Bezug auf den Nahen Osten und damit auf die britische Ölversorgung konnten schwerwiegend sein. Die endgültige Sperrung der Durchfahrt durch das Mittelmeer hätte darüber hinaus die britische Versorgungslage wesentlich verschärft.

Wäre aber dieser Schlag tödlich gewesen? Diese Frage ist meiner Ansicht nach doch wohl zu verneinen. Es blieb Grossbritannien doch immer noch die Verbindung nach dem Fernen und Nahen Osten um das Kap der Guten Hoffnung offen, die in keinem Fall gesperrt werden konnte. Es sei denn durch eine eng Blockade der britischen Insel mittels des U-Boot-

und Luftkrieges, also auf dem erstgenannten Wege. Dies hätte jedoch die Gesamtkräfte der Luftwaffe in Anspruch genommen, so dass für das Mittelmeer nichts mehr übrig geblieben wäre! So schmerzlich der Verlust von Gibraltar, Malta und der Stellung in Ägypten wie im Nahen Osten für Grossbritannien auch immer sein mochte, tödlich wäre er nicht gewesen. Dagegen würden diese Einbussen, so wie die Briten nun einmal sind, voraussichtlich deren Kampfswillen nur noch mehr versteift haben. Die britische Nation hätte sich geweigert, diese Verluste als endgültig hinzunehmen und nur um so erbitterter den Kampf fortgesetzt! Sie hätte aller Wahrscheinlichkeit nach das Schlagwort, dass das Mittelmeer die Lebensader des Empire darstelle, Lügen gestraft. Es ist auch durchaus zweifelhaft, ob die Dominions ihr bei der Fortsetzung des Kampfes die Gefolgschaft verweigert haben würden.

Die zweite Frage ist die, welche Folgen der entscheidungssuchende Kampf um das Mittelmeer für das Reich gehabt hätte.

Als erstes ist hierzu festzustellen, dass *Italien* für diesen Kampf wohl eine gute Basis abgeben konnte, dass seine Wehrmacht jedoch nur einen recht bescheidenen Beitrag in diesem Ringen hätte leisten können. Das brauchte nicht erst durch die Ereignisse bewiesen zu werden, sondern war bereits damals zu übersehen.

Insbesondere war nicht zu erwarten, dass die italienische Flotte in der Lage sein würde, die Briten aus dem Mittelmeer zu vertreiben.

Die Last dieses Kampfes hätte also im Wesentlichen von Deutschland getragen werden müssen, wobei die Tatsache erschwerend wirken musste, dass der Bundesgenosse das Mittelmeer als sein Reservat ansehen und dementsprechende Führungsansprüche stellen würde.

Wollte man Grossbritannien seiner Mittelmeerstellung berauben, in der Hoffnung, ihm dadurch einen tödlichen Schlag zu versetzen, so musste man Malta und Gibraltar wegnehmen und die Briten aus Ägypten und aus Griechenland vertreiben. Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, dass die deutsche Wehrmacht, wenn sie den Schwerpunkt der Kriegführung in den Mittelmeerraum verlegte, *militärisch* diese Aufgabe hätte lösen können.

Jedoch der Weg hätte zwangsläufig weiter geführt. Die Wegnahme Gibaltars bedurfte entweder der Zustimmung Spaniens, die tatsächlich nicht erreicht worden ist, oder musste unter Druck auf Spanien durchgeführt werden. In beiden Fällen wäre das Ende der spanischen Neutralität die Folge gewesen. Es wäre dem Reich nichts anderes übrig geblieben, als die Sicherung auch der Küsten der iberischen Halbinsel mit oder gegen den Willen der spanischen und portugiesischen Regierung und zugleich die Versorgung dieses Gebietes zu übernehmen. Mit Widerständen

sowohl in Spanien, wie vor allem in Portugal, das seine Kolonien alsbald von England besetzt gesehen hätte, wäre zu rechnen gewesen. In jedem Fall aber würde die iberische Halbinsel einen erheblichen Teil deutscher Heereskräfte auf die Dauer verschluckt haben. Die Rückwirkung einer gewaltsamen Besetzung der iberischen Länder auf die USA wie auf die lateinamerikanischen Mächte konnte katastrophal werden.

Gelangte man nicht mit Frankreich zu einer wirklichen Verständigung, was angesichts der italienischen und spanischen Ansprüche auf französische Kolonial-Gebiete ziemlich ausgeschlossen war, so würde in der Folge auch die Besetzung Französisch-Nordafrikas notwendig geworden sein, wenn man verhindern wollte, dass die Seemacht England nicht doch eines Tages wieder im Mittelmeerraum Fuss fasste.

Hatte man die Briten aus Ägypten – und falls sie sich in Griechenland festsetzten, auch von dort – vertrieben, so hätte der Weg auch im östlichen Mittelmeer vermutlich zwangsläufig nach den Ländern des Nahen Ostens weitergeführt. Insbesondere unter dem Gesichtspunkt, dass es notwendig sein würde, Grossbritannien die Ölfuhr abzuschneiden. Es ist die Auffassung vertreten worden, dass die Schaffung einer Basis im Nahen Osten Deutschland zwei Vorteile gebracht haben würde. Einmal die Möglichkeit einer Bedrohung Indiens. Zum anderen den Gewinn einer Flankenstellung gegenüber der Sowjetunion, die diese von einem Eingreifen gegen Deutschland abgehalten haben würde. Ich glaube, dass solche Gedankengänge unrealistisch sind. Ganz abgesehen davon, dass es durchaus fraglich war, welche Wirkung die Festsetzung deutscher Streitkräfte in den Ländern des Nahen Ostens auf die Dauer auf die Haltung der dortigen Völker ausgeübt hätte, ist zweierlei festzustellen:

Operationen aus dem Bereich des Nahen Ostens gegen Indien oder gegen die Sowjetunion konnten schon aus Nachschubgründen niemals in einer Stärke durchgeführt werden, die einen wirklichen Erfolg verbürgt hätte. Die Seemacht England sass hier immer am längeren Hebelarm.

Das Erscheinen Deutschlands im Nahen Osten würde die Sowjetunion keineswegs von einem Eingreifen gegen Deutschland abgehalten, sondern ein solches eher herbeigeführt haben.

Der springende Punkt der ganzen Frage eines Kampfes um den Mittelmeerraum scheint mir in Folgendem zu liegen.

Der Verlust seiner Mittelmeerstellung hätte Grossbritannien wohl kaum tödlich getroffen.

Des Weiteren hätte ein entscheidungssuchender Kampf um das Mittelmeer so starke deutsche Kräfte *auf die Dauer* gebunden, dass die Verlockung für die Sowjetunion, in den Kampf gegen Deutschland einzugreifen, ausserordentlich gestiegen wäre. Dies um so mehr, als dann

die Preise, die sich die Sowjetunion vielleicht hätte holen wollen, der Balkan und der vorherrschende Einfluss im Nahen Osten, nur im Kampf gegen Deutschland zu gewinnen gewesen wären.

Der Weg über das Mittelmeer, um Grossbritannien niederzuringen, stellte einen *Umweg* dar, vergleichbar dem, welchen Napoleon I. eingeschlagen hatte, als er gedachte, England über Ägypten in Indien tödlich zu treffen. Sein Einschlagen musste zu einer Festlegung der deutschen Kräfte auf lange Sicht in einer nicht entscheidenden Richtung führen. Eine Festlegung, die einerseits die Aufrüstung des britischen Mutterlandes ermöglicht, andererseits der Sowjetunion *die* grosse Chance gegenüber dem Reich gegeben hätte.

Der Weg über das Mittelmeer wäre in Wahrheit ein *Ausweichen* vor der Entscheidung gewesen, die man gegen das britische Mutterland glaubte nicht erzwingen zu können.

Damit kommt man zu dem dritten Weg, der im Jahre 1940 zur Debatte stand, dem einer *Invasion* der britischen Insel.

Ehe zu dieser Frage Stellung genommen wird, sei hinsichtlich der Kriegführung im Mittelmeer, wie sie sich tatsächlich ergeben hat, bemerkt, dass auch hier – wie später in Russland so oft – Hitler an Kräften nie das Notwendige rechtzeitig zur Verfügung stellte. Ein Kardinalfehler ist jedenfalls gewesen, dass er auf die Wegnahme Maltas, die zu einem frühen Zeitpunkt sehr wohl möglich gewesen wäre, verzichtet hat. Dieser Verzicht ist wohl letzten Endes mit von ausschlaggebender Bedeutung für den schliesslichen Verlust Nordafrikas mit allen seinen Folgen gewesen.

Jedenfalls hat Hitler im Juli 1940 den Plan (nicht aber den endgültigen Entschluss) zu einer *Invasion* der britischen Insel gefasst und die entsprechenden Vorbereitungen angeordnet.

Die Operation sollte unter dem Decknamen «Seelöwe» vorbereitet, aber nur unter bestimmten Voraussetzungen durchgeführt werden. Über die Art, in der diese Durchführung geplant war, über das Hin und Her, das über diese Frage in erster Linie zwischen den Oberkommandos des Heeres und der Kriegsmarine entstand, ist von anderer Seite bereits berichtet worden. Desgleichen über die Gründe – oder Vorwände die schliesslich den Verzicht auf dies Unternehmen rechtfertigen sollten.

Hier soll daher nur auf die drei wichtigsten Fragen eingegangen werden:

Hätte eine Invasion in England dieses zur Aufgabe des Kampfes gezwungen, hätte sie im Fall des Gelingens also zu einer vollen Entscheidung geführt?

War überhaupt mit dem Gelingen einer Invasion zu rechnen und welche Folgen hätte ihr Scheitern gehabt?

Welches waren die Gründe, die Hitler schliesslich dazu veranlasst haben, auf die Invasion und damit auf das Austragen der Entscheidung gegen Grossbritannien zu verzichten und sich gegen die Sowjetunion zu wenden?

Zur ersten Frage ist zu sagen, dass eine Invasion der *schnellste* Weg zur Niederringung Grossbritanniens gewesen wäre. Die beiden anderen Wege, die vorstehend erörtert worden sind, konnten eine *schnelle* Entscheidung nicht bringen. Wäre aber diese Entscheidung endgültig gewesen? Zu dieser Frage muss man zugeben, dass durchaus die Möglichkeit, vielleicht sogar die Wahrscheinlichkeit bestand, dass die Regierung Churchill selbst nach einer Eroberung der britischen Insel versucht haben würde, den Kampf von Kanada aus fortzusetzen. Ob ihm alle Dominions auf diesem Wege Folge geleistet hätten, mag dahingestellt bleiben. Immerhin bedeutete selbst die Eroberung der britischen Insel noch nicht die volle Niederlage des britischen Empire*).

Der entscheidende Punkt dürfte jedoch der folgende sein: Mit der Eroberung der britischen Insel durch die Deutschen fiel für die Gegenseite *die* Basis weg, die für einen Angriff über See auf den europäischen Kontinent wenigstens damals noch unerlässlich war. Eine Invasion über den Atlantik hinweg zu führen, ohne sich dabei der britischen Insel als Sprungbrett bedienen zu können, musste zu jener Zeit noch als ausgeschlossen angesehen werden, selbst wenn die Vereinigten Staaten in den Krieg eintraten. Dass es nach der Besitznahme von England und damit des Ausfalls der britischen Luftwaffe, der Vertreibung der britischen Flotte über den Atlantik, des Ausfalls des Kriegspotentials der britischen Insel für das Reich ohne Weiteres möglich gewesen wäre, auch die Lage im Mittelmeer schnell zu bereinigen, kann wohl kaum bezweifelt werden.

Man wird also sagen müssen, dass, selbst wenn die britische Regierung nach Verlust der britischen Insel versucht haben würde, den Krieg fortzusetzen, sie wohl kaum noch eine Aussicht gehabt hätte, ihn zu gewinnen. Würden ihr aber dann die Dominions weiter gefolgt sein?

Würde die latente Drohung, die die Sowjetunion für das Reich dar-

*) Die Frage, ob im Fall des Gelingens einer Invasion die britische Bevölkerung – anders als die französische – den Widerstand fortgesetzt oder ob sich – was auch Churchill für denkbar gehalten hat – eine Regierung gefunden hätte, die eine Kapitulation unterzeichnete, kann hier als rein hypothetisch nicht erörtert werden; ebenso wie die Frage, ob sich in letzterem Fall für die Ernährung der englischen Bevölkerung ein Weg hätte finden lassen wie im Falle Belgiens im Ersten Weltkrieg.

stellte, noch ihr Gewicht behalten haben, wenn die Sowjets nicht mehr in absehbarer Zeit mit einer «zweiten Front» in Europa hätten rechnen können? Würde sich Stalin alsdann nicht doch im Einvernehmen mit Hitler nach Asien gewandt haben?

Würden die Vereinigten Staaten ihren «Kreuzzug» gegen das Reich unternommen haben, wenn sie darauf rechnen mussten, die Kosten desselben im Wesentlichen allein zu tragen?

Niemand kann heute oder konnte damals diese Frage schlüssig beantworten.

Gewiss, auch das Reich hätte nicht die Möglichkeit gehabt, den Frieden jenseits der Meere zu erzwingen. Eines aber ist sicher: Seine Lage wäre nach dem Gelingen einer Invasion der britischen Insel unvergleichlich günstiger gewesen, als dies je auf dem Wege hätte erreicht werden können, den Hitler eingeschlagen hat.

Vom militärischen Standpunkt also wäre im Sommer 1940 eine Invasion Englands, *wenn Aussicht auf einen Erfolg derselben bestand*, zweifellos die richtige Lösung gewesen. Was im Falle eines solchen deutschen Erfolges hätte geschehen sollen und geschehen können, um zu einem Remis-Frieden zu gelangen, der immer nur das Ziel einer vernünftigen deutschen Politik hätte sein dürfen, gehört nicht in den Bereich dieser militärischen Betrachtung.

Wenden wir uns also lieber wieder der militärischen Seite zu und damit der entscheidenden Frage, ob eine Invasion Englands im Jahre 1940 *Aussicht auf Erfolg* hatte?

Die Ansichten, ob dem Unternehmen «Seelöwe» eine Erfolgchance zuzubilligen gewesen wäre oder nicht, werden wohl immer geteilt bleiben. Sicher ist, dass es ein ausserordentliches Risiko in sich schloss.

Immerhin ist der Hinweis auf den ungeheuren technischen Apparat, dessen die Alliierten bei ihrer Invasion 1944 bedurft haben – Panzerlandungsfahrzeuge, schwimmende Häfen usw. – allein nicht ausreichend, um daraus den Schluss herzuleiten, dass die auf wesentlich primitivere Übersetzmittel angewiesene deutsche Invasion hätte scheitern müssen. Desgleichen nicht der Hinweis auf die *absolute* Luft- und Seeherrschaft der Alliierten im Jahre 1944, so ausschlaggebend beide für den Erfolg auch gewesen sind.

Konnte die deutsche Seite im Sommer 1940 auch nicht annähernd in gleicher Weise diese Pluspunkte für sich in Rechnung stellen, so hatte sie andererseits den entscheidenden Vorteil, dass sie mit einer organisierten Abwehr an der britischen Küste, die von ausreichend bewaffneten, ausgebildeten und geführten Truppen hätte durchgeführt werden können, *zunächst* nicht zu rechnen hatte. Tatsächlich stand England im

Sommer 1940 zu Lande einer Invasion weitgehend wehrlos gegenüber. Eine Wehrlosigkeit, die nahezu vollständig gewesen wäre, wenn Hitler die britische Expeditions-Armee nicht aus Dünkirchen hätte entkommen lassen.

Der Erfolg einer Invasion Englands im Sommer 1940 hing von zwei Faktoren ab:

1. Von einer möglichst frühzeitigen Durchführung, um England noch im Stande der Wehrlosigkeit zu Lande zu treffen und zugleich die günstigen Witterungsbedingungen des Sommers auszunützen. (Wir haben im Juli, August und Anfang September den Kanal zumeist als spiegelglatte See vor uns liegen sehen.)
2. Von der Möglichkeit, die Einwirkung der britischen Luftwaffe und Flotte im Kanalgebiet für die Dauer des Überganges und der darauffolgenden Zeitspanne in *ausreichendem* Masse auszuschalten.

Sicher ist allerdings, dass bei der Unsicherheit des Faktors «Wetter» wie bei der Ungewissheit, ob die deutsche Luftwaffe in der Lage sein werde, die Luftherrschaft über dem Kanal wenigstens in dem genannten Masse zu erreichen, das Unternehmen «Seelöwe» immer ein sehr hohes Risiko in sich tragen musste.

Im Hinblick auf dieses Risiko sind die verantwortlichen hohen Führungsstellen denn auch mehr oder weniger zögernd und mit Vorbehalten an das Unternehmen herangegangen.

Dass *Hitler* von vornherein nicht mit dem Herzen bei der Sache war, zeigte sich schon damals. Man merkte bis zu den ausführenden Stellen herunter, dass bei den Vorbereitungen die sonst so treibende Kraft der obersten Stelle fehlte. General Jodi, der Chef des Wehrmachtsführungsstabes, hat in dem Versuch einer Invasion eine Art Verzweiflungstat gesehen, die zu unternehmen die allgemeine Lage keine Veranlassung biete.

Der *Oberbefehlshaber der Luftwaffe*, Göring, wie immer von der Wehrmachtsführung nicht straff genug an den Zügel genommen, hat die von ihm geleitete Luftkriegführung gegen England keineswegs unter dem Gesichtspunkt angesehen, dass sie ein Teilstück – wenn auch vielleicht das wesentlichste – eines Invasionsunternehmens der Gesamt-Wehrmacht sein müsse. Die Art, wie er die Kräfte der Luftwaffe eingesetzt und schliesslich weitgehend verausgabt hat, zeigt vielmehr, dass er die Luftkriegführung gegen die britische Insel mehr als einen selbständigen operativen Akt betrachtet und dementsprechend geleitet hat.

Das *Oberkommando der Kriegsmarine*, das als erste Stelle die Frage einer Invasion Englands aufgeworfen hatte, war bei der Prüfung der praktischen Möglichkeit seiner Durchführung immerhin zu dem Ergebnis

gekommen, dass das Unternehmen unter bestimmten Voraussetzungen möglich sein werde. Trotzdem stand es wohl am stärksten unter dem Druck der Erkenntnis seiner zu schwachen Mittel.

Am positivsten ist wohl das *OKH* eingestellt gewesen, nachdem es zunächst – also vor dem Niederbruch Frankreichs – die Möglichkeit einer Invasion der britischen Insel überhaupt nicht in den Kreis seiner Erwägungen gezogen zu haben scheint.

Eines ist sicher. Diejenigen, die in erster Linie bei «Seelöwe» ihre Haut zu riskieren gehabt hätten, die für die Invasion vorgesehenen Teile des Heeres, sind zugleich diejenigen gewesen, die die Vorbereitungen am intensivsten betrieben haben und an die ganze Sache mit der Überzeugung des Gelingens herangegangen sind. Ich glaube dies sagen zu können, weil das von mir befehligte 38. AK in der ersten Welle zum Übergehen bestimmt war, und zwar von Boulogne-Etaples nach Bexhill-Beachy Head. Wir waren von der Möglichkeit des Gelingens überzeugt, ohne die Gefahren gering zu schätzen. Allerdings haben wir die Sorgen der beiden andern Wehrmachtsteile, insbesondere der Marine, vielleicht nicht genügend gekannt.

Es ist bekannt, dass es im Wesentlichen zwei Gründe – oder Vorwände – gewesen sind, aus denen Hitler schliesslich den Plan «Seelöwe» fallen gelassen hat.

Einmal die Tatsache, dass die Vorbereitungen für das Unternehmen solange gedauert haben, dass der Übergang der ersten Welle frühestens am 24. September hätte erfolgen können. Zu einem Zeitpunkt also, zu dem – selbst wenn der Übergang der ersten Welle noch gelang – keine Gewähr mehr bestand, dass im Kanal noch auf eine längere, das weitere Übergehen ermöglichende Schönwetterlage zu rechnen sein würde.

Der zweite und im Wesentlichen ausschlaggebende Grund ist die Tatsache gewesen, dass es der Luftwaffe bis zu diesem frühesten Übergangstag nicht gelungen war, die erstrebte Luftherrschaft über England zu erringen.

Selbst wenn man zugibt, dass im September 1940 diese beiden Tatsachen so schwerwiegend erscheinen konnten, dass man auf die Invasion Englands verzichtete, so ist doch damit noch nicht die Antwort auf die Frage gegeben, ob eine Invasion bei anderer deutscher Führung möglich gewesen wäre. Darum aber geht es letztlich bei der Beurteilung der Entscheidung Hitlers, dem Endkampf mit Grossbritannien auszuweichen, um sich auf die Sowjetunion zu stürzen.

Es geht also um die Frage, ob die beiden vorgenannten Tatsachen – die Verzögerung des Unternehmens «Seelöwe» und das unzureichende Er-

gebnis der Luftschlacht über England – unabwendbar gewesen sind oder nicht.

Was die erste der beiden Tatsachen, das Hinausschieben des Landungstermins bis in das letzte Drittel des September, anbetrifft, so liegt auf der Hand, dass sie vermeidbar gewesen wäre. Bei Bestehen eines «Kriegsplans», der von vornherein auch die Frage der Niederringung Englands ins Auge fassen musste, hätte ein wesentlicher Teil der technischen Invasionsvorbereitungen bereits vor Beendigung des Westfeldzuges in Angriff genommen werden können. Bei Bestehen eines solchen Planes wäre es wohl undenkbar gewesen, dass Hitler die britische Expeditions-Armee – aus welchen Gründen auch immer – aus Dünkirchen entkörnen liess. Zum mindesten aber würde die Verzögerung des Landungstermins bis in den Herbst nicht eingetreten sein, wenn die deutsche Führung den Entschluss zur Invasion wenigstens zum Zeitpunkt des Niederbruchs Frankreichs, also Mitte Juni und nicht erst Mitte Juli, gefasst hätte. Die Invasionsvorbereitungen sind auf Grund des im Juli ergangenen Befehls im Rahmen des zu jener Zeit überhaupt Möglichen bis Mitte September abgeschlossen gewesen. Ein vier Wochen früher gefasster Entschluss hätte also die Überquerung des Kanals bereits Mitte August ermöglicht.

Was die zweite Tatsache angeht, die den Grund für den Verzicht auf «Seelöwe» gebildet hat, das ungenügende Ergebnis der «Schlacht über England», so ist hierzu Folgendes zu sagen:

Die Absicht, durch einen wochenlang vor dem frühest möglichen Invasionstermin beginnenden isolierten Luftkrieg die Luftherrschaft über England zu gewinnen, stellt einen *Führungsfehler* dar.

Man wollte durch Erringen der Luftherrschaft *über* England vor der Invasion sich eine *Sicherheit* für das Gelingen der letzteren schaffen. Man hat damit die Kräfte der deutschen Luftwaffe in einem vorzeitigen, von ihr unter ungünstigen Bedingungen zu führenden Kampf verbraucht.

Bei nüchternem Abwägen der eigenen und der feindlichen Kräfte und Möglichkeiten hätte das Ob.Kdo.d.Luftwaffe zum mindesten starke Zweifel haben müssen, ob die eigenen Kräfte *ausreichend* und *geeignet* sein würden, *über England* den Kampf gegen die britische Luftwaffe und deren Erzeugungsstätten mit durchschlagendem Erfolg zu führen.

Zunächst hat die Führung der deutschen Luftwaffe die Stärke der britischen Jagdwaffe unter», die Wirkung der eigenen Bomberkräfte überschätzt und ist durch das Vorhandensein eines bereits wirkungsvoll arbeitenden Radarsystems auf der Feindseite überrascht worden.

Darüber hinaus aber wusste man, dass der Aktionsradius und damit die Eindringungstiefe der Bomber, vor allem aber der Jäger, nicht ge-

nügte. Die feindliche Luftwaffe konnte sich den ihr zgedachten Vernichtungsschlägen entziehen. Ganz abgesehen davon, dass die deutschen Jäger über England immer unter ungünstigeren Kampfbedingungen zu fechten hatten als ihre Gegner. Die Bomber mussten weitgehend ausreichenden Jagdschutzes entbehren, sobald sie über die Reichweite der Jäger hinaus vorstießen.

Allein diese Erwägung hätte der deutschen Luftwaffenführung den Gedanken nahelegen müssen, den Entscheidungskampf gegen die britische Luftwaffe erst dann aufzunehmen, wenn diese sich unter gleichen Bedingungen, das heisst über dem Kanal bzw. dessen Küsten, zum Kampf stellen *musste*, also in unmittelbarem operativen Zusammenhang mit der Invasion selbst.

Schliesslich hat die deutsche Führung noch den weiteren Fehler gemacht, das operative Ziel ihrer Luftoffensive gerade in dem Augenblick zu ändern, als – trotz der vorerwähnten, teils vorherzusehenden, teils überraschenden ungünstigen Kampfbedingungen – die Entscheidung auf des Messers Schneide stand. Am 7. September wurde der Schwerpunkt der Angriffe auf London verlegt, ein Ziel, das mit der Vorbereitung einer Invasion in keinem operativen Zusammenhang mehr stand.

So erwünscht es auch immer sein musste, die Luftherrschaft bereits vor Beginn der Invasion zu gewinnen, so hätte doch nüchternes Abwägen aller Faktoren die oberste deutsche Führung dazu veranlassen müssen, die Luftwaffe erst im unmittelbaren Zusammenhang mit der Invasion zum entscheidenden Schlag einzusetzen.

Gewiss kann man einwenden, dass bei solchem Verfahren die Kräfte der deutschen Luftwaffe durch zu viele Aufgaben in Anspruch genommen worden wären, nämlich durch:

- den Angriff gegen die britischen Luftbasen in Südengland, den Schutz der Einschiffungen in den französischen Häfen, den Schutz der Transportflotte bei der Überquerung des Kanals, die Unterstützung der ersten Welle der Invasionstruppen bei ihrer Anlandung und
- im Zusammenwirken mit Marine und Küstenartillerie – das Verhindern des Eingreifens der britischen Flotte.

Aber diese Aufgaben wären doch nicht alle gleichzeitig, wenn auch zeitlich schnell nacheinander zu lösen gewesen. So hätte zum Beispiel die britische Flotte – von den in den südenglischen Häfen liegenden leichteren Seestreitkräften abgesehen – voraussichtlich erst eingreifen können, wenn die erste Welle der Invasionstruppen bereits gelandet war.

Das Schicksal hätte eben von dem Ausgang einer grossen Luftschlacht abgehen, die sich über dem Kanal bzw. über Südengland abspielt

hätte, von dem Augenblick an, in dem Heer und Marine zur Invasion ansetzten. In dieser Schlacht hätten jedoch die Kampfbedingungen für die deutsche Luftwaffe wesentlich günstiger gelegen als bei ihren Angriffen in das Innere Englands.

Ein solches Verfahren bedeutete naturgemäss, dass man alles auf eine Karte setzte. Dies aber war der Preis, den man unter den gegebenen Verhältnissen zahlen musste, wenn man die Invasion überhaupt wagen wollte.

Wenn Hitler im September 1940 aus den beiden vorerwähnten Gründen den Plan einer Invasion Englands praktisch ad acta gelegt hat, so mögen diese Gründe zu jenem Zeitpunkt tatsächlich zwingend gewesen sein. Dass sie aber überhaupt in Erscheinung treten konnten, lag daran, dass es innerhalb der deutschen obersten Führung keine Stelle – ausser dem Politiker Hitler – gab, die für die militärische Gesamtkriegführung verantwortlich war. Eine Stelle, die *rechtzeitig* einen Kriegsplan auch gegenüber England vorbereitet hätte und die in der Lage gewesen wäre, die Invasion als eine einheitliche Operation aller drei Wehrmachtsteile wirklich zu führen.

Wenn die deutsche Führung im Sommer 1940 in der geschilderten Weise ihre Chancen, den Endkampf gegen England erfolgreich durchzuführen, verschenkt hat, so liegen die Gründe dafür allerdings nicht nur in der Unzulänglichkeit der Führungsorganisation, sondern wesentlich in dem politischen Denken Hitlers.

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, dass Hitler immer den Wunsch gehabt hat, einen *Kampf gegen Grossbritannien und das britische Empire zu vermeiden*. Er hat oft genug ausgesprochen, dass es nicht im Interesse des Reiches liegen könne, das britische Empire zu zerstören. Er bewunderte es als politische Leistung. Selbst wenn man diesen Äusserungen nicht ohne Weiteres Glauben schenken will, so ist doch eines sicher: Hitler wusste, dass im Falle der Zerstörung des britischen Empire nicht er oder Deutschland der Erbe sein könne, sondern die USA, Japan oder die Sowjetunion. Aus dieser nüchternen Erwägung heraus wird seine Einstellung gegenüber Grossbritannien in jedem Falle erklärlich. Er hatte den Krieg mit England nicht gewollt und nicht erwartet. Er wollte, wenn immer es möglich war, einem Entscheidungskampf mit dieser Macht *ausweichen*.

Aus dieser Einstellung heraus und wohl auch, weil er einen so vollständigen Sieg über Frankreich nicht erwartet hatte, ist zu erklären, dass Hitler keinen Kriegsplan ins Auge fasste, der – nach einer Niederwerfung Frankreichs – auch die Grossbritanniens anstrebte. Er *wollte* letzten Endes nicht in England landen. Sein politisches Konzept stand den nach

dem Siege über Frankreich sich ergebenden strategischen Forderungen entgegen. Das Verhängnisvolle war nur, dass sein politisches Konzept keinerlei Gegenliebe auf britischer Seite fand.

Im Gegensatz hierzu hat wohl stets Hitlers Einstellung gegenüber der *Sowjetunion* gestanden, auch wenn er sich 1939 mit Stalin verbündete. Er misstraute dieser Macht und unterschätzte sie zugleich. Er fürchtete den traditionellen Expansionsdrang des russischen Reiches, dem er allerdings durch den Moskauer Pakt selbst die Tore nach Westen wieder geöffnet hatte.

Man darf annehmen, dass Hitler sich bewusst gewesen ist, dass eines Tages die Auseinandersetzung der beiden totalitären Regime kommen müsse, nachdem sie unmittelbare Nachbarn geworden waren. Weiterhin ist der Politiker Hitler immer von dem Gedanken an den «Lebensraum» beherrscht gewesen, den er dem deutschen Volke sichern zu müssen glaubte. Diesen Lebensraum konnte er nur im Osten suchen.

Wenn auch die beiden vorstehenden Gedankengänge die Vertagung der Auseinandersetzung mit der Sowjetunion auf spätere Zeiten zugelassen haben würden, so mussten sie in einem Mann wie Hitler doch besonders lebendig werden, als er nach dem Siege über Frankreich praktisch Herr auf dem Kontinent geworden zu sein schien. Dies umso mehr, als die drohende Anhäufung sowjetischer Truppen an der deutschen Ostgrenze in jedem Falle Bedenken hinsichtlich der künftigen Haltung des Kreml wachrufen musste.

Nun sah sich Hitler vor die Frage einer Invasion Englands gestellt. Er erkannte das zweifellos hohe Risiko, das in einer solchen Unternehmung damals liegen musste. Gelang die Invasion nicht, so waren die für sie eingesetzten Kräfte des Heeres und der Marine verloren. Auch die Luftwaffe würde erheblich geschwächt aus einem erfolglosen Kampf hervorgegangen sein. Immerhin würde, rein militärisch gesehen, selbst das Fehlschlagen einer Invasion in England noch keine Schwächung der deutschen militärischen Kraft bedeuten, die nicht wieder hätte ausgeglichen werden können. Weitgehender aber würden die politischen Folgen gewesen sein. Einmal im Hinblick auf den Auftrieb, den ein Fehlschlagen der Invasion dem britischen Kriegswillen gegeben hätte. Des Weiteren in Bezug auf die Haltung der USA und der Sowjetunion. Vor allem aber würde ein derartiger eklatanter militärischer Misserfolg, wie ihn das Scheitern einer Invasion Englands dargestellt hätte, das Ansehen des Diktators in Deutschland, wie in der ganzen Welt, entscheidend geschwächt haben.

Dieser Gefahr aber konnte der Diktator sich nicht aussetzen. Hatte seine Gesamteinstellung gegenüber dem britischen Empire ihn immer

schon den Gedanken an einen Entscheidungskampf gegen dasselbe in den Hintergrund schieben lassen, hatte eine falsche Einschätzung des britischen Denkens ihn in der Hoffnung gewiegt, doch schliesslich zu einer Verständigung kommen zu können, *so scheute er nun vor dem Risiko zurück*. Er wollte dem Wagnis eines Entscheidungskampfes gegen Grossbritannien *ausweichen*. Anstatt diese Macht niederzukämpfen, glaubte er, sie von der Notwendigkeit einer Verständigung *überzeugen* zu können, indem er versuchte, ihr den letzten «Festlands-Degen», auf den sie vielleicht hoffen konnte, aus der Hand zu schlagen.

Mit diesem Zurückschrecken vor einem gewiss hohen militärischen und politischen Risiko aber hat Hitler *die grosse Fehlentscheidung* getroffen. Denn eines war sicher. Wenn Hitler sich scheute, den Kampf mit Grossbritannien in der für ihn günstigsten Stunde auszutragen, dann musste Deutschland früher oder später in eine unhaltbare Lage geraten. Je länger sich der Krieg gegen Grossbritannien hinzog, desto grösser musste die Gefahr werden, die dem Reich im Osten drohte.

Als Hitler den entscheidenden Schlag gegen England im Sommer 1940 nicht wagte und nachdem er die einmalige Chance für ihn verpasst hatte, konnte er nicht mehr auf «Warten» spielen. Er unterlag nunmehr dem Zwang, den Versuch zu wagen, durch einen *Präventivkrieg* die Sowjet-Union als Gegner auszuschalten, solange im Westen noch kein Feind vorhanden war, der ihm auf dem Kontinent gefährlich werden konnte.

In Wahrheit ging Hitler damit aber aus Scheu vor dem Risiko einer Invasion Englands das weit grössere Risiko eines Zweifrontenkrieges ein. Zugleich hat er durch die verspätete Planung der Invasion und deren schliessliches Fallenlassen ein Jahr verschenkt. Ein Jahr, das die Entscheidung hätte bringen müssen, ein Zeitverlust, der von Deutschland nicht mehr einzuholen war.

Mit dem Abblasen von «Seelöwe» Ende September kehrte auch das 38. Korps zu normalen Ausbildungsaufgaben zurück. Die für uns bereitgestellten Übersetzmittel wurden aus den bereits durch Angriffe der britischen Luftwaffe gefährdeten Kanalhäfen zurückgezogen. Noch aber verlautete nichts über die Absichten Hitlers gegenüber der Sowjetunion, wie denn auch sein endgültiger Entschluss zum Angriff auf dieselbe erst sehr viel später gefallen ist. Die ersten Andeutungen über das Kommende gelangten zu mir erst, als ich im Frühjahr 1941 zu einer neuen Aufgabe berufen wurde.

III.

IM KAMPF GEGEN DIE SOWJETUNION

8. Kapitel

«EIN PANZER-RAID»

Zum Operationsplan gegen die Sowjetunion. Divergenz der Ziele Hitlers und des OKH und ihre Folgen. Der Ansatz der H.Gr. Nord und der Panzer-Gruppe 4. Kommissarbefehl. Die letzten Tage auf deutschem Boden. Der Krieg beginnt. Der Vorstoss bis zur Dubissa. Der Handstreich auf Dünaburg. Wir müssen warten. Leningrad oder Moskau? Die Waffen-SS. Die Führung schneller Verbände. Kleine Freuden. Der Vorstoss nach dem Ilmen-See. Bei Solzy eingeschlossen. Luga. Auf Umwegen zur 16. Armee. Wir rollen eine sowjetische Armee von der Flanke her auf. Vorstoss bis über die Pola. Zum Oberbefehlshaber der 11. Armee ernannt. Abschied von meinem Panzer-Korps.

Ende Februar 1941 gab ich das Kommando über das 38. AK an der Kanalküste ab, um das in Deutschland neu aufzustellende Generalkommando des 56. Panzer-Korps zu übernehmen. Der Wunsch, den ich schon vor der Westoffensive gehegt hatte, ein «schnelles» Korps zu führen, ging damit in Erfüllung.

Zu der Frage, ob und gegebenenfalls wie ein Feldzug gegen die Sowjetunion geführt werden sollte, bin ich in meiner Stellung als Kommandierender General – selbstverständlich – nicht gehört worden.

Erst sehr spät, soweit ich mich erinnere im Mai 1941, erhielt das Generalkommando seine Aufmarschanweisung, die sich jedoch nur auf den engen Rahmen der Panzergruppe, zu der das Korps gehörte, beschränkte.

Infolgedessen muss ich es mir im Rahmen dieser «Erinnerungen» versagen, zur Frage der Operationsführung gegen die Sowjetunion im Jahre 1941 etwa in gleicher Art Stellung zu nehmen, wie ich das in der

Frage der Anlage der Westoffensive auf Grund meiner eigenen damaligen Einwirkung auf die endgültige Gestaltung des Operationsplanes tun konnte.

Zweierlei hat sich allerdings inzwischen, wohl allgemein erkennbar, ergeben:

Erstens der Fehler, dem zum mindesten Hitler verfallen ist, die Stärke des sowjetischen Staatssystems, die Kraftquellen der Sowjetunion und den Kampfwert der Roten Armee zu unterschätzen. Infolgedessen ging er von der Annahme aus, dass es gelingen würde, die Sowjetunion *militärisch* in *einem* Feldzuge niederzuwerfen. Wenn überhaupt, so wäre dies wohl nur denkbar gewesen, wenn es gelungen wäre, zugleich das Sowjetsystem von innen heraus zum Zusammenbruch zu bringen. Die Politik, die Hitler jedoch in den besetzten Ostgebieten – durchaus entgegen den Bestrebungen der militärischen Stellen – durch seine Reichskommissare und den SD betreiben liess, konnte nur das Gegenteil bewirken. Während Hitler also strategisch darauf ausgehen wollte, die Sowjetmacht schnell zu zertrümmern, handelte er politisch dieser Strategie diametral entgegen. In anderen Kriegen haben sich oftmals Differenzen zwischen den Zielen der politischen und der militärischen Führung ergeben. Hier waren beide in der Hand Hitlers vereinigt mit dem Ergebnis, dass die von ihm geführte Ostpolitik den Erfordernissen seiner Strategie strikt zuwider lief und sie der vielleicht gegebenen Chance eines schnellen Sieges beraubte.

Das zweite ist die Tatsache, dass es auch im Bereich der obersten militärischen Führung, also zwischen Hitler und dem OKH, nicht gelungen ist, eine einheitliche strategische Konzeption zustande zu bringen. Weder – was notwendig gewesen wäre – bereits bei Anlage der Gesamt-Operation noch im Verlaufe der Durchführung des Feldzuges 1941.

Hitlers strategische *Ziele* beruhten vorwiegend auf *politischen* und *kriegswirtschaftlichen* Erwägungen. Sie waren einmal die Wegnahme von *Leningrad*, das er als die Wiege des Bolschewismus ansah, und die ihm zugleich die Verbindung mit den Finnen und die Herrschaft über die Ostsee bringen sollte. Zum anderen die Inbesitznahme der Rohstoffgebiete der *Ukraine* und der Rüstungsstätten des *Donezgebietes*, später der *Erdölfelder des Kaukasus*. Durch die Gewinnung dieser Gebiete hoffte er, die Sowjetunion kriegswirtschaftlich entscheidend zu lähmen.

Demgegenüber vertrat das OKH mit Recht die Auffassung, dass Eroberung und Behauptung dieser zweifellos strategisch wichtigen Gebiete das vorherige Schlagen der Roten Armee zur Voraussetzung hätten. Die Masse derselben aber würde auf dem Wege nach *Moskau* zur Entscheidung zu stellen sein. (Eine Annahme, die später durch die tatsäch-

liche sowjetische Kräfteverteilung allerdings nicht voll bestätigt wurde.) Denn Moskau stelle den Zentralpunkt der sowjetischen Macht dar, dessen Verlust diese nicht würde riskieren können. Einmal weil Moskau – im Gegensatz zu 1812 – tatsächlich das politische Zentrum Russlands war. Zweitens weil der Verlust der Rüstungsgebiete um und östlich Moskau die sowjetische Kriegswirtschaft zum mindesten weitgehend beeinträchtigen werde. Drittens, was strategisch gesehen wohl das wichtigste war, weil Moskau der Zentralverkehrsknotenpunkt des europäischen Russland sei. Nach dessen Verlust würde die sowjetische Verteidigung praktisch in zwei Teile gespalten und die sowjetische Führung nicht mehr in der Lage sein, zu einer einheitlichen Gesamtoperation zu kommen.

Strategisch gesehen kam diese Divergenz zwischen den Anschauungen Hitlers und des OKH auf Folgendes hinaus: Hitler wollte militärisch die Entscheidung auf *beiden Flügeln* suchen (wozu angesichts des Kräfteverhältnisses und der Weite des Operationsraumes die deutschen Kräfte nicht ausreichten). Das OKH strebte sie aber im *Zentrum* der Gesamtfront an.

An dieser Divergenz der grundsätzlichen strategischen Konzeption ist letztlich die deutsche Führung gescheitert. Zwar stimmte Hitler der vom OKH vorgeschlagenen Kräfteverteilung, nach der die Masse des Heeres in zwei Heeresgruppen im Gebiet nördlich und nur eine Heeresgruppe südlich der Pripjet-Sümpfe angesetzt werden sollte, zu. Das Tauziehen um die zu verfolgenden operativen Ziele dauerte jedoch während dieses ganzen Feldzuges an. Der Erfolg konnte nur sein, dass schliesslich Hitler seine ohnehin zu weit gespannten Ziele nicht erreichte, während er zugleich dem OKH das Konzept verdarb.

Die in der Weisung «Barbarossa» von Hitler niedergelegte «allgemeine Absicht» («die im westlichen Russland stehende Masse des russischen Heeres soll in kühnen Operationen unter weitem Vortreiben von Panzerkeilen vernichtet, der Abzug kampfkraftiger Teile in die Weite des russischen Raumes verhindert werden») war schliesslich nicht mehr als ein operatives oder gar nur taktisches «Rezept». Zwar sind dank der überlegenen Leistungen der deutschen militärischen Führung und Truppe ausserordentliche Erfolge erzielt worden, die die sowjetische Wehrmacht an den Rand der Niederlage brachten. Dieses «Rezept» konnte aber niemals einen Operationsplan ersetzen, über dessen Anlage und Durchführung man sich im Bereich der obersten Führung völlig einig hätte sein müssen. Ein Operationsplan, der angesichts des Kräfteverhältnisses und der Weite des Kriegstheaters wohl von vornherein die Möglichkeit hätte ins Auge fassen sollen, die Vernichtung der sowjetischen Wehrmacht gegebenenfalls in *zwei* Feldzügen anzustreben.

Auf Grund meiner Stellung als Kommandierender General war ich jedoch – wie bereits gesagt – in die Pläne und Absichten der obersten Führung nicht eingeweiht. Ich ahnte daher zu jener Zeit nichts von der so folgenschweren Divergenz der strategischen Absichten Hitlers und des OKH. Allerdings bekam ich selbst in meiner Stellung bald gewisse Auswirkungen derselben zu spüren.

Das 56. Panzer-Korps sollte im Rahmen der Panzergruppe 4 der Heeresgruppe Nord aus Ostpreussen zum Angriff antreten.

Der *Heeresgruppe Nord* (Feldmarschall Ritter v. Leeb) war die Aufgabe zugewiesen, aus Ostpreussen vorstossend, die im Baltikum stehenden Feindkräfte zu vernichten, um alsdann auf Leningrad vorzugehen.

In ihrem Rahmen fiel der *Panzergruppe 4* (Generaloberst Höppner) die Aufgabe zu, schnell gegen die Düna bei und unterhalb Dünaburg vorzustossen, um die Dünaübergänge für das weitere Vorgehen in Richtung Opotschka in die Hand zu bekommen.

Rechts von ihr hatte die *16. Armee* (Generaloberst Busch) über Kowno vorzugehen, um der Panzergruppe 4 schnell zu folgen, während links der Panzergruppe 4 der *18. Armee* (General v. Kückler) die allgemeine Richtung auf Riga zugewiesen war.

Am 16. Juni traf ich, nachdem ich bereits vorher schon einmal in Ostpreussen gewesen war, im Aufmarschgebiet des 56. Panzer-Korps ein. Generaloberst Höppner hatte das Vorgehen der Panzergruppe 4 wie folgt angeordnet:

Das 56. Panzer-Korps (8. Panzer-Division, 3. Infanterie-Division mot., 290. Infanterie-Division) sollte, aus dem Waldgebiet nördlich der Memel ostwärts Tilsit nach Osten vordringend, nordostwärts Kowno die grosse Strasse nach Dünaburg gewinnen. Links von ihm sollte das *41. Panzer-Korps* – General Reinhardt – (1. und 6. Panzer-Division, 36. Infanterie-Division mot., 269. Infanterie-Division) in Richtung auf den Dünaübergang von Jakobstadt vorgehen. Die weiterhin zur Panzergruppe gehörende SS-Totenkopf-Division sollte zunächst in zweiter Linie folgen, um dem Korps nachgeführt zu werden, das am schnellsten vorwärts käme.

Sowohl im Hinblick auf das Abschneiden aller vorwärts der Düna stehenden Feindkräfte wie auf die schnelle Fortführung der Operation der Heeresgruppe Nord war die Inbesitznahme unzerstörter Dünabrücken von ausschlaggebender Bedeutung. Stellte doch der gewaltige Strom ein starkes Hindernis dar. Es würde sich also beim Vorgehen der Panzergruppe 4 um einen Wettlauf der beiden Panzer-Korps handeln, welches zuerst an der Düna einträte. Das 56. Panzer-Korps war ent-

schlossen, dies Rennen zu gewinnen. Es befand sich dabei insofern im Vorteil, als es nach der feindlichen Kräfteverteilung, soweit diese bekannt war, voraussichtlich im rückwärtigen Feindgebiet zunächst auf geringere Feindkräfte stossen würde, als das 41. Panzer-Korps. Aus diesem Grunde war letzteres von der Führung der Panzergruppe um eine Panzer-Division stärker gemacht worden als unser Korps. Meine Anregung, stattdessen den eigenen Schwerpunkt dahin zu legen, wo man auf eine Feindschwäche zu treffen hoffte, fand keine Gegenliebe.

Vor Schilderung der Operation des 56. Panzer-Korps, die lediglich insofern bemerkenswert sein kann, als sie zu einem Panzer-Raid im wahrsten Sinne des Wortes werden sollte, ist noch auf eine Angelegenheit einzugehen, die blitzartig ein Licht auf den Abgrund warf, der zwischen soldatischen Anschauungen und denen der politischen Führung bestand.

Wenige Tage vor Beginn der Offensive erhielten wir einen Befehl des OKW, der später unter dem Namen «Kommissarbefehl» bekannt geworden ist. Sein wesentlicher Inhalt war, dass alle in Gefangenschaft geratenen politischen Kommissare der Roten Armee als Träger der bolschewistischen Ideologie sofort erschossen werden sollten.

Nun konnte man über den völkerrechtlichen Status dieser politischen Kommissare zwar durchaus im Zweifel sein. Sie waren sicherlich keine Soldaten. So wenig ich zum Beispiel einen Gauleiter als Soldaten angesehen haben würde, den man mir als politischen Aufpasser beigegeben hätte. Ebenso sicher war diesen Kommissaren aber auch nicht der Status von Nichtkämpfern zuzubilligen, wie z.B. dem Sanitätspersonal, den Feldgeistlichen oder Kriegsberichterstatlern. Sie waren vielmehr – ohne Soldaten zu sein – fanatische Kämpfer und zwar Kämpfer, deren Tätigkeit im überlieferten Sinne der Kampfführung nur als illegal angesehen werden konnte. Ihre Aufgabe war es nicht nur, die sowjetischen militärischen Führer politisch zu überwachen, sondern vielmehr dem Kampf äusserste Härte zu geben und einen Charakter, der den bisherigen Auffassungen über soldatische Kampfführung völlig widersprach. Tatsächlich sind es auch diese Kommissare gewesen, denen in erster Linie diejenigen Methoden des Kampfes und der Behandlung Gefangener zuzuschreiben waren, die im krassen Gegensatz zu den Bestimmungen der Haager Landkriegsordnung standen.

Mochte man aber über den völkerrechtlichen Status der Kommissare denken wie man wollte, es musste jedem soldatischen Empfinden widersprechen, sie nach ihrer Gefangennahme im Kampf einfach zu erschiessen. Ein Befehl, wie der Kommissarbefehl, war unsoldatisch von Grund aus.

Seine Ausführung würde nicht nur die Ehre der Truppe, sondern auch ihre Moral gefährdet haben. Ich sah mich daher gezwungen, meinen Vorgesetzten zu melden, dass in meinem Befehlsbereich der Kommissarbefehl nicht ausgeführt werden würde. Ich war mir darin mit den unterstellten Truppenkommandeuren durchaus einig und dementsprechend ist im Bereich des Korps verfahren worden. Dass meine militärischen Vorgesetzten mit meiner Ansicht übereinstimmten, war im Übrigen selbstverständlich. Alle Bemühungen, die Zurücknahme des Befehls zu erreichen, haben jedoch erst sehr viel später Erfolg gehabt, als klar wurde, dass der einzige Erfolg des Kommissarbefehls darin bestand, dass die Kommissare mit den brutalsten Mitteln ihre Truppe zwangen, bis zum Letzten zu kämpfen»).

Während der für uns nur kurz bemessenen Vorbereitungszeit lag der Stab des Generalkommandos in Insterburg. Ich selbst war mit meinem Ordonnanzoffizier, Oberleutnant Specht, ausserhalb der Stadt in der dicht am Wald liegenden Villa des Chefarztes des Insterburger Krankenhauses, Dr. Wiedwald, untergebracht. Wir wurden von dem Ehepaar Wiedwald mit all der Gastlichkeit und Herzlichkeit aufgenommen, die für Ostpreussen sprichwörtlich geworden sind. Es waren schöne Tage, die wir in diesem kultivierten Hause mit unseren liebenswürdigen Wirten verbringen konnten.

Gern gedenke ich aus dieser Zeit auch eines alten Försters, in dessen Haus wir nach einer verregneten Nachtübung einer unserer Divisionen durch eine heisse Tasse Kaffee und ein echt ostpreussisches Frühstück gestärkt wurden, während der Gastgeber abwechselnd von seinen Hirschen und Elchen und von seiner Militärzeit schwärmte.

Die letzten Tage vor Beginn der Offensive verbrachten wir auf dem schon nahe der Grenze liegenden Rittergut Lenken, das durch sein Gestüt einen guten Namen in Ostpreussen hatte. Der Besitzer, Herr v. Sperber, stand bereits als Rittmeister d. R. im Felde. Lenken lag in einem herrlichen Wald, und schon als wir ankamen, sahen wir eine Koppel mit Vollblütern. Es war ein Erdenfleckchen voll Schönheit und Harmonie. Sein Anblick schien uns ein gutes Omen zu sein. Wie schön war doch gerade diese äusserste Ecke unseres Vaterlandes, unser letztes Quartier auf deutschem Boden! Als wir vor dem für Ostpreussen

*) Dass im Übrigen meine Auffassung innerhalb des Heeres wohl durchweg geteilt worden ist, ergab sich, als ich den Oberbefehl über die 11. Armee übernahm. Auch bei ihr wurde der Kommissarbefehl nicht durchgeführt. Die wenigen Kommissare, die trotzdem erschossen worden sind, waren nicht im Kampf gefangen genommen, sondern im rückwärtigen Gebiet aufgegriffen und als Führer bzw. Organisatoren der Partisanen überführt worden. Sie wurden dementsprechend nach Kriegsrecht behandelt.

typischen, niedrigen und einfachen Herrenhaus vorfuhren, erblickten wir ein reizendes, blutjunges Mädchen, das eifrig die Veranda schrubbte. Ein buntes Kopftuch umrahmte ein hübsches, frisches Gesicht. «Oh», murmelte einer meiner Begleiter zufrieden, «wenn hier alles so nett ist». Er frug das junge Ding nach der Dame des Hauses. Sein Gesicht war nicht allzu geistreich, als ihm freundlich lächelnd erwidert wurde: «Das bin ich. Herzlich willkommen!» Grosse Heiterkeit allerseits. Die junge Gutsherrin hatte vor kurzem einen Sohn bekommen und ich wurde dessen Pate. So knüpfte sich ein Band, das die Jahre des Krieges und der schweren Nachkriegszeit überdauert hat. Nachdem die junge Frau v. Sperber, während ihr Mann im Kriege war, Gut und Gestüt verwaltet hatte, musste auch sie vor den Russen fliehen. Mit ihrem Mann und sieben Kindern lebt «das junge Ding», das wir bei unserer Ankunft so verkannt hatten, nun in Eltville am Rhein. Als ich 1953 endlich aus britischer Gefangenschaft heimkehrte, schickte sie mir die beste Flasche Wein, die in diesem berühmten Weinort aufzutreiben war. Wer Rheinweine kennt, weiss, was für eine Kostbarkeit das war.

Am 21. Juni, 13.00 Uhr, ging beim Generalkommando der Befehl ein, dass die Offensive am nächsten Morgen 3.00 Uhr vormittags zu beginnen habe. Die Würfel waren gefallen!

Der geringe Raum, der dem Korps im Waldgelände nördlich der Memel zur Verfügung stand, ermöglichte es zunächst nur, für den Angriff auf die feindlichen Grenzstellungen, die als besetzt erkannt waren, die 8. Panzer-Division und die 290. Infanterie-Division einzusetzen. Die 3. mot. Infanterie-Division wurde vorerst noch südlich der Memel zurückgehalten.

Unser Angriff traf unmittelbar an der Grenze zunächst nur auf schwachen Widerstand, wahrscheinlich feindlicher Gefechtsvorposten. Er erhielt jedoch sehr bald vor einer ausgebauten Bunkerstellung einen Stop, der erst überwunden wurde, als gegen Mittag die 8. Panzer-Division nördlich der Memel die feindliche Stellung durchbrochen hatte.

Bereits an diesem ersten Tage zeigte die sowjetische Kampfführung ihr wahres Gesicht. Einer unserer Spähtrupps, der durch den Feind abgeschnitten worden war, wurde später von unseren Truppen tot und grauenhaft verstümmelt aufgefunden. Mein Ordonnanzoffizier und ich, die wir oft auf unseren Frontfahrten durch Geländeabschnitte kamen, in denen noch Feindteile sein konnten, waren uns einig darüber, dass wir nicht lebend in die Hände dieses Gegners fallen wollten. Es kam späterhin auch oft genug vor, dass sowjetische Soldaten die Hände hochhoben, um sich anscheinend zu ergeben, um dann, sobald unsere Gren-

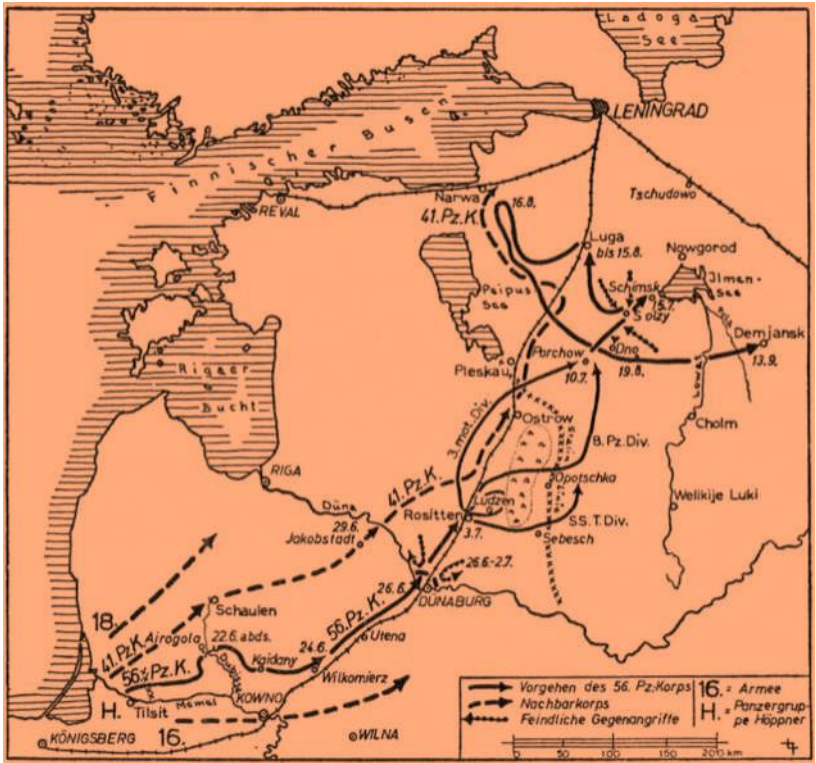
diere nah heran gekommen waren, wieder zur Waffe zu greifen. Oder dass Verwundete sich tot stellten, um von rückwärts auf unsere Soldaten zu schießen.

Der Gesamteindruck vom Gegner war, dass er zwar im vorderen Frontbereich durch unseren Angriff keineswegs überrascht wurde, dass aber die sowjetische Führung wohl nicht – oder noch nicht – mit einem solchen gerechnet hatte und somit nicht zum einheitlichen Einsatz ihrer starken zurückgehaltenen Kräfte kam.

Es ist viel darüber gestritten worden, ob der sowjetische Aufmarsch defensiver oder offensiver Natur gewesen sei. Nach der Zahl der in den Westgebieten der Sowjetunion versammelten Kräfte und auf Grund der starken Massierung von Panzerkräften, sowohl im Gebiet von Bialystok wie um Lemberg, konnte man sehr wohl – wie es jedenfalls Hitler zur Begründung seines Losschlagens tat – mit einem früheren oder späteren Offensivwerden der Sowjetunion rechnen. Andererseits sprach am 22. Juni die Gliederung der sowjetischen Kräfte nicht für *unmittelbare* Angriffsabsichten.

Die Heeresgruppe Woroschilow, die unserer Heeresgruppe Nord gegenüberstand, hatte in der Grenzsicherung nur 7 Divisionen eingesetzt, während bei einer Gesamtstärke von 29 Schützen-Divisionen, 2 Panzer-Divisionen und 6 mech. Brigaden (nach v. Tippelskirch) die übrigen Kräfte weiter rückwärts bei Schaulen, Kowno und Wilna, zum Teil sogar noch im Gebiet Pleskau – Opotschka (also in der Stalin-Linie) standen. Auch die beiden anderen sowjetischen Heeresgruppen (Timoschenko und Budjonny) waren tief gestaffelt, wenn auch bei ihnen die in den Grenzgebieten eingesetzten Kräfte wesentlich stärker waren.

Man wird der Wahrheit wohl am nächsten kommen, wenn man den sowjetischen Aufmarsch, der mit bereits sehr starken Kräften schon aus den Besatzungsaktionen in Ostpolen, Bessarabien und dem Baltikum entwickelt worden war, als einen «Aufmarsch für alle Fälle» bezeichnet. Am 22. Juni 1941 waren die sowjetischen Kräfte fraglos noch so tief gegliedert, dass sie in ihrer derzeitigen Aufstellung nur zur Führung einer Defensive bereit sein konnten. Aber das Bild hätte sich, je nach der Entwicklung der politischen oder militärischen Lage Deutschlands, innerhalb kürzester Frist ändern können. Die Rote Armee hätte – innerhalb jeder Heeresgruppe den gegenüberstehenden deutschen Heeresgruppen zahlen*, wenn auch nicht wertmässig überlegen – innerhalb einer sehr begrenzten Zeit so aufschliessen können, dass sie zum Antreten zum Angriff befähigt gewesen wäre. Tatsächlich stellte der sowjetische Aufmarsch – mochte er bis zum 22. Juni auch die Form eines



Der Panzer-Raid des 56. Panzer-Korps

Defensivaufmarsches beibehalten haben – eine latente Drohung dar. Sobald sich der Sowjetunion politisch oder militärisch eine Chance geboten hätte, konnte diese zu einer unmittelbaren Bedrohung des Reiches werden.

Gewiss wäre Stalin im Sommer 1941 lieber noch einem Kampf mit dem Reich ausgewichen. Wenn aber die Führung der Sowjetunion auf Grund der Entwicklung der Lage früher oder später geglaubt hätte, zu politischen Pressionen gegenüber dem Reich oder gar zu einer Drohung mit militärischem Eingreifen übergehen zu können, so war jedenfalls der vorerst defensive Aufmarsch sehr kurzfristig in einen Offensiv-Aufmarsch zu verwandeln. Es handelte sich eben um einen «Aufmarsch für alle Fälle».

Doch kehren wir zum 56. Panzer-Korps zurück.

Wenn das Korps den ihm gestellten Auftrag, die Übergänge von Dünaburg unzerstört in Besitz zu nehmen, erfüllen wollte, so kam es nach Durchbrechen der Grenzstellungen auf zweierlei an:

Das Korps musste noch am ersten Angriffstage 80 Kilometer weit in den Feind hineinstossen, um den Übergang über die Dubissa bei Airogola in die Hand zu bekommen. Ich kannte den Dubissa-Abschnitt aus dem Ersten Weltkriege. Es handelt sich um ein tief eingeschnittenes Flusstal mit steilen, für Panzer nicht gangbaren Hängen. Im Ersten Weltkriege hatten unsere Eisenbahnpioniere in monatelanger Arbeit dieses Tal durch eine meisterhafte Holzkonstruktion überbrückt. Gelang es jetzt dem Gegner, den grossen Strassenviadukt bei Airogola zu sprengen, so musste das Korps vor dem Abschnitt festliegen. Der Feind würde Zeit gewinnen, auf den steilen Uferhöhen jenseits des Flusses eine Verteidigung zu organisieren, die in jedem Fall schwer zu durchbrechen sein würde. Dass dann mit einem überraschenden Handstreich auf die Brücken bei Dünaburg nicht mehr gerechnet werden konnte, lag auf der Hand. Der Übergang bei Airogola bildete das unerlässliche Sprungbrett.

So hoch gespannt diese vom Generalkommando gestellte Forderung auch war, die 8. Panzer-Division (General Brandenberger), bei der ich mich an diesem Tage vorwiegend aufhielt, erfüllte sie. Nach Durchbrechen der Grenzstellung jeden feindlichen Widerstand weiter rückwärts überrennend, brachte sie bis zum Abend des 22. Juni den Übergang bei Airogola mit einer Vorausabteilung in ihre Hand. Die 290. Division folgte mit hoher Marschleistung, die 3. Infanterie-Division (mot.), bereits mittags beginnend über die Memel vorgezogen, wurde auf einen Übergang südlich Airogola angesetzt.

Der erste Schritt war gelungen!

Die zweite Voraussetzung für einen Erfolg bei Dünaburg war, dass das Korps ohne Rücksicht darauf, ob seine Nachbarn mit ihm Schritt hielten, in einem Zuge bis Dünaburg vorstiess. Nur ein den Gegner völlig überraschendes Auftreten dort konnte die wertvollen Brücken in unseren Besitz bringen. Dass ein solches Vorgehen ein grosses Risiko in sich schloss, war allerdings selbstverständlich.

Tatsächlich hatte das Korps – wie gehofft – das Glück, bei seinem Vorstoss eine schwache Stelle des Gegners zu erwischen. Es traf zwar immer wieder auf Feindkräfte, die ihm entgegengeworfen wurden. Seine Divisionen konnten jedoch stets den feindlichen Widerstand, wenn auch zum Teil in harten Kämpfen, verhältnismässig schnell brechen.

Während links von uns das 41. Panzer-Korps zunächst mit einer starken um Schaulen bereit gehaltenen Feindgruppe abzurechnen hatte

und deshalb weit abhing und rechts von uns der linke Flügel der 16. Armee um Kowno kämpfte, gewann das 56. Panzer-Korps schon am 24. Juni in Gegend Wilkomierz die grosse Strasse nach Dünaburg. 170 Kilometer tief in das Feindgebiet vorgestossen, hatte das Korps nicht nur seine Nachbarn, sondern auch die Feindkräfte, die im Grenzgebiet gestanden hatten, weit hinter sich gelassen. Nur noch 130 Kilometer trennten es von dem ersehnten Ziel, den Dünabrücken! Konnte es aber in diesem Tempo fortgehen? Sicher war, dass der Gegner uns aus seinen Reserven neue Kräfte entgegenwerfen würde. Zugleich aber konnte er jeden Augenblick hinter uns die geschlagene Lücke, zum mindesten vorübergehend, schliessen und uns den Nachschub abschneiden. Es fehlte denn auch nicht an Mahnungen der Panzergruppe zur Vorsicht.

Wir jedoch waren nicht gewillt, durch Zögern die launische Göttin Fortuna entweichen zu lassen. Zwar hatte unsere 290. Infanterie-Division das Tempo selbstverständlich nicht halten können. Ihr Nachfolgen aber gab dem Korps doch eine gewisse Sicherheit und sie hatte bereits starke Feindkräfte auf sich gezogen, die uns sonst hätten in den Rücken fallen können. Das Generalkommando aber mit den beiden schnellen Divisionen, die 8. Panzer-Division auf der grossen Strasse, die 3. Infanterie-Division (mot.) mühseliger auf Nebenwegen südlich derselben vorgehend, griff nach dem Siegespreis Dünaburg. Beide Divisionen schlugen ihnen entgegengeworfene feindliche Reserven in zum Teil harten Kämpfen. 70 feindliche Panzer (etwa die Hälfte unserer eigenen Panzerzahl) und zahlreiche feindliche Batterien blieben auf der Strecke. Uns um das Einsammeln der Gefangenen zu kümmern, blieben allerdings wenig Zeit und Kräfte.

Am 26. Juni früh stand die 8. Panzer-Division vor Dünaburg. Um 8.00 Uhr morgens hatte ich bei ihrem Stab die Meldung in der Hand, dass der Handstreich auf die beiden grossen Dünabrücken geglückt sei. In der auf dem jenseitigen Ufer liegenden Stadt wurde gekämpft. Die grosse Strassenbrücke war völlig unversehrt in unsere Hand gefallen. Die Posten, die die Zündung der geladenen Sprengkammern auslösen sollten, waren am Zugang zur Brücke überrannt worden. Auch die Eisenbahnbrücke war nur durch eine kleinere Sprengung leicht beschädigt, aber noch benutzbar geblieben. Am nächsten Tage gelang es auch der 3. Infanterie-Division (mot.), flussaufwärts der Stadt überraschend den Strom zu überschreiten. Unser Ziel war erreicht!

Vor Beginn der Offensive war mir die Frage vorgelegt worden, ob und in welcher Zeit wir dächten, Dünaburg zu erreichen. Die Antwort war gewesen, dass, wenn es nicht innerhalb von vier Tagen gelänge, wir wohl kaum mehr darauf rechnen könnten, die Übergänge intakt in

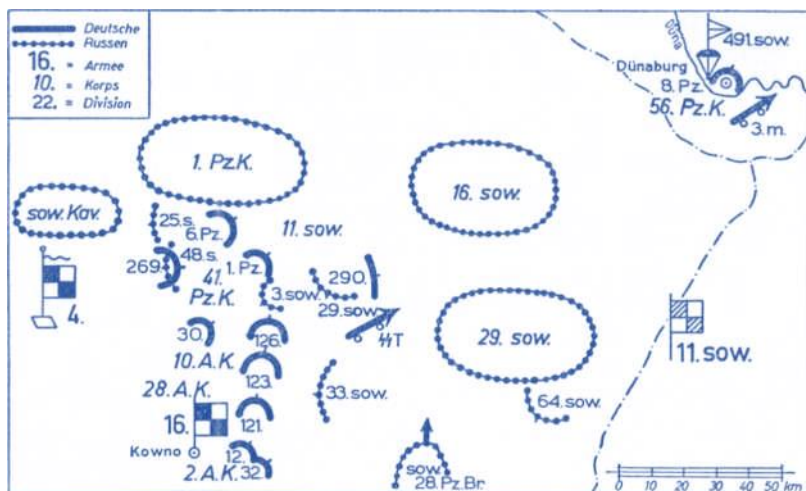
unsere Hand zu bekommen. Nun hatten wir es in genau vier Tagen plus fünf Stunden vom Zeitpunkt des Antretens an geschafft, 300 Kilometer (in der Luftlinie) durch den Feind hindurch in einem ununterbrochenen Raid zurückzulegen. Ein Erfolg, der nur deshalb möglich war, weil der Gedanke «Dünaburg» jeden Führer und Mann beherrschte, weil wir gewillt gewesen waren, ein hohes Risiko auf uns zu nehmen, um das gesteckte Ziel zu erreichen. Nun war es doch ein Gefühl hoher Befriedigung, als wir über die grossen Brücken fuhren, hinein in die Stadt, die der Gegner vor seinem Abzüge leider gossenteils in Brand gesteckt hatte. Zumal dieser Erfolg mit nicht allzu hohen Opfern erkaufte worden war.

Natürlich war die Lage des Korps – allein auf dem nördlichen Düna-Ufer – alles andere als gesichert. Das 41. Panzer-Korps und der linke Flügel der 16. Armee standen noch zwischen 100 und 150 Kilometer weit zurück. Zwischen ihnen und uns befanden sich mehrere sowjetische Korps im Zurückgehen auf die Düna. Wir hatten nicht nur damit zu rechnen, dass der Gegner alles daran setzen würde, uns durch neu herangeführte Kräfte auf dem nördlichen Düna-Ufer anzugreifen. Wir hatten uns zugleich auf dem Südufer gegen die vorgenannten zurückgehenden Feindkräfte zu decken. Die Brenzlichkeit der Lage wurde dadurch beleuchtet, dass die Quartiermeister-Abteilung des Gen.Kdos. in einem Walde nicht unweit von unserem Gefechtsstand von rückwärts überfallen wurde.

Es war aber weniger diese Frage unserer augenblicklichen etwas vereinsamten Lage, die ja nicht allzulange andauern würde, die das Gen.Kdo. beschäftigte, als vielmehr die Frage, wohin es denn nun weiter gehen sollte. Würde das nächste Ziel Leningrad oder würde es Moskau sein? Der Befehlshaber der Panzergruppe, der am 27. Juni im «Storch» zu uns kam, konnte es uns nicht sagen. Eigentlich hätte man annehmen sollen, dass der Befehlshaber einer Panzergruppe die weiteren Operationsziele hätte erfahren müssen. Dies war aber offenbar nicht der Fall. Stattdessen wurde alsbald Wasser in unseren Wein gegossen, indem wir den Befehl erhielten, vorerst in einem zu erweiternden Brückenkopf um Dünaburg die Übergänge offenzuhalten. Das Herankommen des 41. Panzer-Korps, das bei Jakobsstadt überzugehen habe, wie das des linken Flügels der 16. Armee sei abzuwarten.

Gewiss, dies war die «sichere» und bestimmt die schulmässige Lösung. Wir hatten es uns allerdings anders gedacht. Nach unserer Auffassung musste das überraschende Erscheinen des Korps so weit hinter der feindlichen Front beim Gegner erhebliche Verwirrung angerichtet haben. Er würde selbstverständlich alles versuchen, um uns wieder über den Strom zurückzuwerfen und dazu von überall her Kräfte heranzuführen. Je

schneller wir aber weiter vorstießen, desto weniger würde er in der Lage sein, uns planmässig überlegene Kräfte entgegenzustellen. Gingen wir – selbstverständlich unter Sicherung der Düna-Übergänge – alsbald weiter in Richtung Pleskau vor und führte die Panzergruppe das andere Panzer-Korps schnellstens über Dünaburg nach, so würde der Feind wohl – wie bisher – immer wieder gezwungen sein, uns das, was er gerade zur Hand hatte, entgegenzuwerfen. Zu einer planmässigen Operation



Lage bei Heeresgruppe Nord am 26. Juni 1941
Das 56. Panzer-Korps hat Dünaburg genommen

aber würde er wohl vorerst nicht kommen. Die Sorge um die geschlagenen Feindkräfte südlich der Düna konnte man den nachfolgenden Infanterie-Armeen überlassen.

Selbstverständlich, das Risiko wuchs, je mehr sich ein einzelnes Panzer-Korps oder auch die ganze Panzergruppe allein in die Tiefe des russischen Raumes vorwagte. Aber andererseits beruht die Sicherheit eines schnellen Panzerverbandes, der sich im Rücken der feindlichen Front befindet, wesentlich darauf, dass er in Bewegung bleibt. Kommt er zum Stehen, so wird er alsbald von allen Seiten durch herangeführte feindliche Reserven angefallen werden.

Wie gesagt, diese Ansicht wurde von der obersten Führung nicht ge-

teilt, woraus ihr sicherlich kein Vorwurf zu machen ist. Denn ein wenig Hasardspiel wäre es schon gewesen, wenn wir versucht hätten, durch alsbaldiges Weiterstossen Fortunas Rockzipfel festzuhalten. Sie konnte uns auch in einen Abgrund locken. Das Ziel Leningrad rückte also für uns zunächst in weite Ferne und das Korps hatte bei Dünaburg zu warten. Wie vorauszusehen, führte der Feind inzwischen neue Kräfte, und zwar nicht nur von Pleskau, sondern auch von Minsk und Moskau heran. Bald hatten wir Mühe genug, uns seiner, von einer Panzer-Division unterstützten Angriffe auf dem Nordufer der Düna zu erwehren.

An einzelnen Stellen kam es zu nicht unerheblichen Krisen. Bei einem Gegenangriff, den die 3. Infanterie-Division (mot.) machte, um vorübergehend verlorenes Gelände wieder zu gewinnen, fand sie 3 Offiziere und 30 Mann, die tags zuvor auf einem Truppenverbandplatz verwundet in Feindeshand gefallen waren, tot und fürchterlich verstümmelt vor.

In diesen Tagen setzte auch die sowjetische Luftwaffe alles daran, die in unsere Hand gefallenen Brücken doch noch durch Luftangriffe zu zerstören. Mit einer geradezu erstaunlichen Sturheit flog eine Staffel nach der anderen in niedriger Höhe heran, mit dem einzigen Ergebnis, dass sie abgeschossen wurden. Allein an einem Tage fielen so 64 sowjetische Flugzeuge unseren Jägern und unserer Flak zum Opfer.

Endlich – am 2. Juli – konnten wir wieder antreten, nachdem die SS-Totenkopf-Division beim Korps als dritter schneller Verband eingetroffen war und links von uns das 41. Panzer-Korps die Düna bei Jakobsstadt überschritten hatte.

Der Panzergruppe 4 war für ihr weiteres Vorgehen die Richtung über Rositten – Ostrow auf Pleskau zugewiesen worden. Also winkte in der Ferne nun doch das Ziel Leningrad!

Jedoch, seit dem überraschenden Handstreich des Korps auf Dünaburg waren nunmehr sechs Tage vergangen. Der Gegner hatte Zeit gehabt, den Schock, den das Erscheinen deutscher Kräfte auf dem östlichen Dünaufer ihm versetzt haben musste, zu überwinden.

Ein Raid, wie der des 56. Panzer-Korps bis Dünaburg, trägt unvermeidlich Verwirrung und Panik in das rückwärtige Gebiet des Gegners, zerreißt das feindliche Führungsnetz und macht dadurch dem Feind eine planmässige Führung nahezu unmöglich. Dieser Vorteile hatte sich die Panzergruppe 4 durch das Verhalten an der Düna begeben, mochten auch durchaus einleuchtende Gründe dafür gesprochen haben. Ob es glücken würde, noch einmal im gleichen Mass die Vorhand über den Gegner zu gewinnen, war zumindestens zweifelhaft. Sicherlich jedenfalls nur, wenn es der Panzergruppe gelang, ihre Kräfte zu einheitlicher Wirkung zu bringen. Gerade dies aber sollte, wie sich zeigen wird, nicht der Fall sein,

wenn auch weiterhin der Widerstand des Gegners nicht ausreichte, das Vorgehen der Panzergruppe zum Stehen zu bringen.

Zunächst allerdings trat die Panzergruppe aus der Linie Dünaburg – Jakobsstadt einheitlich in Richtung Pleskau an, das 56. Panzer-Korps an und ostwärts der grossen Strasse Dünaburg–Rositten–Ostrow–Pleskau, das 41. Panzer-Korps links daneben. Der Widerstand des Gegners erwies sich als stärker und planmässiger als in den ersten Tagen des Krieges. Trotzdem wurde der Feind jedoch immer wieder geworfen.

Aus diesen Kämpfen ist mir ein kleines Erlebnis erinnerlich, das von meinen Untergebenen nicht ohne eine Beimischung von Schadenfreude aufgenommen wurde. Wer in solchen Kämpfen ein Panzer-Korps geführt hat, wird wissen, dass es – so bewundernswert der Vorwärtsdrang der deutschen Truppe auch stets gewesen ist – doch immer wieder der Anwesenheit der höheren Führer weit vorn und ihres Drängens bedarf, um eine Verfolgung im Fluss zu halten. So kam auch ich an einem dieser Tage zum Stabe einer der Kampfgruppen der 8. Panzerdivision, deren Vorgehen durch feindliches Artilleriefeuer zum Stehen gekommen war. Nach der Art dieses Feuers hatte ich den Eindruck, dass es sich nur um feindliches Störungsfeuer auf die grosse Strasse handele, durch das das Vorgehen nicht aufgehalten werden dürfe. Kaum hatte ich aber dieser Meinung Ausdruck verliehen, als uns die feindliche Artillerie mit einem kräftigen Feuersegen bedachte, der uns alle veranlasste, schleunigst in Erdlöchern Deckung zu suchen. Mein treuer Fahrer Nagel, der unseren Kübelwagen noch schnell aus dem Feuerbereich fahren wollte, wurde – zum Glück nur ganz leicht – verwundet. Während wir nun, in unseren Erdlöchern hockend, den Feuersegen über uns ergehen lassen mussten, konnten die Herren des besagten Stabes doch keineswegs eine gewisse Schadenfreude darüber verbergen, dass der Kommandierende General so drastisch durch die Tatsachen belehrt worden war. Zum Schluss lachten wir alle herzlich darüber und dann ging es bald weiter.

Die Panzergruppe näherte sich nunmehr der «Stalin-Linie», einer sowjetischen Grenzbefestigung, die sich in wechselnder Stärke längs der ursprünglichen sowjetischen Grenze vom Südausläufer des Peipus-Sees westlich Pleskau bis zu der ehemaligen kleinen russischen Grenzfestung Sebesh hinzog.

Während das Kommando der Panzergruppe die grosse Strasse jetzt dem 41. Panzer-Korps zum weiteren Vorgehen auf Ostrow zuwies, drehte sie das 56. Panzer-Korps scharf nach Osten auf Sebesh – Opotschka ab. Der Gedanke war, dass das Korps nach Durchbrechen der Stalin-Linie eine starke Gruppe feindlicher Panzerkräfte, die bei Pleskau vermutet wurde,

ostwärts umgehen sollte. Ein vortrefflicher Gedanke, wenn diese Feindgruppe wirklich vorhanden war und wenn Aussicht bestand, dass das 56. Panzer-Korps diese Umgebungsbewegung schnell durchführen konnte. Nach unserer Ansicht aber war das erstere nicht der Fall und das letztere nicht möglich, weil das Korps in der befohlenen Richtung ein ausgedehntes Sumpfgelände vorwärts der Stalin-Linie zu durchschreiten hatte. Unsere Vorstellungen, mit beiden Korps im Vorgehen auf Ostrow zu bleiben, blieben jedoch ergebnislos. Unsere Befürchtungen hinsichtlich des genannten Sumpfgeländes bewahrheiteten sich leider.

Die 8. Panzer-Division stiess zwar auf einen Knüppeldamm, der durch den Sumpf führte. Er war aber völlig verstopft durch die Kraftfahrzeuge einer sowjetischen mot. Division, die hier bereits stecken geblieben war. Es brauchte Tage, bis der Weg freigemacht und die zerstörten Brücken wiederhergestellt worden waren. Als die Panzer-Division schliesslich aus dem Sumpfgelände heraustreten konnte, stiess sie auf starken Widerstand, der nur in verhältnismässig schweren Kämpfen gebrochen werden konnte.

Die 3. Division (mot.) fand in ihrem Streifen nur einen schmalen Dammweg vor, auf dem sie mit ihren Fahrzeugen überhaupt nicht durchkommen konnte. Sie musste zurückgezogen und dem 41. Panzer-Korps auf Ostrow nachgeführt werden.

Bessere Geländebeziehungen, allerdings auch eine starke Bunker-Linie, traf die auf Sebesh angesetzte SS-Totenkopf-Division an. Hier aber zeigte sich die Schwäche, die zwangsläufig Truppen inne wohnen musste, deren Führerkorps der gründlichen Ausbildung und Erfahrung ermangelte. Die Division machte, was ihre Disziplin und soldatische Haltung anbetraf, zweifellos einen guten Eindruck. Ich hatte sogar Anlass gehabt, ihre besonders gute Marschdisziplin, eine wichtige Voraussetzung für die reibungslose Bewegung motorisierter Verbände, hervorzuheben. Die Division hat auch immer mit grossem Schneid angegriffen und in der Verteidigung ihre Standhaftigkeit bewährt. Ich habe sie später noch mehrfach unter meinem Befehl gehabt und glaube, dass sie wohl die beste der Divisionen der Waffen-SS gewesen ist, die mir unterstanden haben. Ihr damaliger Kommandeur war ein tapferer Mann, der bald verwundet wurde und später gefallen ist. All dies aber konnte die fehlende Ausbildung des Führerkorps nicht ausgleichen. Die Truppe hatte überhohe Verluste, weil sie und ihre Führer erst im Kampf lernen mussten, was die Regimenter des Heeres seit langem beherrschten. Diese Verluste und mangelnde Erfahrung aber führten wiederum dazu, dass günstige Gelegenheiten verpasst wurden mit dem Erfolg dadurch notwendig werdender neuer Kämpfe. Denn nichts ist wohl schwerer zu erlernen, als das Erfassen des

Augenblicks, in dem das Erlahmen der Widerstandskraft des Gegners dem Angreifer die entscheidende Chance bietet. So musste ich im Verlauf dieser Kämpfe immer wieder helfend bei der Division eingreifen, ohne verhindern zu können, dass ihre Verluste stark anstiegen. Bereits nach zehn Tagen mussten die drei Regimenter der Division zu zweien zusammengelegt werden.

So tapfer die Divisionen der Waffen-SS auch immer gekämpft, so schöne Erfolge sie auch errungen haben, so unterliegt es doch keinem Zweifel, dass die Schaffung dieser militärischen Sonderorganisation ein unverzeihlicher Fehler gewesen ist. Ausgesuchter Ersatz, der im Heere die Stellen der Unterführer hätte besetzen können, wurde im Rahmen der Waffen-SS in einem Masse verbraucht, das nicht zu verantworten war. Der hohe Blutzoll, den sie entrichtete, stand im Allgemeinen nicht im richtigen Verhältnis zu dem, was erreicht wurde. Dass der Truppe hieraus kein Vorwurf gemacht werden kann, ist selbstverständlich. Die Schuld an diesem unnötigen Kräfteverbrauch liegt bei denen, die diese Sonderverbände aus politischen Rücksichten gegen den Widerspruch aller massgeblichen Stellen des Heeres geschaffen haben.

In keinem Falle darf jedoch vergessen werden, dass die Verbände der Waffen-SS als gute Kameraden neben denen des Heeres in der Front gestanden und sich immer als tapfer und standfest erwiesen haben. Sicher hätte es ein grosser Teil der Angehörigen der Waffen-SS begrüsst, wenn diese aus dem Machtbereich eines Himmler herauskommen und dem Heere hätte angegliedert werden können.

Ehe ich nach dieser Abschweifung zu den militärischen Ereignissen beim 56. Panzer-Korps zurückkehre, noch einige Worte, die dem Leser ein anschauliches Bild geben sollen, wie im letzten Kriege die Führung eines schnellen Verbandes arbeiten musste.

In der Schlacht von St. Privat-Gravelotte im Kriege 1870/71 hatte noch mein Grossvater als Kommandierender General mit seinem Stabe im Feuerbereich auf einer Anhöhe gehalten, von der aus er das ganze Gefechtsfeld übersehen, den Kampf seines Korps persönlich leiten konnte. Er konnte noch zu den sich zum Sturmangriff entfaltenden Regimentern reiten und hat, wie berichtet wird, eine Batterie, die nicht nahe genug am Feinde abprotzte, «hart angelassen».

Solche Bilder sind naturgemäss längst verschwunden. Im Ersten Weltkriege zwang das immer weiter reichende Feuer der feindlichen Artillerie die höheren Stäbe nach rückwärts. Die Gefechtsbreiten machten eine unmittelbare Übersicht und Führung auf dem Gefechtsfeld unmöglich.

Ausschlaggebend wurden gut funktionierende Fernsprechverbindungen.

Das Bild, das Schlieffen von dem künftigen Feldherrn gezeichnet hatte, der am Telefon von seinem Schreibtisch aus zündende Befehle gibt, wurde Wirklichkeit.

Jedoch der Zweite Weltkrieg forderte wiederum andere Führungsmethoden, insbesondere bei den schnellen Verbänden. Bei diesen wechseln die Lagen so schnell, verfliegen die Möglichkeiten, eine günstige Chance auszunutzen, so rasch, dass der Führer eines schnellen Verbandes sich nicht an einen weit zurückliegenden Gefechtsstand binden kann. Wollte man auf einem solchen immer die Meldungen von vorn abwarten, so würden die Entschlüsse meist zu spät fallen, viele Chancen ungenutzt vorüber gehen. Oft auch gilt es – grade nach eingetretenem Gefechterfolg – die dann auftretenden, nur allzu erklärlichen Ermüdungserscheinungen zu überwinden, der Truppe einen neuen Impuls zu geben. Allein damit wäre es jedoch nicht getan gewesen.

Noch wichtiger war es bei den unerhörten Anforderungen, die der von uns wieder zum Leben erweckte Bewegungskrieg an die Kräfte von Führer und Mann stellte, dass auch der höhere Führer sich soviel wie möglich vorn zeigte. Der Landser darf nicht das Gefühl haben, dass «die da hinten» irgendwelche Befehle aushecken, ohne zu wissen, wie es wirklich vorne aussieht. Er empfindet ein gewisses Gefühl der Genugtuung, wenn er sieht, dass auch der Kommandierende General mal ins Schlamassel gerät oder Zeuge eines errungenen Erfolges wird. Nur wenn man täglich vom bei der Truppe sein kann, lernt man deren Nöte kennen, kann ihre Sorgen anhören und ihr helfen. Der höhere Führer darf also nicht nur der Mann sein, der in Erfüllung seiner Aufgabe immer wieder zu fordern gezwungen ist, sondern auch der Helfer und der Kamerad. Im Übrigen schöpft er selbst aus diesen Besuchen bei der Truppe immer neue Kraft! Wie oft habe ich es erlebt, dass ich bei meiner Anwesenheit bei einem Divisionsstab Sorgen über die abnehmende Kampfkraft der Truppe und über die oft nicht vermeidbare Überbeanspruchung ihrer Kräfte zu hören bekam. Es war unvermeidlich, dass diese Sorgen, je länger je mehr, auf den Führern lasteten. Denn bei ihnen lag die Verantwortung für ihre Bataillone und Regimenter. Wenn ich dann aber weiter nach vorn zur kämpfenden Truppe und in die vordere Linie fuhr, dann erlebte ich oft die Freude, dass man dort die Lage zuversichtlicher beurteilte, die Stimmung – vielleicht auf Grund eines inzwischen errungenen Erfolges – hoffnungsvoller war, als ich vermutet hatte. Wenn man dann mit der Besatzung eines Panzers eine Zigarette rauchte oder bei einer Kompanie etwas von der grösseren Lage erzählte, dann brach immer wieder der unverwüthliche Drang des deutschen Soldaten nach vorwärts und seine Bereitwilligkeit, auch das Letzte aus sich herauszuholen, durch. Solche

Begegnungen sind für den höheren Führer mit das Schönste, was er erleben kann. Leider werden sie, je höher man steigt, um so seltener. Ein Oberbefehlshaber einer Armee oder einer Heeresgruppe kann eben nicht mehr in dem Masse im Rahmen der Truppe alles miterleben, wie es noch einem Kommandierenden General möglich ist.

Aber auch dieser kann naturgemäss nicht ständig unterwegs sein. Ein Führer, der ununterbrochen im Gelände herumschwirrt und nicht zu erreichen ist, gibt praktisch die Führung an seinen Generalstab ab. In manchen Fällen mag das ganz gut sein, aber schliesslich ist es nicht der Sinn der Sache. So kommt es, ganz besonders bei schnellen Verbänden, auf eine vernünftige Organisation der Führung an, deren Stetigkeit in jedem Fall gewahrt bleiben muss.

Es war unerlässlich, dass die Quartiermeister-Abteilung des Gen.Kdos. in der Regel mehrere Tage stationär blieb, um den Nachschub im Gange halten zu können. Der Kommandierende General mit der Führungsabteilung aber musste, um den Bewegungen der schnellen Divisionen folgen zu können, beinahe täglich – manchmal auch zweimal am Tage – den Gefechtsstand vorverlegen. Das erforderte natürlich grosse Beweglichkeit des Stabes. Sie war nur zu erreichen, wenn man den Gefechtsstab so klein wie möglich hielt – was im Übrigen zumeist der Führung nur dienlich ist – und auf jede Bequemlichkeit verzichtete. Sankt Bürokratius, der sich ja leider auch an die Fersen der Heere heftet, hatte dann allerdings schlechte Tage.

Wir hielten uns nicht lange mit der Suche nach Quartieren auf. In Frankreich hatten uns auf Schritt und Tritt Schlösser oder Schlösschen zur Verfügung gestanden. Im Osten boten die kleinen Holzhäuser nicht allzuviel Verlockendes zumal im Hinblick auf gewisse, stets vorhandene «Haustierchen». So wohnte der Gefechtsstab fast immer in Zelten, und in den beiden Befehlsm omnibussen, die – neben wenigen Kübelwagen, der Funkstelle und den Fernsprechwagen – zugleich das Beförderungsmittel für das Unterpersonal bildeten. Ich teilte mein kleines Zelt mit meinem Ordonnanzoffizier und habe, glaube ich, während dieses ganzen Panzer-Raids nur dreimal in einem Bett, sonst immer im Zelt in meinem Schlafsack geschlafen. Nur unser erster Adjutant hatte gegen das Zelten eine unüberwindliche Abneigung. Er zog es vor, in seinem Kraftwagen zu übernachten. Seine langen Beine musste er allerdings zur Tür heraushängen lassen mit dem Erfolg, dass er nach Regennächten aus seinen nassen Stiefeln nicht mehr herauskam.

Wir schlugen unser kleines Zeltlager stets in einem Walde oder Gehölz nahe der Hauptvormarschstrasse auf, wenn möglich an einem See oder Fluss, damit wir, wenn wir völlig verstaubt und verschmutzt von unseren

Frontfahrten zurückkamen, sowie auch morgens zum Wadi werden schnell einmal ins Wasser springen konnten.

Während der Chef mit dem Gefechtsstab, der Arbeit wie der Fern-Sprechverbindungen wegen, naturgemäss auf unserem Gefechtsstand verbleiben musste, war ich tagsüber, oft bis in die Nacht hinein unterwegs. Zumeist fuhr ich früh morgens nach Eingang der Morgenmeldungen und Erlass etwa notwendig werdender Befehle los, um die Divisionen bzw. die vordersten Truppen aufzusuchen. Mittags kehrte ich dann auf den Gefechtsstand zurück, um nach kurzer Pause erneut noch die eine oder die andere Division zu besuchen. Es sind grade oft die Abendstunden, in denen ein Erfolg winkt oder ein Impuls nötig wird. Todmüde und vom Staub wie die Mohren aussehend, kamen wir in unser Zeltlager zurück, das inzwischen an einem neuen Platz aufgeschlagen war. Dann war es eine besondere Freude, wenn wir statt der üblichen Abend-Verpflegung, die zumeist aus Brot, Hartwurst und Margarine bestand, dank der Fürsorge des 2. Adjutanten, Major Niemann, ein gebratenes Huhn vorfanden oder gar eine Flasche Wein, die er aus einem kleinen Vorrat hervorgeholt hatte. Allerdings waren Hühner und Gänse ein rarer Artikel, da – soweit vorn wir auch immer waren – diese zumeist schon andere Liebhaber gefunden hatten. Als die frühen Herbststregen einsetzten und es in den Zelten doch recht kühl wurde, bot die Sauna, die in primitivster Form beinahe bei jedem Gehöft zu finden war, eine angenehme und zugleich erfrischende Erwärmung.

Naturgemäss war es für mich nur möglich, so beweglich zu führen, weil ich stets einen Funkwagen unter unserem vortrefflichen Nachrichten-Offizier, dem späteren Major i.G. Kohler, auf meinen Fahrten mitnehmen konnte. Er stellte mit bewundernswerter Gewandtheit in kürzester Zeit die Funkverbindung zu den Divisionen, wie zu dem Gefechtsstand her und hielt sie zumeist auch während der Fahrt. So blieb ich immer über die Lage im ganzen Korpsabschnitt unterrichtet und Anordnungen, die ich an Ort und Stelle traf, konnten sofort an den Gefechtsstab gegeben bzw. von diesem Nachrichten eingeholt werden. Übrigens hat Kohler sich auch in der Zeit meiner Gefangenschaft als treuer Freund und Helfer meiner Frau erwiesen.

Mein ständiger Begleiter auf diesen Fahrten war, neben den beiden treuen Fahrern Nagel und Schumann sowie zwei Kradmeldern, mein Ordonnanzoffizier Oberleutnant Specht. Wir nannten ihn «Pepo» wegen seiner kleinen, drahtigen Figur und seiner jugendlichen Frische und Unbekümmertheit. Er war ein junger Reiteroffizier, so wie er sein soll. Frisch, forsch, mit einem Schuss Leichtsinn gegenüber Gefahren, findig und von schneller Auffassungsgabe, immer fröhlich und ein wenig frech.

Alles Eigenschaften, durch die er mein Herz gewonnen hatte. Er war reiterlich glänzend veranlagt (sein Vater war begeisterter Pferdezüchter, seine Mutter eine vorzügliche Reiterin) und hatte – kaum Leutnant geworden – bereits kurz vor dem Kriege mehrere grosse Rennen gewonnen. Er war zu jeder Unternehmung bereit und hätte am liebsten mit seinem Kommandierenden General Patrouillen gegen den Feind unternommen. Solange wir, wie beim Panzer-Korps, täglich auf dem Gefechtsfeld sein konnten, war Pepo mit mir und mit seinem Schicksal zufrieden. Als ich aber später als Oberbefehlshaber einer Armee doch nicht so häufig an der Front sein konnte, begann er zu meutern und am Zügel zu zerren, um wieder zur Truppe zu kommen. Eine Einstellung, die für einen jungen Offizier die gegebene war. Ich habe ihm denn auch seinen Wunsch mehrfach erfüllt und er hat auf der Krim zweimal eine Schwadron einer Aufklärungsabteilung mit grossem Geschick und Schneid geführt. Als ich ihn vor Leningrad wieder einmal zu einer Division schickte, stürzte er mit dem «Storch» ab, ein Verlust, der mich schwer getroffen hat.

Zurück zum Generalkommando 56. Das Leben in Zelten und Kübelwagen war anstrengend und oft waren wir hundemüde. Dann wirkten heitere Episoden, die wir erlebten, so winzig sie auch waren, aufmunternd. So murksten wir uns einmal quälend langsam inmitten der Marschkolonnen der 3. mot. Division auf einem schmalen Weg, der kein Überholen gestattete, vorwärts. Wir fuhren in einer undurchdringlichen Staubwolke. Über den Kühler konnten wir höchstens den Schatten des vor uns fahrenden Fahrzeugs oder das Schlusslicht, das es vorsorglich leuchten liess, ausmachen. An einer Wegekreuzung in einem Dorfe gab es einen Stop. Die Staubwolke lüftete sich etwas und verwehte langsam. Wir sahen nach vom und unsere Gesichter wurden ziemlich lang. Für einige Sekunden sassen wir regungslos. Vor uns erkannten wir zwei sowjetische Panzer-Spähwagen. Sie waren ahnungslos schon längere Zeit in unserer Kolonne mitgefahren. Jedoch schienen zu unserem Glück ihre Insassen nicht weniger verdattert als wir zu sein, als sie merkten, wo sie sich befanden. Bei einiger Geistesgegenwart hätten sie aus allen Rohren feuern müssen. So aber sahen wir sie mit aufheulenden Motoren nach links auf den die Strasse kreuzenden Nebenweg entsetzen.

Ein andermal kamen wir bei glühender Hitze und schwarz wie die Neger ziemlich erschöpft zum Stabe der 8. Panzer-Division. Während der Kommandeur die Lage vortrug, reichte uns der Generalstabs-Offizier, Major Berendsen (jetzt Bundestags-Abgeordneter), der im Übrigen ein hervorragender Generalstabs-Offizier der Panzertruppe war, einen in Eis gebetteten französischen Kognak. Wo in aller Welt hatte er in dieser Hitze das Eis aufgetrieben? Es stellte sich heraus, dass die Pionierkom-

panie bei der Schaffung eines neuen Zugangs zu einer Brückenstelle einen grossen Erdhügel angestochen hatte, der sich als ein mit Erde bedeckter Eisberg – das Eisreservoir einer Molkerei – herausgestellt hatte. Nie hat ein Kognak so gut geschmeckt, wie dieser!

Wenige Tage später fuhren wir durch die brennende Stadt Solzy. Aus dem Qualm heraus stolperte ein Russe vor unseren Wagen. Er zog eine kleine Karre mit mehreren Kisten, aus denen die kleinen Fläschchen der staatlichen Wodkabrennerei hervorleuchteten. Offenbar hatte er sie aus der Monopolniederlage «gerettet» und fand es zweckmässig, an uns einen Zoll in Gestalt einer Kiste zu entrichten. Selten ist unsere Rückkehr zum Gefechtsstand so begrüsst worden wie damals, als wir mit den kleinen Wodkafläschchen erschienen, die alsbald unter unsere Getreuen verteilt wurden. Man glaubt kaum, welche Rolle solche kleinen Freuden im Leben im Felde spielen können.

Neben den Vorteilen, die das häufige Verweilen an der Front für die Führung des Panzer-Korps, für die Beurteilung der Leistungsmöglichkeiten der Truppe und für das Ausnutzen günstiger taktischer Gelegenheiten bot, hatte sie auch noch einen anderen Vorzug. Man hing nicht immer an der «Strippe», an der Fernsprechleitung nach rückwärts und entging so manchen überflüssigen Anfragen und Ratschlägen. Denn so unersetzlich die Fernsprechverbindung für die Führung auch ist, so wird sie doch leicht zum Gängelband, das die freie Entschlussmöglichkeit einengt.

Doch kehren wir nunmehr zur Schilderung der damaligen Kriegsergebnisse zurück.

Bis zum 9. Juli hatte es sich klar gezeigt, dass der Versuch des Kdos. der Panzergruppe, einen bei Pleskau angenommenen Feind durch östlich ausholendes Vorgehen des 56. Panzer-Korps zu umgehen, infolge des Sumpfgeländes und des starken feindlichen Widerstandes keinen Erfolg versprach. Es blieb nichts übrig, als diese Umgehungsbewegung einzustellen, und das Gen.Kdo. mit der 8. Panzer-Division nun doch nach Norden auf Ostrow heranzuziehen, wohin die 3. Division (mot.) bereits früher in Marsch gesetzt worden war. Wie das Feindbild am 10. Juli ergab, hatte das Panzer-Korps seit seinem Antreten von Dünaburg aber immerhin vier oder fünf feindliche Infanterie-Divisionen, eine Panzer-Division und eine mot. Division – also zahlenmässig erheblich überlegene Feindkräfte – geschlagen. Neben Tausenden von Gefangenen waren seit dem Antreten von der Reichsgrenze 60 Flugzeuge, 316 Geschütze (einschl. Pak und Flak), 205 Panzer und 600 Lastkraftwagen unsere Beute geworden. Jedoch war der nun nach Osten geworfene Gegner noch nicht vernichtet, was sich alsbald erweisen sollte.

Das Gen.Kdo. erhoffte von der nunmehrigen Zusammenfassung der Panzergruppe 4 im Gebiet um Ostrow ein schnelles, direktes und einheitliches Vorgehen der Panzergruppe auf Leningrad, und zwar des 56. Panzer-Korps über Luga, des 41. Panzer-Korps über Pleskau. Durch ein solches Vorgehen wäre, jedenfalls nach unserer Ansicht, am ehesten die baldige Einnahme von Leningrad, wie auch das Abschneiden der vor der 18. Armee durch Livland nach Estland zurückgehenden Feindkräfte zu erhoffen gewesen. Der hinter der Panzergruppe 4 folgenden 16. Armee hätte die offensive Deckung dieser Operation in ihrer offenen Ostflanke zu-fallen müssen.

Wohl auf Grund von Weisungen der obersten Führung entschied das Kdo. der Panzergruppe jedoch anders.

Dem 41. Panzer-Korps wurde zum Vorgehen in Richtung Leningrad die grosse Strasse über Luga zugewiesen.

Das 56. Panzer-Korps sollte, wiederum nach Osten ausholend, über Porchow – Nowgorod vorgehen, um baldigst bei Tschudowo die Verbindung Leningrad – Moskau zu unterbrechen. So wichtig das Letztere auch sein mochte, so ergab sich aus diesen Anordnungen doch wiederum eine weite Trennung der beiden Panzer-Korps. Sie musste die Gefahr in sich schliessen, dass jeder der beiden Gruppen die nötige Stosskraft fehlen würde. Dies um so mehr, als das vielfach sumpfige und grossenteils mit Wald bedeckte Gelände in dem Gebiet, das bis Leningrad zu durchschreiten war, für die Verwendung von Panzer-Korps ohnehin nicht sehr geeignet erschien.

Besonders bedauerlich war, dass dem 56. Panzer-Korps die SS-Totenkopf-Division, die inzwischen bei Sebesh – Opotschka durch die herankommende 290. Infanteriedivision frei geworden war, fortgenommen wurde. Sie wurde als Reserve der Panzergruppe südlich Ostrow angehalten. Wie bereits beim Antreten von der deutschen Grenze wurde also der Schwerpunkt der Panzergruppe wiederum auf deren linke Angriffsgruppe, das 41. Panzer-Korps gelegt. Das zu der weitausholenden Bewegung auf Tschudowo angesetzte 56. Panzer-Korps wurde nur mit einer Panzer- und einer mot.-Division auf die Reise geschickt. Die unerlässliche Deckung seiner offenen Südflanke durch die rechtsgestaffelt folgende SS-Totenkopf-Division war ihm vorenthalten worden. Besonders bedenklich im Hinblick darauf, dass die Feindkräfte, mit denen das Korps bisher im Kampfe gestanden hatte, zwar geschlagen, aber keineswegs vernichtet waren.

Wie dem auch sein mochte, das Gen.Kdo. blieb überzeugt, dass die Sicherheit des Korps auch weiterhin in der Schnelligkeit seiner Bewegungen zu suchen sein würde.

Die zuerst bei Ostrow verfügbare 3. Division (mot.) hatte bereits am 10. Juli Porchow nach hartem Kampf genommen, und wurde auf eine nördliche Nebenstrasse gesetzt. Die 8. Panzer-Division sollte über Solzy vorgehen, um möglichst bald den für das weitere Vorgehen entscheidenden Übergang über die Mschaga an deren Mündung in den Ilmensee in die Hand zu bekommen.

In andauernden, zumeist harten Kämpfen ging es in den nächsten Tagen weiter vorwärts. Der Gegner in unserer offenen Südflanke hatte sich bisher noch nicht bemerkbar gemacht, bis auf einen Überfall, den anscheinend feindliche Aufklärungskräfte am frühen Morgen des 14. Juli auf den Gefechtsstand des Gen.Kdos. machten, der sich auf dem Nordufer des Schelon-Flusses befand. Am gleichen Tage stiess die 8. Panzer-Division, die nach Kampf mit dem Gegner, der über starke Artillerie und schwere Panzer verfügte, Solzy genommen hatte, auf meine Einwirkung hin noch bis an den Mschaga-Abschnitt vor. Die Brücke wurde zerstört vorgefunden.

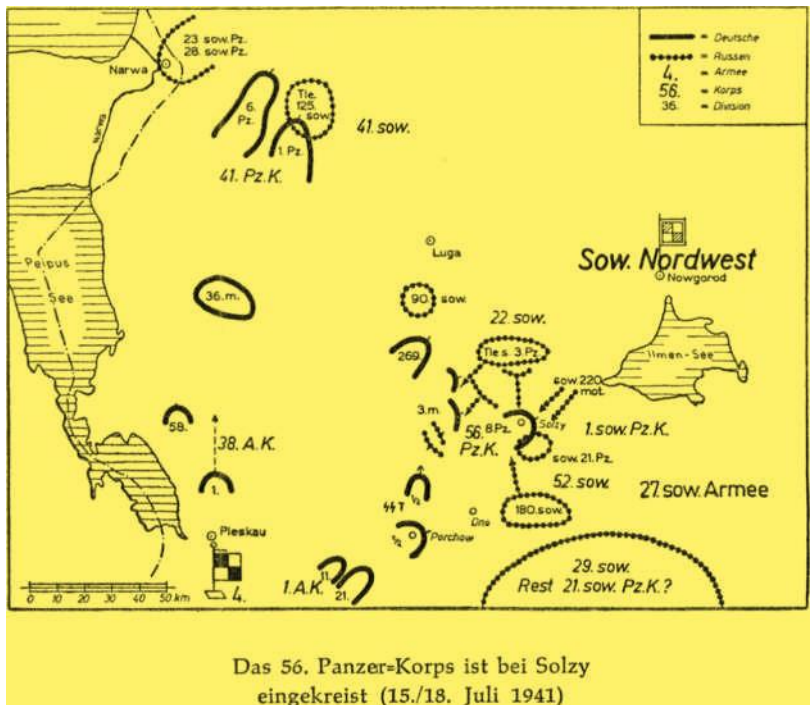
Inzwischen hatte das Kommando der Panzergruppe den Schwerpunkt ihres Vorgehens von der Strasse über Luga noch weiter nach Westen verlegt. Es hatte das 41. Panzer-Korps mit seinen drei schnellen Verbänden von Pleskau nach Norden vorgeführt, um dem vor der 18. Armee nördlich des Peipus-Sees über Narwa zurückgehenden Feind den Weg zu verlegen. An der Strasse nach Luga war von diesem Korps nur eine Infanterie-Division (269.) belassen worden.

Damit sah sich das 56. Panzer-Korps auf seiner weitausholenden Bewegung in Richtung Tschudowo plötzlich noch weiter isoliert, als dies schon bisher der Fall gewesen war. Das Gen.Kdo. wurde daher bei der Panzergruppe dahin vorstellig, dass unter diesen Umständen die sofortige Nachführung der SS-Totenkopf-Division und weiterhin des verhältnismässig dichtauf folgenden 1. AK der 16. Armee notwendig sei, wenn der Auftrag auf Tschudowo durchgeführt werden sollte.

Ehe jedoch noch eine Reaktion auf diesen Antrag erfolgen konnte, befand sich das 56. Panzer-Korps bereits in der Klemme. Am 15. Juli früh erhielt das Gen.Kdo. auf seinem Gefechtsstand am Schelon westlich Solzy recht unerfreuliche Meldungen. Der Gegner hatte mit starken Kräften die bis zur Mschaga vorgestossene 8. Panzer-Division von Norden her in der Flanke angegriffen und war zugleich von Süden über den Schelon vorgestossen. Solzy war in seiner Hand. Damit war die Masse der fechtenden Truppen der 8. Panzer-Division, die zwischen Solzy und der Mschaga standen, von den rückwärtigen Teilen der Division, in deren Bereich sich auch das Gen.Kdo. befand, abgeschnitten. Ausserdem aber hatte der Gegner auch hinter uns die Klappe zugemacht und sich von

Süden her mit starken Kräften auf unsere Nachschubstrasse gesetzt. Zugleich sah sich die weiter nördlich vorgehende 3. Division (mot.) bei Mal. Utogorsch von Norden und Nordosten her durch überlegene Feindkräfte angegriffen.

Es war klar, dass es die Absicht des Gegners war, das isolierte 56. Panzer-Korps einzukesseln. Das Fehlen der SS-Totenkopf-Division als



rückwärtige rechte Flankenstaffel hatte es ihm ermöglicht, die in unserer Südflanke befindlichen Kräfte zum Angriff über den Schelon anzu-
setzen. Zugleich aber hatte das Wegziehen des 41. Panzer-Korps von der
Strasse auf Luga dort starke Feindkräfte freigesetzt, die uns nun auch in
unserer Nordflanke angriffen.

Man konnte nicht sagen, dass im Augenblick die Lage des Korps sehr
beneidenswert war. Wir mussten uns fragen, ob wir diesmal nicht doch
etwas zu viel riskiert hätten? Hatten wir im Gefühl der bisherigen

Erfolge den Gegner in unserer Südflanke nicht doch zu sehr vernachlässigt? Aber was war uns schliesslich anderes übriggeblieben, wenn wir für die Durchführung der uns übertragenen Aufgabe überhaupt eine Chance haben wollten? In der gegebenen Lage blieb nichts übrig als die 8. Panzer-Division über Solzy zurückzunehmen, um aus der drohenden Umklammerung herauszukommen. Auch die 3. mot. Division musste, damit das Korps wieder Bewegungsfreiheit gewänne, vorübergehend vom Gegner gelöst werden. Es folgten einige kritische Tage, in denen der Feind mit allen Mitteln versuchte, unsere Einkreisung aufrecht zu erhalten. Er setzte hierzu neben Schützen-Divisionen auch zwei Panzer-Divisionen, starke Artillerie und Luftstreitkräfte ein. Trotzdem gelang es der 8. Panzer-Division, über Solzy nach Westen durchzubrechen und so ihre Kräfte wieder zu vereinigen. Zeitweise musste sie allerdings aus der Luft versorgt werden. Die 3. mot. Division konnte sich erst nach Abwehr von 17 feindlichen Angriffen vom Gegner lösen. Inzwischen gelang es auch, die Nachschubstrasse des Korps wieder frei zu kämpfen, nachdem das Kommando der Panzergruppe die SS-Totenkopf-Division dem Korps zur Verfügung gestellt hatte.

Am 18. Juli durfte die Krise als überwunden angesehen werden. Das Korps stand nun in einer nach Osten bzw. Nordosten gerichteten Front etwa in der Höhe von Dno wieder fest. Die 8. Panzer-Division konnte durch die SS-Division abgelöst werden, um etwas Ruhe zu bekommen. In der bisherigen offenen Südflanke war die Gefahr durch das Herankommen des 1. AK der 16. Armee, das sich Dno näherte, gebannt.

Ein Trost war ein in einem Kurierflugzeug erbeutetes Schreiben des Sowjetmarschalls Woroschilow, den ich 1931 in Moskau kennen gelernt hatte und der die uns gegenüberstehende Heeresfront befehligte. Aus ihm ging hervor, dass doch sehr starke Teile der sowjetischen Armeen zerschlagen worden seien, wobei besonders die Kämpfe um Solzy erwähnt wurden.

In den Tagen der Einkreisung hatten wir nach rückwärts naturgemäss bestenfalls durch Funk oder Flugzeug Verbindung gehabt. Kaum aber waren die rückwärtigen Verbindungen wieder hergestellt, als sich die übliche Fülle von Papier erneut über uns ergoss. Besonders bemerkenswert war eine telegrafische Anfrage drohenden Inhaltes, die von der obersten Führung kam. Radio Moskau hatte nämlich die Einkreisung unseres Korps etwas voreilig gefeiert und dabei gemeldet, dass die Sowjets bei uns wichtige Geheimvorschriften erbeutet hätten. Es handelte sich dabei um eine allerdings streng geheime Vorschrift über die Nebelwerfer. Diese neue Waffe, mit der wir auch Flammölgeschosse verschiessen konnten, war den Sowjets offenbar sehr unangenehm. Die

uns gegenüberstehende sowjetische Armee hatte bereits einmal offen an uns gefunkt, wenn wir nicht die Spielerei mit diesem Flammöl liessen, würden sie Gas verwenden. (Was sie angesichts ihres durchaus mangelhaften Gasschutzes naturgemäss gar nicht wagen konnten.) Es war also verständlich, wenn Radio Moskau die Erbeutung jener Geheimvorschrift freudig in die Welt hinaus posaunte. Nun wurden wir von der obersten Führung aufgefordert zu melden, «wie es möglich sei», dass eine geheime Kommandosache in die Hände des Feindes fallen konnte. Der Gegner hatte die Vorschrift selbstverständlich nicht bei der fechtenden Truppe erbeutet, sondern als er sich auf unsere Nachschubstrasse setzte, bei einer Trosskolonne. Ein Ereignis, welches bei einem weit vor der Heeresfront befindlichen Panzer-Korps jederzeit einmal eintreten kann. Als Antwort auf die Anfrage meldeten wir den Sachverhalt mit dem Zusatz, dass wir, um Tadel zu vermeiden, es in Zukunft unterlassen würden, uns 100 Kilometer vor der Heeresfront herumzutreiben.

Bereits am 19. Juli hatte das Kommando der Panzergruppe uns wissen lassen, dass geplant sei, das 56. Panzer-Korps nunmehr über Luga auf Leningrad anzusetzen. Die an der Strasse nach Luga stehende 269. Infanterie-Division war uns bereits unterstellt worden. Unser Vorschlag, die Kräfte der Panzergruppe doch nun endlich einmal zusammen^zufassen, und zwar – da die Stossrichtung über Luga, die durch weit ausgedehnte Waldungen führte, weniger geeignet erschien – im Norden beim 41. Panzer-Korps im Gebiet ostwärts Narwa (aus dem vier brauchbare Strassen nach Leningrad führten), fand noch immer keinen Anklang. Im Übrigen sollten wir zunächst noch gemeinsam mit dem 1. AK nach Osten gegen den bereits einmal erreichten Mschaga-Abschnitt angreifen. Die oberste Führung hielt anscheinend immer noch an dem Plan einer weitausholenden Umgehung, sogar östlich um den Ilmensee herum, fest. So kam es denn zunächst zu neuen Kämpfen, in denen wir zusammen mit dem 1. AK den Gegner wieder über die Mschaga warfen.

Am 26. Juli suchte uns der Oberquartiermeister des OKH, General Paulus, auf. Ich schilderte ihm die Kämpfe der rückliegenden Zeit und wies auf den starken Verschleiss des Panzer-Korps in einem für Einsatz von Panzertruppen recht ungeeigneten Gelände, sowie auf die Nachteile der Verzettelung der Panzergruppe hin. Die Verluste der drei schnellen Divisionen des Korps waren immerhin bereits auf 6'000 Mann gestiegen. Die Kräfte der Truppe waren ebenso überbeansprucht wie das Material, wenn es auch der 8. Panzer-Division in wenigen Ruhetagen gelang, die Zahl ihrer verwendungsbereiten Panzer wieder von 80 auf rund 150 zu erhöhen.

Ich erklärte Paulus, dass es meines Erachtens am besten wäre, die ganze

Panzer-Gruppe aus einem Gebiet, das ein rasches Vorwärtskommen fast unmöglich mache, herauszulösen und sie in Richtung Moskau zu verwenden. Sollte man an den Gedanken Leningrad und einer nach Osten ausholenden Bewegung über Tschudowo aber festhalten, so müssten hierzu vor allem Infanteriekräfte eingesetzt werden. Das Panzer-Korps müsste für den letzten Stoss auf die Stadt, nach Überwindung der Waldzonen, aufgespart werden. Andernfalls würden die schnellen Divisionen ohne Kampfkraft vor Leningrad ankommen. Eine solche Operation würde in jedem Fall Zeit kosten. Wollte man die Küste und Leningrad aber schnell in unseren Besitz bringen, so bliebe nur die Zusammenfassung der ganzen Panzergruppe im Norden im Gebiet ostwärts Narwa zum direkten Stoss auf Leningrad übrig. General Paulus stimmte meinen Ansichten durchaus zu.

Zunächst kam es jedoch völlig anders. Während die 16. Armee mit dem 1. und einem neu herangekommenen AK die Front an der Mschaga westlich des Ilmensee übernahm, sollte das 56. Panzer-Korps nunmehr doch den Stoss über Luga auf Leningrad führen. Ihm wurden hierzu die 3. mot. Division, die 269. Infanterie-Division und die neu zugeführte SS-Polizei-Division zugewiesen.

Damit erreichte die Zersplitterung der schnellen Kräfte der Panzergruppe allerdings einen Höhepunkt. Die SS-Totenkopf-Division blieb im Rahmen der 16. Armee am Ilmensee, die 8. Panzer-Division wurde von dem Kommando der Panzergruppe als Reserve vereinnahmt und zunächst zur Säuberung des rückwärtigen Gebietes von Partisanen eingesetzt, wozu sie nicht nur zu schade, sondern auch ungeeignet war. Bei Luga verfügte das Korps nunmehr über eine schnelle, die 3. mot. Division, während das 41. Panzer-Korps mit seinen drei schnellen Divisionen ostwärts Narwa kämpfte. Generaloberst Guderian, der Schöpfer der Panzertruppe, hatte für die Verwendung derselben die Maxime «Klotzen, nicht Kleckern» aufgestellt. Bei uns war dieser Satz offenbar in sein Gegenteil verkehrt worden. Alle Versuche, die drei schnellen Divisionen des Korps zu behalten, in welcher Richtung das 56. Panzer-Korps auch immer angesetzt werden würde, blieben erfolglos. Es ist im Übrigen eine alte Erfahrung, dass es bei Kräftenmangel nur wenigen Führern gelingt, die Ordnung in der Kriegsgliederung aufrecht zu erhalten und ein Zerreißen der Verbände zu vermeiden.

Die Kämpfe um Luga zu schildern, würde hier zu weit führen. Sie wurden recht schwer. Der Gegner, der vor wenigen Wochen in diesem Gebiet sicherlich nur geringe Kräfte verfügbar gehabt hatte, hatte sich nunmehr auf ein volles Korps zu drei Divisionen mit starker Artillerie und Panzerkräften verstärkt. Es kam hinzu, dass die Gegend um Luga

ein russischer Übungsplatz war, auf dem der Feind naturgemäss alle Einzelheiten des Geländes genau kannte. Zudem hatte er Zeit genug gehabt, starke Stellungen anzulegen.

Es wurde der 10. August, bis das Korps zum Angriff antreten konnte, der in den folgenden Tagen unter schweren Kämpfen immerhin Fortschritte machte. Leider waren die eigenen Verluste nicht unerheblich. Die SS-Polizei-Division verlor ihren tapferen Kommandeur, den Polizeigeneral Müllerstedt. Besonders lästig waren zahlreiche feindliche Gegenangriffe, die von Panzern geführt wurden, während das Korps selbst nunmehr über keinerlei Panzerkräfte verfügte. Zu erwähnen ist aus diesen Kämpfen die vorzügliche Arbeit unserer Artillerie-Beobachtungs-Abteilung, der der Gegner nichts Gleichwertiges entgegenzustellen hatte. Mit Hilfe ihrer Ziel-Aufklärung und Beobachtung konnte ein wesentlicher Teil der starken feindlichen Artillerie ausgeschaltet oder wenigstens zum Stellungswechsel nach rückwärts gezwungen werden. Gegen die neuerdings in grosser Zahl auftretenden feindlichen schweren Granatwerfer war allerdings auch die Beobachtungs-Abteilung machtlos.

Während diese Kämpfe noch im Gange waren, traf beim Gen.Kdo. der Befehl zu einer neuen Verwendung ein. Nun endlich sollte das Korps im Norden mit dem 41. Panzer-Korps zum Stoss auf Leningrad zusammengefasst werden. Allerdings wiederum nur das Gen.Kdo. mit der 3. mot. Division, während die 8. Panzer-Division und die SS-Totenkopf-Division weiterhin in ihrer derzeitigen Verwendung bleiben sollten.

Am 15. August übergaben wir den Befehl bei Luga an das Generalkommando des 50. AK, General Lindemann, einen alten Bekannten aus dem Ersten Weltkrieg, und fuhren nach Norden. Der Weg bis zu unserem neuen Gefechtsstand am Samro-See, 40 Kilometer südostwärts Narwa, war so schlecht, dass wir für 200 Kilometer acht Stunden benötigten. Wir waren kaum am späten Abend am Samro-See angekommen, als wir vom Kdo. der Panzergruppe angerufen wurden. Wir erhielten den Befehl, die uns folgende 3. mot. Division sofort anzuhalten, und selbst am nächsten Morgen früh beschleunigt wieder nach Süden zu fahren, um uns beim AOK 16 in Dno zu melden. Wir sollten nunmehr mit der 3. mot. Division und der vom Ilmensee heranzuziehenden SS-Totenkopf-Division zur 16. Armee treten. Man kann nicht sagen, dass wir über dieses Hin und Her sonderlich beglückt gewesen wären. Zu bewundern war lediglich unser Quartiermeister, Major Kleinschmidt, der die Nachricht, dass er nunmehr seine sämtlichen Nachschubdispositionen um 180 Grad zu drehen habe, mit unverwüstlicher Frische aufnahm.

Am 16. August fuhren wir also zunächst den gleichen scheusslichen Weg wie am Vortage zurück und weiter nach Dno. Diesmal waren es 260

Kilometer, zu denen wir 13 Stunden benötigten. Zum Glück war die 3. mot. Division noch nicht allzuweit nach Norden gekommen und konnte frühzeitig umgedreht werden. Was sich unsere Landser bei diesem Hin und Her gedacht haben mögen, möchte ich nicht untersuchen.

Letzten Endes rührte es wohl daher, dass insgesamt unsere Kräfte unzureichend, und dass das gesamte Gebiet zwischen Leningrad, Pleskau und dem Ilmensee für die Verwendung von Panzertruppen denkbar ungeeignet war.

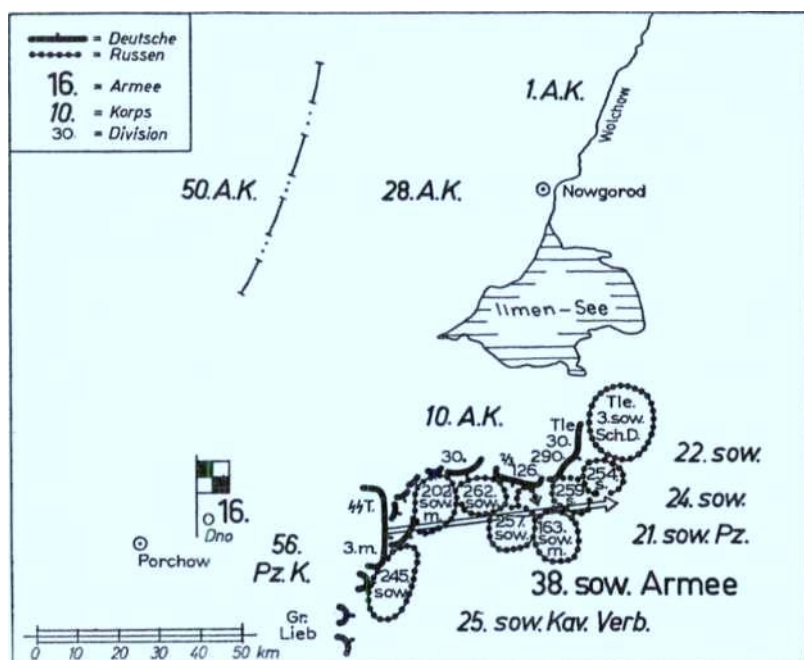
Beim AOK 16 stellte sich Folgendes heraus: Das auf dem rechten Flügel der 16. Armee südlich des Ilmensees kämpfende 10. AK war von weit überlegenen Feindkräften (38. sowjetische Armee mit 8 Divisionen und Kav.-Verbänden) angegriffen und zurückgedrängt worden. Es stand nunmehr – Front nach Süden – in schwerem Abwehrkampf südlich des Ilmensees. Der Gegner strebte offenbar an, es westlich zu umfassen. Das 56. Panzer-Korps sollte die dringend notwendige Entlastung bringen.

Für unser Korps musste es darauf ankommen, seine beiden schnellen Divisionen möglichst unbemerkt vom Gegner ostwärts Dno in dessen offene Westflanke zu führen, um dann die nach Norden im Angriff auf das 10. AK stehende Feindfront von der Flanke her aufzurollen, bzw. im Rücken zu fassen. Es war eine schöne Aufgabe, die vor uns lag. Die Freude der SS-Totenkopf-Division, wieder unter den Befehl des Generalkommandos zu treten, war zugleich eine Genugtuung für uns. Leider gelang es uns aber nicht, auch die 8. Panzer-Division für diese lohnende Aufgabe frei zu bekommen.

Bis zum 18. August war die sorgsamst verschleierte Heranführung der beiden Divisionen in die Westflanke des Gegners und ihre getarnte Bereitstellung gelungen. Am 19. August früh brach der Angriff des Korps, den Gegner offenbar überraschend, los. Wirklich gelang es, wie geplant, die feindliche Front von der Flanke her aufzurollen und im weiteren Verlauf der Kämpfe im Zusammenwirken mit dem nun auch wieder zum Angriff antretenden 10. AK die sowjetische 38. Armee entscheidend zu schlagen. Am 22. August war der Lowat südostwärts Staraja Russa erreicht, obwohl in den nahezu wegelosen Sandgelände die Infanterie der beiden motorisierten Divisionen grossenteils zu Fuss hatte vorgehen müssen. Allein in der Hand des Korps blieben in diesen Tagen 12'000 Gefangene, 141 Panzer, 246 Geschütze, sowie viele Hunderte von MG, Kraftfahrzeugen und anderen Fahrzeugen. Unter der Beute befanden sich zwei recht interessante Stücke. Das eine war eine nagelneue 8,8 cm Flak-Batterie deutscher Fertigung aus dem Jahre 1941! Das andere war das erste sowjetische Salvengeschütz, das überhaupt in deutsche Hand fiel. An seiner Bergung lag mir besonders viel. Um so grösser war meine Ent-

rüstung, als gemeldet wurde, dass es nicht abbefördert werden könne, weil seine Reifen abmontiert wären. Wer aber war der Täter? Kein anderer, als mein 2. Adjutant, Major Niemann, der diese Reifen für unseren Befehlsonnibus passend gefunden hatte. Er war recht betrübt, als er sie wieder herausgeben und an dem Salvengeschütz aufmontieren musste.

Während einer kurzen Rast am Lowat, die der Truppe, die wieder einmal alles aus sich herausholen musste, gegönnt wurde, schwebten an-



Stoß des 56. Panzer-Korps in die Flanke der sowjetischen Armee am 19. August 1941

scheinend Erwägungen über ein Herausziehen des 56. Panzer-Korps zwecks anderweitiger Verwendung. Dann aber wurde das Vorgehen der 16. Armee südlich des Ilmensees nach Osten doch wieder aufgenommen. Ende August setzte jedoch die erste Regenperiode dieses Sommers ein, durch die alsbald alle Wege so grundlos wurden, dass die beiden mot. Divisionen zeitweise völlig festlagen. Zugleich führte der Gegner neue Kräfte heran. Anstelle seiner geschlagenen 38. Armee tauchten vor der Front Cholm – Ilmensee der 16. Armee drei neue sowjetische Armeen,

die 27., 34. und 11. auf. So kam es zu neuen Kämpfen, die im Einzelnen zu schildern zu weit führen würde. Das 56. Panzer-Korps erzwang den Übergang über die Pola und kam bis dicht vor Demjansk. Abgesehen von dem sich versteifenden Feindwiderstand war das Vorwärtsquälen auf den grundlosen Wegen für Truppe und Material eine besondere Belastung. Auch ich war in dieser Zeit tagsüber immer bei den mir unterstellten Divisionen unterwegs, aber es ereignete sich oft genug, dass selbst mein starker Kübelwagen nur durch Zugmaschinen auf den sogenannten Strassen weitergebracht werden konnte. Als ich einmal, schon in der Dunkelheit, auf eine soeben in unsere Hand gefallene Brücke über die Pola zufuhr, deren Zugang zwar vermint aber inzwischen als geräumt gemeldet worden war, detonierte plötzlich unter unserem rechten Vorderrad eine Mine. Das Rad wurde weggerissen und 100 Meter fortgeschleudert, die Scheiben zersprangen. Nur unser Radio ging weiter. Von den vier Insassen war keiner auch nur leicht verletzt. Dass ich selbst, der ich rechts vom neben dem Fahrer gesessen hatte, nichts abbekommen hatte, konnte ich wirklich als eine gnädige Fügung betrachten!

In unserem Zeltlager fing es allmählich an, recht ungemütlich, nass und kühl zu werden. Aber irgend eine vernünftige Unterkunft für den Stab war in dieser Gegend nicht zu finden. Wir halfen uns zur Erwärmung durch den Besuch einer Sauna, wie sie – wenn auch in dürftigster Aufmachung – auch hier bei einem kleinen Gehöft zu finden war.

In jenen Wochen fühlten auch wir letzten Endes die Divergenz zwischen den Zielen Hitlers (Leningrad) und des OKH (Moskau). Der Oberbefehlshaber der 16. Armee, Generaloberst Busch, sagte mir, dass es seine Absicht sei, mit der 16. Armee nach Osten bis auf die Waldai-Höhen vorzustossen, um später in Richtung Kalinin – Moskau vorgehen zu können. Das Ob.Kdo.d.H.Gr. Nord schien anderer Ansicht zu sein, vor allem weil es für die dann entstehende offene Ostflanke der Armee fürchtete. Während einerseits aus dem Bereich der Heeresgruppe Mitte Anfang September das 57. Panzer-Korps in unsere Kämpfe von Süden her eingriff, erhielten wir am 12. September einen Befehl, nach dem wir in Kürze mit der 3. mot. Division nach Süden zur Heeresgruppe Mitte (9. Armee) verschoben werden würden. Selbst als Kom. General konnte man sich keinen rechten Vers aus diesem Hin und Her machen. Ich hatte aber den Eindruck, dass es letzten Endes auch eine Folge des Tauziehens war, das offensichtlich zwischen Hitler und dem OKH im Bezug auf die zu verfolgenden operativen Ziele – Moskau oder Leningrad – herrschte.

Immerhin waren die Kämpfe der 16. Armee in jenen Wochen, an denen das 56. Panzer-Korps beteiligt war, weiterhin erfolgreich. Am 16. September konnte das OKW bekanntgeben, dass starke Kräfte der 11., 27.

und 34. sowjetischen Armee geschlagen worden seien. Neun feindliche Divisionen wurden als vernichtet, neun weitere als zerschlagen angegeben.

Trotzdem fehlte bei uns das Gefühl wirklicher Befriedigung über diese Erfolge. Man war sich nicht mehr klar, welches operative Ziel nun eigentlich verfolgt werden sollte, welchem höheren Zweck also all diese Kämpfe dienten. Die Zeiten des Vorwärtsstürens, wie seinerzeit bei unserem Raid auf Dünaburg, waren jedenfalls vorüber. Doch meine Zeit an der Spitze des 56. Panzer-Korps sollte nunmehr zu Ende gehen.

Am 12. September abends sass ich mit Herren meines Stabes bei strömendem Regen in meinem Zelt. Seit es früh dunkel wurde, hatten wir uns entschlossen, uns die Zeit bis zum Eingang der Abendmeldungen durch ein Bridgespiel zu verkürzen. Plötzlich klingelte neben mir das Telefon. Ich wurde für den Oberbefehlshaber, meinen Freund Busch, gewünscht. Solch nächtlicher Anruf bedeutet im Allgemeinen nichts Erfreuliches. Busch aber las mir folgendes Fernschreiben des OKH vor:

«General d.Inf. v. Manstein ist sofort zur Heeresgruppe Süd in Marsch zu setzen, zwecks Übernahme der 11. Armee.»

Jeder Soldat wird mitempfinden können, mit welcher Freude und mit welchem Stolz mich die Tatsache erfüllte, nunmehr eine Armee führen zu sollen. Erschien dies doch als die Krönung der militärischen Laufbahn.

Früh am nächsten Morgen verabschiedete ich mich – leider nur telefonisch – von den dem Generalkommando unterstellten Divisionen und anschliessend von meinem Stabe. Ich gedachte dabei dankbar dessen, was das Panzer-Korps und der Stab in den rückliegenden Monaten des Feldzuges geleistet hatten. In ihnen waren das Korps und seine Divisionen zu einer wirklichen Einheit zusammengewachsen.

So freudig ich auch an die neue grössere Aufgabe heranging, so war ich mir doch klar, dass die vielleicht befriedigendste Zeit meines Soldatenlebens nunmehr vorüber war. Drei Monate hindurch hatte ich mit der Truppe eng zusammengelebt, ihre Sorgen und Nöte, aber auch den Stolz ihrer Erfolge geteilt. Immer wieder hatte ich gerade aus diesem gemeinsamen Erleben, aus der Hingabe und Freudigkeit, mit der jeder seine Pflicht erfüllte, wie aus der engen Kameradschaft neue Kraft schöpfen können. In Zukunft würde es meine Stellung bedingen, dass ich nicht mehr im gleichen Masse im Rahmen der Truppe würde wirken dürfen.

Kaum je würde ich wieder etwas Gleiches erleben, wie den stürmischen Raid des 56. Panzer-Korps in den ersten Kriegstagen, die Erfüllung aller Träume, die ein Panzerführer haben kann. So wurde mir der Abschied vom Korps und meinem Stabe doch recht schwer. Vor allem auch von meinem bewährten Chef, dem Oberst Freiherrn v. Elverfeldt, einem

vornehin denkenden, ruhigen und immer zuverlässigen Ratgeber. Desgleichen von meinem temperamentvollen, klugen I a, Major Detleffsen, dem I c, Guido v. Kessel und dem unermüdlichen Quartiermeister, Major Kleinschmidt. Auch mein II a, Major v. d. Marwitz, der seit einigen Wochen bei uns war und mit dem mich schon seit unseren gemeinsamen Kriegsschultagen in Engers, sowie aus Pommern, eine enge Freundschaft verband, musste ich leider zurücklassen. Als ich am Morgen des 13. September zunächst zur Abmeldung zu meinem Freunde Busch fuhr, konnten mich nur mein Ordonnanz-Offizier, Specht, und meine beiden Fahrer Nagel und Schumann begleiten. Keiner von ihnen weilt heute mehr unter den Lebenden!

9. Kapitel

DER KRIM-FELDZUG

Besonderheit des Krimfeldzuges. Übernahme des Oberbefehls. Der Stab des AOK 11. Der «neue Herr». Die Rumänen. Der neue Kriegsschauplatz. Die Lage bei Übernahme des Oberbefehls. Doppelaufgabe der Armee: Krim oder Rostow? Askania Nowa. Schlacht auf zwei Fronten. Durchbruch durch die Enge von Perekop, Schlacht am Asowschen Meer. Durchbruch durch die Engen von Ischun. Eroberung der Krim. Der erste Angriff auf Sewastopol. Stalinoffensive. Die Sowjets Landen bei Kertsch und Feodosia. Der tragische Fall des Grafen Sponneck. Landung bei Eupatoria. Partisanenkrieg. Das Schicksal der Armee hängt am seidenen Faden. Gegenangriff bei Feodosia. Abwehrschlachten in der Enge von Parpatsch. Die Vertreibung der Sowjets von der Halbinsel Kertsch. «Trappenjagd», ein Vernichtungssieg. Die Eroberung der Festung Sewastopol. Urlaub in Siebenbürgen.

Wenn ich nunmehr den Versuch mache, die Kämpfe der 11. *Armee* und ihrer rumänischen Kampfgefährten auf der Krim zu schildern, so geschieht dies in erster Linie, um meinen Kameraden von der Krim-Armee ein Denkmal zu setzen. Zugleich auch, um den Überlebenden von ihnen ein Gesamtbild des Geschehens zu geben, das ihnen damals doch nur in Bruchstücken bekannt werden konnte.

Sie haben in jener Zeit 1941/42 Gewaltiges geleistet in pausenlosen Kämpfen – fast stets gegen einen zahlenmässig überlegenen Gegner – immer wieder mit unvergleichlichem Angriffsschwung stürmend und verfolgend, in anscheinend aussichtslosen Lagen tapfer standhaltend. Oft mögen sie nicht gewusst haben, warum die Führung der Armee anscheinend unerfüllbare Forderungen an sie stellen musste, warum sie aus einem Kampf in einen anderen, von einer Front an die andere geworfen wurden. Sie haben trotzdem diese Forderungen in letzter Hin-

gabe erfüllt im Vertrauen auf die Führung; wie diese stets gewusst hat, dass sie sich auf ihre Truppen verlassen konnte!

Es würde den Rahmen dieses Buches sprengen, wenn ich im Einzelnen über all die Kämpfe dieses Feldzuges berichten, wenn ich versuchen wollte, alle Taten zu erwähnen, die von Einzelnen oder bestimmten Truppenteilen vollbracht wurden. Bei dem Fehlen der Unterlagen würde zudem das Hervorheben Einzelner, deren Taten im Gedächtnis haften geblieben sind, eine Ungerechtigkeit gegen ungezählte Andere bedeuten, die Gleiches geleistet haben. So muss ich mich darauf beschränken, den Gang der Operationen im Grossen zu schildern. Auch aus solcher Schilderung wird die Leistung der Truppe als *der* Faktor hervorleuchten, der die Angriffsschlachten entschied, der es der Führung ermöglichte, auch in schwersten Krisen «die Niederlage unter ihren Fuss zu bringen», und durch den der Feldzug schliesslich mit einer klassischen Vernichtungsschlacht auf der Halbinsel Kertsch und der Bezwingung der Seefestung Sewastopol zum siegreichen Ende geführt werden konnte.

Der Krim-Feldzug der 11. Armee wird aber auch über den Kreis derer, die ihn mitgemacht haben, hinaus Interesse beanspruchen dürfen. Ist er doch einer der wenigen Fälle, in dem eine Armee noch selbständig auf einem gesonderten Kriegsschauplatz operieren konnte. Allein auf sich angewiesen, aber auch von Eingriffen der obersten Führung verschont. Drängen sich ferner doch in diesem Feldzug, in einer Zeitspanne von zehn Monaten unaufhörlicher Kämpfe, Angriffs- und Abwehrschlachten, freie Operationsführung im Bewegungskrieg, eine stürmische Verfolgung, Landungsoperationen des die See beherrschenden Gegners, Partisanenkämpfe und der Angriff auf eine starke Festung zusammen.

Schliesslich wird der Krim-Feldzug auch deshalb Interesse finden, weil sein Schauplatz jene das Schwarze Meer beherrschende Halbinsel war, die noch heute die Spuren der Griechen, der Goten, der Genuesen und der Tataren trägt. Schon einmal (im Krim-Kriege 1854/56) stand sie im Brennpunkt der Geschichte. Die Namen der Stätten, die damals eine Rolle gespielt haben: die Alma, Balaklawa, Inkerman, Malakoff werden wiederum aufleuchten. Allerdings die operative Lage im Krim-Krieg 1854/56 lässt sich mit der des Jahres 1941/42 in keiner Weise vergleichen. Damals beherrschten die angreifenden Westmächte die See und konnten sich alle Vorteile, die der Besitz der Seeherrschaft bietet, zunutze machen. Im Krim-Feldzug 1941/42 jedoch lag die Seeherrschaft im Schwarzen Meer in der Hand der Russen. Die angreifende 11. Armee hatte nicht nur die Krim und Sewastopol zu erobern, sondern zugleich all den Möglichkeiten die Stirn zu bieten, die der Besitz der Seeherrschaft den Sowjets gewährte.

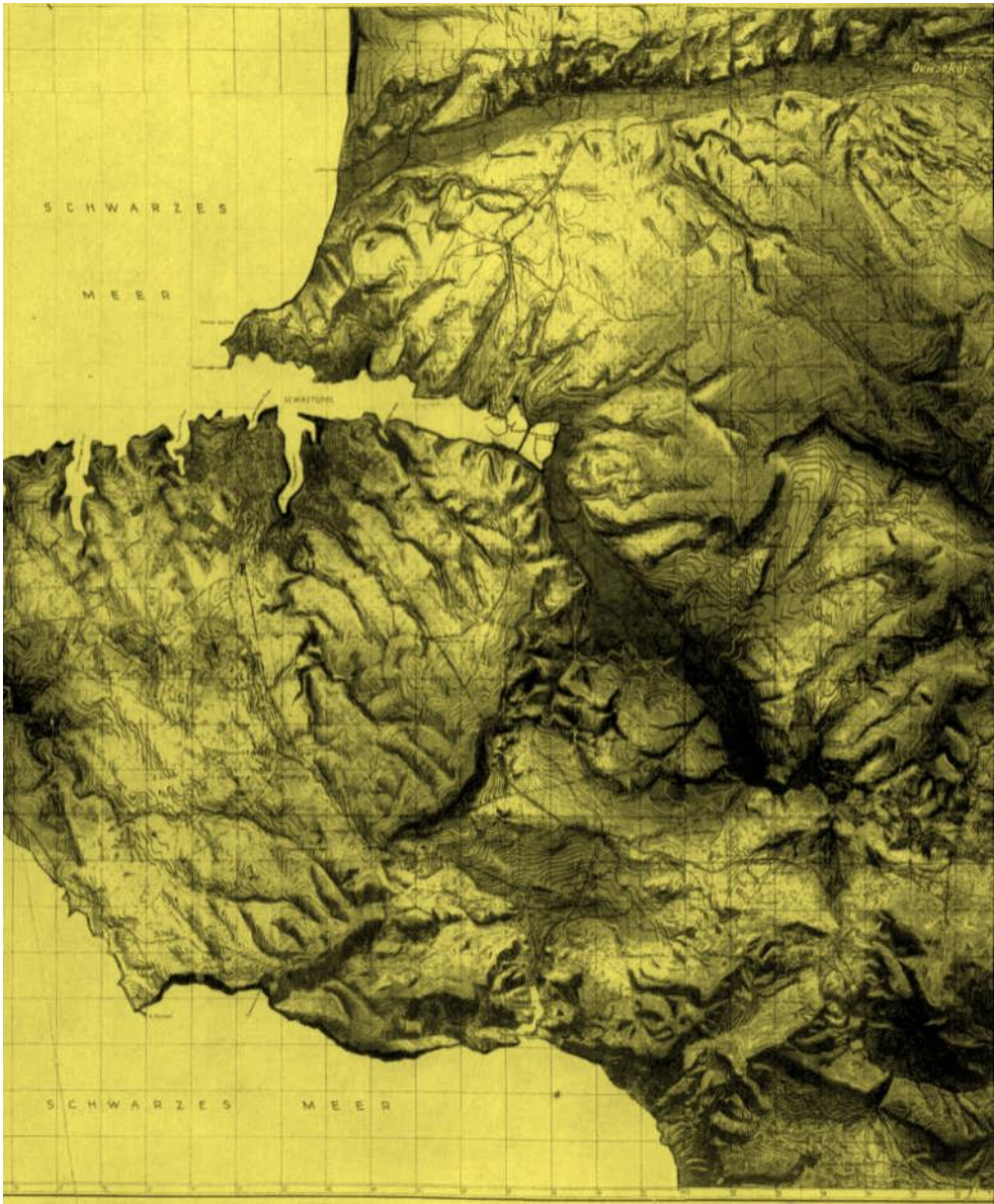
Die Lage bei Übernahme des Oberbefehls über die 11. Armee

Am 17. September 1941 traf ich im Hauptquartier der 11. Armee, dem an der Bug-Mündung gelegenen russischen Kriegshafen Nikolajew, ein und übernahm den Befehl.

Der bisherige Oberbefehlshaber, *Generaloberst Ritter v. Schobert*, war tags zuvor in Nikolajew beigesetzt worden. Er war bei einem seiner täglichen Frontbesuche mit dem «Storch» in einem russischen Minenfeld gelandet und hatte dabei zusammen mit seinem Piloten den Tod gefunden. Mit ihm verlor das deutsche Heer einen vornehm denkenden Offizier und einen seiner bewährtesten Frontsoldaten, dem die Herzen seiner Landsleute gehört hatten.

Der *Stab des Armeeeoberkommandos*, dessen Führungs-Abteilung später auch das Oberkommando der Heeresgruppe Don bzw. Süd bilden sollte, war fast durchweg ausgezeichnet zusammengesetzt. Ich gedenke dankbar der Zusammenarbeit mit so vielen vortrefflichen Gehilfen in zweieinhalb schweren Kriegsjahren. Wir sind in dieser langen Zeitspanne immer erneut vor neue und schwere Aufgaben gestellt worden, hatten immer neue Lagen zu meistern. Dadurch ist unser Oberkommando vor der Gefahr bewahrt geblieben, in Routine-Geleise zu geraten, der hohe Kommandobehörden, zum Beispiel im Stellungskrieg oder an ruhigen Fronten, nur zu leicht unterliegen. Zugleich festigte die gemeinsame Lösung immer neuer Probleme das gegenseitige Vertrauen, was wiederum das selbständige Arbeiten und die Selbsttätigkeit des Einzelnen förderte.

Es ist mir nicht möglich, aller meiner Mitarbeiter in diesen Jahren namentlich zu gedenken. Für sie alle mögen daher die Namen meiner engsten Ratgeber stehen. Der meines damaligen Chefs des Generalstabes, des Oberst Wöhler, der mir besonders in den krisenreichsten Wochen des Krim-Feldzuges in seiner unerschütterlichen Ruhe eine unschätzbare Stütze gewesen ist. Dann vor allem meines damaligen I a, des späteren Generals Busse, der von dieser Stellung zum Generalstabschef der Heeresgruppe Süd aufrücken und so bis zum Ende meiner Führungstätigkeit mit mir zusammen bleiben sollte. Er ist mir in all den schweren Jahren nicht nur der wertvollste Berater gewesen, auf dessen Urteil man sich immer verlassen konnte, dessen Arbeitskraft nie erlahmte und der auch in den kritischen Lagen nie die Nerven verlor. Er ist mir darüber hinaus der treueste Freund geworden, der nach dem Kriege – alle eigenen Pläne zurückstellend, alle Berufsaussichten beiseiteschiebend – über ein Jahr geopfert hat, um mir bei der Verteidigung in meinem Prozess zur Seite zu stehen. Schliesslich möchte ich noch unseren vortrefflichen Ober-



Reliefkarte des Festungsgebietes von Sewastopol



*Panzerbatterie
Maxim Gorki*

An der Südküste der Krim



quartiermeister, den späteren General Hauck, nennen, der mich von der Sorge für den oft so schwierigen Nachschub der Armee entlastet und der ebenfalls nach dem Kriege seine Treue bewiesen hat.

So eng unser Stab – zunächst als der des AOK 11, später als der der Heeresgruppe Don bzw. Süd – zusammengewachsen ist und so vertrauensvoll das Verhältnis zwischen meinen Mitarbeitern und mir auch wurde, so hatte man doch beim AOK 11 zunächst der Ankunft des neuen Herrn wohl mit etwas Besorgnis entgegengesehen. Mein Vorgänger, General Ritter v. Schobert, hatte die urbane Umgangsart des Bayern gehabt, bei dem selbst eine Grobheit noch gemütlich klang. Mir ging wohl der Ruf einer gewissen «preussischen» Kühle und Zurückhaltung voraus. Jedenfalls habe ich dies – allerdings erst viel später – durch ein komisches Zwischenspiel in meinem in Hamburg stattfindenden Prozess erfahren. Während dieser Akt einer «kostspieligen Rache» gespensterhaft abrollte, entdeckte der Hauptankläger in dem von ihm als Beweistück vorgelegten Kriegstagebuch des Oberkommandos der 11. Armee eine überklebte Stelle. Welch ein Fund! Hier konnte doch nur etwas verdeckt worden sein, was als Belastung gegen mich zu verwenden wäre! Mit aller Sorgfalt wurde der Klebestreifen, der einen geheimnisvollen Text verbergen sollte, im Gerichtssaal entfernt. Welche Schandtat würde zutage kommen? Mir selbst war von dem Klebestreifen nichts bekannt, da ich als Oberbefehlshaber zwar das Tagebuch nach Vorschrift unterschrieben, aber aus Zeitmangel niemals gelesen hatte. Das war Aufgabe des Chefs d. G. gewesen. Nachdem die überklebte Stelle freigelegt worden war, verlas der Ankläger dem Gericht den offenbar gewordenen Text. Er verlas ihn nicht ohne Betroffenheit und steigende Verlegenheit. Der freigelegte Passus lautete etwa:

«Es kommt ein neuer Oberbefehlshaber. Er ist ein ‚Herr^z und etwas schwierig. Aber man kann offen mit ihm reden.»

Das Gericht sah sich unsicher und schliesslich schmunzelnd an. Offenbar bedeutete das, was die Anklage mit so grossen Erwartungen hatte präsentieren wollen, keine sensationelle Belastung des Angeklagten. Gewiss hatten die Richter selbst schon solche Vorgesetzte erlebt. Im Übrigen war der Sach verhalt bald aufgeklärt: Der Chef des Generalstabs, Wöhler, hatte kurz vor meinem Eintreffen eine Stabsbesprechung abgehalten, in der er auch auf die Person des neuen Oberbefehlshabers kurz eingegangen war. Der Offizier, der das Kriegstagebuch führte, hatte Wöhlers Worte darin aufgenommen. Dieser hatte sie dann aber taktvollerweise überkleben lassen, ehe mir das Kriegstagebuch zur Unterschrift vorgelegt wurde. So enthüllt manchmal ein Zufall dem Menschen, wie andere von ihm denken. Wie gesagt, wir haben uns dann aber recht

gut vertragen. Als ich 1944 das Kommando abgab, wollten auch viele meiner Mitarbeiter nicht mehr bei dem Stabe bleiben.

Das Neue der Lage, in die ich mich mit der Befehlsübernahme versetzt sah, erschöpfte sich nicht in der Erweiterung meiner Führungstätigkeit, anstatt eines Korps nunmehr eine Armee zu kommandieren. Vielmehr erfuhr ich erst in Nikolajew, dass ich nicht nur den Befehl über die 11. Armee, sondern zugleich auch über die dieser angegliederte 3. rumänische Armee zu übernehmen hatte.

Die Befehlsverhältnisse auf diesem Teil des östlichen Kriegsschauplatzes waren aus politischen Gründen nicht ganz einfach zu regeln gewesen.

Der Oberbefehl über die aus Rumänien antretenden verbündeten Kräfte, die 3. und 4. rumänische Armee und die deutsche 11. Armee, war dem rumänischen Staatsführer, Marschall Antonescu, überlassen worden. Er war jedoch zugleich an die operativen Weisungen der Heeresgruppe Süd des Generalfeldmarschalls v. Rundstedt gebunden. Hierzu hatte das AOK 11 sozusagen das Bindeglied zwischen dem Marschall und dem Oberkommando der Heeresgruppe gebildet und ersteren operativ beraten.

Bei meiner Ankunft aber hatte sich bereits ergeben, dass Antonescu selbst nur noch über die 4. rumänische Armee disponierte, die er zum Angriff auf Odessa angesetzt hatte. Der 11. Armee, die ihre Weisungen nunmehr unmittelbar von der Heeresgruppe Süd erhielt, war für das weitere Vorgehen nach Osten die andere der beiden am Feldzug teilnehmenden rumänischen Armeen, die 3., unterstellt worden.

Ist es schon an und für sich misslich, wenn ein Armeeoberkommando ausser der eigenen Armee noch über eine selbständige andere Armee verfügen soll, so musste diese Aufgabe doppelt schwierig sein, wenn es sich dabei um eine verbündete Armee handelte. Dies um so mehr, als zwischen den beiderseitigen Armeen nicht nur – wie stets bei Verbündeten – gewisse Unterschiede in Organisation, Ausbildung und Führungstradition bestanden, sondern darüber hinaus ein erheblicher Abstand hinsichtlich des Kampfwertes. Eine Tatsache, die ab und an ein nachdrücklicheres Eingreifen in die Befehlsführung des Verbündeten unumgänglich machte, als es innerhalb der eigenen Armee üblich und im Interesse des guten Verhältnisses zu den Verbündeten erwünscht war.

Dass trotz dieser Schwierigkeiten unsere Zusammenarbeit mit den rumänischen Kommandobehörden und Truppen ohne grössere Reibungen möglich gewesen ist, war wesentlich der Loyalität des Oberbefehlshabers der 3. rumänischen Armee, des Generals (später Generaloberst)

Dumitrescu zu verdanken. Auch die deutschen Verbindungskommandos, die wir bei allen Stäben bis zur Division und Brigade hatten, haben mit Takt und, wenn nötig, mit Energie wesentlich zum Zusammenwirken beigetragen.

Vor allem aber ist in diesem Zusammenhang des rumänischen Staatsführers *Marschall Antonescu* zu gedenken. Wie immer auch das Urteil der Geschichte über ihn als Politiker ausfallen mag, Marschall Antonescu ist ein wahrer Patriot, ein guter Soldat und sicherlich unser loyalster Verbündeter gewesen. Ein Soldat, der, nachdem er das Schicksal seines Landes mit dem des Reiches verknüpft hatte, bis zu seinem Sturz alles getan hat, um die militärische Kraft Rumäniens und sein Kriegspotential auf unserer Seite zum wirksamen Einsatz zu bringen. Wenn ihm dies vielleicht nicht immer in vollem Umfange geglückt ist, so lag das in den inneren Verhältnissen seines Staates und seines Regimes begründet. In jedem Fall hat er treu zu seinen Verbündeten gestanden, und ich kann mich der Zusammenarbeit mit ihm nur dankbar erinnern.

Was die *rumänische Armee* anbetraf, so hatte sie zweifellos nicht unerhebliche Schwächen. Zwar war der rumänische Soldat – zumeist dem Bauernstand entstammend – an sich anspruchslos, leistungsfähig und auch tapfer. Jedoch liess der geringe Stand der allgemeinen Schulbildung die Erziehung zum selbständig handelnden Einzelkämpfer, geschweige denn zum Unterführer nur in sehr begrenztem Umfange zu. Wo, wie bei den Angehörigen der deutschen Minderheit, die Voraussetzungen hierfür gegeben gewesen wären, stellte das nationale Ressentiment der Rumänen ein Hindernis für den Aufstieg der deutschen Soldaten dar. Veraltete Einrichtungen, wie das Bestehen der Prügelstrafe, waren ebenfalls nicht geeignet, den Wert der Truppe zu erhöhen. Sie führten vielmehr dazu, dass deutschstämmige rumänische Soldaten mit allen Mitteln versuchten, in die deutsche Wehrmacht – und da dieser ihre Aufnahme verboten war – in die Waffen-SS zu gelangen.

Ein entscheidender Nachteil hinsichtlich der Festigkeit des inneren Gefüges der Truppe war das Fehlen eines Unteroffizierkorps in unserem Sinne. Man vergisst bei uns heute leider nur zu sehr, was wir in dieser Hinsicht unserem vortrefflichen Unteroffizierkorps zu verdanken gehabt haben.

Von weittragender Bedeutung war ferner, dass ein erheblicher Teil, namentlich der Offiziere in höheren und mittleren Stellen, den Anforderungen nicht genügte. Vor allem fehlte die enge Verbundenheit zwischen Offizier und Mann, wie sie bei uns selbstverständlich war. Was die Fürsorge des Offiziers für den Mann betraf, so fehlte es durchaus hierin an «preussischer» Erziehung.

Die Gefechtsausbildung genügte mangels Kriegserfahrung nicht den Anforderungen des modernen Krieges. Dies führte zu überhohen Verlusten, die wiederum der Moral der Truppe abträglich sein mussten.

Die Führung war – seit 1918 unter französischem Einfluss – über die Gedankengänge des Ersten Weltkrieges nicht hinausgekommen.

Die Bewaffnung war zum Teil unmodern bzw. unzureichend. Dies galt insbesondere für die Panzerabwehr mit der Folge, dass auf ein Standhalten gegenüber sowjetischen Panzerangriffen kaum gerechnet werden konnte. Ob das Reich auf diesem Gebiet nicht wirksamer hätte helfen können, muss dahingestellt bleiben.

Schliesslich ist noch eine Hypothek zu erwähnen, die auf der Verwendbarkeit der rumänischen Truppen im Ostkriege lastete, der ungeheure Respekt, den man vor «dem Russen» hatte. Er konnte in schwierigen Lagen zur Gefahr einer Panik führen. Diese Hypothek wird man im Übrigen in einem Krieg gegen Russland mehr oder weniger bei allen süd-osteuropäischen Völkern in Rechnung zu stellen haben. Bei Bulgaren und Serben kommt noch das Gefühl der slawischen Verwandtschaft als weiterer Unsicherheitsfaktor hinzu.

Ein weiterer Umstand war bei der Einschätzung des Kampfwertes der rumänischen Truppen nicht ganz ausser acht zu lassen. Zu jenem Zeitpunkt hatte Rumänien sein eigentliches Kriegsziel, die Wiedergewinnung des ihm kürzlich geraubten Bessarabien, bereits erreicht. Schon das von Hitler Rumänien zugestandene oder aufgedrängte «Transnistrien» (das Gebiet zwischen Dnjestr und Bug) lag an sich ausserhalb des Bereichs der rumänischen Wünsche. Es war erklärlich, dass der Gedanke, nun weiter in das gefürchtete Russland vorstossen zu sollen, bei vielen Rumänen keine allzu grosse Begeisterung auslöste.

Trotz aller vorstehend genannten Mängel und Einschränkungen haben jedoch die rumänischen Truppen im Rahmen des ihnen Möglichen ihre Pflicht getan. Vor allem haben sie sich stets willig der deutschen Führung untergeordnet. Sie haben nicht, wie andere unserer Verbündeten, Prestigefragen über das sachlich Notwendige gestellt. Sicher ist dafür der Einfluss des soldatisch denkenden Marschalls Antonescu von ausschlaggebender Bedeutung gewesen.

Im Einzelnen lautete damals das Urteil meiner Berater über die uns unterstellte 3. rumänische Armee dahin, dass sie nach verhältnismässig hohen Verlusten zum Angriff nicht mehr, zur Verteidigung nur bei Einziehung deutscher «Korsettstangen» befähigt sein werde.

Vielleicht darf ich hier auch einige Episoden einfügen, die ich im Verkehr mit den rumänischen Kameraden erlebte. Im Frühjahr 1942 besuchte ich einmal die 4. rumänische Geb.-Division, die unter ihrem

Kommandeur, General Manoliu, zur Partisanen-Bekämpfung im Jailagebirge eingesetzt war. Zeitweise waren wir gezwungen, das ganze rumänische Geb.-Korps mit einer Anzahl kleinerer deutscher Einheiten für diesen Kampf einzusetzen! Zunächst besichtigte ich einige Truppenteile; dann wurde ich in das Stabsgebäude geführt. Vor einer grossen Karte zeigte mir General Manoliu stolz den ganzen Weg, den seine Division von Rumänien bis auf die Krim zurückgelegt hatte. Es war klar, dass er damit andeuten wollte, dass es nun wohl genug sei. Meine Bemerkung: «Oh, da haben Sie ja schon den halben Weg bis zum Kaukasus hinter sich!» erregte zweifellos keine Begeisterung. Bei unserem Rundgang durch die Quartiere schmetterte jedesmal vor einer neuen Unterkunft ein Trompetensignal. Für mich wohl als Ehrung, für die betr. Truppe als Warnsignal: «Hier kommt einer». Ich überraschte meine gewandten Führer aber doch, indem ich in einer Unterkunft an die dampfende Feldküche ging, um das Mannschaftsessen zu kosten.

So etwas war ihnen von einem höheren Vorgesetzten wohl noch nicht passiert! Die Suppe war auch danach. Anschliessend musste ich natürlich beim Divisionsstab essen. Hier sah es erheblich anders aus! Die Rumänen kannten nicht die Gleichheit der Verpflegung für Offizier und Mann. Es gab ein recht üppiges Mittagessen, allerdings selbst hier mit einer Abstufung. Die jüngeren Offiziere erhielten einen Gang weniger, und auch der Wein in der Nähe des Divisionskommandeurs war fraglos besser. Wenn wir auch den Nachschub für die rumänischen Truppen grossenteils besorgten, so ist es doch immer schwierig gewesen, einen Einfluss auf die Verteilung der Lebensmittel zu nehmen. Der rumänische Offizier stand auf dem Standpunkt, dass der rumänische Soldat, meist aus dem Bauernstand stammend, an einfachste Kost gewöhnt sei, so dass die Offiziere ruhig ein Mehr an Verpflegung beanspruchen könnten. Besonders galt dies für die Marketenderwaren, vor allem Tabakwaren und Schokolade, die wir nach der Verpflegungsstärke lieferten. Die Offiziere behaupteten, dass die Mannschaften diese Waren ohnehin nicht kaufen könnten, und so blieben sie meist in den Offiziersmessen hängen. Selbst ein Einspruch von mir bei Marschall Antonescu hatte in dieser Frage keinerlei Erfolg. Er ging der Sache zwar nach, sagte mir dann aber, es sei ihm gemeldet worden, alles wäre in Ordnung.

Der *Frontabschnitt*, in dem ich den Befehl zu führen hatte, bildete den äussersten Südflügel der Ostfront. Er umfasste im Wesentlichen den Bereich der Nogaischen Steppe zwischen dem unteren Bug, dem Schwarzen bzw. Asowschen Meer und dem Dnjepr-Knie südlich Saporoshje sowie die Krim. Eine unmittelbare Fühlung mit den nördlich des Dnjepr vorgehenden Hauptkräften der Heeresgruppe Süd bestand nicht, was

der Operationsfreiheit der 11. Armee zugute kam. Aus den Waldgebieten Nordrusslands, in denen ich zuletzt mit dem für solches Gelände wenig geeigneten Panzer-Korps hatte operieren müssen, kam ich nun in die Weiten der Steppe, die so gut wie kein Hindernis, allerdings auch keine Deckung boten. Ein ideales Gelände für Panzer-Verbände, die aber leider bei der Armee nicht vorhanden waren.

Nur die im Sommer trockenen Bette der kleineren Flüsse bildeten tief eingeschnittene Rinnen mit steilen Ufern, Balkas genannt. Trotzdem hatte die Steppe auch in ihrer Monotonie einen eigenartigen Reiz. Wohl jeden überkam die Sehnsucht nach der Weite, nach der Unendlichkeit. Stundenlang konnte man – oft nur nach dem Kompass – diese Landschaft durchfahren, ohne eine Erhebung, eine Siedlung, ein menschliches Wesen anzutreffen. Der weite Horizont allein schien eine Höhenwelle zu sein, hinter der vielleicht ein Paradies lockte. Aber immer dehnte er sich weiter und weiter. Allein die Stangen der anglo-iranischen Telegrafienlinie, die s. Z. Siemens gebaut hatte, unterbrachen die Eintönigkeit. Bei Sonnenuntergang aber erglühete die Steppe in den herrlichsten Farb-tönungen. Im Ostteil der Nogaischen Steppe, um Melitopol und nord-ostwärts traf man dann auf schöne Dörfer mit deutschen Namen, wie Karlsruhe, Helenental usw. Sie lagen inmitten reicher Obstgärten. Fest-gebaute Steinhäuser kündeten von ehemaliger Wohlhabenheit. Ihre Ein-wohner hatten sich die deutsche Sprache rein erhalten. Aber es gab fast nur Greise, Frauen und Kinder. Die Männer waren von den Sowjets bereits verschleppt worden.

Die Aufgabe, die der Armee von der obersten Führung gegeben war, musste sie in zwei divergierende Richtungen führen.

Einmal sollte sie, auf dem rechten Flügel der Heeresgruppe Süd vor-gehend, die Verfolgung des nach Osten weichenden Gegners fortsetzen. Hierzu sollte die Masse der Armee längs der Nordküste des Asowschen Meeres in allgemeiner Richtung Rostow vorgeführt werden.

Zum anderen sollte die Armee jedoch auch die Krim nehmen, eine Auf-gabe, die besonders dringlich gemacht wurde. Einmal weil man sich von der Inbesitznahme der Krim und ihres Kriegshafens Sewastopol eine günstige Wirkung auf die Haltung der Türkei versprach. Vor allem aber, weil die grossen feindlichen Luftbasen auf der Krim eine Bedrohung des für uns lebenswichtigen rumänischen Ölgebiets darstellten. Nach Weg-nahme der Krim sollte das zur 11. Armee gehörende Gebirgs-Korps über die Meerenge von Kertsch in Richtung auf den Kaukasus vorgeführt werden, offenbar als Ergänzung einer über Rostow hinaus fortzuführenden Offensive.

Die deutsche oberste Führung hatte also zu jener Zeit noch recht weitgesteckte Ziele für den Feldzug 1941. Es sollte sich alsbald zeigen, dass der der 11. Armee zugedachte Doppelauftrag unrealistisch war.

Die 11. *Armee* hatte Anfang Dezember den Übergang über den unteren Dnjepr bei Berislawl erzwungen, eine besondere Waffentat, an der die niedersächsische 22. Infanterie-Division den Hauptanteil gehabt hatte. Damit war jedoch der Zeitpunkt gekommen, zu dem der Doppelauftrag der Armee zu einem Auseinanderfallen ihrer Vormarschrichtungen führen musste.

Als ich den Befehl übernahm, fand ich folgende *Lage* vor: Zwei Korps, das 30. AK unter General v. Salmuth (72. Infanterie-Division, 22. Infanterie-Division, Leibstandarte) und das 49. Gebirgs-Korps unter General Kübler (170. Infanterie-Division, 1. und 4. Gebirgs-Division) hatten die Verfolgung des am Dnjepr geschlagenen Gegners in ostwärtiger Richtung fortgesetzt und näherten sich der Linie Melitopol – Dnjepr-Knie südlich Saporoshje.

Ein Korps, das 54. AK unter General Hansen, war mit der 46. und 73. Infanterie-Division auf den Zugang zur Krim, die Landenge von Perekop, abgedreht worden. Die aus Griechenland kommende 50. Infanterie-Division stand teils im Rahmen der 4. rumänischen Armee vor Odessa, teils säuberte sie die Küste des Schwarzen Meeres von Feindresten.

Die 3. *rumänische Armee* befand sich mit dem rumänischen Gebirgs-Korps (1., 2., 4. Gebirgs-Brigade) und dem rumänischen Kavallerie-Korps (5., 6., 8. Kavallerie-Brigade) noch westlich des Dnjepr. Die Armee gedachte hier eine Ruhepause einzuschalten. Dabei spielte wohl der Wunsch eine Rolle, möglichst überhaupt nicht über den Dnjepr nach Osten vorzugehen, nachdem man schon – über die rumänischen politischen Ziele hinaus – den Bug hatte überschreiten müssen.

Der nunmehr der 11. Armee zugedachte Doppelauftrag – Verfolgung nach Osten auf Rostow und Eroberung der Krim mit anschließendem Vorgehen über Kertsch nach dem Kaukasus – stellte das Oberkommando vor die Frage, ob und wie es diesen divergierenden Aufträgen gleichzeitig oder nacheinander gerecht werden sollte. Eine Entscheidung, die an sich Sache der obersten Führung gewesen wäre, wurde damit der Armee überlassen.

Dass *beide* Aufgaben gleichzeitig mit den vorhandenen Verbänden nicht zu leisten sein würden, erschien sicher.

Wollte man die Krim nehmen, so würde es hierzu wesentlich stärkerer Kräfte bedürfen, als der des zunächst auf Perekop angesetzten 54. AK. Zwar ergab das Feindbild, dass von der gegnerischen Armee anscheinend

nur drei Divisionen vom Dnjepr in die Enge bei Perekop ausgewichen waren. Unklar blieb jedoch, über welche weiteren Kräfte der Gegner auf der Krim, insbesondere in Sewastopol, verfügte. Es stellte sich alsbald heraus, dass er in der Landenge nicht drei, sondern sechs Divisionen einzusetzen in der Lage war. Später sollte noch die vorerst Odessa verteidigende sowjetische Armee hinzukommen.

Angesichts der Geländegestaltung konnte aber schon die zähe Verteidigung dreier feindlicher Divisionen in der Landenge genügen, um dem 54. AK den Zugang zur Krim zu verwehren, zum mindesten aber seine Kräfte im Kampf um die Landenge weitgehend zu verzehren.

Die Krim ist vom Festland durch das sogenannte «Faule Meer», den Siwasch, getrennt. Eine Art Wattenmeer oder Salzsumpf, der für Infanterie zumeist unpassierbar ist, andererseits wegen zu geringer Wassertiefe auch für Sturmboote ein absolutes Hindernis darstellte. Nur zwei feste Zugänge führen auf die Krim: Im Westen die Landenge von Perekop, im Osten die westlich Genitschesk. Letztere ist z.T. so schmal, dass auf ihr nur ein Wegedamm und ein Bahndamm, beide mit langen Brücken, Platz haben. Sie schied also für einen Angriff aus.

Die Enge von Perekop, die allein für einen Angriff in Frage kam, ist ebenfalls nur 7 km breit. Der Angriff durch sie musste rein frontal in völlig deckungslosem Gelände geführt werden. Irgendwelche Umfangsmöglichkeit bot sich infolge der beiderseitigen Anlehnung an das Meer nicht. Die Enge war bereits feldmässig stark zur Verteidigung ausgebaut. In ihrer ganzen Breite wurde sie zudem durch den bis 15 Meter tiefen, aus alten Zeiten stammenden «Tatarengaben» durchschnitten.

War die Enge von Perekop durchstossen, so folgte weiter südlich eine neue Enge, die von Ischun, in der der Angriffstreifen durch Salzseen noch weiter auf drei bis vier Kilometer verengt wurde.

Angesichts dieser Schwierigkeit des Angriffsgeländes und der feindlichen Luftüberlegenheit war mit einem schweren, kräfteverzehrenden Kampf um die Engen zu rechnen. Selbst wenn jedoch der Durchbruch bei Perekop gelang, blieb es fraglich, ob die Kraft des Korps zu dem zweiten Kampf um die Enge bei Ischun noch ausreichen werde. In keinem Fall aber konnten 2 bis 3 Divisionen genügen, um die ganze Krim einschliesslich der starken Festung Sewastopol in Besitz zu nehmen.

Wollte man also das Erreichen des Ziels einer schnellen Eroberung der Krim sicherstellen, so musste die Armeeführung in jedem Fall starke weitere Kräfte ihrer nach Osten vorgehenden Verfolgungsgruppe entnehmen. Die alsdann dort für die Verfolgung verbleibenden Kräfte konnten allenfalls ausreichen, solange der Feind weiterhin auswich. Für eine Operation mit dem weitgesteckten Ziel Rostow mussten sie jedoch

zu schwach sein, wenn der Gegner in einer rückwärtigen Stellung wieder Front machte oder gar neue Kräfte heranzuführte.

Hielt man das Vorgehen in Richtung Rostow für entscheidend, dann musste man die Krim zunächst liegen lassen. Ob und wann dann aber jemals Kräfte zu ihrer Eroberung verfügbar zu machen wären, war eine schwer zu beantwortende Frage. Die Krim konnte im Übrigen in der Hand eines Feindes, der die See beherrschte, zu einer grossen Gefahr in der tiefen Flanke der deutschen Ostfront werden. Ganz abgesehen von der andauernden Bedrohung, die sie als Luftbasis für das rumänische Ölgebiet darstellte.

Der Versuch, zugleich mit zwei Korps eine weitreichende Operation auf und über Rostow zu führen und mit einem Korps die Krim zu erobern, konnte nur das Ergebnis haben, keines der gesteckten Ziele wirklich zu erreichen.

Die Führung der Armee entschloss sich daher, zunächst der Eroberung der Krim den Vorrang einzuräumen. In jedem Fall sollte vermieden werden, an diese Aufgabe mit unzureichenden Kräften heranzugehen. Dass dem 54. AK für den schweren Angriff durch die Engen die gesamte verfügbare Heeresartillerie, Pioniere und Flak zur Verfügung gestellt wurden, war selbstverständlich. Auch die noch weiter rückwärts befindliche 50. Infanterie-Division war vom Korps spätestens für den Kampf um die zweite Enge, die 5een-Engen von Ischun, heranzuführen. Dies allein konnte jedoch noch nicht genügen. Für die schnelle Inbesitznahme der Krim nach erfolgtem Durchbruch durch die Engen, wenn nicht schon zum Kampf um die Engen von Ischun, würde ein zweites Korps unerlässlich sein. Das Armeeoberkommando sah hierfür das deutsche Gebirgskorps mit seinen beiden Gebirgsdivisionen vor, das nach den Weisungen der obersten Führung später ohnehin über Kertsch nach dem Kaukasus vorgeführt werden sollte. Es würde vorher bei der Eroberung des gebirgigen Südtails der Krim bessere Dienste leisten können als in der Steppe. Darüber hinaus aber war zu versuchen, nach Durchbruch durch die Engen durch einen schnellen Vorstoss motorisierter Kräfte die Festung Sewastopol überraschend zu nehmen. Zu diesem Zweck war die Leibstandarte hinter dem angreifenden 54. AK bereitzustellen.

Diese Anordnung des AOK bedingte naturgemäss eine weitgehende Schwächung der Ostfront der Armee. Zum Freimachen der vorerwähnten Kräfte dort konnte neben Teilen der in der Küstensicherung nördlich der Krim stehenden 22. Infanteriedivision nur die 3. rumänische Armee herangezogen werden. Deren schnelles Vorziehen über den Dnjepr – entgegen den früher erwähnten Hemmungen der Rumänen – erreichte ich in einer persönlichen Unterredung mit General Dumitrescu.

Dass das Armeeoberkommando mit diesen Massnahmen ein erhebliches Risiko einging für den Fall, dass der Gegner an der Ostfront der Armee seinen Rückzug einstellen und versuchen würde, hier wieder die Initiative zu gewinnen, war sicher. Dieser Preis musste gezahlt werden, wenn man vermeiden wollte, die Eroberung der Krim mit unzureichenden Kräften zu unternehmen.

Schlacht auf zwei Fronten Der Durchbruch durch die Enge von Perekop und die Schlacht am Asowschen Meer

Während sich die Vorbereitungen für den Angriff des 54. AK auf die Enge von Perekop infolge Nachschubschwierigkeiten bis zum 24. September hinzogen, und die vorerwähnte Umgruppierung der Kräfte im Gange war, zeichnete sich bereits vom 21. September an eine Änderung der Lage an der Ostfront der Armee ab. Der Gegner hatte in einer bereits ausgebauten Stellung in Linie westlich Melitopol–Dnjepr-Knie südlich Saporoshje Front gemacht. Die Verfolgung musste eingestellt werden. Das Armeeoberkommando hielt jedoch an der Herauslösung des deutschen Gebirgs-Korps fest. Um das Risiko nach Möglichkeit gering zu halten, wurde eine Mischung der verbleibenden deutschen Verbände mit denen der 3. rumänischen Armee angeordnet. Das rumänische I<avallerie-Korps im Südabschnitt dieser Front trat zum deutschen 30. AK, während die 3. rumänische Armee im Nordabschnitt als «Korsettstange» für das rumänische Gebirgs-Korps die deutsche 170. Infanterie-Division übernahm.

Am 24. September konnte das 54. AK zum Angriff auf die Enge von Perekop antreten. Trotz stärkster Artillerieunterstützung hatten die angreifende 46. und 73. Infanterie-Division in der völlig deckungslosen Salzsteppe, auf die die Sonne niederbrannte, und in der es kein Wasser gab, schwerste Angriffsbedingungen. Der Gegner hatte die Enge in einer Tiefe von 15 km in ein stark ausgebautes Verteidigungsfeld verwandelt, in dem er verbissen um jeden Graben, jeden Stützpunkt kämpfte.

Immerhin gelang es dem Korps, unter Abwehr starker feindlicher Gegenangriffe am 26. September Perekop zu nehmen und den Tatarengraben zu überschreiten. In drei weiteren schweren Angriffstagen konnte es alsdann durch die restliche Tiefenzone der feindlichen Verteidigung durchstossen und mit Wegnahme des stark ausgebauten Ortes Armjansk das freiere Gelände gewinnen. Der geschlagene Gegner wich in die Seengen von Ischun zurück, nachdem er ausser hohen blutigen Verlusten

über 10'000 Gefangene, 112 Panzer und 135 Geschütze in unserer Hand gelassen hatte.

Die Frucht dieses schwer errungenen Sieges, der endgültige Durchbruch zur Krim, aber konnte noch nicht gepflückt werden. Hatte der Feind auch schwere Verluste erlitten, so war doch inzwischen die Zahl der dem AK gegenüberstehenden Divisionen auf 6 angewachsen. Der Versuch, auch die Engen von Ischun im sofortigen Ansturm zu nehmen, würde angesichts des Kräfteverhältnisses und der erheblichen Opfer, die auch das deutsche Korps hatte bringen müssen, aller Voraussicht nach die Kräfte der Truppe überstiegen haben. Die Absicht des AOK aber, zu diesem Zeitpunkt bereits frische Kräfte – das Gebirgs-Korps und die Leibstandarte – zur Hand zu haben, hatte der Gegner durchkreuzt. Offenbar mit einem deutschen Versuch, die Krim schnell zu erobern, rechnend, hatte er neue Kräfte an seine Front zwischen dem Asowschen Meer und dem Dnjepr herangeführt.

Am 26. September war er hier mit zwei neuen Armeen, der 18. und 9., insgesamt 12 zum grossen Teil neu herangeführten oder aufgefrischten Divisionen gegen die Ostfront der Armee zum Angriff angetreten. Im ersten Ansturm hatte er zwar gegenüber dem 30. AK keine Erfolge erzielen können, obwohl die Lage auch hier recht gespannt wurde. Dagegen hatte er im Abschnitt der 3. rumänischen Armee deren 4. Gebirgs-Brigade überrannt und eine Lücke von 15 km Breite in die Front der Armee gerissen. Die genannte Brigade hatte die Masse ihrer Artillerie verloren und schien am Ende ihrer Kampfkraft zu sein. Auch die beiden andern rumänischen Gebirgs-Brigaden hatten erhebliche Verluste erlitten.

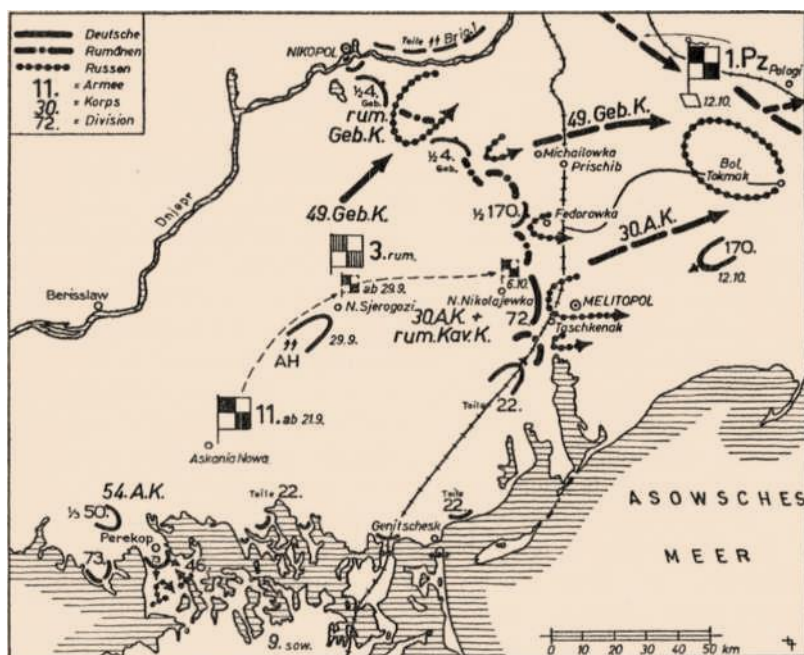
Nun blieb nichts anderes übrig, als das deutsche Gebirgs-Korps, das sich bereits der Enge von Perekop näherte, wieder kehrtmachen zu lassen, um die Lage bei der 3. rumänischen Armee wiederherzustellen. Zugleich aber wurde das Armeeoberkommando der freien Verfügung über seinen einzigen schnellen Verband, die Leibstandarte, mehr oder weniger beraubt. Die oberste Führung hatte befohlen, dass diese – demnächst in den Verband der Panzergruppe 1 tretend – für den Vorstoss auf Rostow vorzusehen sei. So musste das Armeeoberkommando darauf verzichten, sie zur Ausnutzung des Erfolges in den Landengen einzusetzen. Sie wurde ebenfalls zur Ostfront zurückbefohlen.

Die Führungsabteilung des AOK hatte bereits am 21. September, um den beiden Fronten der Armee näher zu sein, einen Gefechtsstand in der Nogaischen Steppe in Askania Nowa bezogen. Askania Nowa war ein früherer Besitz der deutschen Familie Falz-Fein.

Ehemals eine in ganz Russland bekannte Musterwirtschaft, war es nun zur Kolchose geworden. Die Gutsgebäude waren verwahrlost. Alle

Maschinen hatten die abziehenden sowjetischen Truppen zerstört, wie sie auch das zu Bergen unter freiem Himmel aufgetürmte gedroschene Getreide mit Benzin übergossen und angesteckt hatten. Es schwelte und gloste wochenlang und war auf keine Weise mehr zu löschen.

Askania Nowa, das seinen Namen davon herleitete, dass hier ursprünglich ein Herzog von Anhalt eine grosse Landkonzession erworben, die er später an die Familie Falz-Fein abgetreten hatte, war in ganz Russ-



Schlacht am Asowschen Meer
Durchbruch durch die Enge von Perekop

land und darüber hinaus durch seinen Tierpark berühmt gewesen. Mitten in der Steppe erhob sich ein weitgedehnter Park mit Bächen und Teichen, auf denen Hunderte von verschiedenen Arten von Wasservögeln, von schwarz-weiss-roten Enten bis zu Reiher und Flamingos lebten. Dieser Park in der Steppe war wirklich ein kleines Paradies, das sogar die Bolschewiken nicht angetastet hatten. Daran schloss sich ein viele Quadrat-kilometer weites Steppengehege. In ihm weidete Wild aller Art. Es gab

Rot- und Damwild, Antilopen, Zebras, Mufflons, Bisons, Jacks, Gnus, würdig schreitende Kamele, und viele andere Arten, die hier verträglich grasten. Nur wenige böartige Tiere wurden in offenen Laufboxen gehalten. In diesem Gehege zwischen all den Tieren zu reiten war ein ganz eigenartiger Genuss. Auch eine Schlangenfarm sollte es gegeben haben. Angeblich aber hatten die Sowjets vor ihrem Abzug die Schlangen aus ihren Gehegen freigesetzt. Unsere Suche nach Giftschlangen war jedoch erfolglos geblieben. Dass es trotzdem einige davon gab, sollte sich zeigen. Eines Tages war Fliegeralarm. Der Chef, Oberst Wöhler, hatte vorsorglich in der Nähe des Bürogebäudes der Führungsabteilung einen Splittergraben ausheben lassen und befahl den Abmarsch des Generalstabs in diesen Graben. Zwanglos nach dem Dienstalder, wie immer beim Militär, setzten sich die Angehörigen der Führungsabteilung nach dem Graben in Marsch. Während die ersten feindlichen Tiefflieger erschienen und alles den in den Graben führenden Stufen zustrebte, blieb Oberst Wöhler, der vorderste, plötzlich auf der untersten Stufe wie angenagelt stehen. Hinter ihm erhob sich aus der Reihe die Stimme des I d: «Bitte gehorsamst, Herr Oberst, etwas weiterzugehen. Wir stehen alle noch im Freien». Wöhler drehte sich wütend um, tat keinen Schritt weiter und rief zurück:

«Was heisst hier weitergehen, Mensch? Ich kann nicht. Vor mir ist eine Schlange!» Tatsächlich! Alle nun Herandrängenden sahen auf dem Boden des Grabens eine höchst unangenehm aussehende Schlange. Sie hatte sich halb aufgerichtet, schaukelte ihren Kopf wütend hin und her und liess aus ihrem Rachen ein böartiges Zischen hören.

Die Wahl zwischen Tieffliegern und Schlange fiel zugunsten der ersteren, die zum Glück auch nichts taten. Natürlich bildete dies komische Ereignis den Gesprächsstoff beim Abendessen. Es wurde unserem General der Pioniere empfohlen, neben dem Minenspüren auch Schlangenspüren in sein Ausbildungsprogramm aufzunehmen. Einer schlug vor, dem OKH über diese neue Geheimwaffe des Gegners zu berichten, die anscheinend ausschliesslich gegen den Generalstab verwendet werden solle. Übrigens mussten die Stabsquartiere und andere Gebäude damals nach Zeitzündern abgesehen werden, nachdem in Kijew ein deutscher, in Odessa ein rumänischer Stab solchen Minen zum Opfer gefallen waren.

Auch sonst gab die Tierfarm Grund zum Lachen. Eines Tages sass unser I a, in seine Arbeit versunken, am Kartentisch. Eine zahme Hirschkuh verirrte sich in das ebenerdige Gebäude und betrachtete mit neugierigen Blicken aus ihren sanften Augen die an der Wand hängenden Lagekarten. Dann stiess sie mit dem Äser den Oberst Busse, der sich so leicht nicht stören liess, ziemlich unsanft ins Kreuz. Er fuhr hoch und schrie: «das . . . das geht denn doch zu weit . . . das ist denn doch . . .» und

blickte, als er sich nach dem vermeintlichen Täter umsah, in die treuen, melancholischen Augen der Hirschkuh! Höflich geleitete er dann diese neuartige Besucherin zur Tür. Als wir von Askania Nowa fortgingen, nahm er aus einer Vogelvoliere zwei Wellensittiche mit, Aska und Nowa genannt, die seitdem stets im Ia-Zimmer fröhlich herumflatterten. Sie störten dort übrigens weniger wie die ungezählten Fliegen, die eine Vorliebe für die rote Farbe hatten. Mit dem Erfolg, dass auf Lagekarten, die länger an der Wand hingen, der rot eingezeichnete Gegner nach und nach immer weniger wurde. Leider war es in Wirklichkeit umgekehrt!

Eine andere kleine Geschichte, die das Verhältnis innerhalb unseres Stabes beleuchtet, berichtet einer der Generalstabs-Offiziere wie folgt: «Wir jüngeren Generalstabs-Offiziere standen unter dem strengen Regiment des Ia, Oberst Busse. Er pflegte uns kurz und bündig ‚die Ia-Buben‘ zu nennen. Natürlich vermochte kein noch so strenges Regiment bisweilen unseren jugendlichen Übermut zu dämpfen. So veranstalteten wir eines Abends ein internes Wodkafest. Es fand im Ia-Zimmer statt. Hier nämlich schliefen wir in diesem Quartier alle fünf, teils auf Feldbetten, teils auf den Kartentischen eng nebeneinander. Nach Mitternacht, als die letzten Meldungen durchgegeben waren, trieb unser Fest seinem Höhepunkt zu. Wir veranstalteten auf dem Korridor der Schule, die unsere Büros, wie die Zimmer des Ob. und Chefs enthielt, einen Marsch in Nachthemden. Es begann mit Einzelmarsch und dabei gab es erhebliche Differenzen zwischen den Infanteristen und Kavalleristen. Kommandos und Kritik schallten von den kahlen Wänden wider. Plötzlich erstarrten wir zu Salzsäulen. Langsam öffnete sich eine Tür und in ihrem Rahmen erschien General v. Manstein. Er musterte uns mit seinen kühlen Augen und bemerkte halbblau und höflich: ‚Meine Herren, ginge die Sache nicht etwas leiser zu machen? Sie wecken noch den Chef und Busse auf!‘ Und die Tür schloss sich.»

Die zunehmende Zuspitzung der Lage an der Front der Armee veranlasste uns, am 29. September mit einem kleinen Gefechtsstab dicht hinter die gefährdete Front zu gehen. Ein Verfahren, das in kritischen Lagen immer zweckmässig ist, schon weil es verhindert, dass unterstellte Stäbe vorzeitig ihren Stand nach rückwärts verlegen, was immer einen schlechten Eindruck auf die Truppe macht. Hier war diese Massnahme angesichts der Neigung mancher rumänischer Stäbe zu frühzeitigen Rückwärtsverlegungen besonders angebracht.

Am gleichen Tage traten das deutsche Gebirgs-Korps und die Leib-Standarte zu einem Stoss in die Südflanke des bei der 3. rumänischen Armee durchgebrochenen Gegners an, der seinen Anfangserfolg nicht voll auszunutzen verstanden hatte. Während es hier gelang, die Lage

wieder zu bereinigen, bahnte sich eine neue Krise auf dem Nordflügel des 30. AK an. Eine rumänische Kav.-Brigade gab hier nach und es bedurfte eines ziemlich energischen Eingreifens von mir an Ort und Stelle, um ihren beschleunigten Rückzug zu verhindern. Durch Herumwerfen der Leibstandarte gelang es alsdann, den hier drohenden Durchbruch aufzufangen.

So gespannt die Lage an der Ostfront auf Grund der vorstehend geschilderten Ereignisse auch war, so trug sie doch zugleich eine grosse Chance in sich. Der Gegner hatte sich mit seinen beiden Armeen in immer erneuerten Angriffen frontal festgebissen, um unsere Absichten in Bezug auf die Krim zu durchkreuzen. Offenbar hatte er nunmehr keine Reserven mehr, um sich gegen die Dnjepr-Übergänge von Saporoshje und Dnjepropetrowsk zu decken, aus denen die Panzergruppe 1 des Generals v. Kleist gegen seine Nordflanke vordringen konnte. Nachdem ich schon in den vergangenen Tagen bei der Heeresgruppe Süd im Sinne eines solchen Eingreifens vorstellig geworden war, erging am 1. Oktober der Befehl hierzu. Während die 11. Armee den noch immer angreifenden Gegner festhielt, machte sich allmählich der Druck der Panzergruppe auf den Feind von Norden her fühlbar. Der Gegner wurde weich. Am 1. Oktober konnte das AOK den Befehl geben, dass das 30. AK und die 3. rumänische Armee nunmehr ihrerseits zum Angriff bzw. zur Verfolgung anzutreten hätten. In den nächsten Tagen gelang es, im Zusammenwirken mit der Panzergruppe 1, die Masse der Kräfte der beiden feindlichen Armeen im Raum Boi. Tokmak – Mariupol – Berdjansk einzukreisen oder in überholender Verfolgung zu vernichten. Rund 65'000 Gefangene, 125 Panzer und über 500 Geschütze fielen dabei in deutsche Fland.

Die Eroberung der Krim

Mit dem Abschluss der «Schlacht am Asowschen Meer» trat auf dem Südflügel der Ostfront eine neue Kräftegliederung ein. Offenbar hatte die deutsche oberste Führung eingesehen, dass eine Armee nicht zugleich eine Operation in Richtung Rostow und eine zweite auf der Krim führen könne.

Das Vorgehen auf Rostow wurde nunmehr der *Panzergruppe 1* übertragen, an die die 11. Armee das 49. Gebirgs-Korps und die Leibstandarte abzugeben hatte.

Die 11. *Armee* erhielt als alleinige Aufgabe die Eroberung der Krim mit den ihr verbleibenden zwei Korps (30. AK, mit 22., 72., 170. In-

fanterie-Division, 54. AK mit 46., 73. und 50. Infanterie-Division. Letztere jedoch noch zu einem Drittel vor Odessa).

Die 3. rumänische Armee sollte, wieder unter den Befehl des Marschalls Antonescu tretend, nur noch den Schutz der Küsten des Schwarzen und Asowschen Meeres übernehmen. Indem ich mich jedoch unmittelbar an den Marschall wandte, erreichte ich von ihm das Einverständnis, das Generalkommando des rumänischen Gebirgs-Korps mit einer Gebirgs- und einer Kavallerie-Brigade auf die Krim zum Schutze der Ostküste mitzunehmen.

War nunmehr die Aufgabe der 11. Armee auf *ein* Ziel – die Eroberung der Krim – beschränkt, so drängte doch die oberste Führung um so mehr darauf, möglichst bald ein Korps über die Strasse von Kertsch in Richtung auf den Kuban vorzuführen.

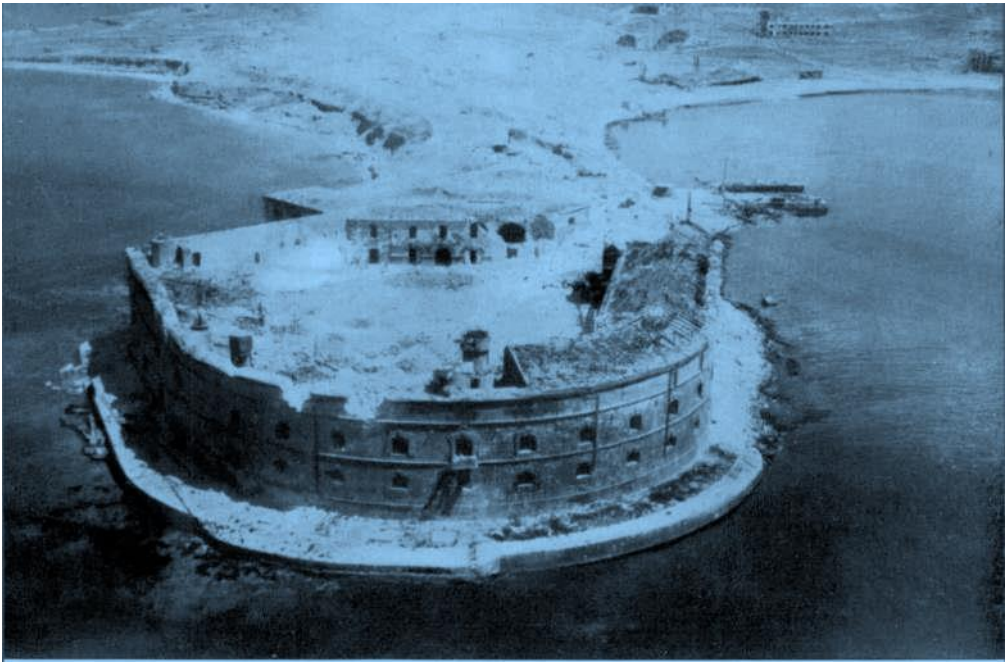
Die in dieser Forderung Hitlers erkennbare Unterschätzung des Gegners veranlasste das AOK, darauf hinzuweisen, dass die Vorbedingung einer solchen Operation die völlige Bereinigung der Lage auf der Krim sein müsse. Um diese werde der Gegner zweifellos bis zum Letzten kämpfen, und eher Odessa als Sewastopol aufgeben.

In der Tat, so lange die Sowjets – im Besitz der Seeherrschaft – noch einen Fuss auf der Krim behielten, konnte von einem Vorstoss eines Teils der ohnehin nur aus zwei Korps bestehenden 11. Armee über Kertsch nach dem Kuban keine Rede sein. In jedem Fall benutzte das AOK den Anlass, um die Zuführung eines weiteren Generalkommandos mit drei Divisionen zu fordern. Wohl wesentlich im Hinblick auf den vorerwähnten Wunsch Hitlers erhielt die Armee in den nächsten Wochen das Generalkommando 42, die 132. und 24. Infanterie-Division. Es sollte sich zeigen, dass diese Verstärkung angesichts der Anstrengungen, die die Sowjets machten, um sich auf der Krim zu behaupten bzw. sie wiederzugewinnen, allein für den Kampf um die Halbinsel unerlässlich war.

Der Kampf um die Engen von Ischun

Zunächst galt es jedoch, den Kampf um den Zugang zur Krim wieder aufzunehmen und die Engen von Ischun zu öffnen. Ein Angriff wie so viele andere, könnte man sagen. Aber dieses zehntägige Ringen hebt sich doch aus dem Rahmen üblicher Angriffshandlungen heraus als ein besonders leuchtendes Beispiel des Angriffsgeistes und der Hingabe des deutschen Soldaten.

In diesem Kampfe war fast keine der Vorbedingungen gegeben, die man im Allgemeinen als Voraussetzung eines Angriffs gegen befestigte Stellungen ansieht.



Batteriezungel am Ausgang der Ssewernaja-Bucht

Das brennende Sewastopol





Mit Generaloberst Freiherr v. Richthofen vor Kertsch, Mai 1942

Übergang über die Ssewernaja^Bucht



Die zahlenmässige Überlegenheit lag auf der Seite der sowjetischen Verteidiger, nicht der deutschen Angreifer. Den insgesamt 6 Divisionen der 11. Armee standen bald schon 8 sowjetische Schützen- und 4 Kav.-Divisionen gegenüber. Denn am 16. Oktober hatten die Sowjets die bis dahin von der 4. rumänischen Armee vergeblich berannte Festung Odessa geräumt und die sie verteidigende Armee über See auf die Krim übergeführt. Meldete auch die deutsche Luftwaffe 32'000 Tonnen als versenkt, so war doch die Masse der Geleitzüge von Odessa in die Häfen von Sewastopol und der Westküste der Krim eingelaufen. Die ersten Divisionen dieser Armee erschienen denn auch alsbald nach Beginn unseres Angriffs in der Kampffront.

Wohl war die deutsche Artillerie der feindlichen überlegen und hat den Angriff der Infanterie wirkungsvoll unterstützt. Aber auf der Feindseite konnten unter Panzer stehende Küstenbatterien von der Nordwestküste der Krim und vom Südufer des Siwasch her eingreifen, die von der deutschen Artillerie zunächst nicht zu fassen waren. Während die Sowjets für ihre Gegenangriffe über zahlreiche Panzer verfügten, besass die 11. Armee keinen einzigen.

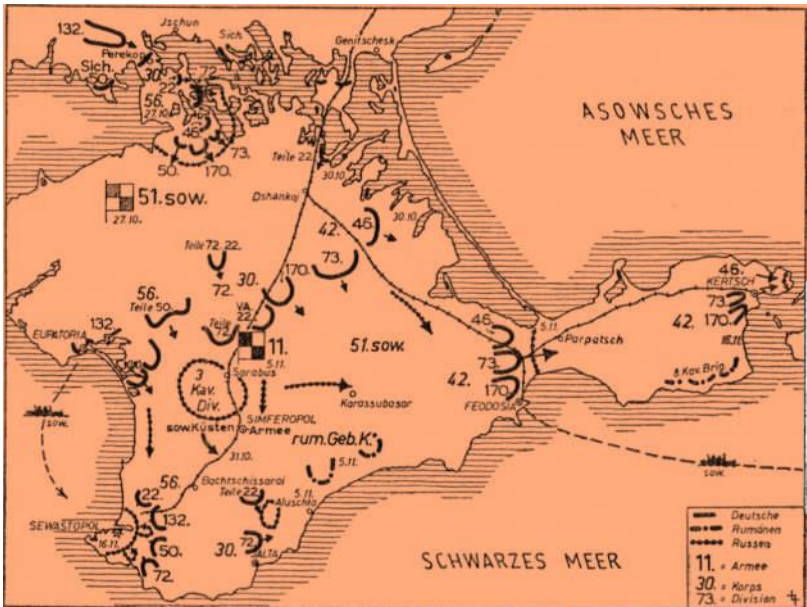
Vor allem aber gab es für die obere Führung kaum Möglichkeiten, durch taktische Massnahmen der Truppe den schweren Angriff zu erleichtern. Eine Überraschung des Gegners war nach Lage der Dinge nicht möglich. Er erwartete in gut ausgebauten Feldstellungen den Angriff. Wie schon bei Perekop, so schloss auch jetzt das Meer auf der einen, der Siwasch auf der anderen Seite jede Möglichkeit aus, den Gegner zu umfassen oder auch nur durch Feuer zu flankieren. Der Angriff musste vielmehr rein frontal gleichsam in drei engen Kanälen vorgetragen werden, in die die Landenge durch in ihr liegende Seen geteilt war.

Die Breite dieser drei Streifen gestattete zunächst nur den Einsatz von drei Divisionen (73., 46., 22.) unter dem Generalkommando 54, während das 30. AK erst zum Einsatz kommen konnte, als etwas Raum aus den Engen heraus nach Süden gewonnen worden war.

Zudem bot auch hier die völlig flache, nur mit Gras bedeckte Salzsteppe dem Angreifer nicht die mindeste Deckung. Den Luftraum aber beherrschte die *sowjetische* Luftwaffe! Unablässig stürzten sich sowjetische Kampfflieger und Jäger auf jedes erkennbare Ziel. Nicht nur die in vorderer Linie kämpfende Infanterie und die Batterien mussten sich eingraben, für jedes Fahrzeug und Pferd auch rückwärts der Kampfzone mussten Deckungslöcher gegraben werden, um den feindlichen Fliegern zu entgehen. Es kam soweit, dass Flakbatterien nicht mehr zu feuern wagten, um nicht sofort durch Luftangriffe ausgeschaltet zu werden. Erst als der

Armee Mölders mit seinem Jagdgeschwader zugeführt wurde, gelang es diesem, in den letzten Angriffstagen den Himmel wenigstens tagsüber rein zu fegen. Bei Nacht konnte auch er die feindlichen Luftangriffe nicht verhindern.

Unter solchen Kampfbedingungen gegen einen jeden Fuss Boden zäh verteidigenden Gegner mussten die Anforderungen an die Angriffstruppen ausserordentlich, die Verluste beträchtlich sein. Ich war in jenen Tagen ununterbrochen unterwegs, um mich an Ort und Stelle vom Stand



Der Durchbruch durch die Enge von Ischun
Die Eroberung der Krim (Herbst 1941)

der Dinge zu überzeugen und zu sehen, ob und wie man der schwer ringenden Truppe helfen könne.

Mit Besorgnis sah ich das Absinken der Kampfkraft. Hatten die Divisionen, die diesen schweren Angriff führen mussten, doch schon vorher bei Perekop bzw. in der Schlacht am Asowschen Meer erhebliche Opfer bringen müssen. Es kam der Zeitpunkt, an dem die Frage zu stellen war, ob dieser Kampf um die Engen zum Erfolg geführt werden könne, bzw. ob, wenn die Öffnung derselben gelungen war, die Kräfte noch aus-

reichen würden, gegenüber dem sich verstärkenden Feind den Siegespreis, die Krim, zu pflücken.

Am 25. Oktober schien die Angriffskraft der Truppe tatsächlich erschöpft zu sein. Der Kommandeur einer besonders guten Division hatte bereits zweimal gemeldet, dass seine Regimenter am Ende ihrer Kraft seien. Es war die Stunde, die in jedem derartigen Ringen wohl einmal kommt, in dem das Schicksal einer Schlacht auf des Messers Schneide steht. Die Stunde, in der sich zeigen muss, ob der Wille des Angreifers, alles herzugeben, oder der Widerstandswille des Verteidigers der stärkere bleibt.

Der Kampf um den Entschluss, das Letzte zu fordern auf die Gefahr hin, so viele Opfer schliesslich doch umsonst verlangt zu haben, kann nur in der Seele des Führers ausgefochten werden. Aber er bliebe vergeblich, wenn er nicht von dem Vertrauen der Truppe und deren Willen, nicht nachzugeben, getragen würde.

Die Führung der 11. Armee war nicht bereit, nach alldem, was sie von der Truppe hatte fordern müssen, den Sieg vielleicht in der letzten Minute durch Schwachheit zu verschenken. Der trotz allem ungebrochene Angriffsgeist der Soldaten überwand auch den verbissenen Widerstandswillen des Gegners. Nach einem weiteren schweren Kampftag brachte der 27. Oktober den endgültigen Erfolg. Am 28. Oktober brach nach zehn Tagen erbittertster Kämpfe die sowjetische Verteidigung zusammen. Die 11. Armee konnte zur Verfolgung übergehen.

Die Verfolgung

Der Geschlagene pflegt im Allgemeinen schneller zu sein als der Sieger. Die Aussicht, irgendwo weiter rückwärts Sicherheit zu finden, beflügelt den Rückzug. Beim Sieger tritt dagegen in der Stunde des Erfolges die Reaktion auf das von ihm geforderte Übermass der Leistung ein. Zudem hat der Weichende immer die Möglichkeit, den Verfolgenden durch Nachhüten aufzuhalten und so für seine Hauptkräfte den rettenden Vorsprung zu gewinnen. Aus diesem Grunde kennt die Kriegsgeschichte nur wenig Beispiele von Verfolgungen, die als Ergebnis die Vernichtung der Hauptkräfte des Geschlagenen gehabt haben. Wann immer aber dieses Resultat erreicht worden ist, dann nur, wenn es gelang, den weichenden Gegner seitlich zu überholen und ihm den Weg abzuschneiden. Dies musste in jenen Tagen auch das Ziel der 11. Armee sein.

Anscheinend wich der *Feind* nach dem Zusammenbruch seiner Verteidigung südlich der Engen mit der von Odessa gekommenen «Küsten-

armee» (5 Schützern, 2 Kav.-Divisionen) nach Süden auf die Hauptstadt Simferopol zurück. Die Stadt bildete den Schlüsselpunkt für die einzigen festen Strassen, die längs des Nordrandes des Jaila-Gebirges nach Sewastopol bzw. nach der Halbinsel Kertsch und über das Gebirge an die Südküste mit ihren Häfen führte. Eine andere Gruppe (9. AK mit 4 Schützen- und 2 Kav.-Divisionen) schien nach Südosten, also in Richtung auf die Halbinsel Kertsch zurückgehen zu wollen. Drei Divisionen befanden sich anscheinend als Reserven bereits um Simferopol – Sewastopol.

Dem geschlagenen, aber zahlenmässig durchaus noch beachtlichen Gegner, welchem zudem über See neue Kräfte zufließen konnten, standen immerhin noch folgende Möglichkeiten offen.

Er konnte anstreben, sich den Südteil der Krim als Basis für Flotte und Luftwaffe sowie als Ausgangsstellung für eine spätere Operation zu erhalten. Hierzu konnte er versuchen, am Nordrand des Jaila-Gebirges wieder Front zu machen, um – gestützt auf das schwer zugängliche Gebirge – die Verteidigung der Südkrim aufzunehmen. Zugleich würde er alsdann anstreben, den Zugang nach Sewastopol an der Alma, zur Halbinsel Kertsch in der Enge von Parpatsch zu sperren.

Fühlte sich der Gegner hierzu zu schwach, so konnte er versuchen, mit der Masse seiner Kräfte das Festungsgebiet von Sewastopol zu gewinnen, mit Teilkraften auf die Halbinsel Kertsch zurückzugehen, um sich wenigstens in diesen beiden Eckpfeilern der Krimstellung zu behaupten.

Für die 11. Armee musste es darauf ankommen, diesen verschiedenen möglichen Absichten des Feindes zuvorzukommen. Hierzu kam es vor allem darauf an, so schnell wie möglich die Kontrolle über die wenigen festen Strassen zu gewinnen, die in der Südkrim von Simferopol zu den vorgenannten Eckpfeilern der Krimstellung führten.

Aus diesen Gedankengängen heraus wurde das neu eingetroffene Generalkommando 42 mit drei Divisionen (73., 46. und 170.) zur Verfolgung der in Richtung Feodosia – Halbinsel Kertsch zurückgehenden Feindgruppe angesetzt. Es sollte dem Gegner möglichst in der Enge von Parpatsch zuvorkommen und seine Einschiffung in den Häfen von Feodosia oder Kertsch verhindern.

Die Masse der Armee musste anstreben, jeden Versuch der Russen, am Nordrand des Gebirges wieder Front zu machen, durch schärfste Verfolgung hinfällig zu machen. Vor allem aber kam es darauf an, zu verhindern, dass die zunächst auf Simferopol zurückgehende Hauptgruppe des Feindes sich in den Festungsbereich von Sewastopol retten könnte.

Hierzu wurde das 30. AK mit der 72. und 22. Division auf Simferopol

angesetzt, um ein Festsetzen des Gegners am Gebirgsrand zu verhindern. Durch schnelles Durchstossen durch das Jaila-Gebirge längs der Strasse Simferopol – Aluschta sollte es baldigst die Kontrolle auch über die Küstenstrasse Aluschta – Sewastopol erlangen.

Das 54. AK (50. und die frisch eingetroffene 132. Infanterie-Division sowie eine behelfsmässig zusammengestellte [mot.] Brigade) erhielt die Verfolgungsrichtung auf Bachtschisseraj – Sewastopol. Hier kam es darauf an, dem Gegner so schnell wie möglich die Strasse Simferopol – Sewastopol zu verlegen. Darüber hinaus hoffte die Armee vielleicht Sewastopol im Überraschungsangriff nehmen zu können.

Allerdings fehlte ihr hierzu der schnelle oder Panzer-Verband, den sie zur Überrumpelung der Festung hätte vorauswerfen können. Viel Blut, ein Winter schwerer Kämpfe und der spätere Angriff auf die Festung wären dadurch erspart, der Ostfront eine Armee für weitere Operationen frühzeitig gewonnen worden. Alle Bemühungen des AOK, anstelle der ihm fortgenommenen Leibstandarte die 60. (mot.) Division zu erhalten, die aus Mangel an Betriebsstoff bei der 1. Panzer-Armee ohnehin festlag, scheiterten am Starrsinn Hitlers, der zu dieser Zeit nur nach Rostow blickte. Ein behelfsmässig vom AOK aus einem rumänischen (mot.) Regiment, deutschen Aufklärungs-Panzerjäger- und (mot.) Artillerie-Abteilungen zusammengestellter Verband (Brigade Ziegler) konnte diesen Ausfall nicht ersetzen.

Bei dieser Verfolgung trat noch einmal die Kühnheit und Initiative der Führer aller Grade und die Hingabe der Truppe in ein glänzendes Licht. Wenn man die durch schwere Verluste geschwächten, durch die unerhörten Anforderungen des Feldzuges nahezu erschöpften Regimente sah, wie sie dem Ziel, der lockenden Küste im Süden der Krim, zustürmten, dann mochte man an die Soldaten jener Armee denken, die im Jahre 1796 die ihnen von Napoleon verhiessenen Gefilde Italiens im Sturm lauff eroberten.

Am 16. November war die stürmische Verfolgung beendet, die Krim bis auf das Festungsgebiet von Sewastopol in unserer Hand.

Das 42. AK hatte in schnellem Zufassen den Versuch des Gegners vereitelt, in der Enge von Parpatsch der Verfolgung Halt zu gebieten. Es hatte den wichtigen Hafen von Feodosia genommen, ehe der Feind dort nennenswerte Kräfte hatte einschiffen können. Am 15. November hatte es Kertsch erobert. Nur unbedeutende Teile des Gegners waren über die Meerenge nach der Taman-Halbinsel entkommen.

Dem 30. AK war es gelungen, durch schnellen Vorstoss über Simferopol, das schon am 1. November von einer Vorausabteilung der 72. Infanterie-Division genommen wurde, und kühnes Durchstossen auf der Gebirgs-

strasse bis an die Südküste bei Alushta die Hauptkräfte des Gegners in zwei Teile zu spalten. Dem Feind war damit nicht nur der Aufbau einer Verteidigungsfront am Nordrand des Gebirges unmöglich geworden, sondern alle seine Kräfte, die in das Gebirge östlich der Strasse Simferopol – Alushta abgedrängt waren, gingen hier ihrer Vernichtung entgegen. Der rettende Hafen von Feodosia war ihnen bereits durch das 42. AK verschlossen. Das 30. AK brachte bald auch die Küstenstrasse Alushta – Jalta – Sewastopol in seine Hand. Sein Vorstoss endete mit der kühnen Wegnahme des Forts Balaklawa durch das Infanterie-Regiment 105 unter seinem tapferen Kommandeur Oberst Müller (der später von den Griechen erschossen wurde). Damit war der kleine Hafen, der im Krimkriege die Basis der Armeen der Westmächte gebildet hatte, unter unserer Kontrolle.

Auf dem rechten Flügel der Armee war die (mot.) Brigade Ziegler vorausgeworfen worden, um dem Gegner so schnell wie möglich die Rückzugstrasse nach Sewastopol zu verlegen. Es gelang ihr auch frühzeitig an dieser Strasse die Übergänge über die Alma und die Katscha in ihre Hand zu bringen. Mit der Aufklärungs-Abteilung der 22. Infanterie-Division unter Oberstleutnant v. Boddien stiess sie über das Gebirge bis an die Südküste bei Jalta vor. Damit waren dem Gegner alle festen Rückzugs-Strassen nach Sewastopol gesperrt. Es blieben seinen ostwärts der Strasse Simferopol – Alushta ins Gebirge gedrängten Teilen nur die schwierigen Gebirgswege nach der Festung offen. Auf den verlockenden Gedanken, mit der Brigade Ziegler einen Handstreich auf Sewastopol selbst zu versuchen, musste jedoch verzichtet werden. Ihre Kräfte hätten auch dann dazu nicht ausgereicht, wenn der Gegner nicht bereits eine starke Sicherheitsbesatzung im Vorfeld der Festung gehabt hätte.

Dem der Brigade schnell nachfolgenden 54. AK war die Aufgabe gestellt, durch Vorstoss über den Belbek und die Tschornaja den noch im Gebirge befindlichen Feindteilen endgültig den Weg nach Sewastopol abzuschneiden. Das Korps stiess jedoch nach zügig durchgeführter Verfolgung im Vorfeld der Festung zwischen Katscha und Belbek sowie beim Vorgehen durch das Gebirge gegen die Tschornaja auf zähen Widerstand. Der Gegner hatte in der Festung noch vier intakte Marine-Brigaden, die den Kern der sich bildenden Verteidigungsarmee darstellten. Die Festungs-Artillerie trat in Tätigkeit. Von den ins Gebirge abgedrängten Kräften der Küstenarmee waren nicht unerhebliche Teile auf Gebirgswegen, wenn auch ohne Geschütze und Fahrzeuge, nach Sewastopol entkommen. Sie wurden durch Nachschub über See sogleich wieder aufgefüllt. Zahlreiche Arbeiter-Bataillone, aus der Arbeiterschaft der grossen Marinebasis zusammengestellt und aus den Beständen der

Festung bewaffnet, verstärkten weiterhin die Reihen der Verteidiger. Unter der tatkräftigen Führung des sowjetischen Oberbefehlshabers in Sewastopol konnte der Gegner das Vorgehen des 54. AK im Vorfeld der Festung zum Stehen bringen. Dank des Nachschubs über See fühlte er sich sogar stark genug, unterstützt durch das Feuer von Flotteneinheiten, von der Küste nördlich Sewastopol her gegen die rechte Flanke des 54. Korps zum Angriff vorzugehen. Es wurde notwendig, vom 30. AK die 22. Division zur Unterstützung heranzuholen.

Unter diesen Umständen musste der Plan des AOK, aus der Verfolgung heraus Sewastopol von Osten und Südosten her überraschend zu nehmen, fallen gelassen werden. Dies auch deshalb, weil zur Versorgung eines Angriffs von Osten her jede Strasse fehlte. Eine auf den erbeuteten Karten eingezeichnete feste Strasse war in Wirklichkeit noch nicht vorhanden. Ihr Anfang endete vielmehr in einem schwer zu überwindenden Fels- und Waldgelände.

Konnte so die Verfolgung nicht durch die Wegnahme der Festung Sewastopol gekrönt werden, so hatte sie doch nahezu zur Vernichtung des Gegners im freien Felde geführt. Die sechs Divisionen der 11. Armee hatten zwei feindliche Armeen mit insgesamt 12 Schützen- und 4 Kav.-Divisionen grösstenteils aufgerieben. Von einer Kampfstärke von etwa 200'000 Mann hatte der Gegner im Kampf um die Engen und im Zuge unserer Verfolgung über 100'000 Mann an Gefangenen, dazu rund 700 Geschütze und 160 Panzer sowie mindestens 25'000 Mann an Toten verloren. Was sich über die Meerengen von Kertsch und nach Sewastopol hatte retten können, waren Trümmer ohne schwere Waffen. Wenn diese in der Festung alsbald wieder zu vollwertigen Truppen gemacht werden konnten, so verdankte der Feind dies der Seeherrschaft, die ihm die rechtzeitige Zuführung von Ersatz und Material ermöglichte.

Mit der Eroberung der Krim bis auf den Festungsbereich von Sewastopol hatte die 11. Armee sozusagen ihren eigenen Kriegsschauplatz gewonnen. Mochten ihr auch noch schwere Zeiten bevorstehen, mochte es notwendig werden, die Truppen bis an die äusserste Grenze ihrer Leistungsfähigkeit zu beanspruchen, so bot doch die Schönheit der Landschaft und ein milderes Klima einen gewissen Ausgleich. Zwar der Nordteil der Krim war eine öde Salzsteppe. Bemerkenswert waren hier nur die grossen Anlagen zur Salzgewinnung. In weiträumigen Becken wurde das Wasser des Siwasch der Verdunstung ausgesetzt und dadurch das Salz, ein im übrigen Russland seltenes Mineral, gewonnen. Die Siedlungen in diesem Raum waren arm, meist nur aus erbärmlichen Lehmhütten bestehend. Bemerkenswerterweise gab es hier einige rein jüdische Dörfer,

in denen von den Bolschewiken Juden zwangsweise angesiedelt worden waren.

Der Mittelteil der Krim war eine ebene, fast baumlose, aber fruchtbare Landschaft, über die allerdings im Winter die eisigen Winde aus den weiten Steppengebieten der Ostukraine hinwegbrausten. Hier gab es grosse, gut bewirtschaftete Kolchosen, deren Inventar die Sowjets natürlich zerstört oder fortgeschleppt hatten. Wir gingen alsbald daran, soweit es die Aufrechterhaltung der Produktion irgend zulies, den enteigneten Bauern ihr Land als Eigentum wiederzugeben. So standen sie zumeist auf unserer Seite, waren damit aber auch dem Terror der im Jailagebirge kämpfenden Partisanen ausgesetzt.

Das Jailagebirge bildet den Sütteil der Krim. Es erhebt sich unvermittelt aus der flachen Ebene der Mittelkrim bis zu Höhen von 2'000 m und fällt dann schroff nach Süden in das Schwarze Meer ab. Weitgehend von Buschwald bedeckt, waren seine Höhen schwer zugänglich und boten daher den Partisanen günstige Unterschlupfe. Die aus dem Gebirge nach Norden streichenden Täler, in denen malerische tatarische Dörfer lagen, bargen reiche Obstplantagen. Sie boten zurzeit der Obstblüte ein zauberhaftes Bild wie sich auch im Frühling in den Waldungen Blumen in einer Fülle und in leuchtenden Farben entfalteten, wie ich es anderswo nie erlebt habe. Die ehemalige Hauptstadt der Tataren-Khane, Bachtschisseray, malerisch an einem aus dem Gebirge kommenden Flösschen gelegen, trug noch ganz orientalischen Charakter. Das Fürstenschloss war ein Juwel tatarischer Baukunst. Die Südküste – oft mit der Riviera verglichen – übertrifft diese wohl noch an Schönheit. Bizarre Bergformen, schroff in das Meer abfallende Felsenberge machen sie zu einer wohl der schönsten Landschaften Europas. Um Jalta, in dessen Nähe das ehemalige Zarenschloss Livadia liegt, trug das Gebirge den herrlichsten Wald, den man sich denken kann. Wo die Berge etwas Raum liessen, bedeckten Wein- und Obstkulturen die fruchtbare Erde. Tropische Gewächse gediehen überall, besonders in dem wunderbaren Park, der das Zarenschloss Livadia umgab. Man glaubte sich in einem Garten Eden zu befinden. Wer von uns konnte ahnen, dass dieser Garten Eden wenige Jahre später der Schauplatz jenes Abkommens sein würde, durch das halb Europa den Sowjets preisgegeben werden sollte. Wer hätte ahnen können, dass sich hier die Lenker der beiden grossen angelsächsischen Nationen von einem sich jovial gebenden, brutalen Gewalt-herrscher so völlig einwickeln lassen würden. Uns entzückte das Paradies, das sich vor unseren Augen entfaltete. Wir sahen die Schlange nicht, die in ihm verborgen lag.

Neben der Schönheit der Landschaft war es aber auch die Vergangen-

heit, die uns auf Schritt und Tritt fesselte. Die Hafenstädte Eupatoria, Sewastopol, Feodosia gingen auf althellenische Gründungen zurück. Nach der Eroberung von Sewastopol fanden wir noch die Trümmer griechischer Tempel auf der Halbinsel Chersones. Dann hatten Goten ein Reich in dem Felsengebirge ostwärts Sewastopol gegründet. Von ihm zeugten noch die Spuren einer gewaltigen Felsenburg. Sie hatten sich hier noch jahrhundertlang gehalten, während zeitweise die Genuesen in den Häfen Fuss fassten und später die Krim ein Tatarenreich wurde, das sich bis in die neuere Zeit gegen die Russen behaupten konnte. Die Tataren stellten sich sogleich auf unsere Seite. Sie sahen in uns die Befreier vom bolschewistischen Joch, zumal wir ihre religiösen Gebräuche streng achteten. Eine Abordnung von ihnen erschien bei mir, um mir Obst und handgewebte schöne Stoffe für ihren Befreier «Adolf Effendi» zu übergeben.

Der Ostausläufer der Krim, die langgestreckte Halbinsel Kertsch, zeigte wiederum ein völlig anderes Gesicht. Sie war ein nur teilweise gewelltes Flachland, das nur an der Ostküste, an dem engen Meeresarm, der die Krim vom Kubangebiet trennt, zu grösseren, kahlen Höhen ansteigt. Die Halbinsel barg Kohlen- und Erz», sowie auch geringere Ölvorkommen. Um die an der Meerenge gelegene Hafenstadt Kertsch waren grosse Industrieanlagen entstanden. In den umgebenden Bergen gab es weitgedehnte Felshöhlen, die den Partisanen und später den Resten der vernichteten Invasionsarmeen Unterschlupf boten.

Während unsere Oberquartiermeister-Abteilung in der Hauptstadt Simferopol, die, schön am Nordrande des Jailagebirges gelegen, weitgehend russifiziert war, Unterkunft bezog, ging der Führungsstab nach Sarabus, einem grossen Dorfe nördlich Simferopol. Wir fanden dort in einer neugebauten Schule, die die Sowjets wie fast in allen grösseren Dörfern geschaffen hatten, eine praktische Unterkunft für unsere Büros. Ich selbst wohnte mit dem Chef und einigen Offizieren in dem kleinen Gutshaus der Obstkolchosa, in dem jeder von uns ein bescheidenes Zimmer innehatte. Das Meublement des meinen bestand aus einem Bett, einem Tisch, einem Stuhl, einem Schemel, auf dem die Waschschiüssel stand, und ein paar Kleiderhaken. Gewiss hätten wir aus Simferopol Möbel herbeischaffen können, aber es lag nicht im Geist unseres Stabes, Bequemlichkeiten zu schaffen, die der Landser entbehrte.

Wir sind, von zwei kürzeren Aufenthalten, die wir auf einem Gefechtsstand an der Kertschfront verbrachten und bis auf den Monat Juni 1942, in dem der Führungsstab vor Sewastopol lag, in dieser bescheidenen Unterkunft bis zum August 1942 geblieben. Nach dem bisherigen Zigeunerdasein ein für uns alle neuer und nicht unbedingt begrüster

Zustand. Ist es doch unvermeidlich, dass das Stationärwerden eines Stabes nicht nur einen geregelten Tageslauf mit sich bringt, sondern auch den Papierkrieg aufleben lässt. Ich überstand ihn im Winter in meinem Schubzimmer zwischen zwei von uns nach russischem Muster gebauten kleinen Öfen aus Ziegelsteinen, da die Heizung von den Sowjets natürlich zerstört war.

Ich möchte an dieser Stelle ein Problem streifen, das – wenn auch hinter den schweren Sorgen, die der Winter 1941/42 in operativer Hinsicht bringen sollte, zurücktretend – mich immer besonders bewegt hat. Als Oberbefehlshaber einer Armee ist man auch deren oberster Gerichtsherr. Das schwerste, was an diesen herantritt, ist die Bestätigung von Todesurteilen. Einerseits ist es seine unausweichliche Pflicht, die Manneszucht aufrechtzuerhalten und im Interesse der Truppe Versagen im Kampf streng zu ahnden. Andererseits ist der Gedanke, durch die eigene Unterschrift ein Leben auszulöschen, schwer! Gewiss, der Tod fordert täglich im Kriege hunderte oder tausende als Opfer und jeder Soldat ist darauf gefasst, sein Leben geben zu müssen. Aber es ist doch etwas anderes, im Kampf ehrenvoll zu fallen, von der tödlichen Kugel unverhofft, wenn auch nicht unerwartet, ereilt zu werden, als vor den Mündungen der Gewehre der Kameraden zu stehen und schimpflich aus der Reihe der Lebenden ausgelöscht zu werden.

Natürlich, wenn ein Soldat die Ehre der Armee durch eine niedrige Handlungsweise beschmutzt, wenn sein Verhalten Kameraden den Tod gebracht hatte, dann konnte und durfte es kein Mitleid geben. Aber es gab doch immer Fälle, denen menschlich erklärliches Versagen, nicht Niedrigkeit der Gesinnung zu Grunde lag. Trotzdem musste das Kriegsgericht nach Recht und Gesetz die Todesstrafe aussprechen.

Ich habe in keinem Fall, in dem es sich um ein Todesurteil handelte, mich mit dem Vortrag meiner übrigens vortrefflichen Armeerichter begnügt, sondern stets die Akten selbst genau studiert. Wenn gleich zu Beginn des Krieges zwei Soldaten meines Korps zum Tode verurteilt wurden, weil sie eine alte Frau vergewaltigt und dann getötet hatten, so war dies nur recht und billig. Anders z.B. ein Mann, der im Polenfeldzug mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet, als Genesener zu einer ihm fremden Truppe gekommen war. Am ersten Tage fielen sein Gewehrführer und die anderen Kameraden der MG-Bedienung, worauf er im Kampf die Nerven verloren hatte und geflohen war. Er hatte zwar nach dem Gesetz sein Leben verwirkt. Aber dies war doch wohl ein Fall, in dem – trotz des Deliktes der Feigheit mit der Folge der Gefährdung der Truppe – ein anderer Massstab anzulegen war. Ich

konnte das Urteil des Kriegsgerichts der Truppe nicht ohne Weiteres aufheben. So half ich mir in diesem und ähnlichen Fällen nach Rücksprache mit dem Regimentskommandeur dadurch, dass ich die Bestätigung des Todesurteils für vier Wochen aussetzte. Bewährte sich der Mann in dieser Zeit im Kampf, dann hob ich das Urteil auf. Versagte er nochmals, so trat es in Kraft. Von denen, welchen auf diese Weise eine Bewährungsfrist gewährt wurde, ist in der Folge nur einer zum Feinde übergelaufen. Alle anderen haben sich entweder bewährt oder sind als pflichttreue Soldaten in den schweren Kämpfen gefallen.

Der erste Angriff auf Sewastopol

Die 11. Armee stand nunmehr vor der Aufgabe, das letzte Bollwerk des Gegners auf der Krim, Sewastopol, durch Angriff zu nehmen. Je eher dieser erfolgen würde, je weniger Zeit man dem Feinde liess, seine Abwehr zu organisieren, desto mehr Aussicht bestand für ein Gelingen. Um so weniger auch war ein Eingreifen des Gegners über See her zu befürchten.

Zunächst galt es allerdings, die Festung wirklich abzuschliessen. Ein weiteres Vorarbeiten des linken Flügels des 54. AK und vor allem die Schliessung der Lücke zwischen ihm und dem im Gebirge südostwärts Sewastopol stehenden 30. AK war nötig. Dies erforderte eine Reihe schwieriger Gebirgskämpfe, zu denen das Armeekorps noch die inzwischen zur Verfügung gestellte 1. rumänische Gebirgs-Brigade einsetzen konnte.

Für den Angriff war zunächst die Kräftefrage zu lösen. Dass die zur Zeit um die Festung stehenden vier Divisionen nicht ausreichen würden, den Angriff durchzuführen, war sicher. Sie genügten nicht einmal zu einer lückenlosen Einschliessung der Festung. Zudem ergab sich, dass der Gegner mit Hilfe der bereits erwähnten Massnahmen seine Verteidigungskräfte in verhältnismässig kurzer Zeit wieder auf eine Stärke von 9 Divisionen bringen konnte. Diese Tatsache unterstrich, wie notwendig es war, ihm vor allem die Zufuhr über See abzuschneiden.

Um zum Angriffserfolg zu kommen, musste die 11. Armee also alle irgendwie verfügbar zu machenden Kräfte heranziehen. Andererseits aber war klar, dass der Feind – im Besitz der uneingeschränkten Seeherrschaft – jederzeit an jeder ihm günstig erscheinenden Stelle der Küste landen konnte, solange diese nicht ausreichend gesichert blieb. Die Führung der Armee stand damit vor der Frage, ob sie ein hohes Risiko durch Entblössung der übrigen Krim, insbesondere der Halbinsel Kertsch,

eingehen oder ob sie den Erfolg des beabsichtigten Angriffs von vornherein durch unzureichenden Kräfteinsatz in Frage stellen wollte. Die Entscheidung fiel zu Gunsten des Angriffs.

Für seinen Ansatz waren folgende Überlegungen massgebend. Der Feind musste möglichst von mehreren Seiten angepackt werden, um zu verhindern, dass er seine Kräfte nur auf einer angegriffenen Festungsfront zusammenfassen könnte.

Wollte man die Festung zu Fall bringen, so war die Voraussetzung, den Hafen, also die Ssewnaja-Bucht, so bald wie möglich unter Kontrolle zu bekommen. Solange der Festung die Zufuhr über See offen blieb, konnte der Feind, so wie die Dinge lagen, materialmässig, aber wahrscheinlich auch der Truppenstärke nach, immer überlegen bleiben. Der Hauptstoss musste also – völlig anders als es im Krimkrieg geschehen war, in dem die Alliierten die Seeherrschaft besaßen – von Norden bzw. Nordosten in Richtung auf die Ssewnaja-Bucht geführt werden. Nicht auf die Stadt, sondern auf den Hafen kam es an. Im Norden allein konnte auch die Armee ihre starke Angriffsartillerie zum Tragen bringen. Deren Munitionierung über das Gebirge hinweg zum Südabschnitt war angesichts der gegebenen Transportmöglichkeiten nicht zu leisten.

Um so weniger, als die Küstenstrasse jederzeit von See her vom Feind unter Feuer gehalten werden konnte. Wenn auch die feindlichen Befestigungen anscheinend im Nordabschnitt stärker und zahlreicher waren als im Südabschnitt, so bot in letzterem das Gelände, schroffes Felsengebirge, um so grössere Schwierigkeiten. Zudem war das Wegenetz im Südabschnitt völlig unzureichend. Es musste erst in langwieriger Arbeit ausgebaut werden.

Aus diesen Erwägungen heraus entschloss sich das Armee-Oberkommando, den Angriff mit Schwerpunkt von Norden bzw. Nordosten zu führen. Im Süden sollte ein Nebenangriff, vorwiegend zur Fesselung und Ablenkung des Gegners, angesetzt werden.

Im Norden hatte das Generalkommando 54 anzugreifen, dem hierzu vier Divisionen (22., 132., 50. und die neuzugeführte 24. Infanterie-Division) sowie die Masse der schweren Artillerie unterstellt wurden.

Der Fesselungsangriff im Süden fiel dem 30. AK zu, dem hierzu, ausser der 72. Division, noch die von Kertsch herangeholte 170. Division und die rumänische Gebirgs-Brigade zur Verfügung stand.

Von Kertsch wurde ebenfalls die 73. Division herangezogen, um als Reserve für den Nordangriff bereitzustehen. So konnte auf der Halbinsel Kertsch nur das Generalkommando 42 mit der 46. Division belassen werden.

Im Jaila-Gebirge musste das Generalkommando des rumänischen

Gebirgs-Korps mit der 4. Gebirgs-Brigade eingesetzt werden, da sich hier von Anfang an eine starke, wohl vorbereitete Partisanenbewegung bemerkbar machte. Sie erhielt aus den vielen im Gebirge Versprengten der Küstenarmee reichen Zuwachs und gefährdete den Nachschub sowohl auf den Strassen nach Feodosia, wie südlich des Gebirges an der Sewastopol-Front dauernd.

Für die eigentliche Küstensicherung verblieben demnach – ausser der 8. rumänischen Kavallerie-Brigade an der Ostküste – neben wenigen neu errichteten Küstenbatterien nur rückwärtige Einheiten der Kampfdivisionen.

Sicherlich war es angesichts der Beherrschung der See durch die Rote Flotte ein hohes Risiko, das die Führung der Armee damit einging. Aber es schien tragbar, wenn der Angriff auf Sewastopol bald erfolgte, ehe der Gegner im Kuban- bzw. Kaukasus-Gebiet neue Kräfte für Unternehmungen über See aufstellen konnte.

Der *Zeitpunkt* des Angriffs war demnach von grosser Bedeutung. Nach unseren Berechnungen konnten die erforderlichen Truppen Verschiebungen und die Munitionierung der Angriffsartillerie bis zum 27. oder 28. November durchgeführt sein. Auf diesen Termin wurde also der Angriffsbeginn festgesetzt.

Da fiel auch uns der russische Winter in den Arm, und zwar in doppelter und darum um so wirkungsvollerer Form. Auf der Krim setzten unablässige Regenfälle ein, die binnen kürzester Frist alle nicht festen Strassen unbenutzbar machten. Das feste Strassennetz auf der Krim beginnt jedoch erst in Simferopol. Vom Festland bis dorthin führt lediglich einer der landesüblichen «Gräber-Wege», Strassen, bei denen nur die Oberfläche geglättet ist und die an beiden Seiten Gräben aufweisen. Bei trockenem Wetter sind sie auf dem harten Lehm Boden Südrusslands sehr gut benutzbar. In der Schlammperiode aber mussten sie alsbald gesperrt werden, wenn man sie nicht auf die Dauer und völlig ruinieren wollte. Mit Einsetzen der Regenperiode hörte also für die Armee der Kolonnen-Nachschub praktisch auf, soweit es die Strecke vom Festland bis Simferopol betraf. Am 17. November waren bereits 50 Prozent des Kolonnenraums durch technische Schäden ausgefallen. Andererseits aber herrschte auf dem Festland im Norden bereits strenger Frost, dem von den überhaupt zurzeit südlich des Dnjepr verfügbaren fünf Lokomotiven alsbald vier zum Opfer fielen. So sank der Nachschub für die Armee oft auf ein bis zwei Züge täglich herab. Der Dnjepr führte Eis, das aber noch nicht hielt, während es eisfreie Brücken noch nicht gab. So zogen sich die Vorbereitungen für den Angriff in die Länge. Statt am 27. November konnten wir erst am 17. Dezember mit der Artillerievorbereitung beginnen.

Dass dieser Zeitverlust dem Gegner zugute kam, der in seinem Festungsgebiet keine derartige Schwierigkeiten hatte, war klar. Aber auch die Gefahr eines Eingreifens neuer Feindkräfte über See musste von Tag zu Tag wachsen.

Mit einer Verspätung von drei Wochen, wie sich zeigen sollte einem entscheidenden Zeitverlust, konnte also im Nordabschnitt das 54. AK, im Süden das 30. AK zum Angriff antreten. Zuvor aber wurde die Armeeführung noch vor eine schwere Entscheidung gestellt. Am 17. Oktober hatte das Ob.Kdo.d.H.Gr. auf Grund der bei Rostow kritisch gewordenen Lage die sofortige Abgabe der 73. und 170. Infanterie-Division angeordnet. Alle Vorstellungen des Armeekommandos 11, dass damit der Angriff auf Sewastopol unmöglich würde, hatten nur erreicht, dass die längs der Südküste zum 30. AK im Anmarsch befindliche 170. Division der Armee belassen wurde. Sie wäre ohnehin bei Rostow zu spät gekommen. Das änderte aber nichts an der Tatsache, dass mit Fortnahme der 73. Division die für den Nordangriff erforderliche Reserve wegfiel. Das Armeekommando stand vor der Entscheidung, ob es unter diesen Umständen den Angriff überhaupt wagen konnte. Es entschied sich, das Wagnis zu unternehmen.

Es ist nicht möglich, den Verlauf des Angriffs hier im Einzelnen zu schildern. Es galt zunächst, den Gegner durch einen überraschenden Stoss von Osten her aus dem Vorfeld zwischen der Katscha und dem Belbek zu vertreiben. Zugleich waren seine Stützpunkte im Belbek-Tal und dessen südlichen Höhenrand zu nehmen. Dann war der Angriff durch das eigentliche Festungsglacié südlich des Belbek bis an die Ssewernaja-Bucht vorzutreiben. Hauptlast und Erfolg dieses Kampfes lag bei der tapferen niedersächsischen 22. Infanterie-Division unter ihrem ausgezeichneten Kommandeur Generalleutnant Wolff. Sie säuberte das Vorfeld zwischen Katscha und Belbek vom Feinde, stürmte zusammen mit der südlich angreifenden 132. Infanterie-Division die Höhen am Südrand des Belbek-Tals und stiess in die eigentliche Befestigungszone südlich davon vor. Aber der Angriffskeil wurde immer schmaler, da die von Osten in Richtung auf die Ssewernaja-Bucht angesetzte 50. und 24. Infanterie-Division in dem ausserordentlich schwierigen, teilweise mit fast undurchdringlichem Busch bewachsenen Berggelände nicht nennenswert vorwärts kamen. Die schweren Kämpfe um die vom Feind zäh verteidigten Bunker zehrten am Bestand der Truppe. Nunmehr einfallende strenge Kälte beanspruchte ihre Kräfte aufs Äusserste. Immerhin, die Spitze des Angriffskeils näherte sich in den letzten Dezembertagen – auch in den Weihnachtstagen hatte der Kampf angedauert – dem Fort Stalin, nach dessen Wegnahme zum mindesten der beherrschende Einblick in die Ssewernaja-Bucht für die

Artillerie gewonnen gewesen wäre. Eine frische Truppe – und der Stoss bis zur Ssewnaja-Bucht musste gelingen. Diese aber fehlte infolge der Abgabe der 73. Infanterie-Division und war auch nicht durch schärfste Zusammenfassung der Angriffsdivisionen nach der Angriffsspitze hin zu ersetzen.

In dieser Lage trafen die Armee die sowjetischen Landungen zuerst bei Kertsch, dann bei Feodosia. Eine tödliche Gefahr in dem Augenblick, als alle Kräfte der Armee bis auf eine deutsche Division und zwei rumänische Brigaden im Kampf um Sewastopol standen!

Es war völlig klar, dass es notwendig sein würde, schnellstens Kräfte von Sewastopol an die bedrohten Punkte zu werfen. Jedes Zögern konnte verhängnisvoll werden. Aber sollte man den Angriff auf Sewastopol aufgeben, gerade in dem Augenblick, in dem es anscheinend nur noch einer letzten Anstrengung bedurfte, um wenigstens das Ziel der Kontrolle über die Ssewnaja-Bucht zu erreichen?

Zudem erschien es sicher, dass es nach einem Erfolg auf der Nordfront leichter sein würde, Kräfte bei Sewastopol freizumachen, als wenn man den Gegner vorzeitig losliess.

So entschloss sich die Armeeführung, selbst nach der Landung der Russen bei Feodosia, noch das Risiko auf sich zu nehmen, das in jeder Stunde lag, um die das Freimachen von Truppen bei Sewastopol verzögert wurde. Zunächst wurde also nur die Einstellung des Angriffs beim 30. AK befohlen und die 170. Division nach der bedrohten Halbinsel Kertsch in Marsch gesetzt. Dagegen sollte – im Einvernehmen mit dem Kommandierenden General des 54. AK und seinen Divisions-Kommandeuren – auf der Nordfront noch ein letzter Versuch gemacht werden, das Angriffsziel, die Ssewnaja-Bucht, zu erreichen. Wie immer gab die Truppe das Letzte. Die Angriffsspitze der 22. Infanterie-Division, das Infanterie-Regiment 16 unter Oberst v. Choltitz, drang auch noch in das Hindernis des Fort Stalin ein. Dann aber war es mit der Kraft zu Ende. Am 30. Dezember meldeten die Kommandeure der Angriffsdivisionen, dass weitere Versuche, den Angriff fortzuführen, keinen Erfolg mehr versprechen. Das Armeeoberkommando gab – nachdem eine sehr ernste fernmündliche Vorstellung über die Heeresgruppe auch Hitler von der Notwendigkeit überzeugt hatte – den Befehl zur endgültigen Einstellung des Angriffs. Es musste – schweren Herzens – darüber hinaus den Befehl zur Zurücknahme der Nordfront auf die Höhen nördlich des Belbektals geben. Ohne diese Massnahme waren nicht genügend Kräfte freizumachen. Die Lage in dem spitzen Angriffskeil wäre auf die Dauer ohnehin nicht haltbar gewesen. Dass Hitler diesen Entschluss missbilligte

(wiewohl er ihn nicht ändern konnte), da es seinem soeben erlassenen strikten Verbot, irgend etwas freiwillig aufzugeben, widersprach, wog leicht im Vergleich zur Verantwortung gegenüber der Truppe, die soviel Opfer gebracht hatte. Gerade in Gedanken an sie und ihre Erhaltung aber musste dieser Entschluss gefasst werden.

So war der erste Versuch, die Festung Sewastopol in gewaltsamem Angriff zu nehmen, gescheitert. Der verbleibende Vorteil war die *erreichte* engere Einschliessung der Festung, die weniger Kräfte benötigen würde, und die Gewinnung einer brauchbaren Ausgangsbasis für einen späteren Angriff. Auch das 30. AK hatte im Süden für eine spätere Fortführung des Angriffs wichtige Geländepunkte gewonnen. Ein schwacher Trost allerdings angesichts der gebrachten Opfer.

Stalin-Offensive zur Wiedereroberung der Krim

Die Landung sowjetischer Truppen auf der Halbinsel Kertsch, die die 11. Armee gerade in dem Zeitpunkt traf, in dem der Kampf auf der Nordfront von Sewastopol vor der Entscheidung stand, stellte sich als bald als mehr denn ein blosses Ablenkungsmanöver des Gegners heraus. Sowjetische Sender kündigten an, dass es sich um eine entscheidungsuchende Offensive zur Wiedereroberung der Krim handele, die auf Befehl und nach den Plänen Stalins durchgeführt werden würde. Der Kampf – so wurde angekündigt – werde erst mit der Vernichtung der 11. Armee auf der Krim sein Ende finden. Dass diese Drohung keine leeren Worte waren, bewies alsbald der starke Kräfteinsatz des Gegners, hinter dem, zugleich in rücksichtslosestem Kräfteverbrauch, der brutale Wille Stalins fühlbar wurde.

Am 26. Dezember war der Feind, die Meerenge von Kertsch überschreitend, zunächst mit zwei Divisionen beiderseits der Stadt Kertsch gelandet. Kleinere Landungen an der Nordküste der Halbinsel schlossen sich an.

Das Generalkommando des 42. AK (General Graf Sponeck) befand sich, allein auf die 46. Infanterie-Division zur Verteidigung der Halbinsel angewiesen, sicherlich in keiner beneidenswerten Lage. Graf Sponeck erbat denn auch beim Armeekommando die Genehmigung zur Räumung der Halbinsel Kertsch in der Hoffnung, diese in der Enge von Parpatsch abriegeln zu können. Das Armeekommando teilte seine Auffassung nicht. Gelang es dem Gegner, bei Kertsch erst festen Fuss zu fassen, dann entstand auf der Halbinsel eine zweite Front und

damit eine für die Armee ausserordentlich bedrohliche Lage, solange diese Sewastopol noch nicht genommen hatte.

Das Armeekommando befahl daher, dass das 42. AK, den noch bestehenden Schwächemoment des gelandeten Gegners ausnützend, diesen ins Meer zu werfen habe. Zugleich setzte es, um alle Kräfte der 46. Infanteriedivision für diese Aufgabe freizumachen, die um Simferopol stehende 4. rumänische Gebirgs-Brigade und die die Ostküste der Krim sichernde 8. rumänische Kavallerie-Brigade auf Feodosia in Marsch, um etwaige Landungsversuche des Gegners an dieser kritischen Stelle abwehren zu können. Desgleichen wurde die gerade noch auf der Krim greifbare letzte Regimentsgruppe der abmarschierenden 73. Infanterie-Division (verst. Infanterieregiment 213) von Genitschek auf Feodosia heraufbefohlen.

Tatsächlich gelang es der 46. Infanteriedivision bis zum 28. Dezember die feindlichen Landeköpfe nördlich und südlich Kertsch bis auf einen kleinen Rest am Nordufer zu beseitigen. Trotzdem erbat Graf Sponeck nochmals die Genehmigung, die Halbinsel Kertsch zu räumen. Das Armeekommando verbot jedoch eine Räumung ausdrücklich, da wir nach wie vor der Ansicht waren, dass nach Preisgabe der Halbinsel Kertsch eine Lage entstehen könne, die mit den Kräften der Armee nicht mehr zu meistern sein würde.

Inzwischen war das 54. AK am 28. Dezember zum letzten Angriff bei Sewastopol angetreten.

Jetzt holte jedoch der Feind zu einem neuen Schlag aus. Am 29. Dezember früh erhielten wir aus Feodosia die Meldung, dass der Gegner dort in der Nacht unter dem Schutz starker Seestreitkräfte gelandet sei. Die schwachen bei Feodosia stehenden Kräfte (1 Pionierbataillon, Panzerjäger und einige Küstenbatterien, die Rumänen trafen erst im Laufe des Vormittags vor Feodosia ein) hatten die Landung nicht verhindern können. Die Fernsprechverbindung zum Generalkommando 42, das sich etwa in der Mitte der Halbinsel befand, war unterbrochen. Um 10.00 Uhr ging jedoch ein Funkspruch von ihm ein, dass Graf Sponeck auf Grund der feindlichen Landung bei Feodosia die sofortige Räumung der Halbinsel Kertsch befohlen habe. Ein Gegenbefehl des Armeekommandos wurde von der Funkstelle des Generalkommandos nicht mehr aufgenommen. So verständlich die Sorge des Generalkommandos auch war, mit der 46. Infanterie-Division auf der Halbinsel Kertsch durch die bei Feodosia gelandeten Kräfte abgeschnitten zu werden, so glaubten wir doch nicht, dass ein überstürzter Rückzug die Lage irgendwie bessern könnte. Liess man in diesem Augenblick die Reste des Gegners bei Kertsch los, so würde er ungesäumt der 46. Infanterie-

Division folgen. Diese würde alsdann in der Enge von Parpatsch zwischen zwei Feuer geraten. Zugleich mit dem Verbot der Räumung bei Kertsch (das wie gesagt vom Generalkommando 42 nicht mehr aufgenommen wurde) befahl das Armeeoberkommando dem Generalkommando des rumänischen Gebirgs-Korps, den bei Feodosia gelandeten Gegner mit den beiden früher erwähnten Brigaden und einem im Anrollen befindlichen rumänischen mot. Regiment unverzüglich wieder ins Meer zu werfen. Zwar gaben wir uns keinen Illusionen über die Angriffskraft der rumänischen Verbände hin. Aber noch konnte der Feind bei Feodosia nur schwache Kräfte an Land zur Verfügung haben. Entschlossenes Zupacken musste ihn in seinem Schwächemoment treffen. Zum mindesten aber glaubten wir annehmen zu dürfen, dass es den rumänischen Kräften gelingen werde, den Feind in einem engen Landekopf um Feodosia festzuhalten, bis deutsche Truppen heran sein könnten.

Die Entwicklung der Lage auf der Halbinsel Kertsch

Auch diese Hoffnung sollte allerdings alsbald zerrinnen. Der Angriff des rumänischen Gebirgs-Korps auf Feodosia schlug nicht nur nicht durch, die Rumänen wichen vielmehr vor wenigen sowjetischen Panzern sofort bis ostwärts Stary Krim zurück.

Die 46. Infanteriedivision erreichte zwar in Gewaltmärschen die Enge von Parpatsch. Sie hatte dabei jedoch auf den vereisten Strassen die meisten ihrer Geschütze liegen lassen müssen. Ihre Truppen waren zudem von den Anstrengungen dieses Rückzuges völlig erschöpft. Hinter ihr konnte der Gegner aus den ihm noch verbliebenen kleinen Landeköpfen sofort zur Verfolgung antreten. Das Zufrieren der Meerenge von Kertsch erlaubte ihm, schnell weitere Kräfte nachzuführen.

Wenn der Gegner die Gunst der Lage genutzt hätte und von Kertsch der 46. Infanterie-Division schnell nachgedrängt, sowie zugleich von Feodosia den weichenden Rumänen rücksichtslos nachgestossen wäre, dann wäre nicht nur die Lage an dieser neuentstandenen Ostfront der Armee hoffnungslos geworden. Vielmehr würde es um das Schicksal der ganzen 11. Armee gegangen sein. Ein entschlossener Gegner hätte durch schnellen Vorstoss auch nur schwacher Kräfte nach Dshankoj den gesamten Nachschub der Armee unterbinden können. Die von Sewastopol herabefohlenen Kräfte – die 170. Infanterie-Division und nach Einsteilung auch des Nordangriffs die 132. Infanterie-Division – konnten frühestens in 14 Tagen im Gebiet westlich bzw. nordwestlich Feodosia eintreffen.

Der Gegner hat es jedoch nicht verstanden, die Gunst der Stunde zu nutzen. Mochte es nun sein, dass die feindliche Führung ihre Chance nicht erkannt hatte oder dass sie es nicht wagte, sie schnell zu ergreifen. Aus Beutekarten ging hervor, dass die bei Feodosia gelandete 44. Armee zunächst nur die Absicht gehabt hat, bis zum 4. Januar bis in die Gegend westlich und nordwestlich Sary Krim mit den zu dieser Zeit bereits verfügbaren sechs Divisionen vorzustossen, um alsdann sich in der erreichten Linie zur Verteidigung einzurichten! Offenbar hat sich der Gegner also selbst mit einer dreifachen Überlegenheit nicht an eine kühn geführte weitreichende Operation herangewagt, die zum Untergang der 11. Armee hätte führen können. Anscheinend wollte er erst *noch* stärker werden.

Aber nicht einmal die oben erwähnte Linie westlich Sary Krim wurde vom Feind tatsächlich erreicht.

Die über Kertsch angesetzte 51. Armee folgte der 46. Infanterie-Division nur zögernd. Die bei Feodosia gelandete 44. Armee aber fühlte in der entscheidenden Richtung nach Westen und Nordwesten zunächst nur vorsichtig vor. Stattdessen stiess sie zu unserem Erstaunen mit stärkeren Kräften nach Osten der 51. Armee entgegen. Der Gegner sah offenbar nur das taktische Ziel der Vernichtung unserer Kräfte auf der Halbinsel Kertsch und verlor darüber das operative Ziel, die Abschnürung der Lebensader der 11. Armee, aus den Augen.

So gelang es, mit der erschöpften 46. Infanterie-Division, dem inzwischen von Genitschek eingetroffenen verst. Infanterie-Regiment 213 und den Rumänen eine allerdings hauchdünne Sicherungsfront zwischen dem Nordhang des Jaila-Gebirges bei Sary Krim und dem Siwasch westlich Ak Monay aufzubauen. Zur Festigung der rumänischen Truppen wurden alle entbehrlichen Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, selbst des AOK, den rumänischen Truppenteilen als Halt für ihre schweren Waffen zur Verfügung gestellt.

Der tragische Fall des Generals Graf Sponedc

Die Räumung der Halbinsel Kertsch hat zu Massnahmen der obersten Führung geführt, die nicht gerechtfertigt waren, und die im Interesse unserer tapferen Soldaten hier erörtert werden müssen.

Der nunmehrige Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Süd, Feldmarschall v. Reichenau, sperrte zunächst alle Auszeichnungen für die 46. Inf.-Division. Diese Massnahme erfolgte offenbar als Folge des kategorischen Befehls Hitlers, der bei Übernahme des Oberbefehls über das Heer im Dezember 1941 jeder Truppe unter allen Umständen jeden Schritt rück-

wärts verboten hatte. Trotzdem war diese Massnahme gegen die Truppe nicht gerechtfertigt. Diese hatte von ihrem vorgesetzten Gen.Kdo. den Befehl zum Rückmarsch erhalten und hatte ihn auszuführen. Es ist mir – leider erst nach dem bald darauf erfolgten Tod des Feldmarschalls v. Reichenau – gelungen, bei seinem Nachfolger, Feldmarschall v. Bock, die Aufhebung dieser über eine tapfere Truppe zu Unrecht verhängten Massnahme zu erreichen. Der Kommandeur der Division, Generalleutnant Himer, ist leider bald darauf in der Abwehrschlacht in der Enge von Parpatsch gefallen.

Der Fall des Grafen Sponeck zeigt die Tragik auf, die der Konflikt zwischen der Pflicht zum Gehorsam und der eigenen Auffassung über operative Notwendigkeiten so oft für einen höheren militärischen Führer bedeuten kann. Er weiss, dass er im Fall des Ungehorsams seinen Kopf riskiert, kann aber trotzdem vor der Notwendigkeit stehen, einem Befehl entgegen zu handeln. Ein Konflikt, der in dieser Schärfe nur an Soldaten herantritt.

Ich hatte nach Erhalt der Meldung über die vom Gen.Kdo., entgegen den ausdrücklichen Befehlen des AOK, angeordnete Räumung der Halbinsel Kertsch den Grafen Sponeck seines Kommandos enthoben. Dies erfolgte nicht etwa, weil er eigenmächtig gehandelt hatte. Ich habe selbst oft genug operativen Weisungen selbst Hitlers entgegen handeln müssen, um nicht auch den mir nachgeordneten Führern das Recht zuzugestehen, notfalls nach eigenem Ermessen zu handeln. Die Enthebung Sponecks vom Kommando erfolgte vielmehr, weil ich nicht die Gewissheit hatte, dass er zurzeit noch der Mann war, eine so kritische Situation wie die auf der Halbinsel Kertsch durchzustehen. In den schweren Kämpfen um den Dnjepr-Übergang war er ausserordentlichen Belastungen ausgesetzt gewesen. Ich hatte an seine Stelle den besonders bewährten Kommandeur der 72. Infanterie-Division, General Mattenklott, berufen.

Graf Sponeck hatte selbstverständlich den Wunsch, in einem kriegsgerichtlichen Verfahren seine Handlungsweise zu rechtfertigen. Ein solches Verfahren hatte auch Hitler angeordnet und Graf Sponeck ins Führerhauptquartier bestellt. Das Verfahren ist dann in den Tagen höchster Spannung auf der Krim im Führerhauptquartier unter Vorsitz von Göring durchgeführt worden. Es endete nach kurzer Verhandlung mit einem Todesurteil, das allerdings durch Hitler in Festungshaft umgewandelt wurde. Dem AOK war weder der Termin des Verfahrens mitgeteilt worden, noch hatte ich die Möglichkeit gehabt, zu dem Verhalten des Grafen Sponeck Stellung zu nehmen.

Zur sachlichen Beurteilung dieses Falles ist Folgendes zu sagen:

Dem Grafen Sponeck war unbedingt zuzugestehen, dass er sich einer

ausserordentlich schwierigen Lage gegenüber sah. Gegenüber dem Verbot des AOK, die Halbinsel Kertsch zu räumen, war zweifellos durch die sowjetische Landung bei Feodosia eine neue Lage entstanden. Der Gedanke, dass es nunmehr vor allem darauf ankomme, die Kampfkraft der 46. Infanterie-Division durch deren schleunige Rückführung durch die Enge von Parpatsch zu erhalten, war nicht von der Hand zu weisen. Aus ihm heraus hat Graf Sponeck fraglos gehandelt.

Was allerdings zu beanstanden blieb, war, dass das Gen.Kdo. 42 das AOK durch seine Funkmeldung über die bereits befohlene Räumung vor eine vollendete Tatsache gestellt und jedes Eingreifen desselben im Sinne einer anderen Lösung durch Abbau seiner Funkstelle unmöglich gemacht hatte. Des Weiteren ist zu sagen, dass eine derart überstürzte Rückführung der 46. Infanterie-Division nicht das Mittel sein konnte, die Erhaltung ihrer Kampfkraft zu sichern. Wenn man schon die Halbinsel Kertsch räumte, so kam alles darauf an, dass die Division die Enge von Parpatsch *kampfkraftig* erreichte. Hätte der Gegner bei Feodosia richtig gehandelt, so wäre die Division in dem Zustande, in dem sie bei Parpatsch ankam, wohl nicht in der Lage gewesen, sich nach Westen durchzuschlagen.

Immerhin, ein Kriegsgericht aus erfahrenen Frontbefehlshabern würde nicht zu einem Urteil gekommen sein wie das unter der Leitung Görings stehende. Es wäre dem Grafen Sponeck in jedem Fall zuzubilligen gewesen, dass er – unter dem Druck einer ausserordentlich schwierigen Lage stehend – nach bestem Gewissen glaubte, nicht anders handeln zu können. Dazu hätte seine Bewährung als Kommandeur der 22. Infanterie-Division bei Rotterdam und beim Dnjepr-Übergang bei Berisslawl ein Urteil, wie das gefällte, ausschliessen müssen.

Ich habe sofort, nachdem ich das Urteil erfahren hatte, in einer Meldung an den Oberbefehlshaber der Heeresgruppe, mich vor den Grafen Sponeck gestellt und gefordert, dass ich zunächst noch einmal gehört werden müsse. Feldmarschall v. Bock hat sich dieser Stellungnahme voll angeschlossen. Das Ergebnis war eine Antwort Keitels, in der dieser unsere Auffassung in völlig unbegründet schroffer Form zurückwies. Immerhin erfolgte die vorher erwähnte Änderung des Urteils durch Hitler. General Graf Sponeck hat dann die nächsten Jahre auf der Festung Germersheim verbringen müssen. Mehrfache Versuche von mir, seine völlige Rehabilitierung zu erreichen, blieben erfolglos. Er ist dann schämloserweise auf Befehl Himmlers nach dem 20. Juli 1944 erschossen worden, eine Tatsache, die erst nach Kriegsende bekannt wurde. Sein Andenken, als das eines Soldaten von Ehre und eines Führers von Verantwortungsbewusstsein, wird von all denen, die ihn gekannt haben, in Ehren gehalten werden.

Doch kehren wir zur Lage der 11. Armee zurück.

In den ersten Januartagen des Jahres 1942 stand den bei Feodosia gelandeten und den von Kertsch herankommenden Feindkräften, wie bereits erwähnt, der Weg zur Lebensader der Armee, der Bahn Dshankoj-Simferopol praktisch offen. Die dünne Sicherungslinie, die hatte aufgerichtet werden können, konnte einem Angriff starker Kräfte nicht standhalten. Am 4. Januar war sicher, dass der Feind bereits 6 Divisionen um Feodosia hatte. Bis die von Sewastopol heranzuführenden Divisionen eintreffen konnten, hing das Schicksal der 11. Armee tatsächlich an einem seidenen Faden! Das Herausziehen von Kräften aus der Sewastopol Front aber suchte der Gegner dadurch zu verhindern, dass er dort nunmehr seinerseits zum Angriff auf die neuen noch nicht gefestigten Stellungen überging.

In diesen Tagen bildete eine besondere seelische Belastung die Tatsache, dass in den Lazaretten von Simferopol 10'000 Verwundete lagen, die wir nicht abtransportieren konnten. In Feodosia hatten die Bolschewisten unsere Verwundeten in den dortigen Lazaretten erschlagen, z.T. sie in ihren Streckverbänden an das Meeresufer geschleppt, mit Wasser übergossen und bei der schneidenden Kälte einfrieren lassen. Was würde geschehen, wenn der Gegner die dünne Sicherungslinie westlich Feodosia durchstieß und nach Simferopol gelangte?

Im Übrigen schien sich alles gegen uns verschworen zu haben. Starker Frost auf den Flugplätzen um Simferopol und Eupatoria, von denen die Stukas und Bomber starten mussten, liess oft am frühen Morgen den Start zum Angriff auf die feindlichen Ausladungen in Feodosia nicht zu. Dass der Gegner die Strasse von Kertsch auf dem Eise überqueren konnte, wurde schon früher erwähnt. Andererseits aber konnten wiederum auch die noch um Cherson und Nikolajew liegenden Bomberverbände wegen der dortigen Wetterlage nicht starten.

Infolge der schwierigen Nachschublage in den zurückliegenden Wochen war es nicht möglich gewesen, neben Hafer auch das Rauhfutter für die Pferde nachzuführen. Dieser Mangel hatte bei den Pferden der Truppen, die an der Südküste vor Sewastopol standen, wo es kein Rauhfutter gab, zu völliger Erschöpfung und hohen Ausfällen geführt. So konnte die ganze bespannte Artillerie der 170. Division das Gebirge zwischen Alushta und Simferopol nur ohne Geschütze überwinden. Diese mussten mit Lastkraftwagen befördert werden.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch eine Bemerkung anderer Art einschalten. Trotz aller oben geschilderten Nachschub-Schwierigkeiten hat die Armee alles daran gesetzt – z.T. unter Kürzung der eigenen Verpflegung – um die zahlreichen Gefangenen, die mangels Transportraum

noch nicht hatten abbefördert werden können, wenigstens einigermaßen zu ernähren. Der Erfolg ist gewesen, dass die Sterblichkeit im Jahresdurchschnitt nicht einmal 2 Prozent erreicht hat, eine Ziffer, die ausserordentlich gering erscheint, wenn man bedenkt, dass ein erheblicher Teil der Gefangenen schwer verwundet oder total erschöpft in unsere Hand fiel. Einen Beweis dafür, dass wir unsere Gefangenen gut behandelten, lieferten diese selbst anlässlich der sowjetischen Landung bei Feodosia. Dort befand sich ein Lager mit 8'000 Gefangenen, deren Bewachung geflohen war. Diese 8'000 Mann fielen jedoch keineswegs ihren «Befreiern» in die Arme, sondern marschierten – ohne Bewachung – in Richtung Simferopol, also zu uns ab.

Darüber hinaus aber hat die Armee alles in ihrer Möglichkeit liegende getan, um der Zivilbevölkerung zu helfen. Diese litt bittere Not, da die Sowjets vor Räumung der Krim durch eigens zu diesem Zweck aufgestellte «Vernichtungs-Bataillone», die einen Teil der wohlvorbereiteten Partisanen-Organisationen bildeten, nicht nur fast alle Fabriken, Mühlen usw. zerstört, sondern auch die vorhandenen Lebensmittellager weitgehend vernichtet hatten. Dabei war die Krim von jeher ernährungsmässig ohnedies ein Zuschussgebiet. Der Ober-Quartiermeister der Armee, Oberst Hauck, und der vortreffliche Armee-Intendant, Rabus, haben sich trotz aller ihrer Nachschubsorgen auch dieser Frage vorbildlich angenommen.

Der Erfolg dieser Hilfe, wie auch die Achtung, die wir ihrer religiösen Einstellung entgegenbrachten, hat dazu geführt, dass die in der Masse tatarische Bevölkerung der Krim uns durchaus freundlich gegenüber stand. Wir konnten sogar aus den Tataren bewaffnete Selbstschutz-Kompanien aufstellen, deren Aufgabe es war, ihre Dörfer gegen die Überfälle der im Jaila-Gebirge eingekerkerten Partisanen zu schützen.

Dass es auf der Krim von Anbeginn eine starke Partisanen-Bewegung gab, die uns viel zu schaffen machte, lag daran, dass die Bevölkerung der Krim neben den Tataren und anderen Volkssplittern auch eine grosse Zahl von Russen enthielt. Sie waren z.T. erst unter dem bolschewistischen Regime auf die Krim gebracht worden. Aus diesen und den zahlreichen bei den ersten Kämpfen im Gebirge Versprengten rekrutierten sich die Partisanen vorwiegend.

Die Partisanen-Bewegung war auf der Krim von langer Hand vorbereitet. In dem unzugänglichen Jaila-Gebirge fanden die Partisanen Unterschlupf und hatten vorbereitete Lebensmittel und Munitionslager, an die nur schwer heranzukommen war. Von ihnen aus versuchten sie die wenigen Strassen zu blockieren. Gerade in der geschilderten gespannten Lage, in der auch alle rumänischen Gebirgs-Truppen in der Front

eingesetzt werden mussten, bildeten die Partisanen eine erhebliche Gefahr. Zeitweise konnte der Verkehr auf den Strassen nur in der Form von Geleitzügen aufrechterhalten werden. Im Übrigen kämpften die Partisanen, wie überall im Osten, mit äusserster Hinterlist und Grausamkeit. Sie beachteten keine Regel des Völkerrechts. Zum Schutze der Truppe, wie auch der friedlichen Bevölkerung blieb nichts anderes übrig, als nach dem Kriegsgesetz mit jedem gefangenen Partisanen zu verfahren. Welche Gefahr sie darstellten, wie vorzüglich ihre Organisation vorbereitet gewesen sein musste, sollte sich gerade in der kritischen Lage der ersten Januarwoche erweisen.

Während noch niemand übersehen konnte, ob es überhaupt gelingen würde, der durch die Landungen bei Kertsch und Feodosia entstandenen tödlichen Gefahr für die 11. Armee Herr zu werden, führte der Russe einen neuen Schlag.

Am 5. Januar erfolgte eine weitere Landung russischer Kräfte unter dem Schutz von Flotteneinheiten im Hafen von Eupatoria. Gleichzeitig brach in der Stadt ein Aufstand los, an dem Teile der Bevölkerung und anscheinend von aussen eingesickerte Partisanen teilnahmen. Die schwachen, zur Verteidigung der Stadt und des Hafens vorhandenen Sicherungskräfte konnten die Landung nicht verhindern und des Aufstandes nicht Herr werden. Ein zur Küstenverteidigung eingesetztes rumänisches Artillerie-Regiment verliess seine Stellungen. Gelang es nicht umgehend, diesen neuen Brandherd auszutreten, konnte der Russe von dem nahen Sewastopol weitere Kräfte hier an Land bringen, dann waren die Folgen nicht abzusehen.

So ernst die Lage an der Front von Feodosia auch war, so musste das AOK sich doch entschliessen, das erste von der Südfront von Sewastopol gerade auf Kraftwagen anrollende Regiment, das Infanterie-Regiment 105, auf Eupatoria abzdrehen mit dem Befehl, hier so schnell wie möglich die gelandeten Feindkräfte und ihre zivilistischen Mitkämpfer zu vernichten. Die zur Hand befindliche Aufklärungs-Abteilung der 22. Division, einige Batterien und das Pionier-Bataillon 70 waren schon vorher auf Eupatoria in Marsch gesetzt worden.

In schweren Strassenkämpfen gelang es den nach Eupatoria entsandten Truppen, die zunächst unter Führung des Oberst Ritter v. Heigl, dann unter der des Oberst Müller vom Infanterie-Regiment 105 standen, der Lage in Eupatoria Herr zu werden. Namentlich die Aufständischen und Partisanen leisteten, in einem grossen Gebäude verschanzt, erbitterten Widerstand. Es blieb nichts anderes übrig, als dieses Gebäude schliesslich durch Pionierstosstrupps zu sprengen. In den Kämpfen in Eupatoria fand neben vielen braven Soldaten auch der Kommandeur der Auf-

klärungs-Abteilung 22, Oberstleutnant v. Boddien, einer unserer tapfersten Offiziere und von seinen Soldaten heiss geliebter Kommandeur, den Heldentod. Er wurde hinterrücks von versteckten Partisanen erschossen.

Am 7. Januar war der Kampf in Eupatoria beendet. Die gelandeten russischen Truppen waren teils gefallen, teils gefangen. Rund 1'200 bewaffnete Partisanen waren getötet worden.

Inzwischen hatte wie durch ein Wunder die hauchdünne Front vor Feodosia gehalten. Aber noch blieb eine Woche, ehe die von Sewastopol herankommenden beiden Divisionen eingreifen konnten. Das AOK hatte ausserdem das auf der Südfront von Sewastopol z. Z. zur Not entbehrliche Gen.Kdo. 30 für den beabsichtigten Gegenangriff auf Feodosia herangezogen. Seine Führung hatte, anstelle des an Gelbsucht schwer erkrankten General v. Salmuth, General Fretter-Pico übernommen.

Der Gegner hatte jedoch inzwischen weiterhin Truppen in Feodosia ausgeschifft und führte auch über Kertsch weitere Kräfte heran. Zugleich wurde die Lage auf der Sewastopol-Front, wo jetzt nur noch vier deutsche Divisionen und eine rumänische Gebirgs-Brigade die Einschliessungsfront hielten, infolge feindlicher Angriffe aus der Festung recht gespannt.

Am 15. Januar war es endlich soweit, dass an der Feodosia-Front die Gen.Kdos. 30 und 42 zum Gegenangriff antreten konnten. Der Entschluss, diesen Angriff noch zu wagen, war schwer. Denn er musste mit dreieinhalb geschwächten deutschen Divisionen und einer rumänischen Gebirgs-Brigade gegen einen Gegner geführt werden, dessen Stärke nunmehr auf acht Divisionen und zwei Brigaden angewachsen war. Während dieser zudem über eine, wenn auch begrenzte Zahl von Panzern verfügte, hatten wir deren noch keinen. Die Unterstützung durch die Luftwaffe war mehr als fraglich, weil dieselbe in den letzten Tagen aus Wettergründen nicht gegen Feodosia hatte starten können. Trotzdem musste der Angriff gewagt werden.

Dank der Tapferkeit der Truppen, von denen sich neben dem Infanterie-Regiment 105 besonders das Infanterie-Regiment 213 unter seinem bewährten Kommandeur, Oberst Hitzfeld, auszeichnete, gelang der Angriff. Das Regiment hatte sich bereits s. Z. bei der Erstürmung des Tatarengrabens und bei der Eroberung von Kertsch hervorgetan. Bis zum 18. Januar war Feodosia in unserer Hand. Der Gegner hatte neben 6700 Toten 10'000 Gefangene, 177 Geschütze und 85 Panzer verloren. Die Luftwaffe hatte, wie wir nun feststellen konnten, im Hafen von Feodosia allen Witterungsschwierigkeiten zum Trotz doch gute Arbeit geleistet und mehrere Transporter versenkt.

Eine westlich Feodosia bei Sudak in diesen Tagen erfolgte neue feindliche Landung kleineren Massstabes wurde ebenfalls beseitigt.

Mit dem Erfolg bei Feodosia erhob sich naturgemäss die Frage, ob seine sofortige Ausnutzung mit dem Ziel einer völligen Säuberung der Halbinsel Kertsch von den sowjetischen Armeen möglich sein würde. So erwünscht dies auch gewesen wäre, so musste das AOK bei reiflicher Erwägung doch zu dem Schluss kommen, dass das genannte Ziel mit den derzeitigen Kräften nicht mehr erreicht werden könne. Dies um so mehr, als eine der Armee zugesagte Panzer-Abteilung, ebenso wie zwei Kampfgeschwader der Heeresgruppe Süd zugeführt werden mussten, Kräfte, die gerade für die gedachte Aufgabe besonders nötig gewesen wären.

So sah sich das AOK gezwungen, auf die weitgehendere Ausnutzung des Erfolges von Feodosia zu verzichten und sich damit zu begnügen, den Gegner bis in die Enge von Parpatsch zu werfen. In ihr konnte die Armee die Halbinsel Kertsch an der engsten Stelle zwischen dem Schwarzen und dem Asowschen Meer abriegeln. Es war sicherlich nicht Kleinmut, der uns zu dieser Beschränkung unserer Ziele veranlasste, sondern die Erkenntnis, dass, namentlich im Hinblick auf das, was wir der Truppe bereits hatten zumuten müssen, ein Überspannen der Forderungen zu schwersten Rückschlägen führen könne.

Die «Stalin-Offensive» geht weiter

War durch die Wiedereinnahme von Feodosia und die Abriegelung der Halbinsel Kertsch in der Enge von Parpatsch zunächst einmal auch eine tödliche, über der 11. Armee schwebende Gefahr gebannt, so gaben wir uns doch nicht der Illusion hin, dass der Feind nunmehr Ruhe geben würde. Auf der ganzen Ostfront versuchte er zu jener Zeit seine Niederlagen des Sommers wieder gutzumachen und die Initiative in der Hand zu behalten. Wie sollte er gerade auf der Krim darauf verzichten? Bot ihm hier doch die Beherrschung der See besondere Chancen. Konnte doch ein Erfolg an dieser Stelle politisch im Hinblick auf die Haltung der Türkei, kriegswirtschaftlich durch Wiedergewinnung der Luftbasis Krim für Angriffe auf das rumänische Ölgebiet von ausschlaggebender Bedeutung für die Gesamtlage im Osten werden! Schliesslich hatte er die Offensive gegen die Krim in seiner Propaganda so eng mit dem Namen Stalins verknüpft, dass ein Aufgeben derselben wenig wahrscheinlich war.

So stellten wir denn auch fest, dass der Gegner weitere Kräfte auf die Halbinsel Kertsch nachführte. Da er über seine «Eisstrasse von Kertsch» verfügte, konnte er den Verlust des Hafens Feodosia verschmerzen. Die Luftaufklärung stellte andauernd starke Belegung der feindlichen Schwarzmeer-Häfen fest, ebenso wie der Flughäfen im Gebiet nördlich

des Kaukasus. Schon am 29. Januar zeigte das Feindbild, dass der Gegner an der Parpatsch-Front noch oder schon wieder über 9 Divisionen, 2 Schützen-Brigaden und 2 Panzer-Brigaden verfügte.

Auch auf der Front von Sewastopol war seine Tätigkeit, insbesondere artilleristisch, wieder stärker geworden.

Wir waren demgegenüber darauf angewiesen, abzuwarten und auf beiden Fronten alles vorzubereiten, um dem Feinde, wenn er zum Angriff antrat, einen möglichst heissen Empfang zu bereiten.

Obwohl auch das OKH das Prekäre unserer Lage nunmehr erkannt hatte, konnte es – angesichts der Beanspruchung aller Kräfte an der übrigen Ostfront – doch vorerst nicht helfen. Dagegen führte uns Marschall Antonescu zwei weitere rumänische Infanterie-Divisionen zu. Von ihnen wurde die 10. zur Sicherung der Westküste der Krim, insbesondere des Hafens von Eupatoria, eingesetzt. Die 18. rum. Division schoben wir auf dem Nordflügel der Parpatsch-Front ein. Wir hofften, dass die Division unter Anlehnung an das Asowsche Meer ihre Stellung würde halten können, zumal Sumpfgelände hier den Ansatz starker Feindkräfte wenig wahrscheinlich machte.

Nach äusserlich zwar im Wesentlichen ruhigen, tatsächlich aber doch spannungsgeladenen Wochen trat der Gegner am 27. Februar endlich zu den erwarteten Grossangriffen an.

An der Sewastopol-Front versuchte er den dünnen Einschliessungsring im Abschnitt des 54. AK nach Norden und Osten zu durchbrechen. Gegenüber vier deutschen Divisionen und einer rumänischen Gebirgs-Brigade verfügte er im Festungsbereich immerhin schon über 7 Schützen-Divisionen, 3 Brigaden und 1 Kav.-Division (ohne Pferde). Zu der Artillerie dieser Divisionen kam die z.T. unter Panzer stehende Festungsartillerie. Die feindlichen Angriffe, die sich besonders gegen die Abschnitte der niedersächsischen 22. Division und der sächsischen 24. Division richteten, wurden jedoch dank der vorzüglichen Haltung der Truppe und der guten Wirkung unserer Artillerie, wenn auch in schweren Kämpfen, abgewiesen.

An der Parpatsch-Front trat der Gegner gegen die dort eingesetzten Gen.Kdos. 30 (mit 170. und 132. Infanterie-Division) und 42 (mit 46. Infanterie-Division und 18. rumänischen Division) mit 7 Schützen-Divisionen, 2 Brigaden und einer Anzahl Panzer-Bataillonen zum Angriff an. 6 bis 7 weitere Schützen-Divisionen, 2 Panzer-Brigaden und 1 Kav.-Division standen in zweiter Linie zum Eingreifen und zur Ausnutzung eines gelungenen Durchbruchs bereit.

Während die deutschen Divisionen den feindlichen Angriff abwehren konnten, brach die Verteidigung der 18. rumänischen Division zusam-

men. Dabei gingen auch zwei deutsche, in ihrem Abschnitt eingesetzte Artillerie-Abteilungen verloren. Es blieb nichts anderes übrig, als die Reserve, das Infanterie-Regiment 213, in den Kampf zu werfen und aus dem südlichen Teil dieser Front den Stab der 170. Division und das Regiment 105 herauszuziehen, um den feindlichen Durchbruch im Norden aufzufangen. Im tiefen Schlamm kamen diese Truppen mit ihren schweren Waffen aber nur so langsam vorwärts, dass der Gegner nach Westen bis Kiet durchstossen konnte, womit er sich praktisch die Parpatsch-Enge im Norden geöffnet hatte. Die rumänische Division schied aus der Schlacht aus.

Die schweren Kämpfe dauerten in unverminderter Heftigkeit hier wie auch vor Sewastopol bis zum 3. März an. Dann trat auf beiden Seiten eine Erschöpfungspause ein. An der Parpatsch-Front war es schliesslich doch gelungen, den feindlichen Durchbruch im Nordteil der Front unter Ausnutzung des dortigen Sumpfgeländes abzuriegeln. Er wurde so weit eingengt, dass wieder eine geschlossene Front, wenn auch im Norden in einem weit nach Westen zurückspringenden Bogen, hergestellt war.

Am 13. März trat der Gegner erneut zu einem Grossangriff an. Diesmal führte er 8 Schützendivisionen und 2 Panzer-Brigaden in vorderer Linie ins Gefecht. Von letzteren konnten in den drei ersten Tagen des Angriffs 136 Panzer abgeschossen werden. Immerhin kam es an mehreren Stellen zu schweren Krisen. Für die Härte der Kämpfe zeugt, dass die Regimenter der 46. Division, gegen die sich diesmal der Hauptstoss richtete, in den ersten drei Tagen zwischen 10 und 22 Angriffe abzuwehren hatten.

Am 18. März musste das Gen.Kdo. 42 melden, dass das Korps einem weiteren Grossangriff nicht mehr gewachsen sein würde.

Inzwischen war hinter dieser Front die vom OKH zugeführte, neu aufgestellte 22. Panzerdivision eingetroffen.

Angesichts der aufs Äusserste gespannten Lage entschloss sich das AOK, diese Division zum Gegenangriff einzusetzen. Ziel dieses Angriffs sollte es sein, die in der eigentlichen Enge von Parpatsch verlaufende frühere HKL wiederzugewinnen und dabei die auf dem Nordflügel in unserem zurückgebogenen Frontbogen stehenden 2 bis 3 feindlichen Divisionen abzuschneiden.

Ich war mit einem engsten Führungsstab wiederum auf einen Gefechtsstand dicht hinter die gefährdete Parpatsch-Front gegangen, um die Vorbereitungen des Gegenangriffs, der vom Gen.Kdo. 42 geleitet werden sollte, selbst übersehen zu können.

Der Angriff, der am 20. März stattfand und dem sich auf den Flügeln die 46. und 170. Infanterie-Division anschliessen sollten, misslang. Die Panzer-Division stiess im Frühnebel auf eine sowjetische Angriffs-Bereit-

Stellung. Es zeigte sich, dass es ein Fehler des AOK gewesen war, diese neu aufgestellte Division ohne vorherige Erprobung und Übungen im Verbände in einen Grosskampf zu werfen. Während hier ihr Angriff, obwohl er auf ein verhältnismässig enges Ziel begrenzt war, scheiterte, hat die Division wenige Wochen später, nachdem sie ihre Verbandsausbildung bei Übungen unter kriegsmässigen Bedingungen vervollkommen hatte, die auf sie gesetzten Erwartungen voll erfüllt. Aber was blieb uns in der aufs Äusserste gespannten Lage anderes übrig, als diesen Einsatz der Panzer-Division zu wagen? Immerhin hatte er dem Gegner einen Schock versetzt und im kritischsten Augenblick seine Bereitstellung zu einem neuen Grossangriff gehemmt. Dieser erfolgte jedenfalls nunmehr erst am 26. März und konnte vom 42. AK abgeschlagen werden. Der Feind hatte diesmal nur vier Divisionen eingesetzt, sei es, dass er die Angriffskraft seiner übrigen Verbände in den bisherigen Kämpfen wenigstens vorübergehend erschöpft hatte, sei es, dass er es vorzog, sich infolge des erstmaligen Auftretens von Panzern auf unserer Seite mit einem nur eng gesteckten Ziel zu begnügen.

Inzwischen traf, während die 22. Panzer-Division zur Auffrischung hinter die Front genommen war, auch die 28. leichte Division*) mit den ersten Teilen hinter derselben ein. Wir konnten einem neuen feindlichen Angriff nun beruhigt entgegensehen.

Er erfolgte – als letzte feindliche Anstrengung, die Krim wiederzugewinnen – am 9. April mit 6 bis 8 Schützen-Divisionen und unter Einsatz von 160 Panzern. Bis zum 11. April war er unter schweren Verlusten für den Gegner abgeschlagen.

Die feindliche Angriffskraft war damit an dieser Stelle endgültig erschöpft.

Die tapferen Divisionen, die diese Abwehrschlacht trotz ungeheurer Beanspruchung durchgestanden hatten, konnten sich erholen, wenn auch keine Möglichkeit bestand, sie aus der Front zu ziehen.

Das AOK aber ging nach einem schweren, unerhört krisenreichen Winter an seine nächste Aufgabe, die Vorbereitung der eigenen Offensive zur endgültigen Vertreibung der Sowjets von der Krim.

*) Die neuen «leichten» Divisionen waren nicht wie die früheren ein Mittelding zwischen Pz. und mot. Div., sondern entsprachen in ihrer Gliederung und Ausrüstung mehr der der Geb.-Div. Sie wurden später in Jäger-Div. umbenannt.

«Trappen-Jagd»

Die Rückeroberung der Halbinsel Kertsch

Bereits während der Pause zwischen der vorletzten und letzten Abwehrrschlacht auf der Halbinsel Kertsch war der rumänische Staatsführer Marschall Antonescu auf der Krim erschienen und hatte mit mir die rumänischen Divisionen sowie die Sewastopolfront besucht. Er machte in seiner soldatischen Art einen ausgezeichneten Eindruck. Die höheren rumänischen Offiziere schienen vor ihm in der Furcht des Herrn zu sein. Besonders wertvoll war mir, dass er zwei weitere rumänische Divisionen zusagte, zumal das OKH ausser der bereits eingetroffenen 22. Panzer- und 28. leichten Division keine weiteren Kräfte für die geplanten Offensiven zur Verfügung stellen konnte.

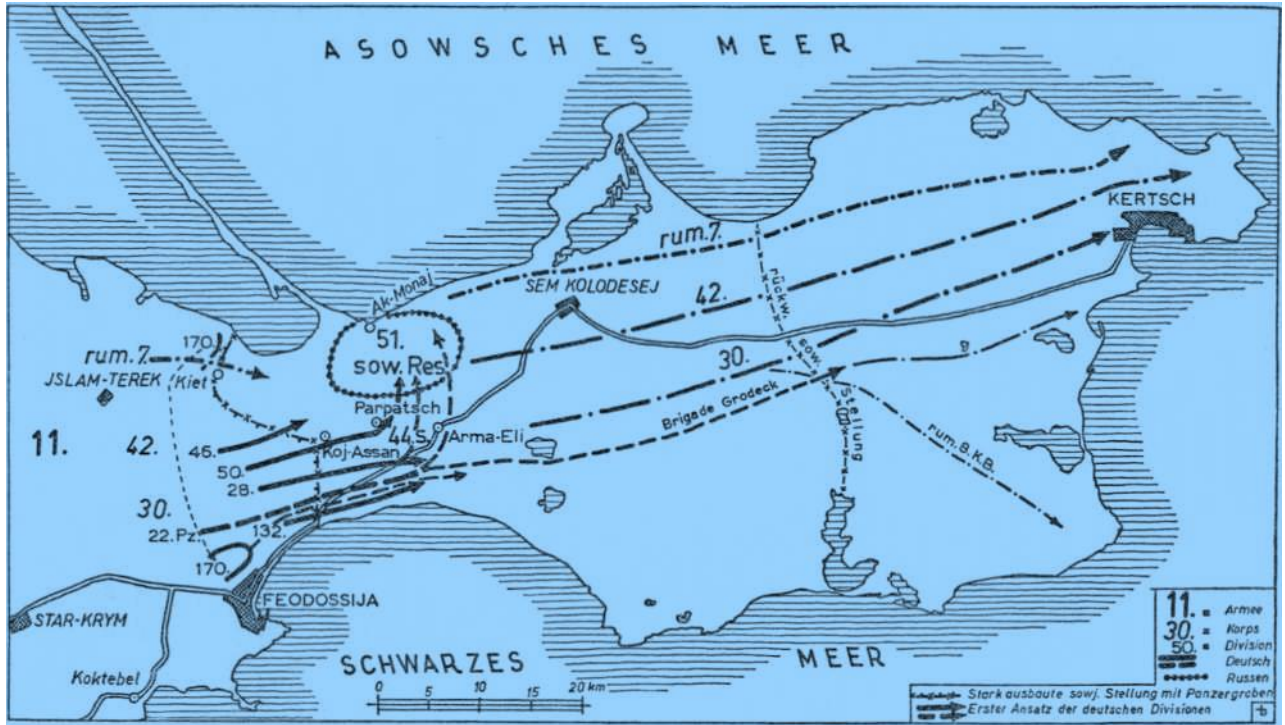
Nach den Weisungen des OKH sollte die endgültige Vertreibung der Sowjets von der Krim einschliesslich Sewastopol den Auftakt der von der obersten Führung geplanten Gross-Offensive im Südabschnitt der Ostfront bilden.

Es war selbstverständlich, dass für die 11. Armee als erstes die Vernichtung der Feindkräfte auf der Halbinsel Kertsch in Frage kam. Einmal, weil man den Zeitbedarf für einen Angriff zur Wegnahme der Festung Sewastopol nicht im Voraus festlegen konnte. Vor allem aber, weil die Kertsch-Front, an die der Gegner am schnellsten neue Kräfte heranführen konnte, für die 11. Armee weiterhin den Hauptgefahrenpunkt bildete. Hier durfte dem Feind keine Zeit gelassen werden, sich von den Verlusten seiner gescheiterten Angriffe zu erholen. Sewastopol musste bis zur Vernichtung des Gegners auf der Halbinsel Kertsch zurückgestellt werden.

Das *Kräfteverhältnis* auf der Krim schien allerdings nicht unbedingt geeignet, hinsichtlich der Durchführung der beiden grossen Aufgaben einen besonderen Optimismus zu rechtfertigen.

Unter einem anscheinend neu gebildeten Oberkommando der *Krim-Front*, vermutlich in Kertsch, standen auf der Krim drei feindliche Armeen.

Die Festung Sewastopol verteidigte nach wie vor die *Küstenarmee*, deren Stärke im Februar mit 7 Schützen-Divisionen, 1 Schützen-Brigade, 2 Marine-Brigaden und 1 (abgesessenen) Kavallerie-Division festgestellt war. Diesen Kräften gegenüber konnten wir während der geplanten Offensive auf der Halbinsel Kertsch auf der Nord- und Ostfront der Festung nur das 54. AK zugleich mit der neu herangeführten 19. rumänischen Division belassen. Sie sollte die deutsche 50. Infanterie-Division



Die Rückeroberung der Halbinsel Kertsch (Mai 1942)

für Kertsch freimachen. An der Südfront von Sewastopol blieb lediglich die 72. Infanterie-Division.

Das rumänische Gebirgs-Korps mit der 4. Gebirgs-Brigade hatte die gesamte Südküste der Krim gegen etwaige Überraschungen des Gegners über See zu sichern. Um die geplante Offensive bei Kertsch mit möglichst starken Kräften führen zu können, musste das AOK also wiederum die anderen Fronten aufs Äusserste schwächen.

In der Kertsch-Front standen beim Feinde weiterhin die sowjetische 44. und 51. *Armee*. Sie zählten zusammen Ende April 1942 17 Schützen-Divisionen, 3 Schützen-Brigaden, 2 Kavallerie-Divisionen und 4 Panzer-Brigaden, insgesamt also 26 grosse Verbände.

Gegen diese Massen konnte das AOK einschliesslich der von Sewastopol zu entnehmenden 50. Division nicht mehr als 5 deutsche Infanterie-Divisionen und die 22. Panzer-Division einsetzen. Dazu kam noch unter dem neu herangeführten rumänischen Generalkommando 7 die 19. rumänische Division, die 8. rumänische Kavallerie-Brigade und die von der Westküste herangezogene 10. rumänische Division. Da die rumänischen Kräfte zu Angriffsaufgaben nur bedingt verwendbar waren, verschlechterte sich das Zahlenverhältnis für die geplante Offensive, die unter dem Decknamen «Trappen-Jagd» vorbereitet wurde, noch mehr.

Hinzu kam, dass der Angriff durch die Enge von Parpatsch zunächst rein frontal geführt werden musste. Die beiden Meere schlossen jede Umfangsmöglichkeit aus. Zudem hatte der Gegner sich ein tiefgestaffeltes Stellungssystem geschaffen. Wie sollte unter diesen Umständen und angesichts eines Kräfteverhältnisses von mindestens zwei zu eins für den Gegner das Ziel der Vernichtung seiner beiden Armeen erreicht werden?

Eines war klar, ein frontales Zurückwerfen der feindlichen Armeen, selbst ein blosser Durchbruch konnte nicht zum Ziele führen. Gelang es dem Feinde, nach Verlust seiner Parpatsch-Stellung überhaupt wieder irgendwo Front zu machen, dann musste unsere Operation zum Stillstand kommen. Je mehr sich nach Osten die Halbinsel Kertsch verbreiterte, desto mehr würde der Gegner die Überlegenheit der Zahl zur Geltung bringen können. Unsere insgesamt sechs deutschen Divisionen mochten für einen Angriff durch die nur 18 Kilometer breite Enge von Parpatsch ausreichen, in der der Feind die Gesamtzahl seiner Kräfte nicht gleichzeitig einsetzen konnte. Wie aber sollte sich der Fortgang der Operation gestalten, wenn wir weiter ostwärts auf einer Frontbreite von 40 Kilometer zu fechten haben würden, auf welcher der Gegner seine zahlenmässige Überlegenheit voll zur Wirkung bringen könnte? Es musste also darauf ankommen, nicht nur die feindliche Parpatsch-Front zu durch-

brechen, um dann in die Tiefe weiterzustossen, sondern bereits im Zuge des ersten Durchbruchs die Masse oder wenigstens einen grossen Teil der feindlichen Verbände zu vernichten.

In dieser Hinsicht bot uns der Gegner selbst eine Chance. Im Südteil seiner Front – zwischen dem Schwarzen Meer und Koj Assan – stand er infolge Scheiterns aller seiner Angriffe im Wesentlichen noch in der stark ausgebauten ursprünglichen Parpatsch-Stellung. Dagegen sprang im Nordabschnitt seine Front in einem weiten Bogen nach Westen bis Kiet über die genannte Stellung vor. Es war dies die Front, die sich bildete, als der Gegner seinerzeit die 18. rumänische Division über den Haufen gerannt hatte.

Dass die sowjetische Führung damit rechnete, wir würden gegebenenfalls versuchen, diesen Bogen abzuschneiden, ergab sich aus der Art, wie sie ihre Truppen verteilte. Nach den Ergebnissen unserer Aufklärung hatte der Feind zwei Drittel seiner Kräfte – sowohl was die in der Front stehenden wie die in Reserve gehaltenen Verbände anbetraf – im bzw. hinter dem Nordabschnitt massiert. Im Südabschnitt standen dagegen in der Front nur drei Divisionen, in Reserve zwei bis drei weitere. Man wird in der Annahme nicht fehlgehen, dass der seinerzeit gescheiterte Angriff der 22. Panzer-Division, der das Abschneiden des feindlichen Frontbogens in der Gegend westlich Koj Assan zum Ziel hatte, zu dieser Kräfteverteilung beim Gegner geführt hat.

Auf dieser Lage baute das AOK seinen Angriffsplan für «Trappen-Jagd» auf. Es beabsichtigte den entscheidenden Stoss nicht unmittelbar gegen den vorspringenden feindlichen Frontbogen, sondern im Südabschnitt längs der Küste des Schwarzen Meeres zu führen. Also da, wo der Gegner ihn offenbar am wenigsten erwartete.

Diese Aufgabe sollte dem 30. AK mit der 28. leichten, der 132. und der 50. Infanterie-Division sowie der 22. Panzer-Division zufallen. Auch die 170. Infanterie-Division, die zunächst noch im Mittelabschnitt zur Täuschung des Gegners stehen bleiben musste, sollte später im Südabschnitt folgen.

Das Korps sollte mit drei Infanterie-Divisionen im vorderen Treffen die Parpatsch-Stellung durchbrechen und über den tiefen Panzergraben zunächst nach Osten Gelände gewinnen, um das Vorziehen der Panzer-Division über den Graben zu ermöglichen. Alsdann sollte es, einschliesslich der 22. Panzer-Division, nach Nordosten, später nach Norden einschwenken, um die in und hinter dem Nordabschnitt stehende Masse des Gegners in Flanke und Rücken zu fassen und ihn im Zusammenwirken mit dem 42. AK und dem rumänischen 7. AK an der Nordküste der Halbinsel einzukreisen.

Die Abdeckung der bei dieser Bewegung entstehenden freien Ostflanke des Korps gegen ein Eingreifen feindlicher Kräfte von Kertsch her sollte einem beweglichen Verband – Brigade Groddek – zufallen, der aus motorisierten deutschen und rumänischen Einheiten zusammengestellt wurde. Die Brigade hatte diese Aufgabe *offensiv* durch schnelles Vorgehen in Richtung Kertsch zu lösen, um damit zugleich etwa ausweichenden Feindteilen in den verschiedenen rückwärtigen Stellungen zuzuvorkommen.

Um den schwierigen ersten Durchbruch durch die Parpatsch-Stellung zu erleichtern, sah das AOK – wohl erstmalig – eine Sturmboot-Unternehmung über See vor. Ein Bataillon sollte in der Morgendämmerung mit Sturmbooten von Feodosia her über See im Rücken der Parpatsch-Stellung abgesetzt werden.

Der entscheidende Angriff des Korps sollte, ausser durch starke Artillerie, durch das gesamte 8. Fliegerkorps unterstützt werden.

Das 8. Fliegerkorps, zu dem auch starke Flakverbände gehörten, war seiner Zusammensetzung nach der stärkste und schlagkräftigste zur Unterstützung der Heeresoperationen verfügbare Verband der Luftwaffe. Sein Kommandierender General, Frhr. v. Richthofen, ist sicherlich der bedeutendste Führer der Luftwaffe gewesen, den wir im Zweiten Weltkriege gehabt haben. Er forderte von den ihm unterstellten Verbänden ungeheuer viel, überwachte aber auch persönlich jeden wichtigen Angriff derselben in der Luft. Immer traf man ihn auch bei den vordersten Verbänden des Heeres an der Front, wo er sich selbst ein Bild über die Möglichkeiten der Unterstützung der Heeresoperationen verschaffte. Unsere Zusammenarbeit sowohl bei der 11. Armee, wie später bei der Heeresgruppe Don und Süd ist immer ausgezeichnet gewesen. Ich gedenke seiner Leistungen und der seines Fliegerkorps mit vollster Bewunderung und Dankbarkeit. Auch mit seinem Chef, Oberst Christ, war es eine Freude zusammenzuarbeiten.

Auf der übrigen Front hatten das 42. AK und das rumänische 7. AK dem Gegner zunächst einen Angriff vorzutauschen, um ihn dadurch zu fesseln. Sobald im Süden die Parpatsch-Stellung durchstossen war, sollten auch diese Korps zum Angriff antreten.

Der Erfolg der Operation hing von zwei Voraussetzungen ab: Erstens davon, dass es gelang, den Gegner solange in dem Glauben zu erhalten, dass unser entscheidender Angriff im Norden erfolgen würde, bis es für ihn zu spät war, sich aus der Schlinge zu ziehen bzw. seine Reserven in den Südabschnitt zu werfen. Zweitens von der Schnelligkeit, mit der der Stoss des 30. AK, besonders der der 22. Panzer-Division, nach Norden durchgeführt wurde.

Die erste Voraussetzung wurde durch weitgehende Täuschungsmassnahmen geschaffen. Sie sahen ausser der Funktäuschung vor allem eine auf das Ziel der Irreführung des Gegners abgestellte Artillerie-Vorbereitung im Mittel- und Nordabschnitt sowie Truppenbewegungen in diesem Bereich vor. Offenbar haben diese Massnahmen vollen Erfolg gehabt, denn die Masse der Reserven des Gegners verblieb hinter seinem Nordflügel, bis es zu spät war.

Was die Schnelligkeit der Durchführung der Operation des 30. AK betraf, so schien es zeitweise, als wollte der Wettergott wiederum einmal auf die Seite des Gegners treten.

Unmittelbar vor Beginn der Offensive verloren wir unseren hochbewährten Chef, General Wöhler, der mir in den schweren Tagen des Winters eine so wertvolle Stütze gewesen und der an der Vorbereitung von «Trappen-Jagd» massgeblich beteiligt war. Der Abschied wurde uns beiden gerade in dem Augenblick, als wir endlich wieder die Initiative an uns reissen konnten, besonders schwer. Aber Wöhler war zum Generalstabschef der Heeresgruppe Mitte ernannt und ich konnte seinem Aufstieg selbstverständlich nichts in den Weg legen.

Nachfolger Wöhlers wurde General Schulz. Auch er ist mir ein treuer Freund und bewährter Berater geworden. In den schwierigsten Lagen des Winterfeldzuges 1943, hi ^{en} Tagen des Untergangs der 6. Armee war er mir eine besonders wertvolle Hilfe. Eiserne Nerven und ein besonderes Gefühl für die Nöte und Bedürfnisse der Truppe waren neben immer gleichbleibender Liebenswürdigkeit Eigenschaften dieses tapferen Mannes. Er hatte sich bereits als Divisionskommandeur in schwierigster Lage das Ritterkreuz erworben. Später als Kommandierender General im Bereich der H.Gr. Süd sollte er ein Fels in der Brandung werden.

Am 8. Mai trat die Armee zum Angriff «Trappen-Jagd» an.

Es gelang dem 30. AK, den Panzergraben zu überschreiten und die vorderste Stellung des Gegners zu durchstossen. Das Sturmbootunternehmen über See hatte unserem längs der Küste vorgehenden Flügel durch Überraschung des Gegners gut vorwärts geholfen. Immerhin war der Kampf nicht leicht. Der Geländegewinn jenseits des Panzergrabens reichte noch nicht aus, um das Vorziehen der Panzer-Division zu ermöglichen. Auch der später einsetzende Angriff des 42. AK kam zunächst nur schwer vorwärts. Immerhin hatten wir in der Front zehn feindliche Divisionen bereits zum Kampf gestellt und den feindlichen Südflügel zerschlagen. Die Reserven des Gegners schienen tatsächlich weiterhin hinter seinem Nordflügel zu stehen.

Erst am 9. Mai war es so weit, dass die 22. Panzer-Division vorgezogen

und zum Angriff bereitgestellt werden konnte. Als sie nach Norden einschwenken wollte, hatte sie zunächst einen starken feindlichen Panzerangriff abzuschlagen. Dann aber setzte ein Regen ein, der auch die ganze nächste Nacht andauerte und sowohl den Einsatz der Nahkampfverbände der Luftwaffe, wie das Vorwärtskommen der Panzer am 10. früh nahezu unmöglich machte. Erst am Nachmittag des 10. Mai klarte es wieder auf und die Bewegungen kamen erneut in Gang. Immerhin, da die ganze Operation auf Schnelligkeit abgestellt war, konnte der Verlust von 24 Stunden durch den Regen verhängnisvoll werden. Tröstlich war, dass die Brigade Groddek noch vor Einsetzen des Regens schnell nach Osten vorwärts kam, so dass sie in der Folge jedem Versuch des Gegners, in rückwärtigen Stellungen Front zu machen, zuvorkommen konnte. Offenbar hatte der Feind mit einem derartig kühnen Vorstoss in die Tiefe seines rückwärtigen Gebietes nicht gerechnet. Leider wurde der tapfere Führer der Brigade, Oberst v. Groddek, im Verlauf der Operation schwer verwundet und erlag bald darauf seinen Verletzungen.

Vom 11. Mai an verliefen die Operationen dann ohne wesentliche Verzögerung. Die 22. Panzer-Division erreichte im Stoss nach Norden die Nordküste. Etwa 8 feindliche Divisionen befanden sich in dem von ihr geschlossenen Kessel. Die Armee konnte den Befehl zur Verfolgung geben. Sie wurde von allen Truppen, die rumänischen eingeschlossen, unter Aufbietung der letzten Kräfte durchgeführt. Am 16. Mai wurde die Stadt Kertsch von der 170. Division und dem Regiment 213 genommen. Doch waren noch schwere Kämpfe nötig, um die Reste des Gegners, die an die Ostküste gelangt waren, in örtlichen Kämpfen zu vernichten.

Ich hatte vor dem Angriff wiederum einen Gefechtsstand dicht hinter der Front bezogen und war die ganzen Tage unterwegs bei den Divisionsstäben und den Truppen vorderer Linie. Für einen Soldaten war diese stürmische Verfolgung ein unvergesslicher Eindruck. Alle Strassen waren bedeckt mit stehengebliebenen Fahrzeugen, Panzern und Geschützen des Feindes. Immer wieder begegnete man langen Gefangenenzügen. Überwältigend war der Anblick von einer Höhe bei Kertsch, auf der ich mit General v. Richthofen zusammentraf. Vor uns lag das Meer, die Strasse von Kertsch und das gegenüberliegende Ufer im leuchtenden Sonnenschein. Das Ziel, von dem wir solange geträumt hatten, war erreicht. Vor uns der Strand, auf dem unzählbare Mengen von Fahrzeugen aller Art standen. Immer wieder versuchten sowjetische Schnellboote wenigstens Mannschaften am Ufer aufzunehmen, wurden aber durch unser Feuer vertrieben. Um die Waffenstreckung der letzten an der Küste noch verzweifelt kämpfenden Feindteile zu erreichen und dabei auch unserer Infanterie weitere Opfer zu ersparen, wurde das

Feuer der gesamten Artillerie auf diese letzten Stützpunkte zusammengefasst.

Am 18. Mai war die «Schlacht auf der Halbinsel Kertsch» zu Ende. Nur kleine Trupps des Gegners behaupteten sich unter dem Zwang einiger fanatischer Kommissare noch wochenlang in unterirdischen Felshöhlen um Kertsch. Nach vorliegenden Meldungen waren rund 170'000 Gefangene, 1133 Geschütze und 258 Panzer in unsere Hand gefallen.

5 deutsche Infanterie-Divisionen und 1 Panzer-Division sowie 2 rumänische Infanterie-Divisionen und 1 Kavallerie-Brigade hatten 2 Armeen von insgesamt 26 grossen Verbänden vernichtet. Nur verschwindende Teile des Gegners waren über die Strasse von Kertsch nach der Tamanhalbinsel entkommen. Wiederum hatten unsere Truppen Ungeheures geleistet. An ihrem Erfolg gebührte dem 8. Fliegerkorps ein ausschlaggebender Anteil. Eine wirkliche Vernichtungsschlacht war siegreich geschlagen worden!

«Störfang»

Die Eroberung der Festung Sewastopol

Noch stand der 11. Armee die schwerste Aufgabe bevor: die Eroberung der Festung Sewastopol.

Unsere Absichten hinsichtlich der Führung des Festungsangriffes hatte ich, zusammen mit denen für die Kertsch-Offensive, bereits Mitte April Hitler im Führerhauptquartier dargelegt. Es war das erste Mal, dass ich als höherer Befehlshaber mit ihm zusammenkam, seit ich ihm im Februar 1940 meine Gedanken über die Führung der Westoffensive vorgetragen hatte. Auch bei dieser zweiten Begegnung hatte ich den Eindruck, dass er nicht nur sehr genau über alle Einzelheiten der rückliegenden Kämpfe unterrichtet war, sondern dass er auch durchaus Verständnis für die ihm vorgetragenen operativen Gedankengänge zeigte. Er hörte meine Ausführungen aufmerksam an und stimmte den Absichten des Armeekorps-Oberkommandos sowohl hinsichtlich der Führung der Kertsch-Offensive wie der des Festungsangriffes voll zu. Er machte in keiner Weise den Versuch, in unsere Absichten hineinzureden oder, wie es später bei ihm häufig der Fall war, in endlose Aufzählungen von Produktionszahlen usw. abzuschweifen.

Eine grundsätzliche Frage ist damals allerdings nicht erörtert worden: Ob es – im Hinblick auf die geplante Offensive in der Ukraine – noch richtig sei, die ganze 11. Armee für eine nicht mit Sicherheit vorauszurechnende Zeit im Angriff auf die starke Festung Sewastopol fest-

zulegen? In Sonderheit nachdem durch den Sieg auf der Halbinsel Kertsch die Gefahr für die Krim gebannt war. Diese Frage zu entscheiden, war zweifellos Sache der obersten Führung, nicht der Armee. Ich selbst war damals und bin auch heute noch der Ansicht, dass der der 11. Armee gegebene Auftrag, zunächst Sewastopol zu nehmen, richtig gewesen ist. Hätte man sich weiterhin darauf beschränkt, die Festung nur einzuschliessen, so wären doch ausser den rumänischen Kräften noch mindestens 3–4 deutsche Divisionen, also die Hälfte der 11. Armee, auf der Krim gebunden geblieben. Ein Fehler ist es dagegen ganz zweifellos gewesen, dass die oberste Führung, nachdem Sewastopol rechtzeitig gefallen war, die 11. Armee vom Südflügel der Ostfront fortzog, um sie bei Leningrad und zum Flickern von Frontlücken zu verwenden. Die 11. Armee hätte nach dem Fall von Sewastopol – wie ursprünglich geplant – über die Meerengen von Kertsch nach dem Kuban vorgeführt werden müssen, um die vor der Heeresgruppe A vom unteren Don nach dem Kaukasus zurückweichenden Feindkräfte abzufangen. Oder, wenn es dazu zeitlich zu spät war, hätte man sie in jedem Fall als Reserve hinter dem Südflügel nachführen sollen. Die Tragödie von Stalingrad wäre dann wohl vermieden worden.

Unmittelbar nach Abschluss der Kämpfe bei Kertsch leitete das Armee-Oberkommando die Umgruppierung der Kräfte für den Angriff auf Sewastopol ein.

Dem Generalkommando 42 wurde die Sicherung der Halbinsel Kertsch sowie der Südküste der Krim übertragen. Ihm verblieben hierzu an deutschen Kräften nur die 46. Infanterie-Division, ferner das rumänische Generalkommando 7 mit der rumänischen 10. und 9. Infanterie-Division, der 4. Gebirgs-Division und der 8. Kavallerie-Brigade. Alle andern Kräfte wurden sofort nach Sewastopol in Marsch gesetzt»)

Dass der Angriff auf die Festung noch schwieriger sein würde als im Dezember des vergangenen Jahres, lag auf der Hand. Hatte der Gegner doch inzwischen ein halbes Jahr Zeit gehabt, seine Befestigungen zu verstärken, seine Verbände aufzufüllen und Materialreserven über See in die Festung zu bringen.

Die Stärke der Festung Sewastopol lag nicht so sehr in modernen Festungswerken, obwohl auch von diesen einige vorhanden waren. Sie lag vielmehr in der ausserordentlichen Schwierigkeit des Geländes und in seinem Ausbau mit einer Unzahl von kleineren Anlagen. Diese bedeckten wie ein dichtes Netz das gesamte Gebiet vom Belbek-Tal bis zur Küste des Schwarzen Meeres.

*) Die 22. Panzerdivision musste an H.Gr. Süd abgegeben werden.



Die Eroberung von Sewastopol
(Juni/Juli 1942)

Insbesondere das ganze Gelände zwischen dem Belbek-Tal und der Ssewnaraja-Bucht stellte ein stark ausgebautes Festungskampffeld dar.

Die *Nordfront* verlief südlich des Belbek. Allerdings behauptete der Gegner auch nördlich desselben an der Küste noch einen weiträumigen Stützpunkt um und nördlich des Ortes Ljubimowka. Das Tal selbst wie die nach Süden ansteigenden Randhänge wurden der Länge nach durch eine modernst ausgebaute 30,5 cm Panzer-Batterie (von uns Maxim Gorki I genannt) bestrichen. Die Randhöhen selbst bedeckte ein 2 Kilometer tiefes, dichtes Netz von z.T. betonierten Feldbefestigungen. Dahinter folgte eine Reihe stark ausgebauter, meist betonierter Stützpunkte, von unseren Truppen Stalin, Wolga, Sibirien, Molotow, GPU, Tscheka

benannt. Sie waren unter sich durch eine Kette von Feldstellungen verbunden. Eine dritte Abwehrzone aus den Stützpunkten Donez, Wolga, Lenin, dem zur Verteidigung ausgebauten Ort Bartenjewka, dem alten Nord-Fort und den Küstenbatterien auf der «Batteriezunge» bestehend, verwehrt als letzte Verteidigungslinie den Zugang zum nördlichen Steilufer der Ssewnajaja-Bucht. In dessen Fels waren bis 30 Meter unter der Erde liegende Unterbringungsräume für Munition und Reserven vorgetrieben.

Die *Ostfront* bog etwa 2 Kilometer ostwärts des Dorfes Belbek von der Nordfront nach Süden ab. Der Knickpunkt der beiden Fronten war durch die tief eingeschnittene Kamyschly-Schlucht gedeckt. Im Übrigen verlief der nördliche Teil der Ostfront durch ein Gebiet dichten Buschwaldes, der hier die Steilhöhen, welche die Ausläufer des Jaila-Gebirges bildeten, bedeckte. In diesem Buschwald lagen zahllose kleinere feindliche Widerstandsnerster – zum Teil in den Felsboden eingesprengt – die vom Angreifer mit Artillerie kaum zu fassen waren. Dieser bewaldete Nordabschnitt der Ostfront endete in den Steilhöhen südlich und südostwärts des Ortes Gajtany.

Weiter südlich hörte zwar der Wald auf, dafür wurde das Gelände weiter nach Süden immer schwieriger, bis es im Bereich der Küste den Charakter eines Felsgebirges annahm.

Zunächst sperrten südlich der Tschornaja eine Reihe steiler Bergkuppen, die von den Sowjets zu starken Stützpunkten ausgebaut worden waren, den Zugang zum südlichen Festungsgebiet beiderseits der grossen Strasse, die von der Südküste her nach Sewastopol führte. Sie sind den Krimkämpfern als «Zuckerhut», «Nordnase», «Kapellenberg» und «Ruinenhügel» bekannt. Es folgte das stark ausgebaute Dorf Kamary und schliesslich das Felsmassiv nordostwärts der Bucht von Balaklawa. In diesen hatte der Gegner sich behaupten können, als im Herbst 1941 das Infanterie-Regiment 105 in kühnem Zugriff das Fort Balaklawa nahm. Die durch diese Kette von befestigten Kuppen und Felsen gebildete Sperre war um so schwieriger zu durchbrechen, als immer ein Berg den anderen flankierte.

Hinter dieser vordersten Verteidigungszone im Süden erhob sich nördlich der Strasse von Sewastopol das Massiv der Fedjukiny-Höhen, nach Süden bis zum Küstengebirge verlängert durch Stützpunkte wie die «Adlerhöhe», und das befestigte Dorf Kadykowka. Sie alle bildeten sozusagen das Vorfeld der stärksten feindlichen Stellung auf den Sapun-Höhen. Diese sind ein steil nach Osten abfallender Höhenzug, der, mit den Felsen von Inkerman beginnend, zunächst das Tal der Tschornaja bis südlich Gajtany beherrscht. Er biegt dann nach Südwesten um, sperrt

die Strasse nach Sewastopol und gewinnt in der «Windmühlhöhe», dem Westausläufer des Küstengebirges, den Anschluss an die Küste. Diese Stellung ist infanteristisch, dank ihrer Steilhänge und gegenseitigen Flankierungsmöglichkeiten, schwer angreifbar. Sie beherrscht mit ihren Artillerie-Beobachtungen das ganze vor ihr liegende Festungsgebiet weit hin. Die Sapunhöhen-Stellung war im Übrigen die Linie gewesen, die die Westmächte im Krim-Kriege als Rückendeckung ihres gegen Sewastopol vorgetragenen Angriffs gegen die untätige russische Entsatzarmee gehalten hatten.

Doch selbst wenn der Angreifer diese beherrschende Höhenstellung genommen haben würde, sollte er noch nicht freie Bahn haben. An der Küste lag eine Reihe von Küstenbatterien, darunter die moderne Panzer-Batterie Maxim Gorki II. Des Weiteren schloss sich im weiten Halbkreis bei Inkerman an der Ssewnaja-Bucht ansetzend und diese westlich der Stadt an der Strelezkaja-Bucht wieder erreichend, eine durchlaufende Stellung an. Sie bestand aus einem Panzergraben, Drahthindernis und zahlreichen Bunkern. In ihr war der aus dem Krim-Krieg stammende englische Friedhof südostwärts der Stadt zu einem starken Batterienest ausgebaut.

Schliesslich zog sich eine letzte Befestigungslinie dicht am Stadtrand entlang, während auch die Halbinsel Chersones durch mehrere Querriegel gegen Osten abgeschirmt wurde. Sind die Russen von jeher für geschickte Anlage und Tarnung von Feldbefestigungen bekannt gewesen, so kam bei Sewastopol noch hinzu, dass die Geländegestaltung ausgezeichnete Flankierungsmöglichkeiten bot. Ferner erlaubte der Felsboden, die Deckungen für Granatwerfer und sonstige schwere Waffen, wie für Geschütze so eng zu halten, dass sie praktisch nur durch Volltreffer vernichtet werden konnten. Dass ausgedehnte Minenfelder nicht nur vor den verschiedenen Abwehrzonen, sondern auch innerhalb derselben angelegt waren, verstand sich bei den Sowjets von selbst.

Bei den Erwägungen, wie gegen dieses Festungsgebiet der Angriff zu führen sei, kam das AOK im Wesentlichen zu den gleichen Ergebnissen wie im vergangenen Winter. Das Mittelstück der Gesamtfrent der Festung schied für einen entscheidungsuchenden Angriff aus. Der Kampf in dem Waldgelände würde allzu hohe Opfer gefordert haben, weil hier die Unterstützung durch Artillerie und Luftwaffe, unsere beiden Haupttrümpfe, niemals zur vollen Wirkung gelangen konnte. Es blieb also nur übrig, den Angriff wiederum von Norden und Nordosten her und im Süden des Ostabschnittes zu führen. Dabei sollte ebenfalls wieder der Schwerpunkt – wenigstens zunächst – auf dem Nordangriff liegen. Wenn auch im Nordgebiet der Festung, nördlich der

Ssewnaja-Bucht, die feindlichen Befestigungen zweifellos stärker und zahlreicher waren als im Südteil, so bot doch dort das Gelände weit weniger Schwierigkeiten. Vor allem aber war die Einwirkung der Artillerie und Luftwaffe im Nordabschnitt in weit grösserem Ausmasse möglich als in dem Gebirgsgelände des Südens. Dass auf einen Angriff auch im Süden nicht verzichtet werden konnte, war allerdings klar. Einmal, weil es darauf ankam, die Abwehr des Gegners durch Angriffe von mehreren Seiten her zu zersplittern. Zum anderen, weil damit gerechnet werden musste, dass der Feind, selbst wenn er das Festungsgebiet nördlich der Ssewnaja-Bucht verloren hätte, versuchen würde, sich noch in der Stadt selbst und auf der Halbinsel Chersones zu halten. Man durfte nicht vergessen, dass es sich bei der Frage um Sewastopol nicht nur um die Einnahme einer Festung handelte, sondern um den Kampf gegen eine Armee, deren Stärke zahlenmässig der des Angreifers sicherlich gleichkam, wenn sie auch materialmässig unterlegen sein mochte.» Der Gesichtspunkt, der im Winter vor allem die Angriffsführung bestimmt hatte, nämlich die Notwendigkeit, möglichst bald die Kontrolle über den Hafen zu gewinnen, spielte allerdings nunmehr nicht mehr die gleiche Rolle. Solange die 11. Armee über das 8. Fliegerkorps verfügte, würde dem Feind ein ungehinderter Nachschub über See nicht mehr offenstehen.

Aus vorstehenden Erwägungen heraus entstand der nachstehende Angriffsplan für «Störfang», welchen Decknamen das Unternehmen erhielt.

Die Armee beabsichtigte, den Angriff gegen die Nordfront und gegen den Südteil der Ostfront zu führen unter Fesselung des Gegners im Mittelabschnitt Mekensia – Werch-Tschorgun. Die ersten Angriffsziele waren im Norden das Nordufer der Ssewnaja-Bucht und die Höhen bei Gajtany, für den Süden die Inbesitznahme der beherrschenden Höhen der Sapun-Stellung beiderseits der Strassen, die von der Südküste her und von Balaklawa nach Sewastopol führen.

Den *Nordangriff* hatte das Gen.Kdo. des 54. AK mit der 22., 24., 50. und 132. Inf.-Division*) **) und dem verstärkten Inf.-Regiment 213 zu führen. Es war angewiesen, seine Kräfte scharf in der Hauptstossrichtung auf den Höhen nördlich des Ostteils der Ssewnaja-Bucht zusammenzufassen. Die zunächst seitlich liegenden bleibenden Teile des Festungskampf-

*) Nach den beim AOK vorliegenden Unterlagen befanden sich zu jener Zeit in der Festung: Das Oberkommando der Küstenarmee (Gen. Petrow), die 2., 25., 95., 172., 345., 386., 388. Schützen-Division, die 40. Kavallerie-Division (ohne Pferde), die 7., 8., 79. Marine-Brigade. (Die seinerzeit in die Festung entkommenen, zerschlagenen Divisionen der Küstenarmee waren wieder als voll aufgefüllt anzusehen.)

**) Div.Kdre.: Die Generale Wolff, Frh. v. Tettan, Schmidt und Lindemann.

feldes sollten vorerst niedergehalten werden, um ihre Anlagen später möglichst von rückwärts zu nehmen. Der linke Flügel des Korps hatte die Höhen von Gajtany und südostwärts zu gewinnen, um das spätere Antreten des rumänischen Gebirgs-Korps weiter südlich zu ermöglichen.

Die Führung des *Südangriffs* hatte das *Gen.Kdo. des 30. AK* mit der 72. und 170. Infanterie-Division und der 28. leichten Division*) zu übernehmen. Es hatte sich zunächst die Ausgangsstellungen und Artillerie-Beobachtungen für den späteren Angriff in Richtung auf die Sapun-Höhen zu erkämpfen. Die Wegnahme der ersten feindlichen Sperrzone Nordnase – Kapellenberg – Ruinenhügel – Kamary – Felshöhen südlich Kamary und die Ausschaltung der Flankierung von Süden von den Höhen der Felsenberge ostwärts Balaklawa war hierzu nötig. Zur Lösung dieser Aufgabe wurde die 72. Infanterie-Division beiderseits der grossen Strasse nach Sewastopol, die 28. leichte Division, ihrer Eigenart entsprechend, zur Wegnahme der nördlichsten Höhenkette des Felsengebirges ostwärts der Bucht von Balaklawa angesetzt. Die 170. Division blieb zunächst als Reserve zurückgehalten. Die Eigenart dieses zerrissenen Geländeabschnittes bedingte es, dass die genannten Aufgaben nur in sorgfältig vorbereiteten Teilangriffen gelöst werden konnten.

Zwischen den vorgenannten beiden deutschen Stossgruppen hatte das *rumänische Gebirgs-Korps* den Gegner vor seiner Front zunächst zu fesseln. Insbesondere hatte die 18. rumänische Division den Angriff des linken Flügels des 54. AK gegen eine flankierende Einwirkung von Süden her durch Teilangriffe und artilleristisches Niederhalten des Gegners zu decken. Weiter südlich sollte die rumänische 1. Gebirgs-Division durch Wegnahme des «Zuckerhuts» den Nordflügel des 30. AK unterstützen.

Für die *artilleristische Vorbereitung* des Angriffs verzichtete das Armee-Oberkommando auf das bei unseren Gegnern so beliebte Trommelfeuer. Weder hätte ein solches angesichts der Eigenart des Geländes und der Unzahl der feindlichen Anlagen einen durchschlagenden Erfolg versprochen, noch würde die Munition dafür ausgereicht haben. Statt dessen sollte die Artillerie-Vorbereitung fünf Tage vor dem Beginn des Infanterie-Angriffs mit einem Luftangriff und Feuerüberfall der Artillerie unter höchstem Munitionseinsatz gegen die erkannten Unterkünfte der feindlichen Reserven und die Versorgungswege einsetzen. Alsdann sollte die Angriffs-Artillerie in ruhigem *beobachtetem* Feuer innerhalb von fünf Tagen die feindliche Artillerie niederkämpfen und die Verteidigungsanlagen des Gegners in den vorderen Verteidigungszonen sturmreif schießen. Währenddessen führte das 8. Flieger-Korps laufend Angriffe auf Stadt, Hafen, Versorgungs-Einrichtungen und Flugplätze durch.

*) Div.Kdre.: Die Generale Müller-Gebhard, Sander und Sinnhuber.

Ein Wort noch zur Stärke unserer Angriffs-Artillerie.

Das Armeeeoberkommando hatte selbstverständlich jedes erreichbare Rohr für den Angriff herangezogen, das OKH die schwersten vorhandenen Angriffsmittel bereitgestellt.

Insgesamt verfügte das 54. AK unter seinem Artilleriekommandeur, General Zuckertort, einschliesslich seiner Divisionen über 56 schwere und schwerste, 41 leichte und 18 Werfer-Batterien sowie über 2 Sturmgeschütz-Abteilungen. Den insgesamt 121 Batterien standen die 2 Beobachtungs-Abteilungen zur Verfügung.

Unter der schwersten Artillerie befanden sich Kanonen-Batterien bis 19 cm Kaliber sowie einzelne Haubitzen- und Mörser-Batterien der Kaliber 30,5, 35 und 42 cm. Ferner gab es 2 Sondergeschütze von 60 cm und das berühmte Dora-Geschütz von 80 cm Kaliber. Das letztere war ursprünglich zur Bekämpfung der stärksten Werke der Maginot-Linie entworfen worden, jedoch nicht mehr gegen diese zum Einsatz gekommen. Es war ein Wunderwerk der Artillerietechnik. Das Rohr mochte etwa 30 Meter lang sein, die Lafette erreichte die Höhe eines zweistöckigen Hauses. Es hatte einiger 60 Eisenbahnzüge bedurft, um dieses Monstrum auf eigens angelegten Gleisen in Stellung zu bringen. Zwei Flak-Abteilungen mussten ständig zu seinem Schutz bereitstehen. Im Ganzen gesehen hat dieser Aufwand zweifellos nicht im richtigen Verhältnis zu dem Nutzeffekt gestanden. Allerdings hat das Geschütz mit einem Schuss ein grosses feindliches Munitionslager am Nordrand der Ssewnaja-Bucht vernichtet, das 30 Meter tief im gewachsenen Fels lag.

Die Artillerie des 30. AK wurde von dem früheren österreichischen General Martinek geführt, der ein besonders hervorragender Artillerist war. Er ist leider später im Osten als Kommandierender General gefallen.

Das Korps verfügte über 25 schwere und schwerste, 25 leichte und 6 Werfer-Batterien, sowie über 1 Sturmgeschütz- und 1 Beobachtungs-Abteilung. Ferner war dem Korps die Panzer-Abteilung 300 zugeteilt, die ferngesteuerte Panzer, welche eine Sprengladung trugen, führte.

Das *rumänische Gebirgs-Korps* hatte für seine Fesselungsaufgabe 12 schwere und 22 leichte Batterien.

Einen erfreulichen Zuschuss erhielt die Angriffs-Artillerie dadurch, dass der Kommandierende General des 8. Fliegerkorps, General v. Richthofen, mehrere Flakregimenter auch für den Erdkampf einsetzte.

Im Ganzen gesehen ist im Zweiten Weltkriege deutscherseits wohl niemals eine so starke Artilleriemassierung erreicht worden, vor allem an schwersten Kalibern, wie bei dem Angriff auf Sewastopol. Und doch, wie geringfügig erscheint sie gegenüber den Artilleriemassen, die später die Sowjets als unerlässlich für die Führung ihrer Durchbruchs-Angriffe im

freien Felde hielten! Bei Sewastopol standen dem Angreifer (die Flakbatterien nicht mitgerechnet) 208 Batterien auf einer Front von 35 Kilometer zur Verfügung, also je Kilometer knapp 6 Batterien. Eine Zahl, die naturgemäss in den eigentlichen Angriffsabschnitten ein Mehrfaches betrug. Die Sowjets haben ihren Angriffsplänen im Jahre 1945 250 Rohre je Kilometer Angriffsbreite zugrunde gelegt!

Ich hatte mich während der letzten Tage der Angriffs-Vorbereitungen für kurze Zeit an die Südküste begeben, um mich auch beim 30. AK genauer unterrichten zu können. Unser Gefechtsstand dort war ein kleines ehemals grossfürstliches Schlösschen im maurischen Stil, zauberhaft auf einem schroffen Felsen über dem Ufer des Schwarzen Meeres gelegen. Am letzten Tage meines Aufenthaltes dort machte ich mit dem italienischen Schnellboot, das wir als einzige Flotteneinheit besaßen, eine Erkundungsfahrt längs der Südküste bis in Höhe von Balaklawa. Es ging mir darum, festzustellen, inwieweit die Küstenstrasse, auf der der gesamte Nachschub dieses AK laufen musste, von See her einzusehen und gegebenenfalls im beobachteten Feuer zu beschiessen sei. Tatsächlich hat sich die sowjetische Schwarzmeer-Flotte – wohl aus Respekt vor unseren Fliegern – nicht an diese Aufgabe herangewagt.

Auf der Rückfahrt ereignete sich dicht vor dem Hafen Jalta ein Unglück. Plötzlich prasselten, peitschten und krachten rings um uns Einschläge von Geschossen aus Fliegerbordwaffen. Zwei Jäger hatten sich auf unser Boot gestürzt. Da sie aus der Richtung der blendenden Sonne anflogen, hatten wir sie nicht sehen können und das Geräusch der starken Motoren des Schnellboots hatten auch ihre Motorengeräusche übertönt. Binnen weniger Sekunden waren von den 16 Personen, die sich an Bord befanden, sieben tot oder verwundet. Das Boot brannte, was angesichts der Torpedos, die es längsseits führte, eine besondere Gefahr bedeutete. Der Kommandant, ein junger italienischer Leutnant z. S., verhielt sich tadellos. Geistesgegenwärtig traf er Massnahmen, um das Boot und uns zu retten. Mein Ordonnanzoffizier, «Pepo», sprang ins Wasser, schwamm ungeachtet der Verminung der Küste ans nahe Ufer, hielt dort – splinternackt – einen Lkw an und raste nach Jalta, um ein dort liegendes kroatisches Motorboot zu Hilfe zu holen, das uns dann in den Hafen schleppte. Es war eine traurige Fahrt. Ein italienischer Maat war tot, drei Matrosen verwundet. Tot aber war auch der Hafenkommendant von Jalta, der uns begleitet hatte, Kapitän z. S. v. Bredow. In seiner Stellung als Hafenkommendant an Land gebannt, war er so glücklich gewesen, als alter Seemann noch einmal die Planken eines wenn auch noch so kleinen Kriegsschiffes unter sich zu fühlen. Nun hatte ihn der Seemannstod ereilt! Zu meinen Füßen aber lag mein treuester Kriegskamerad,

mein Fahrer Fritz Nagel, mit einem schweren Oberschenkelschuss. Der italienische Leutnant riss sich sein Hemd vom Leibe, um einen Notverband anzulegen, aber die Blutung aus der Schlagader war kaum zu stillen.

Fritz Nagel war aus Karlsruhe und seit dem Jahre 1938 mein Fahrer. Gemeinsam hatten wir so vieles erlebt. An meiner Seite war er beim 56. Panzer-Korps schon einmal verwundet worden. In all den Jahren war er mir ein treuer Kamerad gewesen und ein Freund geworden. Mittelgross, dunkelhaarig, mit schönen, freimütigen, braunen Augen, ohne jede Servilität, sportlich, grundanständig und ein begeisterter Soldat, war er, immer fröhlich, ein Mensch, der die Herzen der Kameraden wie der Vorgesetzten gewonnen hatte. Nach der Landung brachte ich ihn selbst in das Lazarett. Er wurde noch operiert, aber der Blutverlust war doch zu stark gewesen. In der Nacht verlöschte dies junge Leben. Wir haben ihn auf dem Friedhof von Jalta, zusammen mit den anderen gefallenen deutschen und italienischen Kameraden, hoch über dem Meer an einem wohl der schönsten Plätzchen dieser herrlichen Küste begraben.

Zu seinem Gedächtnis mögen hier die Worte stehen, die ich an seinem Grabe gesprochen habe und die nur dadurch erhalten geblieben sind, dass ich sie seinen Eltern schickte.

«Wir nehmen Abschied von unserem lieben Kameraden, Oberfeldwebel Friedrich Nagel. Du warst im Leben ein begeisterter Soldat. Der Soldatenberuf war Dir innere Berufung. Vom Vater ererbtes Soldatentum bestimmte Dein Denken und Wesen. Darum warst Du, tapfer und treu, tatkräftig und pflichtbewusst, ein vorbildlicher Soldat, dem ein weiterer Aufstieg vergönnt gewesen wäre, hätte es das Schicksal nicht anders bestimmt.

Du warst ein guter Kamerad, immer fröhlich und hilfsbereit, und Du hattest Dir darum unser aller Herzen gewonnen. Als ein Glücklicher bist Du durchs Leben gegangen.

In Deinem Elternhaus, an dem Du mit grosser Liebe hingst, vorbildlich erzogen, hast Du wohl früh die Arbeit kennengelernt. Aber da Du jede Aufgabe, die Dir gestellt wurde, Arbeit und Dienst, fröhlich, mit frischem Mut anfangst, gelang Dir auch alles, was Du anpacktest.

Mit offenem Auge hast Du die Schönheiten unserer Erde gesehen, mit offenem Herzen all das Grosse unserer Zeit erlebt. Mit frohen Sinnen hast Du die Freuden des Daseins genossen, ohne dass sie Dich jemals auch nur um Haaresbreite vom Wege der Pflicht abgezogen hätten. Fröhlich und hilfsbereit gewannst Du Dir die Herzen aller, die Dir begegneten.

So hat die Sonne des Glücks, des Erfolgs, der Freude und Liebe über Deinem Lebensweg geschienen, das Dunkel der Sorge und des Kummers

ihn noch nicht beschattet. Auf Dein Leben und Sterben kann das Wort der alten Griechen zutreffen, die hier an dieser Küste, die Dein Schicksal wurde, einst wohnten: ‚Ihre Lieblinge nehmen die Götter früh zu sich‘.

Mehr als fünf Jahre hast Du als mein Fahrer und treuer Gefährte am Steuer unseres Wagens neben mir gesessen. Dein sicheres Auge, Deine ruhige Hand haben uns durch viele Länder über viele Tausende von Kilometern geführt. Nie hat es einen Misston zwischen uns gegeben. Gemeinsam haben wir in diesen Jahren viel Schönes gesehen, gemeinsam in den Feldzügen das Grosse des Geschehens und der Siege erlebt. An meiner Seite bist Du im vergangenen Jahr verwundet worden, hat Dich jetzt die tödliche Kugel erreicht. In den gemeinsamen Jahren täglichen Lebens und grossen Erlebens sind wir Freunde geworden. Das Band der Freundschaft, das uns verband, kann auch die tückische Kugel, die Dich traf, nicht zerschneiden.

Meine Dankbarkeit und meine Treue, unser aller Gedenken, folgen Dir über das Grab hinaus in die Ewigkeit.

Nun ruhe in Frieden, mein bester Kamerad!»

Doch der Krieg erlaubt kein Verweilen, auch nicht der Gedanken. Nach wenigen Tagen bezog der engste Führungsstab des Armee-Oberkommandos einen Gefechtsstand an der Sewastopol-Front in dem tatarischen Dorfe Juchary Karales. Es lag in einem engen Felsental malerisch eingebettet. Trotzdem mussten die Sowjets wohl erkannt haben, dass dort ein Stab mit einer Funkstelle eingezogen war. Allabendlich erschien ihr «Flieger vom Dienst» mit seiner alten «Nähmaschine» um – zum Glück vergeblich – einige Bomben zu werfen. Auf einem Felsgipfel oberhalb des Dorfes, innerhalb des Felsengebirges von Tscherkess-Kermen, in dem ehemals die Goten ihre Burg gebaut hatten, richteten wir uns einen Beobachtungsstand ein. Wir bezogen ihn in der Abendstunde des 6. Juni, um am nächsten Morgen die Eröffnung des Infanterie-Angriffs auf der ganzen Front beobachten zu können. Es war ein kleiner Erd-bunker mit anschliessenden Scherenfernrohr-Beobachtungsstellen, in dem der Chef, I a, I c, «Pepo» und ich die stillen Abendstunden vor dem Sturm verbrachten. Wieder einmal war es Pepo, der eine heitere Note in unsere nachdenkliche Stimmung brachte.

Man hatte mir vorgeschlagen, noch einen «Tagesbefehl» an die Truppen herauszugeben, in dem auf die Bedeutung des bevorstehenden Kampfes hingewiesen werden sollte. Ich bin an sich nicht für derartige Aufrufe. Sie bleiben zumeist auf den Schreibstuben hängen und unsere Landser wussten ohnehin, um was es ging, und bedurften keiner Anfeuerung. Da aber derartige Tagesbefehle in solchen Augenblicken üblich

waren, verfasste ich ihn in wenigen schlichten Worten und gab ihn Pepo, damit er ihn an die Gen.Kdos. durchgebe. Nach kurzer Zeit kam er zurück und meldete: «Herr Generaloberst, ich habe ‚den Brassel‘ durchgegeben». Es war frech, aber im Grunde sprach er das aus, was man über solche Aufrufe als Soldat zu denken pflegt. Wir lachten herzlich.

Am nächsten Morgen, dem 7. Juni, als das erste Morgenrot den Himmel zu vergolden begann und in den Tälern die Schatten der Dämmerung wichen, hieb die Pranke unserer Artillerie mit voller Wucht zur Einleitung des Sturmes der Infanterie auf den Gegner ein, stürzten sich die Geschwader der Luftwaffe auf die ihnen zugewiesenen Ziele. Ein überwältigender Anblick bot sich uns dar. Es war ein einzigartiger Fall im modernen Krieg, dass der Führer einer Armee das ganze Schlachtfeld übersehen konnte. Nach Nordwesten schweifte der Blick über das Waldgelände, das die schweren Kämpfe des linken Flügels des 54. AK dem Einblick entzog, bis zu den Höhen südlich des Belbek-Tals, um die so hart gerungen werden sollte. Nach Westen zu blickte man auf die Höhen von Gajtany, hinter denen ganz in der Ferne der Ausgang der Ssewernaja-Bucht ins Schwarze Meer aufleuchtete. Auch die Ausläufer der Halbinsel Chersones, auf der wir noch die Reste hellenischer Kultur vorfinden würden, waren bei klarem Wetter zu sehen. Im Südwesten drohten die Sapunhöhen und erhoben sich die Felsen des Küstengebirges. Im weiten Rund der Festungsfront aber sah man bei Nacht das Aufblitzen der Geschütze, am Tage die Wolken von Felsbrocken und Staub, die von den Einschlägen der schweren Granaten und der Bomben unserer Flieger emporgeschleudert wurden. Fürwahr ein phantastischer Rahmen für ein gigantisches Schauspiel!

Stärker aber als die Natur jener «Erde aus Eisen», wie man dieses heiss umkämpfte Stück Erde zu Recht genannt hat, und grösser als alle Mittel der Technik, die sich Angreifer wie Verteidiger dienstbar gemacht hatten, erwies sich die Kraft und Hingabe jener Soldaten, die hier um den Sieg rangen. Vor Sewastopol stand nicht allein eine angreifende Armee gegen einen zum mindesten zahlenmässig gleich starken Verteidiger, nicht nur modernste Angriffsmittel der Artillerie und Flieger gegen durch Stahl, Beton und Fels geschützte Befestigungen. Hier rang der Geist deutschen Soldatentums, die Tapferkeit, die Initiative, die freiwillige Hingabe des deutschen Soldaten gegen den verbissenen Widerstand eines Gegners, dessen Elemente die Gunst des Geländes, die Zähigkeit und das unerschütterliche Standhalten des russischen Soldaten, verstärkt durch den eisernen Zwang des Sowjet-Systems, waren. Es ist nicht möglich, dieses Ringen, das rund einen Monat pausenlos in der Zeit der glühendsten Hitze (wir massen früh am Morgen bis zu 50 Grad) dauern

sollte, auch nur annähernd so darzustellen, dass die Schilderung den Leistungen sowohl des Angreifers wie des Verteidigers gerecht werden könnte. Das, was unsere Truppen in diesem Ringen vollbrachten, wäre würdig eines Helden-Epos! Hier kann nur ganz kurz der Ablauf eines Kampfes geschildert werden, dessen Schwere wohl selten erreicht worden ist.

Das 54. AK hatte auf seinem rechten Flügel die 132. Division, unter Auslassung des feindlichen Brückenkopfes von Lubjimowka, zum frontalen Angriff über das Belbek-Tal gegen die beherrschenden Höhen südlich desselben angesetzt. Links davon hatte die 22. Infanterie-Division die Aufgabe, durch Stoss südlich des Belbek von Osten her über die Kamyschly-Schlucht der 132. Division den Übergang über das Belbek-Tal zu öffnen. Links von ihr sollte sich die 50. Infanterie-Division, über den Ort Kamyschly angreifend, diesem Stoss in südwestlicher Richtung anschliessen. Auf dem äussersten linken Flügel des Korps im Waldgebirge hatte sich die 24. Infanterie-Division in Richtung auf die Höhen von Gajtany vorzuarbeiten, in ihrer linken Flanke gedeckt durch die 18. rumänische Division.

Am ersten Tage gelang es unter überwältigender Unterstützung durch die starke Angriffsartillerie sowie durch pausenlose Angriffe des 8. Flieger-Korps, die Kamyschly-Schlucht und das Belbek-Tal zu überschreiten und auf den beherrschenden Höhen südlich des Tals Fuss zu fassen.

Auf dem Südflügel hatte sich das 30. AK zunächst die Ausgangsstellungen für die Fortführung des Angriffs, zu dem es mit seinen Hauptkräften erst einige Tage später antreten sollte, beiderseits der grossen Strasse nach Sewastopol zu erkämpfen.

Der zweite Abschnitt des Angriffs, bis zum 17. Juni, zeigt auf beiden Angriffsfronten einen erbitterten Kampf um jeden Fussbreit Boden, um jeden Bunker, um jede Feldstellung. Immer wieder versucht der Russe durch heftige Gegenangriffe das Verlorene zurückzugewinnen. In seinen starken Stützpunkten, aber auch in den kleineren Bunkern hält er oft bis zum letzten Mann aus. In diesen Kämpfen, deren Hauptlast die Infanterie und die Pioniere tragen, verdient besondere Erwähnung die Arbeit der vorgeschobenen Beobachter der Artillerie. Sie waren es vornehmlich, die das Feuer zu leiten hatten, mit dessen Hilfe die einzelnen Stützpunkte oder Bunker genommen werden konnten. Sie, wie vor allem auch die Sturmgeschütze, waren die besten Helfer der Infanterie.

Am 13. Juni gelingt es dem tapferen Inf.Rgt. 16 der 22. Division unter Oberst v. Choltitz, das Fort Stalin zu nehmen, vor dem im Winter sein Angriff zum Stehen gekommen war. Der Geist unserer Infanterie wird durch das Beispiel eines Verwundeten dieses Regiments gekenn-

zeichnet. Auf seinen zersplitterten Arm und verbundenen Kopf deutend, sagt er: «Das ist nicht so schlimm – wir haben den Stalin!»

Bis zum 17. Juni ist es – wenn auch unter starken Verlusten – *gelingen*, in das Festungskampffeld im Norden einen breiten, tiefen Keil zu treiben. Die Werke der zweiten Verteidigungslinie Tscheka, GPU, Sibirien, Wolga, sind in unserer Hand.

Beim 30. AK gelingt es bis zum 17. Juni ebenfalls, einen Keil in die vorderen, der Sapunstellung vorgelagerten Verteidigungszonen des Gegners zu treiben. In schweren Kämpfen fallen die befestigten Stützpunkte der vordersten Verteidigungszone: Nordnase, Kapellenberg, Ruine in die Hand der 72. Division, während die 170. Division Kamary nimmt. Auch nördlich des Korps gelingt es der ersten rumänischen Gebirgs-Division nach mehrfachem vergeblichem Anstürmen, den «Zuckerhut» zu erobern. Dagegen zeigt sich, dass das Vorkämpfen der 28. leichten Division über die schroffen Felsen des Küstengebirges, über den «Rosenhügel» und die Höhen «Zinnober I und II» nur langsam vorwärts geht. Der Kampf kann in dem wild zerklüfteten Felsgelände eigentlich nur im Stosstrupverfahren geführt werden und bringt erhebliche Verluste.

Trotz dieser schwer erkämpften Erfolge aber scheint das Schicksal des Angriffs in diesen Tagen auf des Messers Schneide zu stehen. Noch ist kein Erlahmen des Widerstandes des Gegners zu erkennen, während die Kräfte der Truppe zusehends dahinschwinden. Beim 54. AK wird es nötig, die 132. Division vorübergehend aus der Front zu ziehen, um ihre Infanterie-Regimenter, die schwer gelitten haben, gegen die der 46. Division von der Halbinsel Kertsch auszutauschen. An ihre Stelle muss die auf dem linken Flügel des Korps freizumachende 24. Division treten. Zugleich aber drängt das OKH und erwägt bereits, das 8. Flieger-Korps von der Krim für die Offensive in der Ukraine abzuziehen, wenn nicht das AOK den baldigen Fall der Festung in Aussicht stellen könne. Dieses vertritt demgegenüber die Ansicht, dass der Angriff unter allen Umständen bis zum Enderfolg durchgeführt werden müsse, wozu allerdings der Verbleib des 8. Flieger-Korps Voraussetzung sei. Es dringt mit dieser Ansicht durch. Aber wer hätte zu jenem Zeitpunkt angesichts der sich sichtbar erschöpfenden Angriffskraft unserer tapferen Regimenter die Garantie für einen baldigen Fall der Festung geben können? Da vorauszusehen war, dass die Kräfte der eigenen Infanterie möglicherweise vorzeitig erschöpft sein könnten, erbat das AOK die Zuführung von drei Infanterie-Regimentern, die auch vom OKH bewilligt wurde. Sie sollten wenigstens zur Endphase dieses Ringens noch zurecht kommen.

In der gegebenen Lage ergab sich als Aushilfe bei beiden Angriffs-korps die Ausnützung des Vorteils, den der Angreifer hat, nach Be-

lieben die Angriffsrichtung bzw. den Angriffsschwerpunkt verlegen und dadurch den Gegner überraschen zu können.

Das 54. AK wendete sich unter Einsatz des Inf.Rgt. 213 und der 24. Division nach Westen. Ersteres nahm unter Führung des Oberst Hitzfeld die Panzerbatterie Maxim Gorki I. Deren eines Geschütz war bereits durch einen Volltreffer einer schwersten Batterie ausser Gefecht gesetzt worden. Das andere wurde durch unsere Pioniere, die auf die Oberfläche des Forts vorgestossen waren, gesprengt. Allerdings, die Besatzung dieses mehrere Stockwerke unter der Erde reichenden Werkes ergab sich erst, nachdem unsere Pioniere von oben her durch die Türme mit Sprengladungen vordrangen. Bei einem Ausbruchversuch fiel der befehlige Kommissar. Seine Leute ergaben sich, das Wort «Christus» auf den bebenden Lippen. Der 24. Division gelang es alsdann, den ganzen längs der Westküste noch stehengebliebenen Teil des Nordabschnittes bis auf die die Einfahrt zur Ssewnaja-Bucht schützenden Werke bis zum 21. Juni zu Fall zu bringen.

Auch beim 30. AK führte eine überraschende Verlegung des Angriffsschwerpunktes bis zum 17. Juni zu einem wichtigen Erfolg. Das Gen.Kdo. entschloss sich, den Angriff über die Nordkette des Küstengebirges östlich Balaklawa einzustellen und seine Kräfte an und dicht südlich der grossen Strasse zu einem überraschenden Vorstoss zusammenzufassen. Es war gegen die Flankierung vom Küstengebirge her nur artilleristisch abgedeckt. Tatsächlich gelang es auch der 72. Division, die Stellungen des Gegners südlich der Strasse zu überrennen. Ihre Aufklärungsabteilung unter Führung von Major Baake stiess, den Anfangserfolg kühn ausnutzend, in einem Zuge durch den überraschten Gegner bis zu der der Sapunhöhe vorgelagerten «Adlerhöhe» vor. Es gelang der Abteilung am 18. Juni früh, die stark befestigte Adlerhöhe zu nehmen und sich auf ihr zu behaupten, bis weitere Kräfte der Division nachgeschoben werden konnten. Damit war die Voraussetzung gegeben, den Einbruch in das feindliche Verteidigungssystem nach Norden zu verbreitern.

Auch in dem folgenden dritten Abschnitt des Angriffskampfes wird der Erfolg durch überraschende Verlegungen der Angriffsschwerpunkte, insbesondere artilleristisch, erreicht. Im Norden gilt es der vollen Erreichung des ersten Angriffsziels, der Ssewnaja-Bucht, im Süden der Gewinnung der Ausgangsstellung für den Angriff auf die Sapun-Höhen.

Im Nordabschnitt wird die Gesamtwirkung der Artillerie so zusammengefasst, dass es der 24. Division gelingt, die Werke der Halbinsel, die den Eingang zur Ssewnaja-Bucht beherrscht, zu nehmen. Darunter befindet sich vor allem das zwar veraltete, aber trotzdem als Stützpunkt für den Feind noch starke Nordfort.

Die 22. Division kann sich in ihrem ganzen Gefechtsstreifen in den Besitz der Felshänge, die zum Nordufer der Bucht herabstürzen, setzen. Besondere Kämpfe tobten um den Eisenbahntunnel auf der Grenze zwischen der 22. und 50. Div., aus dem der Gegner mit starken Kräften (eine erst kurz zuvor auf einem Kreuzer neu eingetroffene Brigade) zum Gegenangriff antritt. Der Tunnel fällt schliesslich unter dem direkten Beschuss seines Einganges. Nicht nur Hunderte von Soldaten, sondern noch weit mehr Zivilisten, Männer, Frauen und Kinder, kommen daraus hervor. Besonders schwierig erweist es sich, den Feind aus seinen letzten Schlupfwinkeln am Nordufer der Bucht zu vertreiben. Die Sowjets hatten in die steilen Felshänge tiefe Stollen zur Unterbringung von Munition und Reserven getrieben, die – durch Panzertore gesichert – zur Verteidigung eingerichtet waren. An eine Übergabe dachten die unter dem Druck ihrer Kommissare stehenden Insassen nicht. Es blieb nichts übrig, als den Versuch zu machen, die Tore aufzusprengen. Als unsere Pioniere gegen den Eingang der ersten dieser Höhlen vorgingen, erfolgte im Innern der Kasematte eine Explosion. Ein breites Stück des Felsufers stürzte zusammen, den Feind in der Kasematte, aber auch unseren Pioniertrupp unter sich begrabend. Der befehligende Kommissar hatte die Kasematte nebst ihren Insassen in die Luft gesprengt. Schliesslich gelang es einem Leutnant einer Sturmgeschützatterie, der ohne Rücksicht auf feindliche Feuerwirkung vom Südufer der Bucht her auf der Küstenstrasse vorfuhr, durch Feuer seines Geschützes aus nächster Nähe gegen die Scharten der Eingänge die Öffnung der übrigen Kasematten zu erzwingen. Die Kommissare in ihnen hatten ihrem Leben ein Ende gemacht, völlig erledigte Soldaten und Zivilisten kamen zum Vorschein.

Zum dritten konnte die 50. Division, die in dem Buschgelände ihres Angriffsstreifens schwer zu kämpfen hatte, das Ostende der Ssewrnaja-Bucht erreichen und sich in Besitz der den Ausgang des Tschornaja-Tals beherrschenden Höhen von Gajtany setzen.

Links neben ihr kämpfte sich der rechte Flügel des rum. Gebirgs-Korps durch das Waldgelände über die Höhen südostwärts Gajtany vor. Der rumänische General Lascar, der später in der Schlacht um Stalingrad fallen sollte, war hier die Seele des Angriffs.

Auch beim 30. AK führte Überraschung des Gegners durch wechselnde Angriffsrichtung zum Erfolg. Unter Ausnützung der früher erwähnten Wegnahme der Adlerhöhe durch die 72. Division setzte das Generalkommando dieser nachgezogene 170. Division von Süden her zum Angriff auf das Massiv der Fedjukiny-Höhen an. Der Feind, dessen Angriff nach Osten gerichtet waren und der wohl bereits einen Angriff auf die Sapun-Höhen selbst erwartete, wurde durch den Stoss von Süden

her völlig überrascht. Die Einnahme des Fedjukiny-Massivs gelang verhältnismässig schnell. Damit war die Ausgangsbasis für den entscheidenden Angriff auf die Sapun-Höhen gewonnen.

Auch der linke Flügel des rumänischen Gebirgs-Korps (1. Gebirgs-Division) machte in diesen Tagen Fortschritte.

So sah sich die 11. Armee am Morgen des 26. Juni im Besitz nahezu des gesamten äusseren Bereichs der Festung. Der Gegner war in das innere Festungsgebiet zurückgeworfen, dessen Nordfront die steilen Höhen am Südufer der Ssewnajaja-Bucht bildeten, während die Ostfront von den Höhen von Inkerman auf den Sapun-Höhen bis zu den Felsen um Balaklawa führte.

Das AOK stand vor der Frage, wie es diesen inneren Festungsgürtel sprengen wollte. Dass der Gegner weiterhin verbissen kämpfen würde, um so mehr, als er nach allen Verlautbarungen seiner vorgesetzten Front (Krimfront) nicht darauf rechnen konnte, noch von der Halbinsel evakuiert zu werden, war sicher.

Andererseits liess sich nicht verkennen, dass – mochten die Reserven des Feindes im Wesentlichen auch verbraucht sein – zugleich auf der deutschen Seite die Angriffskraft der Regimenter nahezu erschöpft war.

Ich war in diesen Wochen täglich vor- und nachmittags unterwegs gewesen, bei den Korpsstäben, den Artilleriekommandeuren, bei Divisionen, Regimentern, Bataillonen und auf Artilleriebeobachtungsstellen. Ich wusste daher nur zu gut Bescheid, wie es um unsere Verbände stand. Die Regimenter waren auf wenige hundert Mann zusammengesmolzen. Ich erinnere mich einer Meldung einer herausgezogenen Kompanie, die noch eine Gefechtsstärke von einem Offizier und acht Mann meldete.

Wie sollte man mit diesen zusammengesmolzenen Verbänden den Kampf um Sewastopol zum Abschluss bringen, wo das 54. AK nunmehr die Ssewnajaja-Bucht vor sich hatte, während das 30. AK vor dem schweren Angriff auf die Sapun-Höhen-Stellung stand?

Das Gegebene in dieser Lage wäre gewesen, den Gesamtschwerpunkt des Angriffs nunmehr auf den Südflügel zum 30. AK zu verlegen. Gerade dies aber war praktisch nicht möglich. Schon das Verschieben von Divisionen vom Nordabschnitt in den Südabschnitt musste viele Tage dauern, die dem Gegner Gelegenheit gaben, sich zu erholen. Existierte doch nur eine schmale Strasse, die im Frontbereich die beiden Abschnitte verband und die wir im Winter unter unsäglichen Mühen erst durch das Gebirge gebaut hatten. Die Lasten der schwersten Artillerie konnte sie jedoch nicht tragen. Die Verschiebung der Masse der Artillerie vom Nordabschnitt über Jalta in den Südabschnitt und ihre Munitionierung dort hätte Wochen gedauert. Hinzu kam, dass die oberste Führung in jedem

Falle das 8. Flieger-Korps binnen kurzer Zeit von der Krim abziehen wollte.

Ich war, unmittelbar nachdem die 22. Division das Nordufer der Ssewernaja-Bucht erreicht hatte, zu ihren Regimentern gefahren. Von einer Beobachtungsstelle am Nordrand der Bucht aus wollte ich mir einen Überblick verschaffen. Vor mir lag die 800 bis 1'000 Meter breite Bucht, in der einst ganze Flotten geankert hatten, jenseits rechts die Stadt Sewastopol, geradeaus vor mir die steilen Uferhöhen, gespickt mit Befestigungen. Der Gedanke kam mir, dass man von hier aus, also von der Flanke her, die Sapunstellung aus den Angeln heben sollte. Denn gerade hier über die Ssewernaja-Bucht würde der Feind einen Angriff wohl am allerwenigsten erwarten.

Als ich allerdings diesen Plan zunächst mit dem 54. AK und einigen unterstellten Truppenführern besprach, erregte er Bedenken und Kopfschütteln. Wie sollte man mit Sturmbooten die breite Meeresbucht angesichts der stark ausgebauten und bestückten Höhen des Südufers überqueren können? Wie sollte man überhaupt die Sturmboote über die steilen Felsen ans Ufer bringen, die Truppen in ihnen verladen, wo es nur wenige steile Schluchten gab, die überhaupt einen Zugang zum Ufer darstellten? Stellen, die der Gegner selbstverständlich vom Südufer her einsehen und unter Feuer halten konnte!

Immerhin, gerade weil ein Angriff über die Ssewernaja-Bucht nahezu unmöglich erschien, würde er den Gegner überraschen und diese Überraschung konnte die Frucht des Gelingens in sich tragen. Trotz aller mir vorgetragenen Bedenken bestand ich daher auf meinem Plan, so schwer es auch ist, ein so gewagtes Unternehmen zu befehlen, wenn man auf Grund seiner Stellung nicht selbst daran teilnehmen kann.

Nachdem diese Entscheidung einmal gefallen war, gingen alle Stellen mit grösstem Eifer an ihre Durchführung heran. Hier sei ein ganz besonderes Lob den Pionieren gezollt, die sich bereits bei den Bunkerkämpfen neben der Infanterie aufs Höchste bewährt hatten.

Am 29. Juni frühmorgens sollte der allgemeine Angriff auf den inneren Festungsbereich, beim 54. AK über die Ssewernaja-Bucht, beim 30. AK auf die Sapun-Höhen beginnen. Schon am 28. Juni war es der 50. Division gelungen, den Unterlauf der Tschornaja zu überschreiten und Inkerman zu nehmen. Hier ereignete sich eine Tragödie, die zeigte, mit welchem Fanatismus die Bolschewisten kämpften. Hoch über Inkerman erhob sich eine langgestreckte weit nach Süden reichende steile Felswand. In diesem Felsen befanden sich riesige Hallen, die als Kellereien für die Sektfabriken auf der Krim gedient hatten. Neben grossen Vorräten dieses Getränkes hatten die Bolschewiken in diesen Hallen Mu-

dition gelagert, sie aber auch zur Unterbringung Tausender von Verwundeten und geflüchteter Zivilbevölkerung benutzt. Als unsere Truppen in den Ort Inkerman eindringen, erbebt der ganze Felsen hinter dem Ort unter einer ungeheuren Detonation. Die etwa 30 Meter hohe Felswand stürzte in einer Länge von etwa 300 Metern zusammen, Tausende von Menschen unter sich begrabend. Das Werk einiger fanatischer Kommissare und zugleich ein Bild der Verachtung des Menschenlebens, die zu einem Prinzip dieser asiatischen Macht geworden ist!

Ungeheuere Spannung lag auf all denen, die an der Durchführung des Übergangs über die Bucht beteiligt waren, in jenen Stunden um die Mitternacht vom 28./29. Juni, in denen die Vorbereitungen zum Angriff getroffen wurden. Unaufhörliche Bombenwürfe des 8. Flieger-Korps auf die Stadt sollten alle Geräusche am Nordufer der Bucht überdecken. Die gesamte Artillerie stand bereit, die Höhen des Südufers mit mörderischem Feuer zuzudecken, sobald Feuer von dorthier anzeigen würde, dass der Gegner das Unternehmen erkannt habe. Aber alles blieb ruhig drüben. Das schwierige Zuwasserbringen der Sturmboote und ihre Beladung gelang. Um 1 Uhr nachts stiess die erste Welle der 24. und 22. Division vom Nordufer ab und die Sturmboote nahmen ihren Weg zum Südufer.

Der Übergang, durch den der Feind offenbar völlig überrascht wurde, gelang. Der waghalsige Sprung über die Meeresbucht war geglückt. Als die feindliche Abwehr von den südlichen Höhen in Tätigkeit trat, hatten unsere braven Grenadiere bereits auf dem Südufer Fuss gefasst. Was sich an feindlichen Abwehrwaffen auf den Hängen der südlichen Uferhöhen nunmehr zeigte, wurde durch unser Feuer zerschlagen, das Höhenplateau von unseren Truppen erstiegen. Damit war die gefürchtete Sapun-Höhen-Stellung von der Flanke her aus den Angeln gehoben.

Mit dem ersten Büchsenlicht aber waren unsere Truppen auch zum Angriff gegen die Front dieser Stellung angetreten.

Auf dem linken Flügel des 54. AK traten die 50. Division und die neu eingesetzte 132. Division (mit den Infanterieregimentern der 46. Division) von Gajtany und südlich zum Sturm auf die Höhen bei und südlich Inkerman an. Ein Angriff, der von der Flanke her durch die Artillerie auf dem Nordufer der Ssewnaja-Bucht unterstützt werden konnte. Diesem Angriff schloss sich auch der rechte Flügel des rum. Gebirgs-Korps an.

Ebenfalls im Morgengrauen trat das 30. AK zum entscheidenden Stoss auf die Sapun-Höhen an, unter Waffenhilfe der weittragenden Batterien des 54. AK sowie durch rollende Einsätze des 8. Fliegerkorps unterstützt. Während das Korps dem Feind artilleristisch einen Angriff auf breiter Front vortäuschte, hatte es die 170. Division als Stosstruppe auf ganz

schmalem Raum an den Fedjukiny-Höhen bereitgestellt. Das direkte Feuer eines Flakregiments, Sturmgeschütze und die Panzerabteilung 300 begleiteten den Angriff. Die Division gelangte schnell auf die Höhen beiderseits der grossen Strasse von Sewastopol. Unter Ausnutzung der Überraschung des Gegners gewann sie alsbald soweit Raum nach Norden, Osten und Süden, dass das Korps die anderen Divisionen auf die Höhenstufe nachziehen konnte.

Mit dem Gelingen des Übergangs über die Bucht, dem Fall der Höhen von Inkerman und dem Durchbruch des 30. AK durch die Sapunstellung war das Schicksal der Festung Sewastopol besiegelt.

Was noch folgte, war der Endkampf einer Armee, der weder ihr Schicksal aufhalten, noch im Sinne der operativen Gesamtlage irgend einen Nutzen für die Sowjets bringen konnte. Selbst für die Wahrung der Waffenehre wäre er überflüssig gewesen, denn, wahrhaftig, der russische Soldat hatte tapfer genug gefochten! Aber das politische System forderte die Fortsetzung des nutzlosen Kampfes.

Die Divisionen des 54. AK, die die Ssewnaja-Bucht überquert hatten, standen nach Einnahme der südlichen Uferhöhen bereits innerhalb jenes äusseren Stellungsrings, der die Stadt in weitem Bogen umspannte. Auch sein Halten war damit für den Gegner aussichtslos geworden.

So konnte sich das Korps, indem es mit Teilen die genannte Stellung nach Süden aufrollte, nach Westen wenden und gegen die Stadtrandstellung und die Stadt selbst vorgehen. Der berühmte «Malakoff», jenes Bollwerk, um das im Krimkrieg so viel Blut geflossen war, fiel in die Hand des Korps. Er lag bereits in der Stadtrandstellung.

Inzwischen hatte das 30. AK seine rückwärtigen, mit der Vortäuschung eines Breiten-Angriffs betrauten Divisionen, die 28. leichte und die 72. Division, noch am 29. Juni schnell der 170. Division nachgezogen. Nunmehr wurden die Divisionen von dem durch die letztgenannte Division auf den Sapun-Höhen gewonnenen Sprungbrett strahlenförmig zur Eroberung der Halbinsel Chersones angesetzt.

Die 28. leichte Division durchbrach die äussere Ringstellung südöstlich Sewastopol durch Einnahme des noch aus dem Krimkrieg stammenden «Englischen Friedhofs». Die Sowjets hatten diesen zu einem Hauptstützpunkt ihrer äusseren Ringstellung ausgebaut. Die Marmordenkmäler, die man seinerzeit den gefallen britischen Soldaten errichtet hatte, waren zertrümmert. Die neuen Toten lagen neben den durch Granaten aufgedeckten Gräbern. Die Division stiess dann, südlich der Stadt vorbei, nach Westen, um sie – falls sie verteidigt werden sollte – von Westen her zu nehmen, bzw. einen Ausbruch feindlicher Kräfte in dieser Richtung zu verhindern.

Die 170. Division hatte als Ziel den Leuchtturm, der auf der äussersten Westspitze der Halbinsel Chersones steht. Es ist jene Stelle, von der vielleicht Iphigenie ausgeblickt hat, «das Land der Griechen mit der Seele suchend».

Der 72. Division fiel der Stoss längs der Südküste zu. Sie nahm, die Sapun-Stellung nach Süden aufrollend, zunächst die alles beherrschende «Windmühlhöhe» und machte damit dem Korps die Benutzung der grossen Strasse nach Sewastopol frei. Ihr folgte die 4. rum. Geb.Div., die nunmehr von rückwärts her das bisher nicht gefallene feindliche Stellungssystem um Balaklawa ausräumte. Dabei allein machte sie 10'000 Gefangene.

Nach allem, was wir bisher von der sowjetischen Führung erlebt hatten, mussten wir annehmen, dass der Feind einen letzten Widerstand in der Stadtrandstellung und schliesslich in der Stadt selbst leisten würde. Immer wieder war nach Sewastopol der Befehl Stalins gefunkt worden, bis zum letzten Mann zu halten. Wir wussten, dass die gesamte waffenfähige Bevölkerung, auch Frauen, zum Kampf aufgeboten worden war.

Das AOK würde gegenüber den Soldaten seiner Armee fahrlässig gehandelt haben, wenn es der vorgenannten Möglichkeit nicht Rechnung getragen hätte. Ein Kampf innerhalb der Stadt musste vom Angreifer neue schwere Opfer fordern. Sie zu vermeiden, gab das AOK den Befehl, dass die Artillerie und das 8. Fliegerkorps noch einmal das Wort haben sollten, bevor die Divisionen erneut gegen die Stadt anträten. Sie sollten dem Gegner klar machen, dass er nicht darauf rechnen könne, in einem Häuserkampf uns noch weitere Blutopfer abzufordern.

So begann der 1. Juli mit einem massierten Feuer auf die Stadtrandbefestigung und die Stützpunkte des Gegners im Innern. Es hatte vollen Erfolg. Bereits nach kurzer Zeit meldeten die Aufklärer, dass mit ernstem Widerstand nicht mehr zu rechnen sei. Das Feuer wurde eingestellt, die Divisionen gingen vor. Wahrscheinlich hatte der Gegner die Masse seiner Kräfte bereits in der Nacht zum 1. Juli nach Westen aus der Festung herausgezogen.

Noch aber war der Kampf nicht zu Ende. Die Küstenarmee hatte zwar die Stadt aufgegeben, aber nur, um den Versuch zu machen, in den Stellungen, die die Halbinsel Chersones abriegelten, erneut Widerstand zu leisten. Sei es nun in Ausführung der Befehle Stalins, bis zum letzten Mann zu kämpfen, sei es doch noch in der Hoffnung, wenigstens Teile der Armee nächtlicherweise in den tief eingeschnittenen Buchten westlich Sewastopol von Schiffen der Roten Flotte retten zu lassen. Tatsäch-

lich sind jedoch nur wenige der höchsten Befehlshaber und Kommissare durch Schnellboote abgeholt worden, darunter der Oberbefehlshaber General Petrow. Sein Nachfolger wurde bei dem Versuch, auf gleiche Weise zu entkommen, im Schwarzen Meer von unserem italienischen Schnellboot gestellt.

So dauerten die Schlusskämpfe auf der Halbinsel Chersones noch bis zum 4. Juli an. Die 72. Division nahm das von mehreren tausend Mann verteidigte Panzerwerk Maxim Gorki II. Die anderen Divisionen drängten den Gegner immer mehr auf die äusserste Spitze der Halbinsel zurück. Immer wieder machte der Feind den Versuch, bei Nacht nach Osten durchzubrechen, wohl in der Hoffnung, Anschluss an die Partisanen im Jailagebirge zu gewinnen. In dichten Massen, die einzelnen Soldaten untergehakt, damit keiner Zurückbleiben konnte, stürmten sie gegen unsere Linien vor. Zuvorderst oft Frauen und Mädchen der kommunistischen Jugend, die selbst bewaffnet, die Kämpfer anfeuerten. Dass die Verluste bei derartiger Form der Ausbruchsversuche ausserordentlich hoch sein mussten, liegt auf der Hand.

Schliesslich suchten die Reste der Küstenarmee in grossen Höhlen Zuflucht, die sich in den Steilufern der Halbinsel Chersones befanden, dort vergeblich auf ihren Abtransport wartend. Als sie sich am 4. Juli ergaben, kamen allein aus dem Bereich der äussersten Halbinselspitze noch 30'000 Mann zum Vorschein.

Im Ganzen überstieg die Zahl der Gefangenen im Festungsbereich 90'000. Die blutigen Verluste des Gegners betragen ein Vielfaches der unseren. Die Menge des erbeuteten Materials war vorerst unübersehbar. Eine von Natur starke, mit allen Mitteln ausgebaute und von einer Armee verteidigte Festung war gefallen. Diese Armee war vernichtet, die ganze Krim war nunmehr in deutscher Hand. Die 11. Armee war – operativ noch rechtzeitig – zur Verwendung im Rahmen der grossen deutschen Offensive auf dem Südflügel der Ostfront freigeworden.

Ich hatte am 1. Juli abends mit meinen engsten Mitarbeitern des Führungsstabes auf unserem Gefechtsstand, einem kleinen tatarischen Häuschen in Juchary Karales, zusammengesessen. Der übliche sowjetische «Flieger vom Nachtdienst», der sonst immer gegen Abend einige Bomben in unser Felsental warf, war nicht mehr erschienen. Unsere Gedanken gingen zurück zu den Kämpfen der letzten Monate, zu unseren Kameraden, die nun der grüne Rasen deckte.

Da ertönte im Radio die Siegesfanfare, die die Sondermeldung vom Fall Sewastopols einleitete. Ihr folgte die Durchgabe des nachstehenden Fernschreibens:

*An den Oberbefehlshaber der Krim-Armee
Generaloberst v. Manstein*

In dankbarer Würdigung Ihrer besonderen Verdienste um die siegreich durchgeführten Kämpfe auf der Krim, die mit der Vernichtungsschlacht von Kertsch und der Bezwingung der durch Natur und Bauten mächtigen Festung Sewastopol ihre Krönung fanden, befördere ich Sie zum Generalfeldmarschall. Mit Ihrer Beförderung und durch die Stiftung eines Erinnerungsschildes für alle Krimkämpfer ehre ich vor dem ganzen deutschen Volke die heldenhaften Leistungen der unter Ihrem Befehl fechtenden Truppen.

Adolf Hitler

Man wird begreifen, dass uns, die wir so lange Monate für das Erreichen des Endzieles des Kampfes um die Krim gearbeitet und gekämpft, die wir aber auch besser wie jeder andere gewusst hatten, an welchem dünnem Faden zeitweise das Schicksal der 11. Armee hing, in dieser Stunde ein Gefühl des Stolzes und der Freude erfüllte.

Es ist schon ein einzigartiges Erleben, das Gefühl des Sieges auf dem Schlachtfeld zu kosten!

Wenn aber auch der Marschallstab als Symbol eines siegreich geführten Feldzuges die Krönung meiner militärischen Laufbahn bedeutete, so vergass ich doch nicht, wieviel Soldatenglück dazu gehört, ein solches Ziel zu erreichen. Wie manchem bleibt es verwehrt, nach dem Siegeslorbeer zu greifen, allein aus dem Grunde, weil er entweder zu jung oder zu alt ist.

Im Übrigen, was wiegen äussere Ehren gegenüber der Last der Verantwortung, die der zu tragen hat, dem mit der Führung einer Armee, eines Heeres zugleich die Verantwortung für Hunderttausende wie – zum mindesten teilweise – für das Schicksal seines Landes auferlegt wird!

Vor allem aber, gerade in jener Stunde, waren meine Mitarbeiter und ich dessen eingedenk, dass es die Hingabe, die Tapferkeit, die Standhaftigkeit, die Verantwortungsfreudigkeit unserer Soldaten waren, denen die Überwindung aller Krisen und der Sieg in einem Feldzug zu verdanken war, den die 11. Armee, auf sich allein gestellt, nun zum glücklichen Ende geführt hatte. Und noch eins: Sie hatte getreu deutscher soldatischer Überlieferung anständig und ritterlich gekämpft!

Nachdem nunmehr unsere Aufgabe mit einem solchen Siege zu Ende geführt worden war, war es mir ein Herzensbedürfnis, meinen Mitkämpfern meinen Dank zu sagen. Ich konnte sie nicht alle sehen, um ihnen die Hand zu drücken. So lud ich wenigstens alle Kommandeure bis zu den Bataillons- usw. Führern und alle diejenigen, Offiziere,

Unteroffiziere und Mannschaften, die das Ritterkreuz oder das Deutsche Kreuz in Gold erhalten hatten, zu einer Feierstunde in den Park des ehemaligen Zarenschlusses Livadia ein. Wir gedachten zunächst der Kameraden, die ihr Leben gegeben hatten, um uns den Weg zum Sieg zu bahnen. Der Zapfenstreich ertönte. «Die Macht der Liebe» und unser stilles Gebet stiegen zum Himmel. Dem letzten verklingenden Trommelwirbel folgte das Lied vom guten Kameraden, das wohl nirgends *mehr* Wahrheit geworden, als in den Kämpfen des Ostens, als letzter Gruss an die, welche wir in die Erde der Krim betten mussten. Unsere guten Kameraden! Dann dankte ich allen Soldaten der 11. Armee und des 8. Flieger-Korps, auch denen, die nicht an dieser Feier teilnehmen konnten, für ihre Hingabe, ihre Tapferkeit, ihre Standhaftigkeit in oft fast verzweifelten Lagen, für alles, was sie geleistet hatten. Anschliessend vereinte uns ein einfaches Abendbrot, das allerdings nicht ganz ungestört verlief. Einige sowjetische Flieger, aus dem Kaukasusgebiet kommend, bedachten uns – zum Glück erfolglos – mit einigen Bomben.

Natürlich erhielt ich nach dem Fall von Sewastopol eine Fülle von Glückwünschen. Drei Geschenke aber waren mir eine besondere Freude. Nachdem wir am 1. Juli nachts, nach Eingang des Führertelegramms, das meine Beförderung zum Feldmarschall und die Stiftung des Krim-Schildes für die Armee gebracht hatte, noch in unserem Tatarenhäuschen auf der kleinen offenen Veranda etwas gefeiert hatten, war unser Ic, Major i. G. Eismann, durch die Nacht nach Simferopol gefahren. Er hatte dort einen tatarischen Silberschmied aus dem Schlaf getrommelt, ihm seine silberne Uhr gegeben und ihn beauftragt, aus deren Silber bis zum frühen Morgen ein Paar Marschallstäbe für meine Schulterstücke zu machen. Als ich am 2. Juli zum Frühstück erschien, lagen die Stäbchen, fein ziseliert, auf meinem Platz. Es war ein rührendes Zeichen der Anhänglichkeit, das mir als solches grosse Freude bereitete.

Bald auch erreichte mich ein Päckchen. Der Absender war der deutsche Kronprinz. Das Päckchen enthielt ein schweres goldenes Zigarettenetui. Auf der Vorderseite war künstlerisch der Festungsplan von Sewastopol mit all seinen Werken eingraviert. Die Innenseite trug den Namenszug des hohen Spenders. Besonders aber rührten mich dessen Begleitworte. Der Kronprinz schrieb, dass es ihm versagt geblieben sei, s. Z. Verdun zu nehmen. Um so mehr freue es ihn, dass mir die Bezwingung der starken Festung Sewastopol geglückt sei. Es waren dies Worte eines lebenswürdigen Menschen, eines wirklichen Kameraden!

Von besonderer Art war eine dritte Gabe. Aus Frankreich sandte mir ein russischer Geistlicher, der vor den Bolschewisten geflohen war und nun in Vichy lebte, einen dicken Knotenstock. Er war kunstvoll aus

einer verschlungenen Weinrebe gefertigt und trug an seinem Griff einen Topas sowie auf einem schmalen Metallring eine russische Inschrift. Der Geistliche schrieb dazu, dass sein Grossvater im Krimkrieg als Regimentskommandeur bei der Verteidigung von Sewastopol mitgekämpft habe. Er sei am Bein schwer verwundet worden und die Soldaten seines Regiments hätten ihm daraufhin diesen Stock geschnitzt. Aus Freude darüber, dass ich Sewastopol genommen und die Krim von den Bolschewiken befreit hätte, wollte er, der Geistliche, mir diesen Stock als Zeichen der Dankbarkeit senden.

Auch zwei schön in Leder gebundene Bücher erhielt ich. Es waren die Erinnerungen eines Generals v. Manstein, der zurzeit der Kaiserin Anna in russischen Diensten unter dem Feldmarschall Münnich an den Küsten des Schwarzen Meers gekämpft hatte. Wenn mich mit ihm auch nur der Name, nicht aber Blutsverwandtschaft verband, so war für mich die Lektüre dieser französisch geschriebenen Erinnerungen doch von hohem Reiz. Abgesehen davon, dass ich sozusagen auf den Spuren dieses Manstein gewandelt war, in den gleichen Gefilden gekämpft hatte, gaben sie das Bild eines abenteuerlichen Lebens. Nach dem Regierungsantritt der Kaiserin Elisabeth hatte Manstein aus Russland fliehen müssen, während sein Gönner Münnich nach Sibirien wanderte. Beide zusammen hatten früher den wahren Beherrscher Russlands, den Herzog Biron von Kurland, gestürzt. Als Münnich im Schlitten gen Sibirien fuhr, begegnete er dem von dort zurückkehrenden Herzog. Beide sollen sich als Kavaliere höflich begrüsst haben. Manstein trat dann in preussische Dienste, wurde bei Kolin schwer verwundet und auf dem Transport nach Hause von Panduren, denen er sich nicht ergeben wollte, getötet.

Urlaub in Rumänien

Während nach Abschluss der Kämpfe auf der Krim unsere Truppen einige Wochen der so wohlverdienten Ruhe in der wundervollen Landschaft der Südkrim hatten, wo bereits das Obst reifte, konnte auch ich mir eine Entspannung gönnen.

Marschall Antonescu hatte, als er uns im Sommer nach der Schlacht auf der Halbinsel Kertsch besuchte, mich eingeladen – zusammen mit meiner Frau – einen Erholungsurlaub als sein Gast in den Karpaten zu verbringen, sobald der Kampf um Sewastopol sein Ende erreicht hätte. Freundlicherweise dehnte er diese Einladung auch auf unseren ältesten Sohn aus, der nach Einsatz in Russland und Besuch der Kriegs-

schule im Frühjahr Leutnant geworden war und nach überstandener Scharlach einer Erholung bedurfte.

Wir sollten in diesen Wochen die grosszügigste rumänische Gastfreundschaft kennenlernen. Allerdings wurde aus dem gedachten Erholungsurlaub mehr oder weniger ein Staatsbesuch.

Als wir als gewöhnliche Reisende an der rumänischen Grenze eintrafen, erwartete uns bereits ein Salonwagen. Ein General und ein Abgesandter des Auswärtigen Ministeriums empfingen uns als Gäste des Marschalls und der Regierung. Nach einer wunderschönen Fahrt durch die Karpaten trafen wir am nächsten Mittag in Predeal ein, einem auf der Höhe des Gebirges, nahe dem bekannten Königsschloss Sinaja, gelegenen Luftkurort, in dem Marschall Antonescu ein schönes Landhaus besass. Auf dem Bahnhof wurden wir von Frau Antonescu und dem rumänischen Kriegsminister empfangen. Eine Kompanie des Gardebataillons des Marschalls erwies die militärischen Ehren. Bezeichnenderweise hatte der Marschall – wohl gewarnt durch einen Putsch, den s. Z. die Eiserne Garde gegen ihn versucht hatte – ein eigenes Gardebataillon. Es glückte dem des Königs aufs Haar, nur dass letzteres weisse, das des Marschalls aber rote Fangschnüre trug.

Durch fahnenbesetzte Strassen, in denen Schulkinder Spalier bildeten, fuhren wir zu einer reizenden kleinen Villa, die als Gästehaus der Regierung diente. In ihr sollten meine Frau, unser ein paar Tage später auf Wunsch von Antonescu nachkommender Sohn und ich unterkommen, während Specht und die beiden mir zugeteilten rumänischen Offiziere in einem Nachbarhaus wohnten. Wir wurden sehr liebenswürdig von Frau Goga, der Gemahlin eines ehemaligen, verstorbenen Ministerpräsidenten und intimen Freundin des Hauses Antonescu, empfangen. Das Haus hatte früher ihr gehört und sie führte uns in die hübsch eingerichteten Räume – ein Wohn-, ein Ess- und zwei Schlafzimmer – ein. Sie stellte uns auch das Personal vor und betonte dabei leise aber eindringlich, dass wir uns auf den Koch völlig verlassen könnten. Dadurch wurde man daran erinnert, dass man sich auf dem Balkan befand. In der Tat war Ministerpräsident Goga, der einen deutschfreundlichen Kurs eingeschlagen hatte, vergiftet worden. Als Marschall Antonescu während unserer Anwesenheit an einer leichten Magenverstimmung erkrankte, war das erste, dass er seinen Koch entliess. Überhaupt wurden wir wie Augäpfel gehütet. Stets folgten uns «unauffällig» zwei deutsche und zwei rumänische Kriminalbeamte. Schon im Salonwagen war es uns nur mit Mühe gelungen, einem rumänischen Beamten, der auf dem Boden vor meiner Kabinentür schlafen sollte, einen etwas bequemeren Platz zu verschaffen. Es war das erste und

einzige Mal, dass ich in meinem Leben mit solchen Ehren empfangen und so sorgfältig gehütet wurde, und man musste sich erst einmal daran gewöhnen. Bequemer ist sicher das Dasein des gewöhnlichen Reisenden.

Während unseres Aufenthaltes in Predeal waren wir mehrfach Gäste im Hause des Marschalls. Er wie seine Frau sprachen ein ausgezeichnetes Französisch und waren die liebenswürdigsten Gastgeber. Antonescu war lange Militärattaché in Paris und London gewesen. Um so erfreulicher war seine deutschfreundliche Einstellung.

Auch zum König und seiner Mutter, der Königin Helena, waren wir einmal zum Frühstück geladen. Die Königin war noch immer eine schöne Frau, liebenswürdig, klug und natürlich in ihrer Unterhaltung. Sie sehnte sich nach Florenz zurück, wo sie jahrelang gewohnt hatte, während ihr Mann, König Carol, der Madame Lupescu verfallen war. Der Königin merkte man an, dass sie hohenzollernsches Blut in ihren Adern trug.

Der junge König Michael machte damals einen etwas unbeholfenen und indifferenten Eindruck. Seine Neigungen schienen sich auf Autos und Motorboote zu konzentrieren. Während die Königinmutter politisches Verständnis zeigte, schien der König seiner Aufgabe als Herrscher fremd oder uninteressiert gegenüberzustehen. Er machte für sein Alter eher einen verspielten Eindruck. War dies schon damals eine Maske? Sicher war an seinem unreifen Wesen nicht zuletzt schuld, dass er seine Jugend zwischen einem haltlosen Vater und einer meist im Ausland lebenden Mutter verbrachte hatte. Es kam aber auch hinzu, dass Marschall Antonescu ihn von jeder praktischen Regierungsarbeit ausschloss. Der junge König wusste sich nicht einmal zu benehmen, wenn er – was selten genug vorkam – eine Truppe besuchen musste.

Ein andermal unternahmen wir in rumänischer Begleitung eine Fahrt durch Siebenbürgen und besuchten die Kavallerieschule in Hermannstadt. Antonescu war s. Z. ihr Kommandeur gewesen und daher erfreute sie sich seiner besonderen Fürsorge. Sie war mustergültig eingerichtet und die reiterlichen Vorführungen hatten ein hohes Niveau.

Auch einer Einladung des rumänischen Patriarchen folgten wir und besuchten ihn auf seinem Landsitz, der im Anschluss an ein kleines Kloster inmitten herrlicher Waldungen lag. Wie alle orthodoxen Geistlichen trugen er und seine jüngeren Begleiter schöne Vollbärte, die die Würde ihres Amtes betonten. Die Unterhaltung mit dem hochgebildeten Kirchenfürsten, der in Breslau und Tübingen Theologie studiert hatte, war ein grosser Genuss. Wir sassen abends auf der Terrasse des bescheidenen Landhauses und das Mahl war – entgegen dem bei weltlichen Veranstaltungen – ländlich einfach und bescheiden.

Das schönste während unseres Aufenthaltes in Rumänien aber war ein

Besuch bei der deutschen Volksgruppe, die unter dem Regime Antonescus und dem Einfluss des Reichs gegenüber früheren Zeiten weitgehende Freiheit genoss. Übrigens ist die allgemein übliche Bezeichnung «Siebenbürger Sachsen» falsch. Die Siebenbürger Deutschen kamen aus Luxemburg und Lothringen. Wir machten eine Rundfahrt durch das herrliche Siebenbürgen. Der Tag begann mit einem Gottesdienst in einer der alten befestigten Kirchenburgen. Sie waren noch mit Mauern bewehrt, innerhalb deren in früheren Zeiten die Menschen im Kriege Zuflucht gefunden hatten und an die Ställe für das Vieh und «Speckkammern» für die Lebensmittel angebaut waren. Den Gottesdienst hielt der Bischof von Siebenbürgen. Die Bauern waren mit ihren Frauen und Kindern von den umliegenden Dörfern herbeigeeilt, alle in den alten, malerischen Trachten. Dann ging unsere Fahrt durch die schönen Dörfer mit ihren reichen Höfen. Überall war geflaggt und die Schuljugend begrüßte uns mit Blumen. Wir besuchten die Marienburg, die Vorläuferin der Marienburg in Preussen. Der Deutsche Ritterorden hatte, als er aus dem Heiligen Lande weichen musste, zunächst eine Kolonisationsaufgabe in Siebenbürgen erhalten, ehe er nach Deutschland kam, um dann Preussen für das Deutschtum zu gewinnen.

Mittags wohnten wir der Taufe eines deutschen Jungen bei, dessen Pate ich wurde. Das Taufmahl inmitten der auf ihren Besitz und ihre schöne Heimat so stolzen Bauern brachte alles, was der Hof zu bieten hatte. Am Nachmittag nahmen wir in einem anderen Dorf an einem ländlichen Fest teil, bei dem die jungen Mädchen und Burschen ihre schönen alten Tänze in den heimatlichen bunten Trachten auf einer Waldwiese vorführten. Ein zauberhaftes Bild. Den Abend verbrachten wir dann im Kreise der Volksgruppe, in dem deutschen Hauptort Kronstadt, dessen Stolz der grosse, sogenannte schwarze Dom war. Ein Name, der von den durch einen Brand geschwärzten Mauern herrührte.

Die letzten Tage dieses Urlaubs waren wir in Bukarest. Wir sahen die Ölfelder von Ploesti, eine rumänische Waffenfabrik und ich besuchte ein Lazarett. Es war in einem prunkvollen Gebäude untergebracht, das der Hof für seine Beamten errichtet hatte. Marschall Antonescu hatte es bei Kriegsbeginn kurzerhand dem Hof weggenommen und zum Lazarett bestimmt. So richtig diese Massnahme auch an sich war, so hatte doch ihre rigorose Anordnung dem Marschall in Hofkreisen viele Feinde gemacht. Das gleiche traf auf die Tatsache zu, dass er eines Tages kurzerhand die gesamte Umgebung der Königinmutter ihres Dienstes enthoben und durch andere Persönlichkeiten ersetzt hatte. Diesem Wechsel war auch ein Major v. Rosetti, Sohn eines Diplomaten und Schwager des Generals Paulus, zum Opfer gefallen. Er kam später zu mir als rumänischer Ver-

bindungsoffizier und wurde ein stets vermittelnder, guter Kamerad. Zweifellos hat Marschall Antonescu durch die völlige Ausschaltung des wenn auch sicherlich noch unreifen Königs und durch solche rigorose Massnahmen sich erheblich geschadet. Allerdings – wenn man den König damals sah – würde man niemals auf den Gedanken gekommen sein, dass er einmal den Mut und die Initiative finden würde, den Marschall zu verhaften. Dass er als Hohenzoller Deutschland verraten sollte, damit zugleich den Untergang seiner Herrschaft einleitend, lag allerdings zu jener Zeit im Schosse der Zukunft verborgen.

Wir jedenfalls können nur mit Dankbarkeit an jene Wochen zurückdenken, in denen wir die ganze Fülle rumänischer Gastfreundschaft geniessen durften und in denen vor allem das deutsche Siebenbürgen einen unauslöschlichen Eindruck in uns hinterliess. Heute sind die Deutschen dort, soweit sie nicht verschleppt worden sind, wieder unterjocht. Nur die Freude hatte ich, dass mein Patenjunge mit seinen Eltern der Vernichtungswelle entrann und jetzt in Hannover lebt.

10. Kapitel

LENINGRAD-WITEBSK

Die oberste Führung verzichtet auf die Verwendung der 11. Armee im Rahmen der Sommeroffensive und will Leningrad nehmen. Vorbereitung des Angriffs auf die Stadt. Der Feind macht einen Strich durch Hitlers Rechnung. Südlich des Ladoga-Sees wird eine durchgebrochene feindliche Armee vernichtet. Der Tod meines Ordonnanzoffiziers, Oberleutnant Specht. Die Luftwaffen-Feld-Divisionen. Strategische Phantasien Hitlers. Der Tod unseres Sohnes Gero v. Manstein. Verlegung des AOK in den Bereich der H.Gr. Mitte. Eine neue Aufgabe.

Während sich die Divisionen der 11. Armee auf der Krim von den Mühsalen der hinter uns liegenden Kämpfe erholten und ich auf Urlaub in Rumänien weilte, war von den Stäben der Übergang über die Meerenge von Kertsch vorzubereiten. Er sollte die Einleitung der anschließenden Teilnahme der Armee an der inzwischen bereits angelaufenen grossen Offensive des deutschen Südflügels bilden. Ich selbst wurde auch in Predeal über die Vorbereitungen durch Besuche meines la, Oberst Busse, auf dem laufenden gehalten. Leider sollte es sich bei diesen Arbeiten wieder einmal um unnützes Papier handeln. Hitler, der wie immer zu vielen Zielen zugleich nachjagte und die Anfangserfolge unserer Offensive überschätzte, ging von dem ursprünglichen Plan ab, auch die 11. Armee an dieser Offensive zu beteiligen.

Als ich am 12. August auf die Krim zurückkehrte, fand ich zu meinem Bedauern eine neue Weisung der obersten Führung vor. Der Plan, die Armee bei Kertsch übergehen zu lassen, war fallengelassen worden. Nur das Gen.Kdo. 42 und die 46. Division sollten zusammen mit rumänischen Kräften diese Operation durchführen. Die 11. Armee selbst war dagegen für eine Wegnahme von Leningrad vorgesehen, wohin schon die

Angriffsartillerie von Sewastopol unterwegs war. Leider wurden jedoch noch drei weitere Divisionen abgesplittert. Die 50. Division sollte auf der Krim bleiben. Die 22. Division, erneut zur Luftlande-Division umgestellt, kam nach Kreta, wo sie – eine unserer besten Divisionen – bis zum Ende des Krieges mehr oder weniger lahmgelegt blieb. Aus der Transportbewegung wurde weiterhin noch die 72. Division zur Heeresgruppe Mitte abgedreht, um dort eine örtliche Krise zu beheben. So verblieben dem AOK schliesslich für seine künftige Aufgabe von den alten Verbänden nur die Gen.Kdos. 54 und 30, sowie die 24., 132., 170. Inf.- und die 28. Jäger-Division. Diese Zerreiung einer Armee, in der unter dem AOK so lange die gleichen Gen.-Kdos. und Divisionen zusammengearbeitet hatten, war in jedem Fall bedauerlich, welche Gründe auch immer die oberste Führung dazu bewegen mochten. Die gegenseitige Kenntnis, das in schweren Kämpfen erworbene Vertrauen, sind Momente, die im Kriege schwer wiegen und die man niemals ausser acht lassen sollte.

Ganz abgesehen von dieser Frage tauchte eine andere, noch wichtigere, auf. War es zu diesem Zeitpunkt überhaupt vertretbar, die auf der Krim frei gewordene 11. Armee vom Südflügel der Ostfront wegzunehmen, um sie an ein fraglos weniger wichtiges Ziel, die Eroberung von Leningrad, zu setzen? Deutscherseits wurde doch die Entscheidung in jenem Sommer 1942 auf dem Südflügel der Ostfront gesucht. Zu dieser Entscheidung aber konnte man nicht stark genug sein. Dies um so mehr, als auf Grund der von Hitler angestrebten Ziele von vornherein zu übersehen war, dass die deutsche Offensive in zwei Richtungen – auf Stalingrad und den Kaukasus – auseinanderfallen würde und dass, je weiter sie nach Osten fortschritt, sich eine um so längere Nordflanke des Stosskeils ergeben musste.

Der Verlauf der Ereignisse hat gezeigt, wie notwendig die 11. Armee weiterhin auf dem Südflügel gewesen wäre. Mochte sie nun über die Meerenge von Kertsch angesetzt werden, um dem Gegner das Zurückweichen auf den Kaukasus zu verwehren, oder mochte sie den angreifenden Heeresgruppen zunächst als operative Reserve folgen.

Als ich auf dem Fluge nach Norden zur Besprechung der neuen Aufgabe im FHQ Winniza war, habe ich diese Frage mit dem Chef des Generalstabs, Generaloberst Halder, eingehend besprochen. Halder brachte dabei klar zum Ausdruck, dass der Gedanke Hitlers, neben der Offensive im Süden noch die Eroberung von Leningrad anzustreben, seiner Auffassung widersprach. Hitler habe jedoch darauf bestanden und werde von seiner Absicht nicht abgehen. Auf meine Frage, ob er, Halder, denn glaube, auf dem Südflügel überhaupt ohne die 11. Armee auskommen zu können, antwortete er allerdings bejahend. Ich selbst blieb

skeptisch, konnte jedoch diese Ansicht des Generalstabschefs im Voraus nicht widerlegen.

Bei dieser Gelegenheit musste ich mit Erschrecken feststellen, wie schlecht das Verhältnis zwischen Hitler und seinem Generalstabschef war. Beim Lagevortrag ergab sich, dass bei der Heeresgruppe Mitte durch eine sowjetische Teiloffensive eine örtliche Krise entstanden war (zu deren Behebung unsere 72. Division dorthin abgedreht wurde). Als Hitler sich aus diesem Anlass in Angriffen auf die dort kämpfende Truppe erging, widersprach ihm der Generalstabschef nachdrücklich. Er wies darauf hin, dass die Kräfte der Truppe eben seit langer Zeit überspannt seien, dass insbesondere der hohe Ausfall an Offizieren und Unter-Offizieren nicht ohne Rückwirkung bleiben könne. Diese, von Halder in durchaus sachlicher Form vorgetragene Einwände hatten einen Wutausbruch Hitlers zur Folge. Übrigens der einzige, der sich in meiner Gegenwart ereignet hat. In taktloser Form zog Hitler die Berechtigung des Generalstabschefs zu solchem Urteil ihm gegenüber in Zweifel. Er, Hitler, könne dies weit besser beurteilen, da er im Ersten Weltkrieg als Infanterist an der Front gestanden habe, während dies bei General Halder nicht der Fall gewesen sei. Die ganze Szene war so unwürdig, dass ich ostentativ den Kartentisch verliess und erst auf Aufforderung Hitlers, nachdem er sich beruhigt hatte, zum Vortrag zurückkehrte. Ich sah mich veranlasst, anschliessend mit dem Chef des Personalamts, General Schmunt, der zugleich Adjutant der Wehrmacht bei Hitler war, zu sprechen. Ich sagte ihm, dass ein derartiges Verhältnis zwischen dem Oberbefehlshaber und dem Chef des Generalstabes des Heeres eine völlige Unmöglichkeit sei. Entweder müsse Hitler auf seinen Generalstabschef hören und ihm gegenüber die selbstverständlichen Formen wahren oder letzterer müsse die Konsequenzen ziehen. Leider geschah nichts dergleichen, bis dann sechs Wochen später die Trennung der beiden Männer durch Verabschiedung des Generaloberst Halder erfolgte.

Am 27. August traf das AOK an der Leningrader Front ein, um hier im Abschnitt der 18. Armee die Angriffsmöglichkeiten zu erkunden und den Plan für die Angriffsführung gegen Leningrad festzulegen. Es war beabsichtigt, dass das AOK alsdann von der 18. Armee deren nach Norden gerichtete Front übernehmen sollte, während letzterer ihre Ostfront am Wolchow verblieb. Die für die 11. Armee vorgesehene Nordfront gliederte sich in den Nawa-Abschnitt vom Ladoga-See bis südostwärts Leningrad, die eigentliche Angriffsfront südlich Leningrad und die Front, welche den von den Sowjets noch gehaltenen, ausgedehnten Landekopf am Südufer des Finnischen Meerbusens um Oranienbaum abschloss.

Neben der sehr starken, zum Teil von Sewastopol herangeführten Angriffsartillerie sollte das AOK insgesamt über 12 Divisionen, darunter die spanische «Blaue Division», eine Pz.- und eine Geb.Div., sowie eine SS-Brigade verfügen. Von diesen Kräften fielen jedoch für den Angriff auf Leningrad je zwei Divisionen an der Newa- und an der Oranienbaumer Front aus, so dass für ersteren nur neuneinhalb Divisionen verbleiben würden. Sicherlich nicht allzuviel Kräfte angesichts der Tatsache, dass der Gegner im Bereich von Leningrad über eine Armee von 19 Schützen-Divisionen, 1 Schützen-Brigade, 1 Grenzwacht-Brigade und 1 bis 2 Pz.-Brigaden verfügte.

Angesichts dieses Kräfteverhältnisses wäre es naturgemäss von wesentlicher Bedeutung gewesen, wenn die Finnen, die das Gebiet von Leningrad in der karelischen Landenge im Norden abriegelten, sich an dem Angriff beteiligen würden. Zum mindesten um die vor ihnen stehenden fünfeinhalb sowjetischen Divisionen zu binden. Eine diesbezügliche Anregung bei dem deutschen General im Finnischen HQ, General Erfurth, ergab jedoch, dass das Finnische Oberkommando eine solche Beteiligung ablehnte. General Erfurth erläuterte den finnischen Standpunkt dahin, dass seit 1918 Finnland stets den Standpunkt vertreten habe, seine Existenz werde niemals eine Bedrohung Leningrads darstellen. Aus diesen Gründen sei ein finnischer Beitrag an einem Angriff auf die Stadt ausgeschlossen.

So sah sich das AOK für die ihm gestellte Aufgabe allein auf die eigenen Kräfte angewiesen. Wir waren uns durchaus darüber im klaren, dass das Gelingen dieser Operation einigermaßen problematisch sein würde. Dass sie im Übrigen überflüssig hätte sein können, trug nicht gerade dazu bei, sie uns besonders schmackhaft zu machen. Im Sommer 1941 hatte wohl sicher eine Möglichkeit bestanden, Leningrad überraschend zu nehmen. Die baldige Wegnahme dieser Stadt hatte gerade in der Konzeption Hitlers ursprünglich mit an erster Stelle gestanden. Die damals gegebene Chance war, aus welchen Gründen auch immer, nicht genutzt worden. Dann hatte Hitler geglaubt, Leningrad mitsamt seiner Bevölkerung aushungern zu können. Die Sowjets hatten durch diese Rechnung einen Strich gemacht, indem sie die Stadt über den Ladoga-See, im Sommer mit Schiffen, im Winter mittels einer über das Eis gelegten Bahn versorgten. Geblieben war eine für die deutsche Seite kräftezehrende Front vom Ladoga-See bis westlich Oranienbaum. Ihre Beseitigung war sicherlich sehr erwünscht. Fraglich war nur, ob der Angriff jetzt angesichts der Tatsache, dass wir zugleich die Entscheidung auf dem Südfügel der Ostfront suchten, zu verantworten war. Das Wort «Was Du von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewig-

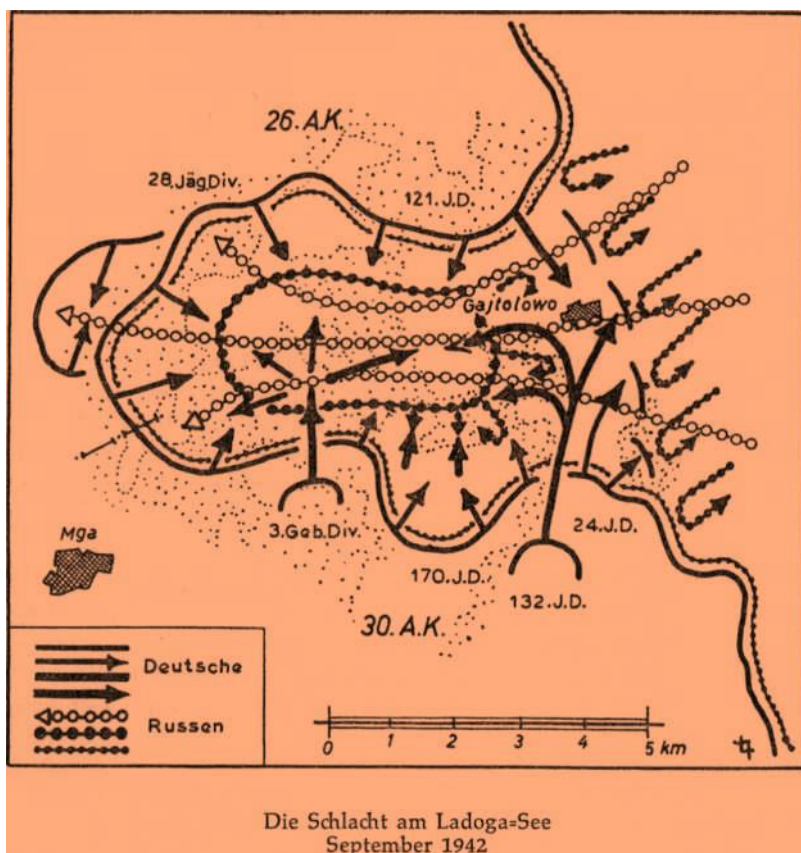
keit zurück» schien über dem Unternehmen gegen Leningrad zu stehen.

Indessen, wir hatten den uns zugewiesenen Angriff in jedem Falle aufs Beste vorzubereiten. Bei den Erkundungen an der Front südlich Leningrad lag die Stadt, geschützt allerdings durch ein tiefgegliedertes Netz von Feldbefestigungen, anscheinend zum Greifen nahe vor uns. Man sah das grosse Werk von Kolpino an der Newa, in dem noch immer Panzer fabriziert wurden. Man sah die Werften von Pulkowo am Finnischen Meerbusen. In der Ferne zeichnete sich die Silhouette der Isaaks-Kathedrale und der spitze Turm der Admiralität, sowie die Peter-Paul-Festung ab. Bei klarem Wetter konnte man auf der Newa auch einen lahmgeschossenen Panzerkreuzer erkennen. Er war eines unserer 10'000-Tonnen-Panzerschiffe, das 1940 an die Russen verkauft worden war. Betrübtlich war für mich festzustellen, dass die mir aus dem Jahre 1931 bekannten Zarenschlösser, das schöne Katharinen-Palais in Zarskoje Szelo, wie auch das vom letzten Zaren dort bewohnte kleinere Schloss und das reizende Peterhof am Finnischen Meerbusen dem Kriege zum Opfer gefallen waren. Sowjetische Artillerie hatte sie in Brand geschossen.

Auf Grund unserer Erkundungen sahen wir ein, dass die Armee sich unter keinen Umständen in einen Kampf im Stadtgebiet von Leningrad einlassen dürfe, in dem die eigenen Kräfte in jedem Fall schnell verzehrt werden würden. Die Ansicht Hitlers, dass man Leningrad durch Terrorangriffe des hierfür vorgesehenen 8. Fliegerkorps zur Übergabezwingen könne, teilten wir ebenso wenig wie dessen erfahrener Befehlshaber, Generaloberst v. Richthofen.

Die Absicht des AOK ging dementsprechend dahin, die feindliche Front südlich Leningrad zunächst unter Ausnutzung stärkster Artillerie- und Luftwaffenwirkung mit drei Korps zu durchbrechen, jedoch dabei nur bis an den Südrand der eigentlichen Stadt durchzustossen. Alsdann sollten zwei Korps nach Osten eindrehen, um überraschend die Newa südostwärts der Stadt zu überschreiten. Sie sollten die zwischen ihr und dem Ladoga-See stehenden Feindkräfte vernichten, den Nachschub über den Ladoga-See abschneiden und die Stadt auch von Osten eng abschliessen. Dann würde ihr Fall, ähnlich wie s. Z. der von Warschau, wohl schnell und ohne schwere Häuserkämpfe zu erreichen sein.

Es sollte sich jedoch alsbald zeigen, dass das vorstehend zitierte Wort Wahrheit werden würde. Die deutschen Antransporte zur Leningrader Front waren dem Gegner selbstverständlich nicht verborgen geblieben. Bereits am 27. August hatte er die nach Osten gerichtete Front der 18. Armee angegriffen. Der Einsatz unserer gerade eingetroffenen 170.



Division war notwendig geworden. In den nächsten Tagen zeigte sich, dass es sich sowjetischerseits um eine mit starken Kräften geführte Entsatzoffensive für Leningrad handelte, durch die der Gegner offenbar unserem Angriff zuvorkommen wollte.

Am 4. September, nachmittags, wurde ich von Hitler persönlich an-
gerufen. Er erklärte, ein sofortiges Eingreifen an der Wolchow-Front
sei unerlässlich, um eine Katastrophe zu vermeiden. Ich solle sofort den
Befehl dort übernehmen, um die Lage offensiv wieder herzustellen. Der
Feind hatte an diesem Tage allerdings einen breiten und tiefen Durch-
bruch durch die dünne Front der 18. Armee südlich des Ladoga-Sees erzielt.

Es war für uns naturgemäss eine etwas peinliche Aufgabe, im Augenblick einer schweren Krise im Bereich der 18. Armee dieser den Befehl über den gefährdeten Frontabschnitt abzunehmen. Schon unsere Betrauung mit dem Angriff auf Leningrad war vom AOK 18 berechtigterweise nicht gern gesehen worden. Es hat aber trotz dieser offenbaren Zurücksetzung alles getan, um uns, die wir ohne OQ-Abteilung waren, mit allen Mitteln die Lösung unserer Aufgabe zu erleichtern.

Statt des geplanten Angriffs auf Leningrad entwickelte sich nunmehr die «Schlacht südlich des Ladoga-Sees».

Es war dem Gegner gelungen, nördlich der von Leningrad über Mga nach Osten führenden Bahn die Front der 18. Armee in einer Breite von acht Kilometern zu überrennen und etwa zwölf Kilometer nach Westen bis in die Höhe von Mga durchzustossen. Zunächst galt es, den Feind unter Einsatz der gerade zur Hand befindlichen Kräfte der 11. Armee zum Stehen zu bringen. Dies gelang in den nächsten Tagen unter schweren Kämpfen. Nach Versammlung der inzwischen noch eingetroffenen übrigen Divisionen konnte das AOK zum entscheidenden Gegenangriff antreten. Er wurde von Norden und Süden her aus den Eckpfeilern der stehengebliebenen Front angesetzt, um den nach Westen vorgestossenen feindlichen Angriffskeil an seiner Wurzel abzuschneiden.

Von Süden her griff das 30. AK mit der 24., 132., 170. Infanterie-Division und der 3. Gebirgs-Division, von Norden das ursprünglich hier befehlsführende Gen.Kdo. 26 mit der 121. Inf.-Division, der 5. Gebirgs- und der 28. Jäger-Division an. Bis zum 21. September war unter schweren Kämpfen die Abschnürung des Gegners gelungen. In den folgenden Tagen wurden starke Angriffe neuer Feindkräfte von Osten her, die den Entsatz der eingeschlossenen feindlichen Durchbruchgruppe zum Ziel hatten, abgewiesen. Das gleiche Schicksal hatte ein Entlastungsangriff, den die Leningrader Armee über die Newa und aus der Front südlich Leningrad mit acht Divisionen unternahm.

Zugleich aber galt es, endgültig mit den im Kessel zwischen Mga und Gaitolowo eingeschlossenen starken Feindkräften fertig zu werden. Wie immer dachte der Gegner, trotz der Aussichtslosigkeit seiner Lage und obwohl die Fortführung des Kampfes ihm auch operativ gesehen keinen Vorteil mehr bringen konnte, nicht an eine Übergabe. Er versuchte vielmehr immer erneut, aus dem Kessel auszubrechen. Da das gesamte Gebiet des Kessels mit dichtem Wald bedeckt war (ein Gelände, in welches hinein wir übrigens niemals einen solchen Durchbruch angesetzt haben würden), hätte jeder Versuch, deutscherseits mit dem Feind durch infanteristische Angriffe fertig zu werden, zu überhohen Blutopfern geführt. Aus diesem Grunde hatte das AOK von der Leningrader Front stärkste

Artillerie herangezogen, die nun ein ununterbrochenes Feuer auf den Kessel legte, ergänzt durch immer erneute Angriffe der Luftwaffe. Durch dieses Feuer wurde innerhalb weniger Tage das Waldgebiet in ein Trichterfeld verwandelt, aus dem nur noch die Stümpfe der einst so stolzen Baumriesen emporragten. Ein von uns erbeutetes Tagebuch eines sowjetischen Regimentskommandeurs gab uns später ein Bild der Wirkung dieses Feuers. Es zeigte aber auch, wie rigoros die sowjetische Truppe im Kessel von den Kommissaren zu weiterem Widerstand gezwungen worden war.

Bis zum 2. Oktober gelang es auf diese Weise, die Kämpfe im Kessel zum Abschluss zu bringen. Der Gegner, die 2. Stossarmee, hatte in diese Schlacht nicht weniger als 16 Schützen-Divisionen, 9 Schützen-Brigaden und 5 Panzer-Brigaden geworfen. Davon fanden 7 Schützen-Divisionen, 6 Schützen-Brigaden und 4 Panzer-Brigaden im Kessel ihr Ende. Die übrigen erlitten bei ihrem vergeblichen Anstürmen zum Entsatz der eingeschlossenen Kräfte schwerste Verluste. 12'000 Gefangene, über 300 Geschütze, 500 Granatwerfer und 244 Panzer wurden vernichtet oder erbeutet. Die blutigen Verluste des Gegners übertrafen die Zahl der Gefangenen um ein Mehrfaches.

War so die Aufgabe, die Lage an der Ostfront der 18. Armee wieder herzustellen, erfüllt, so hatten doch auch unsere Divisionen erhebliche Verluste hinzunehmen. Zugleich war ein nicht unbeträchtlicher Teil der für den Angriff auf Leningrad vorgesehenen Munition verschossen worden. Von einer alsbaldigen Durchführung eines Angriffs konnte daher nicht die Rede sein. Indes war Hitler zunächst noch nicht gewillt, die Absicht einer Wegnahme von Leningrad aufzugeben. Allerdings war er bereit, die Ziele des Angriffs enger zu stecken, was naturgemäss nicht zur endgültigen Bereinigung dieser Front hätte führen können, worauf es doch letzten Endes ankam. Das AOK vertrat demgegenüber den Standpunkt, nicht ohne genügend aufgefrischte oder überhaupt mit unzureichenden Kräften an eine Operation gegen Leningrad herangehen zu können. Über diesen Erörterungen und immer wieder neuen Plänen verging der Oktober.

Es war ein wenig erfreulicher Zustand, hier im Norden festzuliegen, während im Süden der Ostfront unsere Offensive anscheinend im Kaukasus und vor Stalingrad versickerte. Es konnte nicht ausbleiben, dass auch mein Ordonnanzoffizier Specht wieder einmal das Unbefriedigende empfand, das für einen jungen Offizier in der Tätigkeit bei einem höheren Stab liegen muss, wenn dieser nicht gerade in entscheidenden Aufgaben steht. «Pepo» begann also wieder einmal am Zügel zu zerren und an die Front zu drängen. Im Verständnis für seine Einstellung brachte

ich es nicht über mich, ihm seinen Wunsch zu versagen. Ich schickte ihn zu der an der Newa im Kampf stehenden 170. Division, in deren Reihen er zeitweise schon auf der Krim gekämpft hatte. Auf dem Flug dorthin stürzte er mit einem «Fieseler Storch» ab. Am 25. Oktober begruben wir den lieben Jungen. Es war für uns alle, vor allem aber für mich, ein schwerer Schlag. Niemals mehr würden wir sein fröhliches Lachen, seine helle Stimme hören. Wie sehr würde mir nun dieser junge Kamerad fehlen, der unser Zelt immer mit Frohsinn erfüllt, der mich auf so vielen anstrengenden und auch gefahrvollen Fahrten begleitet und dabei niemals seine Frische, seine Zuversicht und seine Unternehmungslust verleugnet hatte! Nach meinem Fahrer und guten Kameraden Nagel war es nun schon der zweite meiner engsten Umgebung, den der Ostkrieg untriss.

Unmittelbar vom Begräbnis Spechts musste ich ins FHQ fliegen, um dort meinen Marschallstab in Empfang zu nehmen. Welche Freude hätte dieser Flug Specht bereitet!

Wie mir gegenüber bisher stets, zeigte sich Hitler ausgesucht liebenswürdig und sprach sich voller Anerkennung über die Leistungen der Truppen der 11. Armee in der Schlacht am Ladoga-See aus. Ich benutzte diese Gelegenheit, um ihm eindringlich meine Auffassung über die allzu grosse Beanspruchung unserer Infanterie darzulegen. Bei den im Ostkrieg nun einmal wegen der Zähigkeit des Gegners unvermeidlichen hohen Verlusten war es von entscheidender Bedeutung, dass die Reihen der Infanterie-Regimenter immer rechtzeitig durch Ersatz aufgefüllt wurden. Kam der Ersatz – wie seit Beginn des Russland-Feldzuges – aber fast immer nicht zur rechten Zeit, mussten also die Regimenter mit völlig unzureichenden Gefechtsstärken in den Kampf gehen, dann war es unvermeidlich, dass sich die Kräfte der Truppe in zunehmend höherem Masse verschleissten.

Es war uns nun bekannt geworden, dass die Luftwaffe auf Befehl Hitlers dabei war, 22 Luftwaffen-Feld-Divisionen aufzustellen, für die innerhalb der Luftwaffe 170'000 Mann freigemacht werden konnten. Das letztere war kein Wunder. Einmal war Göring in seinem Bereich stets verschwenderisch umgegangen. Das galt nicht nur für das Geld und die Bauten, sondern auch für die Zahl der Soldaten. Sodann war der Rahmen der Luftwaffe im Hinblick auf grosse operative Aufgaben geschaffen worden, für deren Durchführung, wie sich inzwischen herausgestellt hatte, weder das fliegende Personal, noch die Maschinen zahlenmässig bereitgestellt werden konnten. Es ist hier nicht der Ort, um die Frage, warum es zu diesem Ergebnis gekommen ist, zu erörtern. Tatsache war jedenfalls, dass die Luftwaffe rund 170'000 Mann frei-

machen konnte und auch schon früher hätte freimachen können. War doch der Traum einer operativen Luftkriegführung mit der Schlacht über England praktisch zu Ende gegangen.

Nun sollten diese 170'000 Mann in luftwaffeneigenen Verbänden für den Kampf auf der Erde zusammengefasst werden. Bei der Auswahl, den die Luftwaffe s. Z. unter dem Mannschaftersatz hatte treffen können, handelte es sich zweifellos um erstklassige Soldaten. Hätte man sie den Divisionen des Heeres im Herbst 1941 als Ersatz zugeführt, hätte man diese dadurch auf voller Kampfkraft erhalten, dann wären dem deutschen Heer wohl die Krisen des Winters 1941/42 weitgehend erspart geblieben. Aus diesen ausgezeichneten Soldaten aber im Rahmen der Luftwaffe Divisionen aufzustellen, warbarer Unsinn. Woher sollten diese Divisionen die nötige Gefechts- und Verbandsausbildung haben, woher auch die im Osten unerlässliche Kriegserfahrung? Woher sollten aus der Luftwaffe die nötigen Führer der Divisionen, Regimenter und Bataillone kommen?

Ich habe alle diese Gesichtspunkte Hitler anlässlich jener Aussprache eingehend dargelegt und sie wenig später nochmals in einer Denkschrift zu seiner Kenntnis gebracht. Er hörte sich meine Argumente wohl an, aber blieb dabei, dass er sich diese Fragen reiflichst überlegt habe und an seiner Auffassung festhalten müsse. Wenig später berichtete mir der damalige Ia der Heeresgruppe Mitte, der durch seine Freundschaft mit Hitlers Adjutant stets gut unterrichtet war, zu dieser Frage folgendes: Göring habe bei Hitler die Forderung, im Rahmen der Luftwaffe eigene Divisionen aufzustellen, damit begründet, dass er «seine» nationalsozialistisch erzogenen Soldaten nicht dem Heer geben könne, das noch Pastoren habe und von wilhelminischen Offizieren geführt werde. Seinen eigenen Leuten gegenüber habe er gesagt, dass die Luftwaffe selbst Opfer bringen müsse, damit nicht das Heer allein oder hauptsächlich als der die Opfer bringende Teil dastehe. Das also waren die Argumente, mit denen sich Göring bei Hitler für seinen Plan hatte Gehör verschaffen können!

Im Übrigen neigte sich unsere Aufgabe vor Leningrad ihrem Ende zu. Bei meinem Besuch in Winniza sagte mir Hitler, dass das AOK wahrscheinlich zur Heeresgruppe Mitte in die Gegend von Witebsk verlegt werden würde, wo Anzeichen für eine nahe bevorstehende feindliche Grossoffensive vorlägen. Wir sollten sie gegebenenfalls mit einem Gegenangriff auffangen. Zugleich hatte er mir allerdings erklärt, dass ich, wenn er selbst mit seinem Hauptquartier von Winniza Weggehen würde, den Oberbefehl über die Heeresgruppe A erhalten solle. Nachdem er den diese Heeresgruppe befehligen den Feldmarschall List wegen einer Meinungsverschiedenheit, aber ohne stichhaltigen Grund, abberufen hatte,

führte Hitler diese Heeresgruppe so nebenbei selbst. Ein auf die Dauer völlig unmöglicher Zustand. Erstaunlicher aber war noch, was er zu diesem Zeitpunkt im Zusammenhang mit meiner etwaigen Einsetzung als Oberbefehlshaber dieser Heeresgruppe äusserte. Er denke für das nächste Jahr an einen Vorstoss mit einer motorisierten Heeresgruppe über den Kaukasus nach dem Nahen Osten! Ein Zeichen, wie utopisch noch zu jener Zeit seine Beurteilung der militärischen Gesamtlage und operativen Möglichkeiten war.

In die letzten Tage vor Leningrad fiel ein Ereignis, das der schwerste Schlag war, der in diesem Kriege meine geliebte Frau, mich selbst und unsere Kinder persönlich treffen konnte: der Tod unseres ältesten Sohnes Gero. Er starb am 29. Oktober als Leutnant im Panzer-Grenadier-Regiment 51, meiner alten 18. Division, den Tod für unser geliebtes Deutschland. Man möge es mir verzeihen, wenn ich, unter dessen Befehl so viele Tausende junger deutscher Menschen in gleicher Weise ihr Leben für Deutschland hingegeben haben, hier von diesem persönlichen Verlust spreche. Das Opfer des Lebens unseres Sohnes war gewiss das gleiche, wie jenes, das Abertausende deutscher Jungen und ihre Väter und Mütter haben bringen müssen. Aber man wird verstehen, dass in diesen meinen Erinnerungen ein Platz sein muss für unseren Sohn, der sein Leben für unser Vaterland hingab. Er soll hier stehen für so viele andere, die mit ihm den gleichen Weg gegangen sind, deren Opfer das gleiche war und die in den Herzen ihrer Lieben ebenso fortleben, wie unser geliebter Junge in den unseren.

Unser Gero, geboren am Silvestertage des Jahres 1922, gefallen mit 19 Jahren, war von Geburt an ein zartes Kind gewesen. Er hatte von früh auf an Asthma gelitten und nur der immerwährenden Fürsorge meiner Frau war es zu danken gewesen, dass er zum Jüngling heranreifte, der Soldat werden konnte. Wenn sein Leiden ihm von der Kinderzeit an auch viele Entsagungen auferlegte, so hatte es ihn doch auch besonders reifen lassen und in ihm den starken Willen entwickelt, den Anforderungen des Lebens trotz aller Hemmnisse gerecht zu werden.

Gero war ein besonders liebenswertes Kind, ernst und nachdenklich, aber trotzdem fröhlich. Bescheiden, hilfsbereit und pflichttreu ist er seinen Weg gegangen und hat seinen Taufspruch erfüllt: «Er zog aber seiner Strasse fröhlich!»

Als er im Jahre 1940 in Liegnitz auf der Ritterakademie sein Abitur gemacht hatte, war es sein Wunsch, Soldat zu werden, und zwar bei jener Waffe, der Infanterie, der auch ich angehört hatte und die man die Königin des Schlachtfeldes nennt, weil auf ihr von jeher die Hauptlast

des Kampfes gelegen hat. Dass wir, seine Eltern, diesen Wunsch verstehen konnten, mit dem er Generationen seiner Vorfahren folgte, dass dieser Wunsch gerade im Kriege für ihn selbstverständlich war, bedarf keiner Worte, so wenig meine Frau und ich auch jemals versucht haben, ihn zu dieser Berufswahl zu veranlassen. Der Offiziersberuf, der Gedanke, Erzieher der deutschen Jugend sein zu dürfen und ihr gerade dann voranzugehen, wenn es ernst wurde, lag ihm eben im Blute.

So trat er nach bestandnem Abitur beim Panzer-Grenadier-Regiment 51 in Liegnitz ein und machte als Grenadier den Sommerfeldzug 1941 in Russland mit. Er wurde Unteroffizier und erwarb das Eiserner Kreuz, als er einen bei einem Patrouillen-Unternehmen verwundet liegen gebliebenen Kameraden, nochmals mit anderen Freiwilligen nach vorn gehend, rettete. Im Herbst 1941 kam er in die Heimat zurück, um die Kriegsschule zu besuchen, und wurde im Frühjahr 1942 Offizier.

Nach schwerer Erkrankung und einem Urlaub kam er wieder zu seinem geliebten Regiment, das im Rahmen der 16. Armee südlich des Ilmen-Sees im Kampf stand. Ich hatte die Freude, ihn auf der Ausreise zu sehen, als er mich in meinem Befehlswagen an der Front während der Schlacht am Ladoga-See kurz besuchte. Danach sah ich ihn noch einmal wieder, als ich am 18. Oktober meinen Freund, Generaloberst Busch, beim AOK 16 besuchte. Er hatte Gero für den Abend eingeladen und wir waren fröhlich mit Busch und meinem lieben Ordonnanzoffizier Specht, der wenige Tage darauf fallen sollte, zusammen.

Am 30. Oktober 1942 früh brachte mir mein treuer Chef, General Schulz, ^ler Nachfolger von Wöhler, nach Erstattung der Morgenmeldungen die Nachricht, dass unser Sohn Gero in der vergangenen Nacht durch eine russische Fliegerbombe gefallen sei. Er war als Ordonnanz-Offizier seines Bataillons unterwegs gewesen, um einem Zugführer in der vorderen Linie einen Befehl zu überbringen.

Am 31. Oktober haben wir den geliebten Jungen an den Ufern des Ilmen-Sees begraben. Der Divisionsgeistliche der 18. Panzer-Grenadier-Division, Pfarrer Krüger, hatte, ganz im Sinne unseres Sohnes, seine Ansprache mit den Worten begonnen:

«Ein Leutnant von der Infanterie.»

Anschliessend an die Beisetzung flog ich für wenige Tage nach Hause zu meiner geliebten Frau, deren Hingabe und Fürsorge in all den Jahren in ganz besonderer Weise gerade diesem Jungen, der uns nur Freude, aber durch sein Leiden, das er so tapfer bekämpfte, auch manche Sorgen bereitete, gelolten hatte. Wir legten seine Seele in die Hand Gottes.

Gero Erich Sylvester von Manstein ist, wie so unendlich viele junge Deutsche, als tapferer Soldat vor dem Feinde gefallen. Der Beruf des

Offiziers ist seine Berufung gewesen. Er hat in seltener Reife sein Leben erfüllt! Wenn man, im echten Sinne des Wortes, von einem Edelknaben sprechen darf, dann war er es. Nicht allein auf Grund seiner äusseren Erscheinung, gross, schlank, zartgliedrig mit einem schmalen, edlen Gesicht, sondern vor allem auf Grund seines Charakters, seiner Gesinnung. Es war an diesem Jungen kein Falsch. Bescheiden, liebevoll und immer hilfsbereit, ernst in seinen Auffassungen, aber zugleich fröhlich, kannte er nicht den Eigennutz, sondern nur die Kameradschaft und darüber hinaus die Menschenliebe. Sein Geist und seine Seele waren allem Schönen und Guten offen. Das Erbteil vieler Generationen von Soldaten lag in ihm; aber gerade indem er ein begeisterter deutscher Soldat war, war er zugleich ein Edelmann im wahren Sinne des Wortes, ein Mensch und ein Christ.

Während ich nach der Beerdigung von Gero in Liegnitz weilte, wurde das AOK 11 von Leningrad in den Bereich der Heeresgruppe Mitte in die Gegend von Witebsk verlegt. Von den wenigen Wochen dort ist nichts wesentliches zu berichten. Ehe irgend eine der erwogenen Möglichkeiten zum Einsatz des AOK im Gegenschlag gegen eine erwartete sowjetische Offensive wirksam werden konnte, führten die Ereignisse im Süden der Ostfront zu einer neuen Verwendung unseres Stabes.

Am 20. November traf beim AOK der Befehl ein, dass wir als Oberkommando einer neu zu schaffenden «Heeresgruppe Don» sofort den Befehl im Abschnitt beiderseits Stalingrad zu übernehmen hätten. Ich war gerade mit dem la, Oberst Busse, zu einem Frontbesuch beim Korps v. d. Chevalerie gewesen und durch einen Minenanschlag auf unseren Zug aufgehalten worden. Man konnte in jenem Gebiet der Partisanen wegen entweder nur unter Panzerschutz oder in besonders gesicherten Zügen fahren.

Da die Wetterlage ein Fliegen nicht zulies, mussten wir mit der Bahn am 21. November von Witebsk abfahren, wiederum durch einen Minenanschlag aufgehalten. Am 24. November, meinem 55. Geburtstag, trafen wir beim Oberkommando der Heeresgruppe B, die noch den Befehl über unseren künftigen Abschnitt führte, ein. Was wir hier über die Lage der 6. Armee und der anschliessenden Fronten der 4. Panzer-Armee und der 3. und 4. rumänischen Armee erfuhren, wird im Kapitel «Stalingrad» dargelegt werden.

11. Kapitel

HITLER IN DER AUSÜBUNG DES MILITÄRISCHEN OBERBEFEHLS

Eindrücke aus den ersten Kriegsjahren. Hitlers Blick für operative Möglichkeiten. Interesse für Technik führt zur Überschätzung der Wirksamkeit technischer Mittel. Es fehlen ihm operative Schulung und Erfahrung sowie die Fähigkeit, Mass zu halten. Seine operativen Ziele werden weitgehend von politischen und wirtschaftlichen Erwägungen bestimmt. Sein Glaube, dass sein Wille alles vermöge. Nichtachtung des Willens des Gegners. Scheu vor operativem Risiko. Hinauszögern unbequemer Entscheidungen. Seine Abneigung, irgend etwas freiwillig aufzugeben. Sein Glaube an die starre Verteidigung. Rage du nombre. Fühlte Hitler soldatisch? Die Ordenfrage. Falsche Organisation unserer militärischen Führung. OKW-Kriegsschauplätze. Hitler greift in die Führung im Einzelnen ein, gibt aber keine operativen Weisungen auf längere Sicht. Auseinandersetzungen mit Hitler. Seine Zähigkeit, seine Argumente, sein Auftreten. Versuche, ihn zur Annahme einer vernünftigen Organisation der obersten Führung zu bringen. Warum war für einen Frontbefehlshaber der Gedanke eines Staatsstreiches im Kriege abzulehnen?

Mit der Ernennung zum Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Don trat ich zum erstenmal unmittelbar unter den Befehl Hitlers als Oberbefehlshaber der Wehrmacht und des Heeres. Erst damit kam ich in die Lage, die Art, in der er versuchte, neben der Staatsführung auch die Aufgabe des Feldherrn zu erfüllen, wirklich kennenzulernen und beurteilen zu können. Bis dahin hatte ich seine Einwirkung auf die militärische Führung doch nur aus der Ferne und mittelbar verspürt. Angesichts der strengen Geheimhaltung, mit der alle operativen Fragen umgeben wurden, konnte ich kein begründetes eigenes Urteil haben.

Während des *polnischen* Feldzuges waren uns Eingriffe Hitlers in die Führung des Heeres nicht bekannt geworden. Bei seinen zweimaligen Besuchen bei der Heeres-Gruppe von Rundstedt hatte er unsere Dar-

legungen über die Lage und über die Absichten unseres Ob.Kdo. mit Verständnis angehört und ihnen zugestimmt, ohne den Versuch irgendwelchen Hereinredens zu machen.

Über den Plan für die Besetzung *Norwegens* war den Aussenstehenden überhaupt nichts bekannt geworden.

Hitlers Haltung in der Frage der *Westoffensive* ist bereits eingehend geschildert worden. Sicher war ebenso bedauerlich, wie bedenklich, dass er in dieser Frage das OKH völlig überfahren hatte. Immerhin war zuzugeben, dass seine Auffassung, man müsse im Westen eine offensive Entscheidung suchen, grundsätzlich – wenn auch nicht hinsichtlich des von ihm ursprünglich gewünschten Zeitpunktes – vom *militärischen* Gesichtspunkt aus richtig war. Gewiss, er hatte für die von ihm befohlene Offensive die Grundzüge eines Operationsplans festgelegt, der – wie früher erörtert –, kaum zu einer vollen Entscheidung hätte führen können. Er hatte selbst wohl zunächst nicht an die Möglichkeit geglaubt, eine Entscheidung in dem Umfange zu erzielen, den sie dann tatsächlich gewann. Aber er hatte doch, als der ihm vorgetragene Plan des Ob.Kdo. d.H.Gr. A eine solche Möglichkeit in Aussicht stellte, diesen Operationsgedanken sofort erfasst. Er hatte ihn sich – wenn auch mit gewissen Einschränkungen, die eine Scheu vor dem Risiko erkennen liessen – zu eigen gemacht. Sein entscheidender Fehler, die Panzerverbände vor Dünkirchen anzuhalten, war für Aussenstehende seinerzeit nicht so deutlich sichtbar geworden, weil darüber fast nichts verlautete. Das Bild, welches der Strand um Dünkirchen mit den Unmengen zurückgelassenen Materials bot, täuschte uns, die wir noch nicht wussten, in welchem ausserordentlichem Umfange es den Briten gelungen war, ihre Soldaten über den Kanal zu retten.

Das Fehlen eines «Kriegsplans», der eine zeitgerechte Vorbereitung der *Invasion* ermöglicht hätte, hatte allerdings ein Versagen der Wehrmachtführung, also Hitlers, deutlich gemacht. Andererseits war für den Fernerstehenden nicht zu beurteilen, ob der Entschluss, sich nunmehr gegen die Sowjetunion zu wenden, aus politischen Gründen unausweichlich war. Der sowjetische Aufmarsch an unserer und an der ungarischen bzw. rumänischen Grenze erschien jedenfalls bedrohlich genug.

Über Hitlers Einwirkung auf den Operationsplan gegen die *Sowjetunion*, wie auf die Durchführung der Operationen in der ersten Phase des Feldzuges erfuhr ich als Kommandierender General, wie als Oberbefehlshaber der 11. Armee ebensowenig wie über die Pläne für die Sommeroffensive 1942. In die Führung des Feldzuges auf der Krim hatte Hitler jedenfalls nicht eingegriffen. Er hatte vielmehr gelegentlich meines Vortrags im Frühjahr 1942 unseren Absichten anstandslos zugestimmt

und zweifellos alles getan, um den Erfolg bei Sewastopol zu ermöglichen. Dass ich die Verwendung der 11. Armee nach dem Fall der Festung für fehlerhaft ansah, ist bereits gesagt worden.

Nunmehr aber – als Oberbefehlshaber einer Heeres-Gruppe Hitler unmittelbar unterstellt – sollte ich ihn in der Ausübung des militärischen Oberbefehls erst wirklich kennenlernen.

Man kann Hitler in der Rolle eines militärischen Führers gewiss nicht mit dem Schlagwort von dem «Gefreiten des Ersten Weltkrieges» abtun.

Er besass zweifellos einen gewissen Blick für operative Möglichkeiten, der sich bereits bei seiner Entscheidung für den Plan der Heeres-Gruppe A im Westen gezeigt hatte. Einen solchen Blick kann man öfters auch bei militärischen Laien finden. Sonst wüsste die Kriegsgeschichte nicht von so manchem Fürsten oder Prinzen als erfolgreichem Heerführer zu berichten.

Darüber hinaus aber verfügte Hitler über ein erstaunliches Wissen und Gedächtnis, wie über schöpferische Phantasie in Bezug auf technische Fragen und auf alle Probleme der Rüstung. Er konnte mit einer verblüffenden Kenntnis der Wirkung auch neuer feindlicher Waffen wie mit eigenen und gegnerischen Produktionszahlen aufwarten. Hiervon machte er mit Vorliebe Gebrauch, wenn er von ihm nicht genehmen Erörterungen ablenken wollte. Es unterliegt keinem Zweifel, dass er auf dem Gebiete der Rüstung vieles mit Verständnis und ausserordentlicher Energie vorangetrieben hat. Der Glaube an seine Überlegenheit in diesen Fragen hat aber verhängnisvolle Folgen gehabt. Durch seine Eingriffe hat er die stetige und rechtzeitige Weiterentwicklung der Luftwaffe verhindert. Auch auf dem Gebiete der Entwicklung des Raketenantriebs und der Atomwaffe hat er zweifellos hemmend gewirkt.

Das Interesse für alles Technische verleitete Hitler zudem zur Überschätzung technischer Mittel. So glaubte er z.B. mit einigen Sturmgeschützabteilungen oder durch die neuen Tiger-Panzer Lagen wiederherstellen zu können, in denen nur der Einsatz grosser Verbände Erfolg versprechen konnte.

Im Ganzen gesehen fehlte ihm eben doch das *auf Erfahrung beruhende militärische Können*, das seine «Intuition» nun einmal nicht ersetzen konnte.

Wenn Hitler, wie gesagt, auch einen gewissen Blick für operative Chancen besass, bzw. diese schnell erfassen konnte, wenn ein anderer sie ihm darbot, so fehlte ihm doch das Urteil über die Vorbedingungen und Möglichkeiten der Durchführung eines operativen Gedankens. Er ermangelte des Verständnisses für das Verhältnis, in dem jede opera-

tive Zielsetzung und die sich aus ihr ergebende Weiträumigkeit einer Operation zu dem Zeit- und Kräftebedarf stehen müssen. Gar nicht zu sprechen von ihrer Abhängigkeit von den Nachschubmöglichkeiten. Er begriff nicht, oder wollte nicht begreifen, dass z.B. jede weitreichende Offensivoperation über die Zahl der für den ersten Angriff erforderlichen Kräfte hinaus einer ständigen Nahrung bedarf. All dies hat sich besonders eklatant bei der Anlage und Durchführung der Sommeroffensive 1942 gezeigt. Auch der phantastische Gedanke, im nächsten Jahr mit einer motorisierten Heeresgruppe über den Kaukasus nach dem Nahen Osten und darüber hinaus auf Indien vorstossen zu wollen, den er mir im Herbst 1942 offenbarte, gehört hierher.

Wie auf politischem Gebiet – jedenfalls nach seinen Erfolgen im Jahre 1938 –, so fehlte Hitler auch auf dem militärischen Gebiet *das Mass* für das Erreichbare. Im Herbst 1939 hatte er trotz seiner Geringschätzung der Widerstandskraft Frankreichs zunächst die Möglichkeit eines durchschlagenden Erfolges einer richtig angelegten deutschen Offensive im Westen nicht erkannt. Nachdem dieser Erfolg aber eingetreten war, verlor er den Blick für das Mögliche unter Verhältnissen, die anders lagen. Es fehlte ihm in beiden Fällen die wirkliche strategische bzw. operative Schulung.

So ergriff sein lebhafter Geist wohl jedes lockende Ziel, aber in der Folge mit dem Ergebnis, dass er die deutsche Kraft auf mehrere Ziele zugleich bzw. auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen zersplitterte. Die Regel, dass man an der *entscheidenden Stelle nicht stark genug sein kann*, dass man notfalls auf Nebenfronten verzichten oder ein entsprechendes Risiko durch ihre durchgreifende Schwächung eingehen muss, um das entscheidende Ziel zu erreichen, fand bei ihm kein wirkliches Verständnis. So brachte er es nicht über sich, bei den Offensiven der Jahre 1942 und 1943 *alles* an den Erfolg zu setzen. Noch war er fähig oder willens zu übersehen, was notwendig sein werde, um die alsdann eingetretene ungünstige Entwicklung der Lage auszugleichen.

Was nun die *operativen Ziele Hitlers* – wenigstens im Kampf mit der Sowjetunion – anging, so waren sie weitgehend durch politische und kriegswirtschaftliche Erwägungen bedingt. Dies wurde bereits in den einleitenden Bemerkungen zum Russlandfeldzug angedeutet und wird auch bei der Schilderung der Abwehrkämpfe der Jahre 1943/44 in Erscheinung treten.

Sicherlich spielen politische und in der heutigen Zeit besonders kriegswirtschaftliche Fragen bei der strategischen Zielsetzung eine wesentliche Rolle. Was Hitler jedoch übersah, war, dass das Gewinnen, vor allem aber das Behaupten eines territorialen Zieles die Überwindung der feind-

lichen Wehrmacht zur Voraussetzung hat. Solange dieses militärische Ergebnis nicht erreicht ist, bleibt – wie der Kampf gegen die Sowjetunion gezeigt hat – das Gewinnen kriegswirtschaftlich wertvoller Gebiete, also das Erreichen territorialer Ziele, problematisch, ihr Halten auf die Dauer unmöglich. Die Zeiten, in denen man durch den Einsatz der Luftwaffe oder von Fernwaffen die Quellen der feindlichen Rüstung und das gegnerische Transportsystem so hätte zerstören können, dass der feindlichen Wehrmacht die Fortführung des Kampfes unmöglich würde, waren noch nicht gekommen.

So sicher die Strategie die Dienerin der politischen Führung zu sein hat, so darf doch diese das strategische Ziel jedes Krieges, die feindliche militärische Widerstandskraft zu brechen, nicht in dem Masse ausser acht lassen, wie dies bei Hitlers operativer Zielsetzung der Fall gewesen ist. Erst der Sieg macht den Weg zum Erreichen politischer und wirtschaftlicher Ziele frei.

Damit komme ich zu dem wohl entscheidenden Faktor, der Hitlers Führung bestimmte: Die Überschätzung der Macht des *Willens*. *Seines* Willens, der sich nur bis zum jüngsten Grenadier in die *Gläubigkeit* umzusetzen hätte, um die Richtigkeit seiner Entscheidungen zu bestätigen, den Erfolg seiner Befehle sicherzustellen.

Ein starker Wille ist für den Feldherrn selbstverständlich eine der wesentlichen Voraussetzungen des Sieges. So manche Schlacht ist verloren gegangen, so mancher Erfolg verschenkt worden, weil bei dem Führer im entscheidenden Augenblick der Wille erlahmte.

Der Wille eines Feldherrn zum Sieg, der dessen Seele stark macht, auch schwere Krisen durchzustehen, ist aber etwas anderes, als es der Wille Hitlers war, der letzten Endes dem Glauben an seine «Sendung» entsprang. Ein solcher Glaube führt unweigerlich zur Starrheit, wie zu der Meinung, dass der eigene Wille selbst über die Grenzen, die die harte Wirklichkeit vor ihm aufrichtet, hinausgreifen könne. Mochten diese Grenzen nun in dem Vorhandensein vielfach überlegener Feindkräfte, in den Bedingungen von Raum und Zeit oder auch nur in der Tatsache liegen, dass ja schliesslich auch der Gegner einen Willen besass.

Die vermutbaren Absichten der feindlichen Führung von vornherein in sein Kalkül einzubeziehen, war Hitler im Allgemeinen wenig geneigt in der Überzeugung, dass sein Wille ja schliesslich doch triumphieren werde. Ebenso wenig war er bereit, selbst die zuverlässigsten Angaben über eine vielleicht vielfache Überlegenheit des Gegners anzuerkennen. Er lehnte sie ab, oder bagatellierte sie durch Behauptungen über Mängel der gegnerischen Verbände, oder er nahm zu endlosen Aufzählungen eigener Produktionszahlen seine Zuflucht.

So schieden gegenüber seinem Willen die wesentlichen Elemente einer «Beurteilung der Lage», aus welcher der Entschluss jedes militärischen Führers hervorgehen muss, mehr oder weniger aus. Damit aber verliess Hitler den Boden der Wirklichkeit.

Das merkwürdige war nur, dass dieser Überschätzung der Macht des eigenen Willens, diesem Hinweggehen über die möglichen Absichten und Kräfte des Feindes nicht eine entsprechende Kühnheit des Entschlusses entsprach. Hitler, der nach den Erfolgen, die er auf dem Felde der Politik bis 1938 errungen hatte, politisch zum Hasardeur geworden war, scheute auf dem militärischen Gebiet vor dem Risiko zurück. Als militärisch kühner Entschluss ist Hitler eigentlich nur der zur Besetzung Norwegens anzurechnen, obwohl auch dazu die erste Anregung von Grossadmiral Raeder gekommen war. Aber selbst hier war Hitler, sobald es bei Narvik zu einer Krise kam, drauf und dran, die Räumung der Stadt zu befehlen und damit das wesentliche Ziel der ganzen Operation, die Freihaltung der Erzzufuhr, preiszugeben. Auch bei der Durchführung der Westoffensive hat sich, wie bereits früher erörtert, eine gewisse Scheu Hitlers, ein militärisches Risiko einzugehen, gezeigt. Der Entschluss, die Sowjetunion anzugreifen, war letzten Endes die zwangsläufige Folge des Verzichts auf eine Invasion Englands, deren Risiko Hitler wiederum zu gross erschienen w'ar.

Im Verlauf des Russlandfeldzuges zeigte sich die Scheu vor dem Risiko auf zweierlei Weise. Einmal, wie später dargelegt werden wird, in der Ablehnung jeder beweglichen Operationsführung, welche – wie die Dinge nun einmal vom Jahre 1943 ab lagen – nur durch freiwillige, wenn auch vorübergehende Preisgabe erobelter Gebiete zu ermöglichen war. Zum zweiten in der Scheu, Nebenfronten oder Nebenkriegsschauplätze zu Gunsten der Stelle, an der die Entscheidung fallen musste, auch auf nicht zu leugnende Gefahren hin zu entblößen.

Dies Ausweichen vor dem Risiko auf militärischem Gebiet mag dreierlei Gründe gehabt haben. Einmal das uneingestandene Gefühl Hitlers, dass ihm das militärische Können fehle, gegebenenfalls mit einem solchen Risiko fertigzuwerden. Was er sich in seinem Inneren aber nicht selbst zutrauen mochte, das traute er noch weniger seinen Generalen zu. Zum zweiten die Besorgnis, die jeder Diktator hegen muss, dass etwa eintretende Fehlschläge sein Prestige erschüttern könnten. Wobei im Endeffolg *durch die so unvermeidlich* entstehenden militärischen Fehler ein um so grösserer Prestigeverlust herauszukommen pfllegt. Drittens Hitlers in seinem Machttrieb wurzelnde Abneigung, irgend etwas, von dem er einmal Besitz ergriffen hatte, aufzugeben.

Im Zusammenhang mit dem Gesagten muss eine andere Eigenschaft

Hitlers erwähnt werden, gegen die während der Zeit, in der ich das Kommando über die Heeresgruppe führte, sowohl sein Generalstabschef, Generaloberst Zeitzler, wie auch ich, immer wieder vergeblich anzukämpfen hatten.

Hitler liebte es, jede Entscheidung, die ihm nicht genehm war, um die er aber doch nicht herumkommen konnte, solange wie möglich hinauszuzögern. Dies war jedesmal der Fall, wenn es darum ging, einen nach der Lage vorauszusehenden operativen Erfolg des Gegners durch rechtzeitigen Kräfteinsatz zu verhindern oder der Ausweitung eines solchen einen Riegel vorzuschieben. Es bedurfte eines tagelangen Kampfes des Generalstabschefs mit Hitler, wenn es sich darum handelte, von zurzeit weniger bedrohten Frontabschnitten Kräfte für Krisenstellen freizumachen. Meist gab er zu spät und zu wenig – mit dem Ergebnis, dass er in der Folge ein Mehrfaches an Kräften hergeben musste, als es bedurft hätte, die Lage wieder herzustellen, wenn er das anfangs Geforderte sogleich gewährt hätte. Wochenlang aber musste gekämpft werden, wenn es darum ging, eine praktisch unhaltbare Position (wie zum Beispiel 1943 das Donez-Gebiet oder 1944 den Dnjepr-Bogen) aufzugeben. Das gleiche war der Fall, wenn es sich darum handelte, operativ bedeutungslose, vorspringende Frontbögen an zurzeit nicht gefährdeten Teilen der Front zu räumen, um Kräfte zu gewinnen. Immer glaubte Hitler wohl, dass die Dinge doch noch nach seinem Willen laufen würden und er um Entschlüsse herumkommen könnte, die ihm schon deshalb widerstrebten, weil sie eine Anerkennung der Tatsache bedeuteten, dass er dem Handeln des Gegners Rechnung tragen müsste. Zugleich scheute er davor zurück, an den zu schwächenden Frontteilen ein Risiko einzugehen.

Die Überbewertung der Macht des eigenen Willens, eine gewisse Scheu, in beweglicher Operationsführung (zum Beispiel in Gestalt eines Schlagens erst aus der Nachhand, eines «retour offensif») ein Risiko einzugehen, dessen guter Ausgang nicht im Voraus zu garantieren war, und Hitlers Abneigung, überhaupt etwas freiwillig aufzugeben, haben, je länger je mehr, seine militärische Führung bestimmt.

Die starre Verteidigung jedes Fussbreits Boden wurde allmählich zum alleinigen Prinzip seiner Führung. Nachdem die deutsche Wehrmacht ihre ausserordentlichen Erfolge in den ersten Kriegsjahren durch bewegliche Operationsführung errungen hatte, übernahm also Hitler, als vor Moskau die erste Krise eintrat, von Stalin das Rezept des sturen Haltens jeder Position. Ein Rezept, das die sowjetische Führung im Jahre 1941 so nahe an den Abgrund gebracht hatte, dass sie anlässlich der deutschen Offensive 1942 von ihm abging.

Nachdem aber in jenem Winter 1941 die sowjetische Gegenoffensive

schliesslich an dem Widerstand unserer Truppen erlahmt war, war Hitler überzeugt, dass allein sein Verbot jedes freiwilligen Ausweichens das deutsche Heer vor dem Schicksal des napoleonischen des Jahres 1812 gerettet habe. In dieser Überzeugung wurde er allerdings durch die Zustimmung seiner Umgebung, wie auch mancher Frontbefehlshaber bestärkt. Als es dann im Herbst 1942 nach Festlaufen der deutschen Offensive vor Stalingrad und im Kaukasus zu einer neuen Krise kam, glaubte Hitler wiederum, das arcanum des Erfolges im starren Festhalten um jeden Preis gefunden zu haben. Er ist auch in der Folge von dieser Ansicht grundsätzlich nicht mehr abzubringen gewesen.

Nun ist allgemein anerkannt, dass an sich die Verteidigung die stärkere Form des Kampfes ist. Dies trifft aber doch nur zu, wenn sie so wirksam gestaltet werden kann, dass der Gegner sich vor der Abwehrfront im Angriff verblutet. Davon konnte jedoch im Osten keine Rede sein. Die Zahl der verfügbaren deutschen Divisionen reichte nie aus, um eine derartig starke Verteidigung aufzubauen. Dem vielfach überlegenen Gegner blieb es immer möglich, durch Massierung seiner Kräfte an beliebigen Punkten Durchbrüche durch die allzuweit gedehnten Fronten zu erzielen. Mit dem Erfolg, dass dann namhafte deutsche Kräfte der Einkesselung nicht mehr entgehen konnten. Nur in beweglicher Operationsführung hätte die Überlegenheit der deutschen Führung und Truppe zur Geltung gebracht werden und damit schliesslich vielleicht das Erlahmen der Kräfte der Sowjetunion erreicht werden können.

Auf die Auswirkungen des von Hitler immer stärker betonten Grundsatzes des «Halten um jeden Preis» wird bei der Schilderung des Abwehrkampfes im Osten in den Jahren 1943/44 noch näher einzugehen sein. Wenn Hitler immer stärker auf diesem Prinzip beharrte, so lag dies zutiefst in seinem Charakter begründet. Er war ein Mann, der nur noch den brutalen Kampf bis zum Äussersten kannte. Seinem Denken entsprach mehr das Wunschbild vor unseren Linien verblutender feindlicher Massen, als das Bild des eleganten Fechters, der auch einmal auszuweichen versteht, um dann um so sicherer den entscheidenden Stoss führen zu können. Dem Begriff der Kriegskunst setzte er letzten Endes den der brutalen Gewalt entgegen, einer Gewalt, deren vollste Wirksamkeit durch die Macht des Willens, der hinter ihr stehe, garantiert werde.

Wenn Hitler so die Macht der Gewalt über die des Geistes stellte, wohl die Tapferkeit des Soldaten, nicht aber in gleichem Masse das Können wertete, so kann es nicht verwundern, dass er, wie der Überbewertung technischer Mittel, so auch der «rage du nombre» verfiel. Er berauschte sich an den Produktionszahlen der deutschen Rüstungsindustrie, die er zweifellos in erstaunlichem Ausmass in die Höhe getrieben

hat (wobei er allerdings gern darüber hinwegging, dass die feindlichen Rüstungszahlen noch weit höher lagen).

Aber er übersah, was daneben an Ausbildung und Können gehört, um eine neue Waffe erst zur vollen Wirksamkeit zu bringen. Ihm genügte es, wenn die neuen Waffen an die Front kamen. Gleichviel, ob die mit ihnen ausgerüsteten Verbände ihren Gebrauch bereits beherrschten, oder ob die Waffe überhaupt schon unter kriegsmässigen Verhältnissen erprobt war.

Im gleichen Sinne befahl Hitler die Aufstellung immer neuer Divisionen. Nun war zweifellos eine Vermehrung der Zahl unserer grossen Verbände durchaus erwünscht. Jedoch ihre Aufstellung musste auf Kosten des Ersatzes der bestehenden Divisionen gehen. Diese bluteten bis zum letzten aus. Die Neuaufstellungen aber hatten infolge ihrer unzureichenden Kampferfahrung zunächst einmal einen überhohen Blutzoll zu zahlen. Die bereits erwähnte Aufstellung von Luftwaffen-Felddivisionen, aber auch immer neuer SS- und schliesslich der sogenannten Volksgrenadier-Divisionen sind die markantesten Beispiele.

Schliesslich sei noch erwähnt, dass Hitler zwar stets seine soldatische Einstellung betonte und gern erwähnte, dass er seine militärischen Erfahrungen als *Frontsoldat* gewonnen habe. In Wahrheit lag seinem innersten Wesen soldatisches Denken und Fühlen fern. Ebenso wie das Gebaren seiner Partei mit preussischem Wesen, auf das sie sich so gern berief, nichts zu tun hatte.

Wohl war Hitler über die Zustände an der Front durch die Berichte der H.Gr., Armeen usw. völlig eindeutig unterrichtet. Er liess sich auch öfters durch Frontoffiziere unmittelbar mündlich vortragen. Er kannte also nicht nur die Leistungen unserer Truppen, sondern wusste auch von dem, was sie infolge dauernder Überbeanspruchung seit Beginn des Feldzuges gegen die Sowjetunion zu erdulden hatten. Vielleicht ist dieses Wissen mit ein Grund dafür gewesen, dass es im Osten nicht gelungen ist, Hitler an die Front zu bringen. Es war schon schwierig genug, ihn zu einem Besuch bei unserem H.Gr.Kdo. zu bewegen; darüber hinaus weiter nach vorn zu fahren, ist ihm niemals in den Sinn gekommen. Vielleicht scheute er die Möglichkeit, dass solche Fahrten seinen Wunschtraum von der Unüberwindlichkeit seines Willens zerstören würden.

So sehr Hitler gelegentlich seine frühere Frontkämpfereigenschaft hervorhob, so habe ich doch nie das Gefühl gehabt, dass sein Herz der Truppe gehört hätte. Verluste waren für ihn nur Zahlen, die die Kampfkraft verminderten. Menschlich dürften sie ihn kaum ernstlich berührt haben.*)

*) Ein früherer Offizier des OKW, der dorthin nach schwerer Verwundung als Frontoffizier versetzt worden war und dessen Stellung es mit sich brachte,

In einem allerdings dachte Hitler durchaus soldatisch: In der Frage der Kriegsauszeichnungen. Durch diese wollte er in allererster Linie die eigentlichen Kämpfer, die Tapferen, ehren. So waren die von ihm zu Beginn des Feldzuges erlassenen Bestimmungen für die Verleihung des Eisernen Kreuzes mustergültig. Es sollte nur für Tapferkeitstaten und wirkliche Führungsverdienste verliehen werden, also nur – was die letzteren betraf – an Befehlshaber und deren erste Gehilfen. Leider ist diese klare und einwandfreie Regelung von Anbeginn seitens mancher Verleihungsstellen nicht eingehalten worden. Zum Teil lag dies allerdings in der verspäteten Stiftung des Kriegsverdienstkreuzes, das für diejenigen bestimmt war, welche die Bedingungen für das E.K. auf Grund ihrer dienstlichen Verwendung nicht erfüllen konnten, gleichwohl aber doch eine Auszeichnung verdient hatten. Es ist immer schwieriger gewesen, bei Hitler das Ritterkreuz für einen verdienten General zu erhalten, als für einen Offizier oder Mann aus der Front.

Wenn nachträglich über die vielerlei Abzeichen gespottet worden ist, die Hitler im Verlaufe des Krieges geschaffen hat, sollte man sich nur

dass er Hitler fast täglich, namentlich anlässlich der Lagevorträge, aber auch in kleinerem Kreise, erlebte, schreibt mir zu Vorstehendem:

«Ich erkenne die Berechtigung dieses subjektiven Gefühls (dass Hitler kein Herz für die Truppe gehabt, dass ihre Verluste für ihn nur Zahlen gewesen wären) durchaus an. Er erschien so im grösseren Kreis, in Wirklichkeit aber war es fast Gegenteil. Er war vom Soldatischen her gesehen vielleicht sogar zu weich, in jedem Fall zu gefühlsabhängig. Es war symptomatisch, dass er die Begegnung mit dem Grauen des Krieges nicht ertrug. Er fürchtete sich vor seiner eigenen Weichheit und Empfindsamkeit, die ihn daran gehindert hätten, Entschlüsse zu fassen, die sein politischer Wille von ihm forderte. Verluste, mit denen er sich auseinandersetzen musste, oder die plastisch geschildert wurden, waren ihm furchtbar, er litt förmlich darunter, ebenso wie unter dem Tod von Menschen, die er kannte.

Ich glaube nach jahrelanger Beobachtung nicht, dass dies Theaterspiel war, sondern *eine* Seite seines Wesens. So gab er sich nach aussen eine betonte Gleichgültigkeit, um sich durch seinen vorgenannten Wesenszug, vor dem er selbst Angst hatte, nicht ablenken zu lassen. Hier liegt auch der tiefere Grund dafür, dass er nicht an die Front ging und nicht in die Bombenstädte. Es war ganz sicher kein Mangel an persönlichem Mut, sondern Angst vor dem Grauen des Erlebens.

In inoffiziellem Kreis gab es oft Gelegenheiten, wo man bei Unterhaltungen über Leistung und Anstrengung der Truppe – ohne Unterschied der Dienstgrade – sichtbar merkte, dass er für die kämpfende Truppe viel Verständnis und Herz hatte.

Das Urteil dieses Offiziers, der nicht zu den Anhängern oder Bewunderern Hitlers gehört hat, zeigt zum mindesten, wie gegensätzlich der Eindruck sein konnte, den verschiedene Menschen von Hitlers Wesen und Denken gewannen, wie schwer also dieses wirklich zu erkennen oder zu durchschauen war. War Hitler – wie vorstehend gesagt wird – wirklich «weich», wie kann man dann die grausame Brutalität erklären, die, immer zunehmend, sein Regime kennzeichnete?

vergegenwärtigen, welche Leistungen unsere Soldaten während der langen Dauer des Krieges vollbracht haben. Ein Abzeichen, wie zum Beispiel die Nahkampfspange oder wie das der 11. Armee verliehene Krim-Schild, wurden jedenfalls mit Stolz getragen. Im Übrigen zeigen die mit vielen Ordensbändern geschmückten Soldaten der andern Seite, dass die Frage der Kriegsauszeichnungen nicht mit dem törichten Schlagwort «Lametta» abzutun ist.

Die vorstehend geschilderten Mängel mussten Hitlers Eignung, die selbstgewählte Rolle des obersten militärischen Führers mit Erfolg zu spielen, erheblich vermindern.

Immerhin wären sie wohl auszugleichen gewesen, wenn er sich bereitgefunden hätte, sich des Rates eines erfahrenen und mitverantwortlichen Generalstabschefs zu bedienen, bzw. wenn er es über sich gebracht hätte, einem solchen wirkliches Vertrauen zu schenken. Brachte Hitler doch für die Rolle eines Feldherrn immerhin auch einige wesentliche Eigenschaften mit: einen starken Willen, Nerven, die selbst in schwersten Krisen standhielten, einen unleugbar scharfen Verstand und, wie gesagt, neben einer gewissen Begabung auf operativem Gebiet, die Fähigkeit, die in der Technik liegenden Möglichkeiten zu erkennen. Hätte er es verstanden, die ihm fehlende Schulung und Erfahrung auf dem militärischen, insbesondere auf dem strategischen bzw. operativen Gebiet, durch das Können seines Generalstabschefs zu ergänzen, so hätte trotz aller erwähnten Mängel doch eine brauchbare militärische Führung zustande kommen können. Aber gerade dazu war Hitler nicht bereit.

Wie er die Macht seines Willens als den ausschlaggebenden Faktor in jeder Hinsicht ansah, so hatten ihn seine politischen Erfolge, aber auch die militärischen Siege der ersten Kriegsjahre, die er sich selbst zuschrieb, das Mass für die Einschätzung der eigenen Fähigkeiten immer mehr verlieren lassen. Die Annahme von Ratschlägen eines mitverantwortlichen Generalstabschefs hätte für ihn nicht mehr eine Ergänzung des eigenen, sondern das Beugen seines Willens vor dem eines anderen bedeutet. Es kam hinzu, dass ihn als Folge seiner Herkunft und seines Werdeganges ein unüberwindbares Misstrauen gegenüber den militärischen Führern beseelte. Zu deren aus einer anderen Sphäre stammendem Wesen und Denken eröffnete sich ihm kein Zugang. So war er nicht bereit, einen wirklich verantwortlichen militärischen Ratgeber neben sich zu sehen. Er wollte es einem Napoleon gleich tun, der nur Gehilfen und ausführende Organe seines Willens unter sich geduldet hatte; aber er besass weder dessen militärische Vorbildung noch gar sein militärisches Genie.

Es ist bereits bei der Schilderung des Invasionsplanes gegen Grossbritannien dargelegt worden, dass Hitler die oberste militärische Führung so organisiert hatte, dass es keine Stelle gab, die ihn hinsichtlich der Gesamtkriegführung verantwortlich hätte beraten können, die in der Lage gewesen wäre, einen Kriegsplan zu entwerfen. Der Wehrmacht-Führungsstab des OKVV, der theoretisch zu einer solchen Aufgabe berufen gewesen wäre, hat in der Praxis nur die Rolle eines militärischen Sekretariats gespielt. Er war dazu da, die Gedanken und Anordnungen Hitlers in die militärische Befehlssprache zu übersetzen.

Es sollte aber noch schlimmer kommen. Mit der Bestimmung Norwegens als OKW-Kriegsschauplatz, auf dem das OKH nichts zu sagen hatte, hatte Hitler die Aufsplitterung auch der Landkriegführung nur eingeleitet. In der Folge wurden nach und nach alle anderen Kriegsschauplätze der geschäftsmässigen Bearbeitung durch das OKVV zugewiesen. Allein für den Ostkriegsschauplatz blieb schliesslich das OKH verantwortlich, an dessen Spitze Hitler selbst stand. Der Generalstabschef des Heeres war somit von jeder Einwirkung auf die anderen Kriegsschauplätze ebenso ausgeschaltet, wie die Oberbefehlshaber der beiden andern Wehrmachtteile in den Fragen der Gesamtkriegführung. Ersterer hatte nicht den mindesten Einfluss auf die Verteilung der Gesamtkräfte des Heeres auf die verschiedenen Kriegsschauplätze, oft nicht einmal ausreichende Kenntnis, was an Truppen und Material diesen zugeführt wurde. Ein Gegeneinander von Wehrmacht-Führungsstab und Generalstab des Heeres war unter diesen Umständen unausbleiblich. Es gehörte aber wohl zu den Prinzipien Hitlers, ein solches Gegeneinander zu schaffen, damit er allein in allen und jeden Fragen der Ausschlaggebende blieb. Eine solche Fehlorganisation der obersten militärischen Führung musste naturgemäss entscheidend zu deren Versagen beitragen.

Die Überschätzung der Macht seines Willens wie seines Könnens hat ferner zur Folge gehabt, dass Hitler immer häufiger versuchte, durch Einzelanordnungen in die Führung der nachgeordneten Kommando-behörden einzugreifen.

Es ist von jeher die besondere Stärke der deutschen militärischen Führung gewesen, dass sie sich auf die Verantwortungsfreudigkeit, die Selbständigkeit, die Initiative der Führer aller Grade stützt und diese Eigenschaften nach Möglichkeit fördert. Daher enthielten die «Weisungen» im Bereich der oberen, die Befehle in dem der mittleren und unteren Führung grundsätzlich für die nachgeordneten Verbände «Aufträge». Die Ausführung dieser Aufträge im Einzelnen aber war Sache der Unterführer. Dieser Art der Befehlsführung sind zum wesentlichen Teile die Erfolge des deutschen Heeres zu danken gewesen, die es über seine

Gegner davongetragen hat, bei denen Befehle meist das Handeln der Unterführer bis ins Einzelne regelten. Nur wenn es im Interesse der Sache gar nicht anders ging, griff man bei uns in die Befehlsgewalt einer nachgeordneten Kommandobehörde durch eine ins Einzelne gehende Anordnung ein.

Hitler dagegen glaubte von seinem Schreibtisch aus alles weit besser übersehen zu können als die Führer an der Front. Obwohl es doch selbstverständlich war, dass auf seiner Lagenkarte, die – leider – bis ins Detail ging, vieles bereits überholt sein musste. Ganz abgesehen davon, dass er aus der Ferne gar nicht beurteilen konnte, was an Ort und Stelle zu tun richtig und notwendig war.

Immer mehr hatte er es sich angewöhnt, durch Einzelanordnungen, die gar nicht seine Aufgabe waren, in die Führung der Heeresgruppen, Armeen usw. einzugreifen. Wenn ich selbst bis dahin solche Eingriffe in unsere Führung noch nicht erlebt hatte, so gab mir einen Vorgeschmack davon doch, was Feldmarschall von Kluge mir erzählte, als ich ihn – auf der Fahrt von Witebsk nach Rostow – auf einem Bahnhof traf. Er sagte, dass er im Bereich der Heeresgruppe Mitte vor jedem Unternehmen von Bataillonsstärke an vorher bei Hitler anfragen müsse. Wenn ich auch später derartig unmögliche Eingriffe Hitlers in die Führung unserer Heeresgruppe nicht erlebt habe, so sollte es doch Gelegenheiten genug geben, bei denen wir infolge von Eingriffen Hitlers in Konflikte mit der obersten Führung gerieten.

Im Gegensatz zu Hitlers Drang zu Einzelanordnungen, die die Führung in der Regel nur behindern und Schaden stiften konnten, stand seine Zurückhaltung, wenn es sich um operative Weisungen auf längere Sicht handelte. Je mehr er das Prinzip des «Haltens um jeden Preis» als das A und O seiner Führungskunst ansah, desto weniger war er bereit, Weisungen auf längere Sicht zu geben, die einer in der Regel voraussehbaren Entwicklung der operativen Lage Rechnung getragen hätten. Dass er bei solcher Führungsmethode schliesslich in die Nachhand gegenüber dem Gegner geraten müsse, wollte er nicht einsehen. Sein Misstrauen verhinderte ihn, durch Weisungen auf längere Sicht seinen Unterführern die Freiheit des Handelns zu geben, die sie vielleicht anders gebrauchen könnten, als ihm vorschwebte. Damit aber entzog er wirklicher Führungskunst mehr oder weniger den Boden. Schliesslich konnte selbst ein H.Gr.Kdo. nicht ohne Weisungen der obersten Führung auskommen, wenigstens nicht, wenn es im Rahmen einer Heeresfront stand und damit an seine Nachbarn gebunden war. Wir haben oft sehnsuchtsvoll der Zeit gedacht, in der wir auf der Krim sozusagen auf einem eigenen Kriegsschauplatz kämpfen konnten.

Es bleibt noch zu schildern, wie sich die bei Hitlers Einstellung zu Fragen der militärischen Führung unvermeidlichen Auseinandersetzungen zwischen ihm und den hohen militärischen Führern abspielten, soweit ich aus eigenem Erleben darüber berichten kann. In manchen Schilderungen sehen wir bei solchen Auseinandersetzungen einen tobenden Hitler, dessen Wutanfälle Schaum auf seinen Lippen erscheinen lassen und der gelegentlich auch in einen Teppich beisst. Dass es bei ihm Wutausbrüche gegeben hat, in denen er jede Selbstbeherrschung verlor, ist sicherlich wahr. Ich selbst habe jedoch nur einmal, als Zuhörer, den früher erwähnten Zwischenfall zwischen Hitler und Generaloberst Hab der erlebt, bei dem Hitler laut und taktlos wurde. Auch entsprach der Ton, in dem er mit Keitel umging, nicht dessen Stellung.

Offenbar aber hat Hitler genau gefühlt, wie weit er dem einen oder dem anderen seiner Gesprächspartner gegenüber gehen und wo er sich durch einen – vielleicht oft bewusst gespielten – Wutausbruch einen Einschüchterungserfolg versprechen konnte.

Was meine persönliche Erfahrung im Umgang mit Hitler betrifft, so muss ich sagen, dass er – auch wenn unsere Ansichten einander widersprachen bzw. aufeinanderplatzten – die Form gewahrt und auf sachlicher Ebene geblieben ist. Als er ein einziges Mal mit einer Bemerkung mir gegenüber unsachlich und persönlich wurde, hat er meine recht scharfe Replik schweigend hingenommen.

Hitler verstand es meisterhaft, sich psychologisch auf die Eigenart des jeweiligen Gesprächspartners, den er überzeugen wollte, einzustellen. Zudem wusste er natürlich immer, aus welchem Anlass bzw. mit welcher Absicht jemand zum Vortrag zu ihm kam. Er konnte daher alle seine Gegenargumente bereithalten.

Seine Fähigkeit, die eigene – echte oder gespielte – Zuversicht auf andere zu übertragen, war ausserordentlich. Namentlich, wenn Offiziere aus der Front, die Hitler noch nicht näher kannten, zu ihm kamen. Dann konnte es geschehen, dass der Mann, der ausgegangen war, «um Hitler die Wahrheit über die kritische Lage der Front zu sagen», als ein zur Zuversicht Bekehrter zurückkam.

Bei mancherlei Auseinandersetzungen, die ich als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe mit ihm über operative Fragen hatte, war das Eindrucksvollste die geradezu unwahrscheinliche Zähigkeit, mit der er seinen Standpunkt verfocht. Es bedurfte fast stets eines stundenlangen Ringens, bis man von ihm das erreichte, was man wollte, oder auch ohne positives Ergebnis, bzw. mit Versprechungen vertröstet, abziehen musste. Ich habe keinen Menschen kennengelernt, der in einer ähnlichen Diskussion eine auch nur annähernd gleiche Ausdauer und Zähigkeit

entwickeln konnte. Handelte es sich bei solchen Auseinandersetzungen zwischen Hitler und einem Frontbefehlshaber immerhin höchstens um mehrere Stunden, so musste der Generalstabschef, General Zeitzler, oft viele Tage bei jeder «Abendlage» kämpfen, um etwas Notwendiges bei Hitler durchzusetzen. Wir fragten ihn dann immer, bei welcher Runde er in diesem Kampfe angelangt sei.

Dabei waren Hitlers Argumente, auch die rein militärischen, mit denen er seine Auffassung verteidigte, in der Regel nicht einfach von der Hand zu weisen. Zum mindesten waren sie derart, dass man sie nicht ohne Weiteres beweiskräftig widerlegen konnte. Handelt es sich doch bei der Erörterung operativer Absichten fast immer um eine Angelegenheit, deren Ausgang niemand mit voller Sicherheit voraussagen kann. Im Kriege ist schliesslich nichts sicher.

Wenn Hitler merkte, dass er mit seinen operativen Ansichten keinen Eindruck machte, dann fand er alsbald solche aus dem politischen oder wirtschaftlichen Bereich. Da ihm hier ein Kenntnis der politischen Lage und der wirtschaftlichen Gegebenheiten zu Gebote stand, über die ein Frontbefehlshaber nicht verfügen konnte, waren seine Argumente auf diesem Gebiet meist nicht zu widerlegen. Man konnte letzten Endes nur darauf beharren, dass, wenn Hitler den ihm vorgetragenen Absichten oder Forderungen nicht zustimme, die Dinge militärisch schiefgehen würden, was auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet um so schlimmere Folgen zeitigen müsse.

Andererseits zeigte Hitler bei manchen Anlässen durchaus auch die Fähigkeit, zuzuhören, selbst wenn ihm das Vorgetragene nicht passte, und er konnte dann auch sachlich diskutieren.

Irgend ein inneres Verhältnis zwischen dem Diktator, dem Fanatiker, der nur an seine politischen Ziele dachte und in dem Glauben an eine «Sendung» lebte, und den militärischen Führern konnte sich naturgemäss nicht einstellen. Persönliches interessierte Hitler offenbar überhaupt nicht. Er sah in den Menschen lediglich Werkzeuge, die seinen politischen Zielen zu dienen hätten. Kein Band der Treue führte von Hitlers Seite zu den deutschen Soldaten.

Die je länger je mehr zu Tage tretenden Fehler der deutschen militärischen Führung, die teils in der Persönlichkeit Hitlers begründet lagen, teils die Folge der früher skizzierten völlig unmöglichen Spitzenorganisation der obersten Führung waren, legten naturgemäss die Frage nahe, ob und wie diese Verhältnisse zu ändern seien. Ich möchte dabei – wie überhaupt in diesem Buche – das Politische ausser Betracht lassen.

Ich habe nicht weniger als dreimal versucht, Hitler im Interesse einer vernünftigen Führung des Krieges zu einer Änderung in der Frage des

militärischen Oberbefehls zu bewegen. Ich glaube nicht, dass von anderer Seite ihm gegenüber durch einen solchen Vorstoss die Tatsache zum Ausdruck gebracht worden ist, dass seine militärische Führung nicht genüge.

Dabei war es mir klar, dass Hitler niemals bereit sein würde, offiziell den Oberbefehl niederzulegen. Als Diktator hätte er dies auch gar nicht tun können, ohne einen für ihn untragbaren Prestigeverlust zu erleiden. Meines Erachtens kam es daher darauf an, zu erreichen, dass Hitler, bei nomineller Beibehaltung des Oberbefehls, sich bereit fand, *einem* verantwortlichen Generalstabschef praktisch die Führung der militärischen Operationen auf allen Kriegsschauplätzen zu überlassen und für den Ostkriegsschauplatz einen besonderen Oberbefehlshaber zu ernennen. Auf diese Versuche, die leider ergebnislos geblieben sind, wird bei der Schilderung der Ereignisse der Kriegsjahre 1943/44 noch zurückzukommen sein. Sie waren für mich besonders prekär, denn Hitler wusste sehr wohl, dass im Heer viele gerade mich an der Stelle eines wirklich führenden Generalstabschefs oder eines Oberbefehlshabers Ost zu sehen wünschten.

Ich beabsichtigte nicht, hier auf die Frage einer *gewaltsamen* Änderung in der Führung des Reiches und auf den hierzu am 20. Juli 1944 unternommenen Versuch einzugehen. Dies mag später einmal erfolgen. Im Rahmen dieser Schilderung meines Kriegserlebnisses genügt es, zu sagen, dass ich als verantwortlicher Oberbefehlshaber an der Front den Gedanken an einen Staatsstreich im Kriege nicht in Erwägung ziehen zu dürfen geglaubt habe, weil er meines Erachtens zum alsbaldigen Zusammenbruch der Front und wahrscheinlich zum Chaos in Deutschland geführt haben würde. Von der Frage des Eides, wie von der Zulässigkeit des Mordes aus politischen Gründen einmal ganz abgesehen.

Wie ich in meinem Prozess gesagt habe: «Man kann nicht als hoher militärischer Führer Jahre hindurch von seinen Soldaten die Hingabe des Lebens für den Sieg fordern, um dann mit eigener Hand die Niederlage herbeizuführen.»

Im Übrigen war schon damals klar, dass auch ein Staatsstreich an der Forderung der Alliierten auf Deutschlands bedingungslose Kapitulation nichts geändert haben würde. So weit, dass eine solche Lösung als die einzig mögliche anerkannt werden musste, waren wir meines Erachtens zu der Zeit, als ich ein Kommando führte, noch nicht.

12. Kapitel

DIE TRAGÖDIE VON STALINGRAD

Der Weg nach Stalingrad. Grundlegende Fehler Hitlers. Die Entwicklung der Lage um Stalingrad bis zur Befehlsübernahme über die H.Gr. Don. Die Lage am 24. November. Die erste Chance ist verpasst. Soll die 6. Armee verspätet den Ausbruch wagen oder das Eingreifen der Einsatzkräfte abwarten? Versorgung auf dem Luftwege in jedem Fall Voraussetzung. Erste Eindrücke. Ein Brief Marschall Antonescus. Die doppelte Aufgabe der H.Gr. Don. Die Lage bei der Befehlsübernahme. General Paulus bittet um Handlungsfreiheit «für den äussersten Fall». Wäre ausreichende Versorgung auf dem Luftwege möglich gewesen? Die Schuld Görings. Der Plan für den Einsatz der 6. Armee. Befehl «Wintergewitter». Der Gegner greift an. Vorstoss des Feindes gegen die 4. Pz.Armee. Zuspitzung der Lage am Tschir. Hitler verzögert notwendige Entscheidungen. Ein Wettlauf auf Tod und Leben. Der Kampf des 57. Panzer-Korps. Die Mission des Majors Eismann. Die H.Gr. befiehlt den Ausbruch der Armee: «Donnerschlag». Die Chance wird nicht genutzt. Die Betriebsstofflage bietet Hitler die Begründung für seine Weigerung, Stalingrad aufzugeben. Der Einsatzvorstoss muss abgebrochen werden. Der Endkampf der 6. Armee. Wäre ein erneuter Versuch, sie zu entsetzen, noch möglich gewesen? General Hube berichtet. Aufforderung zur Kapitulation. Der Sinn des Kampfes der 6. Armee. Das Ende.

«Wanderer, kommst Du nach Sparta, verkündige dorten,
Du habest uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl.»

Niemals werden diese Verse, durch die uns die Kunde von dem Heldentum der Verteidiger der Termopylen überliefert worden ist und die seither als das Hohelied der Tapferkeit, der Treue und des Gehorsams gegolten haben, in Stein gemeisselt werden zu Stalingrad, in der Stadt an der Wolga, zum Gedenken an den Opfergang der dort untergegangenen deutschen 6. Armee.

Über den verwehten Spuren der dort gefallenen, verhungerten, er-

frorenen deutschen Soldaten wird sich wohl nie ein Kreuz, ein Gedenkstein erheben.

Die Erinnerung aber an ihr unsagbares Leiden und Sterben, an ihre beispiellose Tapferkeit, Treue und Pflichterfüllung wird die Zeiten überdauern, wenn längst das Triumphgeschrei der Sieger verhallt, wenn die Klagen des Leides, der Zorn der Enttäuschten und Verbitterten verstummt sein werden.

Mag diese Tapferkeit vergeblich gewesen, mag diese Treue einem Mann gehalten worden sein, der sie weder verstand noch erwiderte und darum auch nicht verdiente, hat diese Pflichterfüllung auch in den Tod oder in die Gefangenschaft geführt, so bleibt doch diese Tapferkeit, diese Treue, diese Pflichterfüllung ein Hoheslied deutschen Soldatentums! Eines Soldatentums, das heute zwar untergegangen ist und das in einem Zeitalter überlebt erscheint, in dem man aus sicherer Entfernung alles Leben auslöschende Atombomben zu versenden vermag. Dessen Heldentum aber trotzdem der Überlieferung ebenso wert erscheint wie das, dem jene Verse einst gewidmet worden sind. Ein Opfer mag vergeblich erscheinen, wenn es einer verlorenen Sache gebracht, eine Treue sinnlos, wenn sie einem Regime geschenkt wurde, das sie nicht zu achten verstand. Gehorsam mag sich als verfehlt herausstellen, wenn die Bedingungen, auf denen er beruhte, sich als trügerisch erwiesen haben. Der ethische Wert der Gesinnung, die die Soldaten der 6. Armee ihren Opfergang bis zum Ende gehen liess, bleibt dennoch bestehen.

Das Heldentum der deutschen 6. Armee zu beschreiben, wird vielleicht einmal die Feder eines echten Dichters fähig sein. Das Leiden und Sterben der deutschen Soldaten sollte aber zu heilig sein, um daraus eine Sensation des Grauens, eine Quelle fragwürdiger Enthüllungen oder eine Gelegenheit zu politischer Kontroverse zu machen. Wer zur Geschichte dieser Tragödie etwas beitragen will, dem sollte die Ehrfurcht, nicht der Hass die Feder führen! Wer, wie ich, den Kampf um Stalingrad in verantwortlicher Stellung – wenn auch nur von aussen her und ohne auf ihn selbst noch Einfluss nehmen zu können – als Mithandelnder erlebt hat, in wessen Brust das Herz eines Soldaten schlägt, der wird den Todesgang der Männer von Stalingrad nicht durch billige Worte entweihen. Der Tragik dieses Geschehens entspricht weder die tönende Phrase noch der Misston des Hasses. Er wird sich bescheiden, das sachlich aufzuzeichnen, was er von seinem Standpunkt aus sagen kann, was er glaubt objektiv beurteilen zu können. Das endgültige Urteil wird er der Geschichte überlassen, gewiss, dass diese wenigstens denen gerecht werden wird, die im Glauben an ihre Pflicht jenen bitteren Weg gegangen sind. Gewiss auch, dass die Geschichte wohl Irrtümer, Fehler oder Ver-

säumnisse verurteilen, dass sie aber nur da verdammen wird, wo das Gebot der Treue, die allerdings auch von dem, der sie fordert, gehalten werden muss, verletzt worden ist.

Ich masse mir nicht an, die Kämpfe und Leiden der Soldaten der 6. Armee zu schildern, an denen teilzunehmen mich die Pflicht meiner Stellung hinderte. Die *menschliche* Seite der Tragödie, das Leiden, die Verzweiflung oder Erbitterung, das Sterben dieser Männer, die Angst und Sorge ihrer Lieben daheim in jenen Tagen, ihre Trauer sollen hier nicht berührt werden. Nicht etwa, weil all dies in seiner Furchtbarkeit mir, meinen Mitarbeitern, wie allen denen, die damals um die Rettung der 6. Armee gekämpft haben, nicht täglich und stündlich bewusst geblieben wäre. Nächst denen, die damals bei Stalingrad diesen Opfergang gingen, und ihren Lieben in der Heimat hat sicherlich niemand die menschliche Seite dieser Tragödie tiefer miterlebt und miterlitten als wir, die wir bis zur letzten Möglichkeit verzweifelt versucht haben, unseren Kameraden Hilfe zu bringen. Aber die menschliche Seite dieser Tragödie umfasst in einem solchen Ausmass tiefstes, fast unvorstellbares Leiden, wie auch höchstes, wenn auch vergebliches Heldentum, dass wir, die wir all dieses miterlebt haben, Gefahr laufen, bei ihrer Schilderung das Mass zu verlieren. Wir würden nicht den Schmerz derer lindern, die so sehr gelitten haben, sondern nur alte Wunden wieder aufreissen. Wir würden weniger der Erkenntnis dienen, als neuen Hass erzeugen.

Ich will darum versuchen, den Ablauf dieser Tragödie leidenschaftslos und sachlich zu schildern. Vor der Grösse des Heldentums wie des Leidens dieser deutschen Soldaten glaube ich schweigen zu sollen. Ich will versuchen, das Schicksal der 6. Armee, wie es meine Stellung verlangte, im Rahmen des grösseren Geschehens zu sehen, von dem selbst Stalingrad doch nur ein Teil, wenn auch der tragischste, gewesen ist. Der Leser möge also verstehen, wenn er nicht in den Lärm der Schlacht, nicht auf die Schneefelder der Steppen um Stalingrad oder in das Gewirr der Kämpfe um Schluchten und Häuserblocks geführt wird, sondern in den Bereich der höheren Führung. Nicht die Hitze des Kampfes oder die Todeskälte der Steppe wird ihn umgeben, sondern die Atmosphäre der Erwägungen und Verantwortungen. Dass auch in ihr heisse Herzen schlugen, die bei denen waren, die um Stalingrad kämpften, litten und starben, dessen kann er gewiss sein.

Die Schlacht um Stalingrad wird von den Sowjets verständlicherweise als die entscheidende Wende des Krieges bezeichnet. Die Engländer messen dem Ausgang der «battle of Britain», d.h. der Abwehr der deutschen Luftoffensive gegen die britische Insel im Jahre 1940, ähnliche Bedeutung

bei. Die Amerikaner sind geneigt, ihrer Beteiligung am Kriege den endgültigen Erfolg der Alliierten zuzuschreiben.

Auch in Deutschland ist man vielfach der Ansicht, Stalingrad die Bedeutung der «Entscheidungsschlacht» zusprechen zu müssen.

Demgegenüber ist festzustellen, dass man wohl keinem dieser oder anderer Einzel-Ereignisse das Prädikat der Entscheidung zubilligen sollte. Diese hat sich vielmehr aus einer Fülle von Faktoren ergeben, deren wichtigster die Tatsache sein dürfte, dass sich Deutschland schliesslich dank der Politik und Strategie Hitlers in hoffnungsloser Unterlegenheit gegenüber seinen Gegnern befand.

Gewiss ist Stalingrad insofern ein Wendepunkt in der Geschichte des Zweiten Weltkrieges, als sich damals an der Wolga die deutsche Angriffswelle brach, um in der Folge wie der Brecher einer Brandung zurückzuströmen. Aber so schwerwiegend der Verlust der 6. Armee auch immer gewesen ist, der Krieg im Osten – und damit der Krieg überhaupt – brauchte deshalb doch noch nicht verloren zu sein. Immer noch blieb das Erzwingen einer Remislösung denkbar, wenn sich die deutsche Politik und Wehrmachtführung darauf eingestellt hätte.

Der Weg nach Stalingrad

Der Grund für den Untergang der 6. Armee ist selbstverständlich darin zu suchen, dass Hitler – zweifellos wesentlich aus Prestigerücksichten – sich geweigert hat, Stalingrad freiwillig aufzugeben.

Dass jedoch die 6. Armee überhaupt in eine solche Lage geraten konnte, liegt in den operativen Fehlern begründet, die die deutsche oberste Führung *vorher* bei der Anlage und Durchführung der deutschen Offensive 1942, vor allem aber bei ihrem Ausklingen gemacht hat.

Über die operative Lage, in welche diese Fehler den Südflügel der deutschen Ostfront im Spätherbst 1942 gebracht haben, wird bei der Darstellung des Winterfeldzuges 1942/43 zu sprechen sein. Hier möchte ich lediglich die Punkte hervorheben, die für das Schicksal der 6. Armee entscheidend gewesen sind.

Die deutsche Offensive 1942 war, infolge der vorwiegend nach kriegswirtschaftlichen Gesichtspunkten bestimmten Zielsetzung Hitlers, in zwei divergierende Richtungen – den Kaukasus und Stalingrad – zerflattert. Infolgedessen war bei Erlahmen des deutschen Angriffs eine Front entstanden, für deren Halten die deutscherseits zur Verfügung stehenden Kräfte nicht ausreichen konnten. Über eine operative Reserve für diesen Flügel der Gesamtfront aber verfügte die deutsche Führung

nicht, nachdem sie die auf der Krim freigewordene 11. Armee in die verschiedensten Richtungen verzettelt hatte.

So stand die *Heeresgruppe A* – Front nach Süden – im Nordteil des Kaukasus zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer. Die *Heeresgruppe B* aber hielt eine nach Osten bzw. Nordosten gerichtete Front, die an der Wolga südlich Stalingrad ansetzte, nördlich der Stadt zum mittleren Don hin abzog und dann längs dieses Stromes bis nördlich Woronesch verlief. Beide Heeresgruppen hatten Fronten von einer Ausdehnung zu halten, für die ihre Kräfte zu schwach waren. Ganz besonders unter Berücksichtigung der Tatsache, dass der feindliche Südflügel nicht wirklich geschlagen worden war, sondern sich – wenn auch unter erheblichen Einbüssen – durch Ausweichen der Vernichtung hatte entziehen können. Zudem verfügte der Gegner noch über sehr starke operative Reserven in den übrigen Frontabschnitten, wie im Hinterlande. Schliesslich klappte zwischen den beiden deutschen Heeresgruppen in der Kalmücken-Steppe eine 300 Kilometer breite Lücke, in der nur eine Division (16. mot.) bei Elista als unzureichende Sicherung stand.

Der Versuch, diese weitüberdehnte Front *auf die Dauer* zu halten, stellte – von den Fehlern bei Ansatz und Durchführung der Sommeroffensive ganz abgesehen – den *ersten* Fehler dar, durch den die 6. Armee Ende November 1942 in ihre verzweifelte Lage kommen sollte.

Der *zweite, noch schwerwiegendere* Fehler war, dass Hitler die Heeresgruppe B dazu zwang, ihre wesentliche Stosskraft, die 6. *Armee* und die 4. *Panzer-Armee*, in dem Kampf in und um Stalingrad festzulegen. Die Sicherung der tiefen Nordflanke dieser Gruppe am Don aber blieb der 3. rumänischen, einer italienischen und einer ungarischen sowie, im Abschnitt Woronesch, der schwachen deutschen 2. Armee überlassen. Hitler musste wissen, dass die verbündeten Armeen einem starken sowjetischen Angriff auch hinter dem Don nicht gewachsen sein würden. Das gleiche galt von der 4. rumänischen Armee, der er die Deckung der rechten offenen Flanke der 4. Panzer-Armee anvertraut hatte.

Der Versuch, Stalingrad, nachdem seine Inbesitznahme im ersten Anlauf nur zum Teil geglückt war, im planmässigen Angriff zu nehmen, um die Herrschaft über die Wolga zu gewinnen, mochte für eine kurz bemessene Frist allenfalls zulässig sein. Das wochenlange Belassen der Hauptkraft der Heeresgruppe B bei Stalingrad mit unzureichend gesicherten Flanken aber war ein entscheidender Fehler. Man schob damit dem Gegner geradezu die Initiative zu, deren man sich durch das Festbeissen bei Stalingrad für den ganzen Südflügel begeben hatte. Man lud ihn förmlich dazu ein, die ihm dargebotene Chance zu ergreifen und die 6. Armee einzukesseln.

Ein dritter Fehler kam hinzu, die geradezu *groteske Befehlsgliederung* auf dem deutschen Südflügel.

Die *Heeresgruppe A* hatte überhaupt keinen eigenen Oberbefehlshaber. Sie wurde von Hitler so nebenbei geführt.

Die *Heeresgruppe B* befehligte nicht weniger als sieben Armeen, darunter vier verbündete. Ein Ob.Kdo. kann bestenfalls drei bis fünf Armeen einigermaßen vernünftig führen. Handelt es sich jedoch zum überwiegenden Teil um verbündete Armeen, so muss die Aufgabe die Kräfte eines Ob.Kdos. überschreiten. Das Ob.Kdo.d.H.Gr. B hatte richtigerweise seinen Standort hinter der Abwehrfront am Don gewählt (Starobjelsk), um die verbündeten Armeen besser im Auge behalten zu können. Die Wahl dieses Standortes aber musste zwangsläufig dazu führen, dass das Ob.Kdo. von dem rechten Flügel seines Frontabschnittes allzu weit entfernt war. Dazu kam, dass Hitler durch seine Eingriffe in die Führung das Ob.Kdo. der Heeresgruppe weitgehend in Bezug auf die Befehlsführung über die 6. Armee ausgeschaltet hat.

Man hatte im OKH wohl diese Schwierigkeiten in der Befehlsführung erkannt und die Bildung einer neuen Heeresgruppe Don unter Marschall Antonescu vorbereitet. Aber man hatte dieses Ob.Kdo. nicht eingesetzt, weil Hitler erst den Fall von Stalingrad abwarten wollte. Dieses Nicht-einsetzen des rumänischen Marschalls ist ein schwerer Fehler gewesen. Gewiss waren seine operativen Fähigkeiten noch nicht erprobt. Jedenfalls aber war er ein guter Soldat. Vor allem hätte seine Person dazu beigetragen, den Widerstandswillen der höheren rumänischen Führer zu stärken, die vor ihm ebensoviel Respekt hatten wie vor den Russen. Die Anwesenheit Antonescus hätte auch den Forderungen auf Zuführung weiterer Kräfte zur Sicherung der Flanken der Stalingrad-Front ein höheres Gewicht verliehen. Immerhin war er Staatschef und Verbündeter, dem Hitler in stärkerem Masse hätte Gehör schenken müssen als den Oberbefehlshabern der 6. Armee oder der Heeresgruppe B.

Der Marschall hat, wie aus einem leidenschaftlichen Brief hervorging, den er an mich nach meiner Kommandoüberenahme richtete, mehrfach auf die bedrohliche Lage, namentlich der 3. rumänischen Armee, hingewiesen. Solange er jedoch nicht verantwortlich an der Front führte, mussten diese Hinweise des Gewichts entbehren, den sie gehabt haben würden, wenn sie von dem Staatschef ausgegangen wären, der zugleich als Oberbefehlshaber die Verantwortung für die gefährdete Front trug. Auch die Ob.Kdos. der Heeresgruppe B wie der 6. Armee haben es offenbar an Warnungen hinsichtlich eines sich vorbereitenden feindlichen Grossangriffs gegen die Deckungsfronten beiderseits Stalingrad nicht fehlen lassen.

Schliesslich sei noch auf eine Tatsache hingewiesen, die sich für die Lage der 6. Armee wie für die des ganzen Südflügels schwerwiegend ausgewirkt hat. Die ganze Heeresgruppe A sowie die 4. Panzer-, die 6., die rumänische 3. und 4. und die italienische Armee basierten auf einem einzigen Dnjepr-Übergang, auf der Eisenbahnbrücke von Dnjepropetrowsk. Die Wiederherstellung der Bahnbrücke bei Saporoshje, wie der Verbindung durch die Ukraine über Nikolajew, Cherson nach der Krim und von dort über die Meerenge bei Kertsch, war unterblieben bzw. noch nicht fertiggestellt. Die Nord-Süd-Verbindungen hinter der deutschen Front waren ebenfalls unzureichend. So befand sich die deutsche oberste Führung hinsichtlich der Schnelligkeit von Truppenzuführungen oder Verschiebungen von Kräften hinter der Front stets gegenüber dem Gegner im Nachteil, der über in jeder Richtung leistungsfähigere Verbindungen verfügte.

Jeder Feldherr wird gezwungen sein, wenn er zum Erfolg kommen will, Risiken auf sich zu nehmen. Das Risiko, das die deutsche oberste Führung im Spätherbst 1942 einzugehen hatte, durfte aber nicht darin bestehen, für lange Zeit die schlagkräftigen Verbände der H.Gr. B bei Stalingrad festzulegen und sich an der Don-Front allzu lange mit der Aufrechterhaltung eines so leicht zerreissbaren Schleiers zu begnügen. Man mag ihr zugute halten, dass sie ein so völliges Versagen der verbündeten Armeen, wie es später eintrat, nicht erwartet hat. Immerhin, die rumänischen Verbände, die noch immer die besten unserer Verbündeten waren, haben sich genau *so* geschlagen, wie es nach den Erfahrungen im Krim-Feldzug vorauszusehen war. Hinsichtlich der Kampfkraft der Italiener aber war jede Illusion verfehlt.

Das Risiko, welches die deutsche Führung damals hätte auf sich nehmen müssen, nachdem die Sommeroffensive zwar zum Gewinn weiter Gebiete, nicht aber zur entscheidenden Niederlage des feindlichen Südflügels geführt hatte, war ein anderes als das vorgenannte. Es hätte darin bestehen müssen, dass sie zwischen dem Kaukasus und dem mittleren Don unter Ausnutzung der operativen Möglichkeiten des grossen Don-Bogens wieder zu einer beweglichen Führung der Operationen übergegangen wäre, um dem Gegner nicht die Initiative zu überlassen. Ein solcher Tausch der Risiken aber lag nicht in Hitlers Mentalität. Er zog nicht die Konsequenzen aus der Tatsache, dass seine Offensive ohne endgültige Entscheidung versandet war, und bereitete damit die Tragödie von Stalingrad vor!

Die Entwicklung der Lage um Stalingrad bis zur Befehlsübernahme über die Heeresgruppe Don

Der am 21. November beim AOK 11 im Gebiet von Witebsk eingegangene Befehl des OKH besagte, dass zwecks schärferer Zusammenfassung der an den schweren Abwehrkämpfen westlich und südlich Stalingrad beteiligten Armeen das AOK als *«Heeresgruppen-Kommando Don»* den Befehl über die 4. Panzer-Armee, die 6. Armee und die 3. rumänische Armee zu übernehmen habe. Als die uns fehlende Oberquartiermeister-Abteilung sollte die für den Stab des Marschalls Antonescu bereits gebildete Oberquartiermeister-Abteilung zu uns treten. Ihr Leiter war der Oberst i. Gen.Stab Finkh, ein ebenso wertvoller Charakter wie hervorragender Organisator des Nachschubwesens. Er hat in der Folge alle sich immer wieder ergebenden Nachschubschwierigkeiten der Heeresgruppe überwunden. Die Versorgung der 6. Armee auf dem Luftwege lag allerdings ausserhalb seiner Macht und Möglichkeit. Nach meiner Abberufung im April 1944 wurde Oberst Finkh als Oberquartiermeister zum Oberbefehlshaber West versetzt und hat dort, wie mir berichtet worden ist, die Nachschub-Organisation in kurzer Zeit so weit vervollkommnet, wie es die völlige Beherrschung des Luftraums durch den Gegner nur zulies. In die Verschwörung gegen Hitler verwickelt, ist er nach dem 20. Juli 1944 hingerichtet worden.

Als *Aufgabe der Heeresgruppe Don* bezeichnete der Befehl des OKH *«die feindlichen Angriffe zum Stehen zu bringen und die vor dem Beginn des Angriffs innegehabten Stellungen wieder zu gewinnen»*.

An Verstärkungen wurden vorerst nur ein Gen.Kdo. und eine Division, die nach Millerowo, also hinter den künftigen rechten Flügel der Heeresgruppe B zugeführt werden sollten, in Aussicht gestellt.

Aus der Formulierung unseres Auftrages wie aus der Geringfügigkeit der in Aussicht genommenen Kräftezuführungen ist zu schliessen, dass das OKH sich bei Ausgabe des Befehls noch keineswegs über die Gefahr der Lage um Stalingrad klar gewesen ist, obwohl sich an jenem Tage bereits der Ring um die 6. Armee geschlossen hatte.

Weitere Nachrichten erhielten wir noch in Witebsk bzw. bei einem Aufenthalt unseres Zuges, gelegentlich dessen ich mit Feldmarschall v. Kluge und seinem Chef, General Wöhler, sprechen konnte. Sie ergaben, dass der Gegner mit sehr starken Kräften (1–2 Panzer-Armeen, viel Kavallerie, insgesamt etwa mit 30 Verbänden) die Front der 3. *rumänischen Armee* am Don nordwestlich Stalingrad durchbrochen habe. Dasselbe war auch südlich Stalingrad bei der 4. *rumänischen Armee*, die der 4. Panzer-Armee unterstellt war, geschehen.

Noch von Witebsk aus richtete ich daher ein Fernschreiben an den Chef des Generalstabes, in dem ich klarstellte, dass es sich bei Stalingrad für uns angesichts des feindlichen Kräfteinsatzes nicht nur um die Rückgewinnung einer Stellungsfrent handeln könne.

Zur Wiederherstellung der Lage bedürfe es starker Kräfte in der Grössenordnung einer Armee, die möglichst erst nach beendetem Aufmarsch zur Gegenoffensive anzutreten habe.

General Zeitzler stimmte mir (wie in der Folge fast immer) zu und stellte vorerst an weiteren Kräften eine Panzer- und 2–3 Infanterie-Divisionen in Aussicht.

Desgleichen sandte ich an die Heeresgruppe B ein Fernschreiben, in welchem ich bat, die 6. Armee anzuweisen, rücksichtslos aus ihren Abwehrfronten Kräfte herauszuziehen, um sich den Rücken am Don-Übergang bei Kalatsch frei zu halten. Ob diese Anweisung an die 6. Armee gegeben worden ist, habe ich nicht mehr feststellen können.

Erst bei unserem Eintreffen im Hauptquartier der Heeresgruppe B in Starobjelsk am 24. November erhielten wir durch den Oberbefehlshaber, Generaloberst Frhr. v. Weichs, und seinem Chef, General v. Sodenstern, ein klares Bild der Ereignisse der letzten Tage und der gegenwärtigen Lage.

Der Feind war am 19. November früh nach überwältigend starker Artillerie-Vorbereitung aus seinem Don-Brückenkopf von Kremenskaja und weiter westlich über den Don gegen den linken Flügel der 6. Armee (11. AK) sowie gegen die 3. rumänische Armee (4. und 5. rum. AK) zum Angriff angetreten. Gleichzeitig war er mit starken Kräften südlich Stalingrad gegen die dort mit der 4. rumänischen Armee untermischt stehende 4. Panzer-Armee (Generaloberst Hoth) vorgebrochen. Während der linke Flügel der 6. Armee gehalten hatte, hatte der Feind die Rumänen an beiden Fronten völlig überrennen können. Starke sowjetische Panzerverbände waren in beiden Einbruchsstellen sofort (so wie sie es von uns gelernt hatten) in die Tiefe durchgestossen. Sie hatten sich bereits am 21. November früh am Don bei Kalatsch, wo ihnen die für die Versorgung der 6. Armee lebenswichtige Brücke unzerstört in die Hand fiel, die Hände gereicht. Seit dem 21. November vormittags war also der Ring um die 6. Armee und die aus dem Gebiet südlich Stalingrad in den Kessel abgedrängten deutschen und rumänischen Teile der 4. Panzer-Armee geschlossen. 5 deutsche Korps mit insgesamt 19 Divisionen, dazu 2 rum., die Masse der deutschen Heeresartillerie (soweit sie sich nicht an der Lenigrader Front befand) und sehr starke Heeres-Pionierkräfte befanden sich in dem Kessel. Es ist der Heeresgruppe auch später nicht möglich gewesen, genaue Unterlagen über die Gesamtzahl der im Kessel ein-

geschlossenen deutschen Soldaten zu erhalten. Die von der 6. Armee gemachten Angaben schwankten zwischen 200'000 bis 270'000 Mann, wobei zu berücksichtigen ist, dass angegebene «Verpflegungsstärken» neben den rumänischen Truppen noch viele Tausende von «Hiwis» und Gefangenen einschlossen. Die meist behauptete Zahl von über 300'000 ist zweifellos übertrieben. Ein Teil der rückwärtigen Dienste der Armee befand sich ausserhalb des Kessels, ebenso wie ein Teil der Trosse, Verwundeten und die Urlauber. Diese Reste haben später die Stämme für die Neuaufstellung der meisten Divisionen der 6. Armee gebildet. Sie betrug immerhin je Division zwischen 1'500 und 3'000 Mann. Berücksichtigt man, dass die Divisionen der 6. Armee im November bereits stärkemässig abgesunken waren, so ist die Zahl von 200'000 bis 220'000 Mann im Kessel trotz der starken Zuteilungen an Heeres-Artillerie und -Pionieren wohl ziemlich zutreffend.

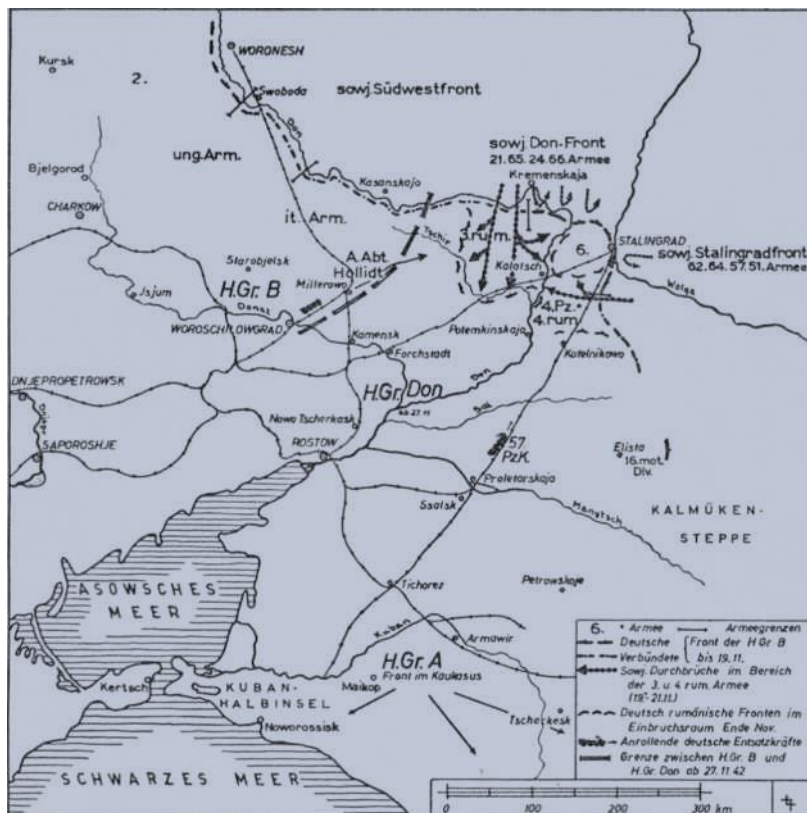
Die Lage am 24. November war etwa folgende:

Die 4. *Panzer-Armee* verfügte an intakten Verbänden auf ihrem Südflügel noch über die 16. mot. Division, die weit auseinandergezogen in der Steppe beiderseits Elista stand, auf ihrem Nordflügel über die 18. rumänische Division. Alle anderen Rumänen waren teils nach Stalingrad hineingeworfen, teils überrannt worden, teils verschwunden. Die Armee versuchte mit zusammengerafften Resten rumänischer Verbände, deutschen rückwärtigen Diensten usw. eine Sicherungslinie vorwärts Kotelnikowo zu halten. Sie wurde vorerst nicht mehr angegriffen. Was von der 4. *rumänischen Armee* noch übrig war (einschliesslich des AOK), war dem Generaloberst Hoth unterstellt. Das deutsche 4. AK seiner Armee, das in der Front südlich Stalingrad gestanden hatte, war nach dem Zusammenbruch bei den Rumänen in eine nach Süden gerichtete Front südlich und südwestlich von Stalingrad zurückgeschwenkt und unter den Befehl der 6. Armee getreten.

Die 6. *Armee* war in der bereits geschilderten Stärke mit dem 4., 8., 11. und 51. AK sowie dem 14. Panzer-Korps um Stalingrad eingeschlossen. Sie hatte das 11. AK und Teile des ostwärts anschliessenden 8. Korps aus der nach Norden gerichteten Front beiderseits des Don in die neu gebildete Westfront des Kessels zurückgenommen, deren vorspringende Spitze ostwärts der Brücke Kalatsch stand. Aus Reserven und den auf Stalingrad geworfenen Teilen der 4. Panzer- bzw. 4. rumänischen Armee war eine neue Südfront gebildet worden. Der Ost-West-Durchmesser des Kessels betrug etwa 50, der Nord-Süd-Durchmesser etwa 40 Kilometer.

Die 3. *rumänische Armee* war auf ihren beiden Flügeln durchbrochen

worden. In der Mitte hatte eine Gruppe von etwa drei Divisionen unter dem General Lascar, der sich schon bei Sewastopol ausgezeichnet hatte, tapferen Widerstand geleistet. Sie war eingeschlossen worden. Man nahm an, dass sie inzwischen gefangengenommen worden sei.



Die Lage im Bereich des deutschen Südflügels Ende November 1942
Der Kampf um die Befreiung der 6. Armee

Das hinter der Sehnenstellung des Don-Brückenkopfes als Reserve bereitgestellte 48. Panzer-Korps war – anscheinend verspätet – zum Gegenangriff angetreten, der jedoch erfolglos blieb. Seine beiden Divisionen waren eingeschlossen und hatten Befehl, nach Westen durch-

zuberechnen. Der Kom. General (Heim) war auf Hitlers Befehl bereits abgelöst und ins Führerhauptquartier geholt worden. Dort liess ihn jener durch ein Kriegsgericht unter dem hierzu stets bereiten Göring zum Tode verurteilen, weil er dem General die Schuld am Versagen des Korps zuschob. Heim ist jedoch später rehabilitiert worden. Tatsächlich waren seine Kräfte für die ihm gestellte Aufgabe zu schwach gewesen. Das Korps bestand aus der erst neu gebildeten rumänischen Panzer-Division, die keinerlei Kampferfahrung hatte, und der deutschen 22. Panzer-Division, die offenbar technisch nicht auf der Höhe gewesen ist.

Von der 3. rumänischen Armee existierten praktisch nur noch etwa drei Divisionen, die nicht mit in den Angriff hineingezogen worden waren und am Don im Anschluss an die Italiener standen (1. und 2. rumänisches AK).

Nach Ansicht der Heeresgruppe B verfügte die 6. Armee höchstens noch über Munition für zwei Kampftage, über Verpflegung für sechs Tage! (Angaben, die sich später als zu niedrig herausgestellt haben.) Die Versorgung auf dem Luftwege hatte bisher, soweit sie der Wetterlage nach überhaupt möglich war, nur ein Zehntel des Bedarfs der Armee an Munition oder Betriebsstoff geleistet. 100 Ju²s waren in Aussicht gestellt (- 200 Tonnen Nutzlast abzüglich der unvermeidlichen Ausfälle). Weitere sollten folgen.

Die Feindlage ergab das Bild, dass der Gegner mit etwa 24 Verbänden (Divisionen, Panzer- bzw. mech. Brigaden) durch die in die Front südlich Stalingrad geschlagene Lücke durchgestossen war und nach Norden gegen die Südflanke der 6. Armee eingedreht hatte, die er heftig angriff.

Aus der Durchbruchsstelle bei der 3. rumänischen Armee war der Feind mit etwa 24 Verbänden in den Rücken der 6. Armee auf Kalatsch durchgestossen, während 23 weitere Verbände (Divisionen pp.) weiter westlich im Vorgehen nach Süden bzw. Südwesten gegen den Tschir gemeldet waren. Ausserdem waren noch die Kräfte in Stalingrad, die sich dort bis zuletzt gegen die Angriffe der 6. Armee behauptet hatten und die über die Wolga verstärkt wurden. Ferner standen nach wie vor noch überlegene Kräfte vor der Nordfront der 6. Armee zwischen Wolga und Don. Schliesslich bestand kein Zweifel darüber, dass der Feind laufend Verstärkungen mit der Bahn heranzuführte. Tatsächlich sind dann auch bereits am 28. November im Ganzen 143 grosse Feindverbände (Divisionen, Panzer-Brigaden pp.) im Kampfraum der neuen Heeresgruppe Don festgestellt worden.

Das, was die *Heeresgruppe Don* unter meinem Befehl bilden sollte, war die um Stalingrad von etwa dreifacher Überlegenheit eingeschlossene 6. Armee mit 19 bereits stark abgekämpften deutschen und 2 rumäni-

schen Divisionen, ohne ausreichende Munitions-, Betriebsstoff[^] und Verpflegungsvorräte, ohne laufende Versorgung. Im Übrigen, auch abgesehen von der Tatsache der Einschliessung, ohne jede Operationsfreiheit, da sie von Hitler den strikten Befehl hatte, die «Festung Stalingrad» zu halten. Ferner die Trümmer der 4. Panzer-Armee und der beiden rumänischen Armeen. Z. Z. bestenfalls eine bisher unangetastete deutsche Division (16. mot.), die aber aus ihrer Sicherungsaufstellung in der Steppe, wo sie die einzige Rückendeckung der Heeresgruppe A bildete, nicht weggezogen werden durfte, und vier noch intakte rumänische Divisionen, über deren dem Gegner unterlegenen Kampfwert kein Zweifel bestehen konnte.

Die Unterstellung der 6. Armee unter die Heeresgruppe Don war allerdings mehr oder weniger eine Fiktion. Die Armee hatte bislang dem OKH praktisch unmittelbar unterstanden. Hitler hatte sie bei Stalingrad festgenagelt, als noch eine Chance bestand, dass sie sich aus eigener Kraft vielleicht hätte freimachen können. Jetzt war sie operativ gesehen bewegungslos. Die Heeresgruppe konnte sie nicht mehr «führen», sondern ihr nur Hilfe bringen. Im Übrigen hielt Hitler weiterhin seine unmittelbare Befehlsgewalt über die Armee durch einen Verbindungs-Generalstabsoffizier mit eigener Funkstelle beim AOK 6 aufrecht. Auch die Versorgung der Armee lag insofern massgeblich in der Hand Hitlers, als er allein über die Mittel verfügte, sie auf dem Luftwege zu versorgen. Formal wäre es also sicherlich richtig gewesen, wenn ich unter diesen Umständen die Zuweisung der 6. Armee zur Heeresgruppe Don abgelehnt, die auch formelle Beibehaltung ihrer unmittelbaren Unterstellung unter das OKH gefordert hätte. Ich habe dies damals nicht getan, weil ich hoffte, mit dem Herannahen der Einsatzkräfte das unmittelbare Zusammenwirken dieser mit der eingeschlossenen 6. Armee besser als das OKH gewährleisten zu können. Warum es dann in den entscheidenden Tagen zu einem solchen Zusammenwirken nicht gekommen ist, wird später geschildert werden.

Abgesehen von der eingeschlossenen und damit in operativem Sinne nicht verwendungsbereiten 6. Armee war alles, was die Heeresgruppe Don zunächst vorfand, Trümmer.

An neuen Kräften sollten der Heeresgruppe zugeführt werden:

Zur 4. Panzer-Armee (für einen Vorstoss zum Entsatz von Stalingrad von Süden her) von der Heeresgruppe A das Gen.Kdo. des 57. Panzer-Korps mit der 23. Panzer-Division und starker Heeresartillerie, sowie aus dem Westen kommend die neuaufgefüllte 6. Panzer-Division.

Nach dem linken Flügel der 3. rumänischen Armee ein Gen.Kdo. und 4–5 Divisionen, die als *Armee-Abteilung Hollidt* vom oberen Tschir her

in ostwärtiger Richtung zum Entsatz Stalingrads vorzugehen haben würden.

Bei der Heeresgruppe B wurde mir ein Funkspruch vorgelegt, den der Oberbefehlshaber der 6. Armee, General Paulus (soweit ich mich erinnere am 22. oder 23. November), an Hitler gerichtet hatte. Er hatte darin gemeldet, dass nach seiner Auffassung, wie der aller seiner Kommandierenden Generale, der Ausbruch der Armee nach Südwesten unumgänglich nötig sei. Um die hierzu nötigen Kräfte zu gewinnen, waren allerdings Kräfteverschiebungen innerhalb der Armee und die Zurücknahme der Nordfront in eine kürzere Linie zwecks Kräfteersparnis nötig. Nach Ansicht der Heeresgruppe B hätte, auch bei sofort erteilter Genehmigung durch Hitler, zum Ausbruch nicht vor dem 28. November angetreten werden können.

Hitler hatte die Genehmigung jedoch verweigert und jede Zurücknahme der Nordfront verboten. Um letzteres zu unterstreichen, hatte er General v. Seydlitz (51. Korps) den Gesamtbefehl über die Nordfront übertragen.

Wir haben beim Stabe der H.Gr. Don weder die Zeit noch die Möglichkeit gehabt, den rückliegenden Ereignissen bei der 6. Armee nachzugehen. Offenbar hat General Paulus im Rahmen des Befehls Hitlers, der ihn an Stalingrad fesselte, das Mögliche getan, um aus den zunächst weniger bedrohten Fronten seiner Armee Kräfte herauszuziehen. Es ist ihm gelungen, unter Einbeziehung des 4. AK der 4. Panzer-Armee in seiner offenen Südflanke eine neue Front aufzubauen. Er hat ferner versucht, sich den Rücken freizuhalten, indem er das 14. Panzer-Korps vom Ostufer des Don auf dessen Westufer warf. Das Korps ist jedoch westlich des Don auf überlegene Feindkräfte gestossen, während der Gegner zugleich in den Rücken des seine Stellung westlich des Don – Front nach Norden – noch haltenden 11. AK vorging. Diese Lage hat dazu geführt, dass das AOK in der Folge beide Korps zunächst in eine Brückenkopfstellung westlich des Don und dann über den Strom nach Osten zurücknahm, um wenigstens eine Rundum-Front zwischen Wolga und Don bilden zu können.

Diese Massnahmen haben verhindert, dass die Armee sogleich in den Strudel der Niederlage der angrenzenden Armeen hineingerissen wurde. Ihre Einschliessung aber war die unausbleibliche Folge.

Es ist jedoch klar auszusprechen, dass es Sache der obersten Führung gewesen wäre, rechtzeitig der 6. Armee einen Befehl zu geben, durch den diese operative Bewegungsfreiheit gewann, um der ihr drohenden Einschliessung vorbeugen zu können. Einer vorausschauenden obersten Führung musste es von vornherein klar sein, dass die Zusammenballung aller deutschen Angriffskräfte in und um Stalingrad bei ungenügend

geschützten Flanken die tödliche Gefahr ihrer Einschliessung in sich barg, sobald der Feind die Anschlussfronten durchbrach. Als die Sowjets am 19. November zum Grossangriff über den Don und südlich Stalingrad antraten, musste die deutsche Führung wissen, was die Stunde geschlagen hatte. Zu warten, bis die Tatsache vorlag, dass der Gegner die Rumänen überrannt hatte, war von diesem Augenblick an nicht mehr zulässig. Selbst wenn die rumänischen Armeen nicht so schnell durchbrochen worden wären, würde es notwendig gewesen sein, die 6. Armee als operativ bewegliche Kraft zu verwenden, wenn man die Lage auf dem Südflügel der H.Gr. B noch meistern wollte. Spätestens am 19. November abends also hätte das OKH der 6. Armee einen neuen Auftrag geben müssen, durch den diese Operationsfreiheit erhielt.

Ohne ins Einzelne hinsichtlich des Verlaufs der ersten Tage der sowjetischen Offensive zu gehen, wird man sagen dürfen, dass die Einschliessung der 6. Armee nur hätte verhindert werden können, wenn sie bereits in den allerersten Tagen der feindlichen Offensive zum Durchbruch, sei es über den Don nach Westen oder ostwärts des Stroms nach Südwesten angetreten wäre. Den Befehl hierzu zu geben war Sache der obersten Führung. Gewiss hätte auch General Paulus von sich aus den Entschluss fassen sollen, sich von Stalingrad zu lösen. Nur vermochte er ihn wohl kaum so frühzeitig zu fassen, wie dies dem OKH möglich gewesen wäre, da er nicht, so wie dieses, über die Lage bei den Nachbararmeen unterrichtet sein konnte. Als er am 22. oder 23. November den Antrag stellte, mit der Armee nach Südwesten ausbrechen zu dürfen, war vielleicht bereits die entscheidende Stunde verpasst. Dass diese Anfrage bei Hitler ein psychologischer Fehler gewesen ist, steht auf einem anderen Blatt. General Paulus kannte Hitler und dessen Auffassungen von Kriegführung im Osten aus dem Winter 1941. Paulus war damals Oberquartiermeister I im OKH gewesen. Er wusste, dass Hitler sich das Verdienst zuschrieb, in jenem Winter das deutsche Heer durch den Befehl zum Halten um jeden Preis vor der Katastrophe eines napoleonischen Rückzugs gerettet zu haben. Er musste sich sagen, dass Hitler nach seiner Sportpalastrede über Stalingrad niemals die Räumung der Stadt zugestehen würde. Der Name dieser Stadt war für den Diktator mit seinem militärischen Prestige verbunden. Die einzige Möglichkeit wäre also gewesen, Hitler vor die vollendete Tatsache der Loslösung der Armee von Stalingrad zu stellen, zumal wenn sich die oberste Führung 36 Stunden in Schweigen hüllte, wie dies offenbar geschehen war. Dass eine solche Handlungsweise dem General Paulus u. U. den Kopf gekostet haben würde, ist allerdings möglich. Man darf jedoch annehmen, dass es nicht die Besorgnis vor einem solchen Ausgang gewesen ist, die

Paulus gehindert hat, eigenmächtig das zu tun, was er für richtig ansah. Es war wohl eher eine Loyalität gegenüber Hitler, die ihn veranlasste, um die Genehmigung zum Ausbruch der Armee zu bitten, zumal er Funkverbindung zum OKH hatte. Auch konnte er, wie gesagt, die Gesamtlage wohl kaum genügend klar übersehen. Die Schwere des Entschlusses, eigenmächtig zu handeln, mag ferner noch dadurch erhöht worden sein, dass ein Ausbrechen der Armee für diese *im Augenblick* ein grösseres Risiko bedeutete hätte als das Einigeln um Stalingrad.

Auffassung des Ob.Kdos.d.H.Gr. Don auf Grund der Lage vom 24. November:

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. Don hatte vorerst noch nicht die Möglichkeit, durch Befehle in den Gang der Ereignisse einzugreifen. Es konnte den Befehl und damit die Verantwortung erst übernehmen, wenn der Oberbefehlshaber mit einem wenigstens einigermaßen arbeitsfähigen Führungsstab in seinem Abschnitt, d.h. in dem als Hauptquartier vorgesehenen Nowotscherkask, eingetroffen war und hier über die zur Führung notwendigen Nachrichtenverbindungen verfügte. Beides konnte erst in einigen Tagen der Fall sein. (Unser Flugzeug lag infolge Schneesturms immer noch im Mittelabschnitt fest, so dass wir weiter die Eisernbahn benutzten.)

Immerhin musste ich mir als der in Zukunft verantwortliche Oberbefehlshaber darüber schlüssig werden, ob

die 6. Armee – so wie die Lage am 24. November sich uns darstellte – doch noch – wenn auch verspätet – sofort ausbrechen könne und solle, oder ob es, nachdem die erste Chance für einen vielleicht erfolgreichen Ausbruchversuch zweifellos schon verpasst war, richtiger sei, nunmehr abzuwarten, bis ihr Einsatzkräfte entgegenstossen könnten.

Nach eingehender Überlegung kam ich, in voller Übereinstimmung mit meinem Chef, General Schulz, und dem la, Oberst Busse, zu folgendem Ergebnis:

Der Feind würde zunächst alles daran setzen, die eingeschlossene 6. Armee zu vernichten. Daneben musste aber die Möglichkeit im Auge behalten werden, dass er versuchen würde, die Niederlage der 3. rum. Armee ausnutzend, mit schnellen Kräften im grossen Don-Bogen in Richtung auf Rostow durchzustossen. Dort bot sich ihm die Aussicht, die rückwärtigen Verbindungen nicht nur der 6. und der 4. Panzer-Armee, sondern auch der H.Gr. A abzuschneiden. Die dem Gegner zur Verfügung stehenden Kräfte, die er durch den Antransport weiterer zweifellos noch verstärken konnte, würden es ihm erlauben, die beiden vorstehend genannten Ziele gleichzeitig zu verfolgen.

Für das Ob.Kdo.d.H.Gr. müsse in jedem Fall die Befreiung der 6. Armee die erste Aufgabe sein. Einmal, weil es sich um das Schicksal von 200'000 deutschen Soldaten handelte. Zum anderen, weil ohne die Erhaltung und Befreiung der Armee kaum daran zu denken sein würde, die Lage auf dem Südflügel der Ostfront wieder herzustellen. Dass die Armee in keinem Fall – auch wenn es gelingen würde, durch einen Einsatzvorstoss die Verbindung zu ihr wiederherzustellen – bei Stalingrad belassen werden dürfe, sei klar. Stalingrad als Prestigefrage spielte für uns nicht die geringste Rolle. Im Gegenteil, wenn es gelingen sollte, die Armee freizukämpfen, dann würde sie dringend benötigt werden, um – wo immer dies möglich sei – die Lage des deutschen Südflügels soweit zu stabilisieren, dass wir den Winter durchstehen könnten.

Die z. Z. entscheidende Frage aber sei, ob im Augenblick – nachdem man die eigentliche Chance bereits verpasst habe – der Versuch eines Ausbruchs der 6. Armee gemacht werden solle. Er könnte, da seit dem Antrag des Generals Paulus bereits zwei Tage verstrichen waren, nach der Angabe der H.Gr. B kaum vor dem 29. oder 30. November beginnen. Der Gegner habe dann also bereits über eine Woche Zeit gehabt, seine Einschliessungsfront zu festigen.

Der Armee würden nur zwei Richtungen für einen Ausbruch zur Verfügung stehen. Auf beide Möglichkeiten würde der Feind sich einrichten.

Sie konnte versuchen, in Richtung auf den Don-Übergang bei Kalatsch durchzubrechen. Selbst wenn es der 6. Armee gelang, in dieser Richtung den feindlichen Einschliessungsring zu durchstossen, würde sie dann vor der Barriere des Don stehen. Ihre Munition würde sie im Wesentlichen für den ersten Durchbruch verbraucht haben. Den Übergang über den Don aber würde sie erzwingen müssen gegen die sehr starken Feindkräfte, die westlich des Don z. Z. im Vorgehen gegen den unteren Tschir waren und denen z. Z. so gut wie keine deutschen Kräfte gegenüberstanden. Die Aussicht, dass die 6. Armee den Don-Übergang angesichts jener Feindkräfte noch werde erzwingen können – ohne ausreichende Munition und den von Norden, Osten und Süden nachdrängenden Gegner im Rücken – erschien mehr als fraglich.

Etwas besser konnten die Verhältnisse liegen, wenn die 6. Armee versuchte, ostwärts des Don nach Südwesten zu den Resten der 4. Panzer-Armee durchzubrechen. Allerdings würde auch der Gegner grade auf diese Möglichkeit gewappnet sein. Es blieb aber zu bedenken, dass die 6. Armee vorerst auf keinerlei Aufnahme durch deutsche Kräfte rechnen konnte, selbst wenn es ihr gelungen sein würde, den feindlichen Einschliessungsring in südwestlicher Richtung zu durchbrechen. Sie würde die feindlichen Armeen, die z. Z. vor ihrer Ost-, Nord- und West-

front um Stalingrad standen, auf den Fersen haben. Westlich des Don würde der Gegner zur überholenden Verfolgung nach Süden antreten können, um der Armee jeden Übergang über den Don nach Westen zu verwehren. Das wahrscheinliche war, dass die Armee – von keinerlei Kräften aufgenommen – früher oder später in der Steppe erneut vom Gegner gestellt werden würde, ohne ausreichende Munition, Betriebsstoff und Verpflegung! Vielleicht mochte es dann Teilen, insbesondere Panzerverbänden, gelingen, sich zu retten. Der alsbaldige Untergang der 6. Armee aber würde besiegelt sein! Die bisher durch sie gebundenen Kräfte des Gegners würden in Kürze frei werden. Dies aber würde voraussichtlich zur Vernichtung des ganzen Südflügels der Ostfront (einschliesslich der noch im Kaukasus stehenden H.Gr. A) führen.

Sowohl im Hinblick auf die 6. Armee, wie auf die Gesamtlage des ganzen Südflügels, musste es das Ziel sein, die 6. Armee als kampffähigen Verband aus der Einschliessung zu retten. Dies wäre vielleicht möglich gewesen, wenn die deutsche oberste Führung der Armee Operationsfreiheit zugestanden hätte, sobald sich die Gefahr ihrer Einschliessung abzeichnete. Jetzt aber schien der Zeitpunkt verpasst, zu dem die Armee aus eigener Kraft, ohne die Entlastung durch Einsatzkräfte abzuwarten, die Freiheit gewinnen und zugleich kampffähig bleiben könne.

Dagegen konnte man wohl annehmen, dass mit Antreten der beiden vorgesehenen Einsatzgruppen die Lage der 6. Armee zwar nicht für den ersten Durchbruchkampf, wohl aber operativ wesentlich erleichtert werden würde. War der westlich des Don vorgehende Feind erst einmal durch andere Kräfte gebunden, so würde der Armee wenigstens der Kampf gegen diesen Gegner nicht mehr bevorstehen. Sties gleichzeitig mit dem Antreten der 6. Armee die andere Einsatzgruppe ostwärts des Don in den Rücken der feindlichen Einschliessungsfront vor, so musste der Feind diese schwächen und damit der 6. Armee schon den ersten Durchbruch erleichtern.»)

Dass jedes Warten trotzdem ein Risiko in sich schloss, weil der Gegner Zeit gewann, seine Einschliessungsfront weiter zu festigen, war allerdings nicht zu verkennen. Dies Risiko konnte nur eingegangen werden, wenn die oberste Führung die Versorgung der 6. Armee auf dem Luftwege solange sicherstellte, bis sie wieder freigekämpft sein würde.

Dies war die Voraussetzung dafür, dass man jetzt nicht zu der Verzweiflungslösung des isolierten Ausbruchs der 6. Armee griff, sondern *) Tatsächlich hat die vorgesehene Einsatzgruppe Hollidt, obwohl sie gar nicht zum Antreten gekommen ist, die Masse der westlich des Don operierenden sowjetischen Kräfte gebunden. Das Vorgehen der 4. Panzer-Armee aber hat den Gegner gezwungen, seine Einschliessungsfront um Stalingrad

– nachdem die Chance für sein Gelingen wahrscheinlich bereits verpasst war – nunmehr eine neue Chance abwartete. Sie würde sich ergeben, wenn die Einsatzgruppen eingreifen könnten.

Auf Grund vorstehender Erwägungen gab ich in einem Ferngespräch dem Chef des Gen.Stabs d.H. folgende Auffassung des Ob.Kdos.d.H.Gr.:

Ein Ausbruch der 6. Armee nach Südwesten sei wohl auch jetzt noch möglich. Ihr weiteres Belassen bei Stalingrad bedeute im Hinblick auf die Munitions- und Betriebsstofflage ein *äusserstes Risiko*.

Trotzdem sei z. Z. (da nach unserer Auffassung die günstige Chance für einen Ausbruch der Armee bereits verpasst war) vom operativen Standpunkt ein Abwarten, bis die vorgesehenen Einsatzgruppen eingreifen könnten, vorzuziehen. Jedoch nur, wenn auf eine ausreichende Versorgung der 6. Armee (auf dem Luftwege) gerechnet werden könne. *Diese Frage* sei für den Entschluss *die entscheidende*.

Die Operation zur Wiederherstellung der Lage sei mit den bis Anfang Dezember heranzuführenden Kräften anzutreten. Zum durchschlagenden Erfolg sei jedoch eine laufende weitere Kräftezuführung notwendig, da auch der Gegner starke Kräfte nachschieben werde.

Ein isolierter Durchbruch der 6. Armee könne notwendig werden, wenn infolge starken Feinddrucks der Aufmarsch der neuen Kräfte nicht gelänge.

Als unabdingbare Vorbedingung dafür, dass das Risiko des Verzichts auf sofortigen Ausbruch der 6. Armee eingegangen werden könne, wurde die tägliche Zuführung von 400 t Nachschub auf dem Luftwege gefordert»).

Ich liess in diesem Gespräch keinen Zweifel darüber, dass, wenn nicht die Sicherheit dieser Nachschubzuführung gegeben sei, ein vorläufiges Stehenlassen der 6. Armee nicht riskiert werden dürfe.

Wenn man die spätere Tragödie von Stalingrad miterlebt hat, den Starrsinn Hitlers, an der Stadt festzuhalten, den Verzicht des AOK, die allerletzte Chance zu nutzen (über den später zu berichten sein wird), die Verzögerungen, die bei der Versammlung der Einsatzgruppe der 4. Panzer-Armee eintreten sollten, wie den Durchbruch der Sowjets im Bereich der italienischen Armee, der jedes Eingreifen der Armee-Abteilung Hollidt zum Einsatz von Stalingrad unmöglich machte, dann wird man zu dem Schluss kommen, dass es richtiger gewesen wäre, auf einem sofortigen Ausbruchsversuch der 6. Armee zu bestehen.

Man wird annehmen dürfen, dass wenigstens Teile der Armee sich zu den Resten der 4. Panzer-Armee hätten durchschlagen können, zum *) 400 t täglich war der Mindestbedarf der Armee an Betriebsstoff, panzerbrechender und Infanterie-Munition. Mit Aufbrauchen der Verpflegungs-Vorräte usw. stieg der Mindestbedarf auf 550 t täglich.

mindesten die Panzerverbände, aber wohl auch wenigstens ein Teil der Kämpfer der Infanterie-Divisionen.

Andererseits ist nicht anzunehmen, dass die Armee als operationsfähiger Verband erhalten geblieben wäre. Dazu hatte sich die Lage bis zu dem frühesten Zeitpunkt, zu dem ein Ausbruchversuch noch hätte unternommen werden können, doch schon zu bedrohlich entwickelt.

Zur gleichen Zeit, zu der die geretteten Teile der 6. Armee vielleicht bei der 4. Panzer-Armee eingetroffen wären, aber würden die gesamten feindlichen Einschliessungskräfte frei geworden sein. Damit aber wäre aller Voraussicht nach das Schicksal des gesamten Südflügels einschliesslich der Heeresgruppe A besiegelt gewesen.

Ich möchte jedoch ausdrücklich betonen, dass die letztere Erwägung für uns bei der am 24. November gefundenen Auffassung keine Rolle gespielt hat. Wir dachten nicht im entferntesten daran, etwa die 6. Armee im Interesse der Erhaltung des ganzen Südflügels opfern zu wollen. Unsere Hoffnung war vielmehr, dass die Armee im Zusammenwirken mit den beiden für ihren Entsatz vorgesehenen Kräftegruppen eine bessere Chance haben würde als bei einem – nun bereits verspäteten – isolierten Ausbruchversuch.

Die Hoffnung, nicht nur Trümmer, sondern eine noch operationsfähige Armee zu retten, war es, die meine Mitarbeiter und mich bewegte. Dass der Name Stalingrad, die Frage des Prestiges keine Rolle spielte, war für uns selbstverständlich.

So haben wir an jenem Tage davon Abstand genommen, von Hitler ultimativ den sofortigen Ausbruch der 6. Armee nochmals zu fordern, oder ihn auf eigene Faust zu befehlen. Wobei anzufügen ist, dass General Paulus im Zwiespalt zwischen der Frage, ob er Hitler oder dem Ob.Kdo. d.H.Gr. gehorchen sollte, sich wohl kaum für das letztere hätte entscheiden können.

Im Übrigen war es uns völlig klar, dass selbst wenn die Entsatzgruppen bis zur 6. Armee durchstossen könnten, das Belassen der Armee um Stalingrad unmöglich sein würde. Es kam darauf an, dass die Armee bis zu diesem Zeitpunkt ihre Kampfkraft soweit als möglich bewahrte. Dies konnte sie – ausreichende Versorgung auf dem Luftwege vorausgesetzt – im Gebiet um Stalingrad, in dem sie wenigstens auf einigen Fronten leidliche Lebensbedingungen hatte, eher als wenn sie bei einem Durchbruchversuch in der Steppe liegen blieb.

Das Kriterium, ob auf diese Weise noch die Befreiung der 6. Armee zu erreichen wäre, bestand allerdings in zweierlei:

Erstens ob die Luftwaffe in der Lage sein würde, die 6. Armee am Leben zu erhalten, und zweitens ob die oberste Führung weitere Entsatz-

kräfte stellen konnte und wollte. Beide Fragen waren in der Meldung an das OKH klar gestellt. Nur Hitler als Oberbefehlshaber der Wehrmacht, der über alle Kräfte des Heeres und der Luftwaffe auf allen Kriegsschauplätzen verfügte, konnte die Möglichkeiten beurteilen und darüber entscheiden. Fielen Urteil und Entscheidung positiv aus, so konnte es verantwortet werden, die Verzweiflungslösung eines isolierten Ausbruchversuchs zurückzustellen und die 6. Armee noch bei Stalingrad zu belassen.

War Hitler jedoch nicht willens, den letzten Mann *rechtzeitig* an den Einsatz der 6. Armee zu setzen oder gab er sich wider besseres Wissen Illusionen über die Leistungsfähigkeit der Luftwaffe hin, so handelte er verantwortungslos. Das gleiche gilt für diejenigen, die – wie sich gezeigt hat – in ihm solche Illusionen weckten und bestärkt haben, oder die nicht verstehen wollten, dass das Schicksal der 6. Armee den Forderungen aller anderen Kriegsschauplätze vorzugehen habe.

Dass Göring in grösster Leichtfertigkeit die Sicherstellung ausreichender Versorgung der 6. Armee auf dem Luftwege zusagte und dann nicht einmal alles tat, um wenigstens das Mögliche zu erreichen, konnte ein Soldat nicht voraussehen.

Ebensowenig haben wir allerdings vorausgesehen, in welchem Ausmass Hitler in der Folge sich allen sachlichen Erwägungen zugunsten seiner Theorie des Haltens um jeden Preis verschliessen würde. Wer konnte annehmen, dass er den Verlust einer Armee um des Namens Stalingrad willen in Kauf nehmen würde.

Erste Eindrücke und Entscheidungen

Am 24. November nachm. setzten wir die Reise von Starobjelsk nach Nowotscherskask fort. Zehn Jahre zuvor war ich die gleiche Strecke nach Rostow gefahren, um als Gast an Manövern der Roten Armee im Kaukasus teilzunehmen. Damals hatten viele interessante Eindrücke vor mir gelegen. Heute war es eine Aufgabe, über deren Schwere meine Gehilfen und ich uns keiner Täuschung hingaben. Immer wieder suchten unsere Gedanken unsere bei Stalingrad eingeschlossenen Kameraden. Mein Ord.Offz., Oblt. Stahlberg, bemühte sich, uns durch kleine Freuden, gute Musik von Schallplatten oder Gespräche über andere Probleme, ein wenig abzulenken. Er war nach dem Tode «Pepos» zu unserem Stabe gekommen. Mein ehemaliger Mitarbeiter Tresckow, dessen Neffe St. war, hatte ihn zu mir gebracht. Stahlberg ist dann bis zum Ende des Krieges mein ständiger Begleiter geblieben. Er ist mir

in diesen Jahren bis zum Waffenstillstand ein treuer Helfer in allen persönlichen Dingen gewesen.

Am 26. November vorm. sprach ich auf der Durchfahrt in Rostow den General Hauffe, Chef der deutschen Militärmission in Rumänien und ursprünglich als deutscher Generalstabschef der Heeresgruppe Antonescu vorgesehen. Er gab uns ein recht unerfreuliches Bild von dem Zustand der beiden an der Stalingrad-Front stehenden rumänischen Armeen. In seiner jeden Zweifel ausschliessenden Ausdrucksweise bezeichnete er von den ursprünglich vorhandenen 22 rumänischen Divisionen 9 als völlig zerschlagen, 9 als weggelaufen und z.Z. nicht einsatzfähig, 4 als noch kampffähig. Immerhin hoffte er, mit der Zeit aus den Trümmern noch einige Verbände zusammenstellen zu können.

Das Gegenstück zu Hauffes Bericht bildete ein Brief, den mir Marschall Antonescu sandte. In ihm beschwerte er sich bitter über die deutsche Führung. Er warf ihr vor, dass sie seinen mehrfachen Warnungen betr. der sich im Don-Brückenkopf von Kremenskaja vor der Front der 3. rumänischen Armee zusammenballenden Gefahr nicht die genügende Beachtung geschenkt, dass sie die Übernahme des Befehls durch ihn immer wieder hinausgezögert habe.

Mit vollem Recht wies der Marschall zugleich darauf hin, dass Rumänien und er selbst von allen Verbündeten Deutschlands bisher am meisten für die gemeinsame Sache geleistet hätten. Er habe aus freien Stücken für den Feldzug 1942 22 Divisionen zur Verfügung gestellt und sie ohne Vorbehalte – im Gegensatz zu Italien und Ungarn – der deutschen Führung unterstellt, obwohl er an das Reich durch keinerlei vertragliche Verpflichtung gebunden sei.

Aus dem Schreiben sprach die berechtigte Enttäuschung des Soldaten, der seine Truppen durch die Fehler anderer verloren sieht.

Ich konnte innerlich die Berechtigung der Kritik des Marschalls an der obersten deutschen Führung nicht bestreiten. Ich antwortete ihm, dass ich seinen Brief an Hitler weitergegeben habe, da ich – an den Vorgängen noch nicht beteiligt – zu der geäusserten Kritik, die ja auf Hitler zielte, nicht Stellung nehmen könne. Jedenfalls konnte es Hitler nichts schaden, wenn er diese ungeschminkte Kritik seines loyalsten Verbündeten lesen musste. Der Brief berührte zudem noch eine politische Frage, nämlich die des Vertrauensverhältnisses zwischen den beiden Verbündeten. Marschall Antonescu erwähnte in seinem Schreiben, dass sein Todfeind, der Führer der rumänischen Eisernen Garde, durch Himmler seinem Zugriff entzogen und in Deutschland sozusagen «für alle Fälle aufgehoben» werde. Die «Eiserne Garde», eine radikale politische Organisation, hatte seinerzeit einen Putsch gegen das Regime Antonescu unternommen. Es war ihr

zunächst gelungen, den Marschall in seinem Amtsgebäude einzuschließen. Er hatte schliesslich den Putsch niederschlagen können. Der Führer der Eisernen Garde war jedoch ins Ausland entkommen. Es war verständlich, dass Antonescu es als illoyal empfand, wenn jetzt Himmler seine schützende Hand über diesen Mann hielt. Sicherlich war ein solch hinterhältiges Verfahren wenig geeignet, unsere Bundesgenossenschaft zu stärken.

Der eigentliche Anlass für das Schreiben Antonescus an mich war übrigens eine Beschwerde darüber gewesen, dass deutsche Dienststellen und einzelne Offiziere und Soldaten sich ehrverletzende Äusserungen und Übergriffe gegen die Rumänen hätten zuschulden kommen lassen. Obwohl solche Vorkommnisse durch die letzten Ereignisse und durch das Versagen vieler rumänischer Truppen erklärlich waren, habe ich selbstverständlich sofort eingegriffen. Derartige Vorgänge konnten der gemeinsamen Sache nur abträglich sein, so sehr man auch die Wut deutscher Soldaten, die sich durch ihre Nachbarn im Stich gelassen sahen, verstehen mochte.

Ich habe bereits früher geschildert, was man nach Lage der Dinge von rumänischen Truppen erwarten konnte und was nicht. Immerhin waren sie noch unsere besten Verbündeten und haben – im Rahmen des ihnen Möglichen – an vielen Stellen tapfer gekämpft.

Am 26. November trafen wir in unserem neuen Hauptquartier, Nowotschenkask, ein. Als einzige Wachtruppe stand eine freiwillige Kosakenabteilung zur Verfügung, die den Wachdienst vor unserem Dienstgebäude offensichtlich als eine besondere Ehre betrachtete. Da in der nächsten Nacht auch die wichtigsten Nachrichtenverbindungen fertig wurden, konnten wir am 27. November vormittags den Befehl über die Heeresgruppe Don übernehmen.

Die vor uns liegende Aufgabe zeigte ein Doppelgesicht. Das eine, worauf es ankam, war der Entsatz und die Rettung der 6. Armee. Dies war nicht nur menschlich gesehen die vordringlichste Aufgabe. Auch vom rein operativen Standpunkt aus war sie zunächst das wesentlichste, weil kaum anzunehmen war, dass ohne die Erhaltung der Kräfte der 6. Armee die Lage auf dem Südflügel der Ostfront und damit im Osten überhaupt würde wiederhergestellt werden können.

Das andere, was daneben nicht aus den Augen verloren werden durfte, war die *Gefahr*, die schon jetzt bestand, *dass der gesamte Südflügel der Ostfront vernichtet würde*. Ein Ergebnis, das aller Voraussicht nach den Kampf im Osten entscheiden und damit den Kriegsverlust herbeiführen musste. Geling es den Russen, die hauchdünnen, vorerst im Wesentlichen

aus Resten rumänischer Verbände, deutschen Trossen und Alarm-Einheiten*) bestehenden Schleier zu zerreißen, die (abgesehen von der sogenannten «Festung» Stalingrad) die einzige Sicherung des ganzen Operationsgebiets zwischen dem Rücken der Heeresgruppe A und der noch bestehenden Don-Front bildeten, so war nicht nur für die 6. Armee nichts mehr zu hoffen. Auch die Lage der Heeresgruppe A musste dann mehr als kritisch werden.

Es war das Verdienst des Oberbefehlshabers der 4. Panzer-Armee, Generaloberst Hoth, und des zum Chef d. G. der 3. rumänischen Armee ernannten Oberst i. G. Wenck, dass es überhaupt gelungen ist, in den kritischen Tagen Ende November, jene Schleier vor die zwischen der 6. Armee, der Heeresgruppe A und der Don-Front liegenden riesigen Lücken zu ziehen, die eine sofortige Ausnutzung der Lage durch die russische Führung verhindert haben. Hätte der Gegner damals eine schnelle Armee bis an den unteren Don nach Rostow vorstossen lassen, wozu er zweifellos die Kräfte besass, so wäre neben dem Verlust der 6. Armee auch der der Heeresgruppe A in den Bereich der Möglichkeit getreten.

Wenn auch für die Heeresgruppe diese Gefahr der Vernichtung des gesamten Südflügels immer gegenwärtig blieb, so hat sie sich doch dadurch nicht veranlassen lassen, auch nur einen Mann oder einen Schuss Munition, die für das Freikämpfen der 6. Armee in Frage kamen, dieser Aufgabe zu entziehen. Sie hat – solange auch nur noch die geringste Aussicht auf Erfolg bestand – *alles* an den Einsatzversuch gesetzt, was in ihrer Möglichkeit und unter ihrer Befehlsgewalt stand. Sie hat dazu die grössten Risiken auf sich nehmen müssen.

Wenn die Heeresgruppe trotzdem diese Aufgabe, die 6. Armee zu retten, nicht hat lösen können, so lag dies in erster Linie an der ausserordentlichen Überlegenheit der feindlichen Kräfte und an der unzureichenden Stärke der eigenen. Weitere Hemmnisse ergaben sich aus der Witterungslage, die den Einsatz der Luftwaffe, vor allem zur Versorgung der 6. Armee, weitgehend hinderte, und an der Transportlage, die es nicht erlaubte, die Einsatzkräfte schnell genug heranzuführen.

Daneben erfuhren wir nun erstmalig die Hemmungen, die von der

*) «Alarmeinheiten» wurden ad hoc aus nicht zu den kämpfenden Truppen gehörenden Einheiten, aus Stäben, Luftwaffentruppen, Urlaubern, Genesenen usw. gebildet. Ihnen mangelte es an festem Gefüge, kampferprobten Führern, Waffen (besonders schweren Waffen, Panzerabwehmitteln, Artillerie), Versorgungseinrichtungen und zum grossen Teil an Kampferfahrung und Gefechtsausbildung. Ihr Kampfwert war daher gering. Trotzdem haben sie, einige Zeit im Kampf zusammengesweisst, oft Hervorragendes geleistet.

obersten deutschen Führung ausgingen und die in der Person Hitlers, in seinen Auffassungen und in seinem Charakter begründet waren. Sie sind in dem Kapitel über Hitlers militärische Führung bereits geschildert worden. In jenem Kampf um die Rettung der 6. Armee haben sie dazu geführt, dass seitens der obersten Führung nicht, auf die Gefahr von Rückschlägen an anderen Fronten hin, das letzte an den Entsatz der 6. Armee gesetzt worden ist. Sie haben immer wieder dringend notwendige Entscheidungen verzögert, obwohl die Entwicklung der Lage sehr wohl vorauszusehen war und vom Ob.Kdo.d.H.Gr. Hitler auch immer wieder vorausgesagt worden ist.

Wenn ich von den zweierlei Aufgaben, denen sich die Heeresgruppe gegenüber sah, als sie das Kommando übernahm, gesprochen habe, so erreichte die erste, die Befreiung der 6. Armee, für die Heeresgruppe praktisch ihr Ende bereits um Weihnachten 1942. Zu diesem Zeitpunkt war klar, dass der Entsatzversuch der 4. Panzer-Armee sein Ziel nicht mehr erreichen konnte, eine Verbindung zu der eingeschlossenen Armee herzustellen. Während gleichzeitig Hitler noch immer an Stalingrad festhielt, versagte sich das AOK 6 in der entscheidenden Stunde – entgegen den ihm von der Heeresgruppe gegebenen Weisungen – selbst der letzten, vielleicht noch vorhandenen Chance. Damit war praktisch das Schicksal der Armee endgültig entschieden. Der Gedanke Hitlers, mit einem im Laufe des Januar auf Charkow heranzuführenden SS-Panzer-Korps die Armee später doch noch entsetzen zu können, war von vornherein eine Illusion.

So war das, was nach dem Steckenbleiben der Entsatzangriffe der 4. Panzer-Armee im Kessel von Stalingrad noch folgte, tatsächlich der Todeskampf der 6. Armee. Den Versuch zu machen, ihn zur Verminderung der Verluste und Leiden der Armee durch den Vorschlag einer Kapitulation abzukürzen, konnte die Heeresgruppe im Hinblick auf die andere Seite ihrer Aufgabe – die Verhinderung einer Vernichtung des gesamten Südflügels der Ostfront – jedoch erst im letzten Stadium dieses Kampfes verantworten.

Die Kämpfe, die der Befreiung der 6. Armee galten, haben naturgemäß im engen Zusammenhang mit der Entwicklung der Lage des gesamten deutschen Südflügels gestanden. Wenn die letzteren in einem späteren Kapitel gesondert betrachtet wird, so deshalb, um die operativen Gedankengänge klarer hervortreten zu lassen.

Die Lage bei der Kommando-Übernahme

Bei der Kommando-Übernahme fand die Heeresgruppe eine gegenüber dem 24. November im Grossen noch unveränderte Lage vor.

Der Feind hatte offenbar zunächst seine Hauptkräfte in dem die 6. Armee einschliessenden Ring eingesetzt. Von den etwa 143 grossen Verbänden, die insgesamt im Operationsgebiet der Heeresgruppe gemeldet waren, waren mindestens einige 60 von vornherein zur Einschliessung der Armee verwendet worden. Die Südfront der Armee wurde am 28. November stark angegriffen, jedoch gelang es, diesen Angriff abzuwehren. Auf den übrigen Fronten der Armee kam es Ende November nur zu Teilkämpfen, in denen sich ihre Abwehrfront festigte. Jedenfalls aber war klar, dass ein Ausbruchversuch, in diesen Tagen unternommen, auf eine starke feindliche Abwehr gestossen wäre. Der Verbrauch der im Kessel verfügbaren Munitions- und Betriebsstoff-Vorräte wäre dabei unvermeidlich gewesen. Die Armee würde, selbst wenn ein Durchbruch gelungen wäre, ohne Munitions- und Betriebsstoffe am Don angekommen sein, ohne dass ihr zu dieser Zeit durch eine Einsatzgruppe Hilfe hätte gebracht werden können.

Im Übrigen fühlte der Gegner gegen die dünnen Schleier vor, die sich in den Lücken südlich und westlich Stalingrad bildeten und hinter denen sich die Bereitstellung der Einsatzkräfte vollziehen sollte.

Als erstes kam es für die Heeresgruppe darauf an, ein möglichst klares Bild von dem *Zustand und den Absichten der 6. Armee* zu erhalten. Denn was sie vom OKH und der Hunderte von Kilometern entfernten Heeresgruppe B hatte erfahren können, genügte selbstverständlich nicht.

Bereits am 26. November war mir durch einen aus dem Kessel ausgeflogenen Offizier ein Brief des Generals Paulus (s. Anlage 9) überbracht worden. General Paulus betonte darin die Notwendigkeit der «Handlungsfreiheit für den äussersten Fall». Eine Situation, die einen sofortigen Ausbruch nach Südwesten nötig mache, könne täglich und stündlich eintreten. Die in dem Brief fehlenden Angaben über die Versorgungslage der Armee wurden durch einen Bericht des aus dem Kessel gekommenen Generals der Flieger Pickert, den der Chef der Luftflotte 4, Generaloberst Frhr. v. Richthofen, mit der Organisation der Versorgung durch die Luftwaffe beauftragt hatte, ergänzt. Danach hatte die Armee noch Verpflegung (allerdings bereits gekürzt) für 12 Tage. An Munition seien 10–20 Prozent einer Ausstattung vorhanden. Das entsprach dem Bedarf eines wirklichen Kampftages! Betriebsstoff reichte nur noch für kleinere Verschiebungen, nicht mehr für die Zusammenziehung der Panzer zu einem Ausbruch. Wenn diese Angaben zuträfen, dann war

allerdings unerfindlich, wie die Armee ihre vier Tage vorher gemeldete Absicht, auszubrechen, hätte durchführen wollen.

Auf Grund dieser Nachrichten entschloss ich mich, selbst in den Kessel zu fliegen, um mit Paulus Rücksprache zu nehmen. Auf dringliche Vorstellungen meines Chefs und I a nahm ich jedoch schliesslich davon Abstand. Bei der Wetterlage war es durchaus zweifelhaft, ob ich nicht im Kessel für zwei oder mehr Tage festgehalten werden würde. Eine so lange Abwesenheit war aber weder mit Rücksicht auf die gespannte Lage bei den anderen Armeen noch auf die Notwendigkeit zu vertreten, dem OKH gegenüber die Ansichten der Heeresgruppe fortlaufend zur Geltung zu bringen. Ich entsandte daher meinen Chef, den General Schulz, und später nochmals meinen I a, Oberst Busse.

Aufgabe von Schulz war es in erster Linie, neben der Gewinnung eines eigenen Eindrucks von der Lage und dem Zustand der 6. Armee und ihrer Führung, den Oberbefehlshaber über das zu unterrichten, was für den Entsatz der Armee vorgesehen sei. Dadurch sollte dieser die Möglichkeit erhalten, selbst die Aussichten dieser Operation und den Zeitpunkt ihres voraussichtlichen Wirksamwerdens zu beurteilen. Es kam darauf an, die Ansichten von Paulus über die Erfordernisse der Lage mit den unsrigen abzustimmen, denn es war klar, dass mangels einer Fernsprech- oder sicheren schriftlichen Verbindung die Einwirkung der Heeresgruppe auf die Entschlüsse des AOK nur sehr bedingt sein konnte. Um so mehr, als die Armee durch den Verbindungsoffizier des OKH nebenbei dauernd unter der Einwirkung der Gedanken und Befehle Hitlers stand.

Der Brief von Paulus hatte die tiefe und nur allzu erklärliche Depression erkennen lassen, die die Folge einer Lage war, für deren Entstehen nicht der Armeeführer, sondern die oberste Führung verantwortlich war. Der in ihm zum Ausdruck kommende, weiterhin bestehende Wunsch nach «Handlungsfreiheit im äussersten Fall» aber schien mir zu bedeuten, dass General Paulus an einen Ausbruch dachte, für den Fall, dass die Lage im Kessel *unhaltbar* geworden sein würde. Sei es, dass der Gegner eine oder mehrere Fronten der Armee bereits eingedrückt oder gar durchbrochen haben würde – so dass die taktische Lage unhaltbar geworden wäre – sei es, dass die Kräfte der Truppe zu Ende gingen. In beiden Fällen aber konnte m. E. ein Ausbruchversuch nur in einer Katastrophe enden. So wie die Lage nun einmal war, kam es auf zweierlei an: zunächst auf eine zähe Verteidigung, um die Armee vorerst zu erhalten, dann auf einen Durchbruch, nicht aus einer bereits verzweifelt gewordenen Lage heraus, sondern gewollt zu dem Zeitpunkt, zu dem die Armee noch die Kräfte für ein solches Unternehmen haben, und zu

dem ein Zusammenwirken mit den von aussen angesetzten Einsatz-Operationen möglich sein würde.

Diese Auffassung sollte General Schulz dem General Paulus übermitteln.

Der Gesamteindruck, den General Schulz aus dem Kessel mitbrachte und den später auch Oberst Busse bestätigte, war der, dass die 6. Armee – ausreichende Versorgung auf dem Luftwege vorausgesetzt – ihre Lage und Widerstandsmöglichkeit im Kessel nicht ungünstig beurteilte. (Dass eine solche Einstellung auch zu einer Gefahr werden konnte, sollte sich später zeigen.)

Damit komme ich zu der Frage, ob überhaupt daran zu denken war, dass man die 6. *Armee auf dem Luftwege versorgen könne*.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. hatte in seiner Meldung an das OKH vom 24. November von Starobjelsk aus diese Frage ausdrücklich als die entscheidende bezeichnet. Nur wenn diese Versorgungsmöglichkeit gesichert sei, könne man mit einem Ausbruch der Armee warten, bis das Eingreifen der Einsatzgruppen ihr eine günstigere Chance zum Ausbrechen geben werde.

Hitler hatte die Frage jener Möglichkeit bereits praktisch mit einem «Ja» beantwortet, als er tags zuvor den Antrag des Generals Paulus, ausbrechen zu dürfen, abgelehnt hatte. Er hatte sich dabei auf eine entsprechende Zusage Görings gestützt, die 6. Armee versorgen zu können.

Tatsächlich war das Ob.Kdo. d. Luftwaffe diejenige Stelle, die allein ein begründetes Urteil darüber abgeben konnte, ob die Kräfte und Mittel der Luftwaffe die Versorgung der Armee bei Stalingrad ermöglichen würden.

Generaloberst Freiherr von Richthofen, der Chef der Luftflotte 4, die mit der Heeresgruppe zusammenzuarbeiten hatte, und der auch die Versorgung der 6. Armee übertragen worden war, sagte mir anlässlich der Kommandoübernahme über die Heeresgruppe Don folgendes. Seiner Ansicht nach könne bei der derzeitigen Wetterlage eine ausreichende Versorgung nicht geflogen werden. Er glaube auch, dass nach Wetterbesserung eine solche auf die Dauer nicht aufrecht zu erhalten sein werde und habe dies Göring gemeldet. Allerdings könne er nicht beurteilen, welche Kräfte und Mittel Göring noch einzusetzen in der Lage sei.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. hat diesen Standpunkt des Chefs der Luftflotte 4 dem OKH sofort gemeldet. Dieser Meldung, wie den täglichen Berichten, dass die geflogene Versorgung nicht annähernd das Soll erreicht habe, wurde stets mit dem Hinweis auf neu herankommende Transportstaffeln begegnet. Sie sind auch tatsächlich herangekommen. Die Besatzungen der Flugzeuge haben sich aufopfernd für ihre Aufgabe eingesetzt. Die Luft-

waffe hat vor Stalingrad 488 Flugzeuge mit etwa 1'000 Mann Besatzung verloren! Trotzdem ist es nicht gelungen, der 6. Armee auch nur annähernd das Notwendigste zuzufliessen.

Es steht also fest, dass die am 23. November (oder schon vorher) von Göring Hitler gegebene Zusage falsch gewesen ist. Ob sie auf einer Fehleinschätzung der gegebenen Möglichkeiten beruhte, oder ob sie aus Geltungsbedürfnis bzw. in dem Wunsch, Hitler nach dem Munde zu reden, leichtfertig gegeben worden ist, vermag ich nicht zu beurteilen. Jedenfalls trägt Göring dafür die Verantwortung. Allerdings hätte auch Hitler die Zuverlässigkeit dieser Erklärung nachprüfen müssen. Er kannte einerseits Göring und wusste andererseits sehr wohl über die Stärke usw. der Luftwaffe Bescheid.

Weder das Ob.Kdo.d.H.Gr. noch der Chef der Luftwaffe 4 waren dagegen zu einer solchen Nachprüfung in der Lage. Eine *zeitweise* Versorgung der 6. Armee auf dem Luftwege von vornherein als völlig utopisch anzusehen, lag kein Grund vor. Schliesslich hatte die Luftwaffe im Winter 1941/42 im Kessel von Demjansk hunderttausend Mann monatelang mit allem Notwendigen versorgt.

Jetzt war allerdings die doppelte Anzahl von Menschen eingeschlossen. Dagegen konnte es sich – wenigstens nach unserer Auffassung – nur um eine Versorgung für die Dauer weniger Wochen handeln. Sobald die Einsatzgruppen sich dem Kessel von Stalingrad näherten, musste nach unserer Ansicht die 6. Armee in jedem Falle ausbrechen. Sie auf die Dauer um Stalingrad zu belassen, konnte gar nicht in Frage kommen.

Im Grunde handelte es sich für den Ob.d.L. um eine nüchterne Berechnung.

Der Mindestbedarf der 6. Armee an Versorgungsgütern aller Art betrug täglich 550 t (bis zum Verzehr der im Kessel vorhandenen Verpflegungsvorräte mindestens 400 t).

Die Beförderung von 550 t erforderte – bei einmaligem Flug am Tage – 225 Ju 52 (entsprechend mehr He 111, die bestenfalls nur 1,5 t laden konnten).

Die Entfernung der Flugbasen, von denen aus die Versorgung zu fliegen war, betrug von Morosowskji 180, von Tazinskaja 220 Kilometer, davon jedoch nur 50 Kilometer über Feindgebiet. (Beide Flugplätze sind erst verloren gegangen, als das Schicksal der 6. Armee um Weihnachten 1942 bereits entschieden war.) Bei günstigem Wetter konnte man mit zweimaligem Einsatz der Maschinen innerhalb 24 Stunden rechnen. Die Zahl der erforderlichen Flugzeuge würde sich damit an den betreffenden Tagen um die Hälfte verringern.

Die vorstehenden Zahlen bildeten die erste Grundlage für das vom

Ob.d.L. abzugebende Urteil über die Möglichkeit der Versorgung der 6. Armee. Er hatte jedoch noch folgende Faktoren in Rechnung zu stellen:

Erstens, dass im Winter das Wetter des Öfteren den Einsatz der Transportstaffeln unmöglich machen würde. Der Ausfall musste durch eine Mehrleistung an Tagen mit Flugwetter ausgeglichen, die Zahl der Flugzeuge also entsprechend erhöht werden. In welchem Ausmasse die Wetterlage die Versorgung verhindern würde, war allerdings schwierig vorherzusagen. Immerhin mussten die Meteorologen der Luftwaffe aus dem vergangenen Winter dafür gewisse Grundlagen haben.

Zweitens war einzukalkulieren, dass jeweils ein Teil der Maschinen nicht startklar ist. Hierfür gab es Erfahrungssätze. Weitgehend hing dieser Ausfall von Flugzeugen auch davon ab, welche Instandsetzungskräfte und Mittel in den Flugbasen vorhanden waren oder ihnen noch zugeführt werden konnten. Hierauf wird noch zurückzukommen sein.

Schliesslich war zu berücksichtigen, dass ein gewisser Prozentsatz der Transportmaschinen abgeschossen oder zu Bruch gehen werde. Die Höhe der Verluste durch Feindeinwirkung war wiederum weitgehend davon abhängig, wieviel Jagd- und Kampfkräfte die Luftwaffe zum Schutz der Versorgungsflüge einsetzen konnte.

Zwei Fragen hatte also der Ob.d.L. eingehend zu prüfen, ehe er eine Zusage hinsichtlich der Versorgung der 6. Armee gab:

Konnte er überhaupt den erforderlichen Transportraum für 550 Tonnen sofort bereitstellen unter Berücksichtigung des Mehrbedarfs für zeitweise technische Ausfälle und dessen, den die Wetterlage im Winter bedingen würde?

Würde er diese Zahl durch laufenden Ersatz, vor allem aber durch Einsatz entsprechender Jagd- und Kampfkräfte gegenüber der zu erwartenden feindlichen Abwehr, bis zu dem Zeitpunkt aufrechterhalten können, zu dem eine Befreiung der 6. Armee in Betracht kam?

Nur Göring war in der Lage, diese Fragen einwandfrei zu beurteilen. Nur er konnte übersehen, ob der erforderliche Einsatz zu leisten war und ob er ihn im Hinblick auf die sonstigen Aufgaben der Luftwaffe verantworten konnte. War beides nicht der Fall, so war es seine Pflicht, dies Hitler eindeutig zu sagen, als die Entscheidung über die 6. Armee fiel, nämlich am 22./23. November.

Des Weiteren war es in jedem Fall Görings Pflicht, nachdem Hitler das Verbleiben der Armee um Stalingrad befohlen hatte, sofort auch die letzten Reserven der Luftwaffe an Transportmaschinen und Jagdkräften sowie auch an Instandsetzungsmitteln einzusetzen.

Es ist zweifelhaft, ob Göring auf diesem Gebiet alles getan hat, was möglich gewesen wäre. Auf die dauernden Meldungen der H.Gr. über

unzureichende Versorgung der 6. Armee befahl Hitler Anfang Januar, dass der Feldmarschall Milch die Leitung der Luftversorgung zu übernehmen habe. Da diesem alle in der Heimat befindlichen Kräfte und Mittel der Luftwaffe zur Verfügung standen, war er tatsächlich in der Lage, die Vorbedingungen der Versorgung auf dem Luftwege zu verbessern. Nur war es operativ gesehen eben bereits zu spät; lufttransportmässig gesehen auch deshalb, weil inzwischen die vorher genannten Flugbasen verlorengegangen waren und die Versorgung über sehr viel weitere Strecken geflogen werden musste.

Ist also schon die von Göring gegebene Zusage vom 22./23. November leichtfertig gewesen, so hat er gerade in den ersten Wochen der Einschliessung, auf die alles ankam, die vorhandenen Möglichkeiten nicht ausgeschöpft. Zu einer Zeit, als ein Erfolg in Bezug auf die Rettung der 6. Armee noch möglich gewesen wäre.

Je umstrittener und fragwürdiger die Frage der Versorgung der 6. Armee wurde, desto wesentlicher musste ihr baldiger Entsatz sein. Nach der H.Gr. inzwischen übermittelten Angaben des OKH sollten von diesem folgende Kräfte zu diesem Zweck verfügbar gemacht werden:

- a) im Rahmen der 4. *Panzer-Armee* das 57. Panzer-Korps, General Kirchner (von Heeresgruppe A anzubefördern), mit der 6. und 23. Panzer-Division sowie der 15. Luftwaffen-Feld-Division. Diese Kräfte sollten bis 3. Dezember um Kotelnikowo eingetroffen sein;
- b) die neuzubildende *Armee-Abt. Hollidt* (im Streifen der 3. rumänischen Armee aufmarschierend) mit der 62., 294., 336. Infanterie-Division, dem Generalkommando des 48. Panzer-Korps (General v. Knobelsdorff) mit der 11. und 22. Panzer-Division, der 3. Gebirgs-Division und der 7. und 8. Luftwaffen-Feld-Division. Diese Gruppe sollte etwa am 5. Dezember am oberen Tschir operationsbereit sein.

Insgesamt glaubte die Heeresgruppe bei beiden Gruppen mit 4 Panzer-Divisionen, 4 Infanterie- bzw. Gebirgs-Divisionen und 3 Luftwaffen-Feld-Divisionen als Entsatzkräfte rechnen zu können. Dabei war jedoch von vornherein klar, dass die Luftwaffen-Feld-Divisionen bestenfalls zu Abwehraufgaben, also etwa zum Absichern der Flanken der Stossgruppen zu verwenden sein würden.

Die in Aussicht gestellten Kräfte mochten – falls sie wirklich in dieser Stärke und zu den angegebenen Zeitpunkten verfügbar sein würden – allenfalls ausreichen, um vorübergehend die Verbindung zur 6. Armee wiederherzustellen und dieser damit ihre Bewegungsfreiheit wiederzugeben. In keinem Falle aber konnten sie genügen, die feindlichen Gesamtkräfte so zu schlagen, dass an eine Wiederherstellung der Lage

im Sinne des von Hitler im Stellungskriegsjargon gegebenen Auftrags zu denken war, «die vor Beginn des Angriffs innegehabten Stellungen wiederzugewinnen».

Am 27. November traf bei der Heeresgruppe ein Fernschreiben des OKH ein, das die Antwort auf die Meldung Heeresgruppe über ihre Auffassung der Lage vom 24. November darstellte. Es liess erkennen, dass Hitler noch immer in den vorgenannten Gedanken befangen zu sein schien. Er begründete seinen Entschluss zum Festhalten an Stalingrad damit, dass die Preisgabe bedeuten würde, dass man im kommenden Jahr alles, was man 1942 unter grossen Opfern erobert hatte, unter noch grösserem Einsatz zum zweitenmal zu gewinnen versuchen müsse.

Diese Frage stand – ganz abgesehen davon, ob eine Wiederholung der Offensive von 1942 überhaupt zweckmässig und kräftemässig möglich sein würde – z. Z. gar nicht zur Diskussion. Die Frage war vielmehr die, ob man die Lage auf dem Südflügel der Ostfront überhaupt – gleichviel wo – noch einmal würde wieder herstellen können. Ohne das Freikämpfen der 6. Armee schien dies nahezu aussichtslos.

Ich sandte daher am 28. November Hitler eine eingehende Beurteilung der Lage. Diese enthielt eine eindeutige Aufstellung über die Stärke der feindlicherseits gegen uns operierenden Kräfte (143 grosse Verbände). Desgleichen gab sie ein klares Bild von der Lage und dem Zustand der 6. Armee, wobei ich besonders darauf hinwies, dass bei dieser in absehbarer Zeit die Wirkung der Artillerie mangels Munition und infolge Verlust der Beweglichkeit ausfallen würde.

Unter diesen Umständen sei es fraglich, ob man das Eintreffen aller Einsatzkräfte, insbesondere der Gruppe Hollidt würde abwarten dürfen. Voraussichtlich würde man schon vorher mit der Einsatzgruppe der 4. Panzer-Armee antreten müssen. Eine Entscheidung sei damit selbstverständlich nicht zu erreichen. Diese hinge, wie bereits am 24. November gemeldet, auf jeden Fall von der Zuführung weiterer Kräfte ab.

Was man bestenfalls erreichen könne, sei das Schlagen eines Korridors zur 6. Armee, durch den die Auffüllung ihrer Betriebsstoff- und Munitions-Vorräte und damit die Wiederherstellung ihrer Beweglichkeit erfolgen könne. Die Armee *musse* alsdann jedoch aus dem Kessel herausgenommen werden. Sie könne dort in der offenen Steppe den Winter über nicht erhalten werden. Vor allem aber sei es operativ gesehen unmöglich, unsere Kräfte weiterhin auf engstem Raum gebunden zu halten, während der Gegner auf Hunderte von Kilometern Front freie Hand habe. Wir müssten unter allen Umständen wieder operationsfähig werden. Eine Lösung wie die des Demjansker Kessels im Vorjahre sei ausgeschlossen. Der Verlauf der Ereignisse hat diese Auffassung voll bestätigt.

Es dauerte bis zum 3. Dezember, bis wir eine Antwort auf diese doch grundlegende Frage der Führung der Operationen erhielten. Ein Beispiel, wie Hitler ihm unbequeme Antworten hinauszuzögern liebte.

Immerhin enthielt jene Mitteilung die Mitteilung, dass Hitler mit unserer Auffassung einverstanden sei. Nur in zwei Punkten hatte er Vorbehalte gemacht. Er wünschte nicht, dass die Nordfront von Stalingrad zwecks Kräftegewinnes verkürzt, d.h. zurückgenommen würde. Er bestritt fernerhin zwar nicht die von der Heeresgruppe angegebene Zahl feindlicher Verbände. Er behauptete aber, dass die Stärken der sowjetischen Divisionen heruntergesetzt worden seien und dass die feindliche Führung auf Grund ihrer überraschenden Erfolge sowohl vor Nachschub- wie vor Führungsschwierigkeiten stehen werde.

Die Herabsetzung der Stärken der feindlichen Divisionen mochte stimmen. Sie wurde aber mehr als ausgeglichen durch die erfolgte Schwächung der eigenen Kräfte in monatelangen schweren Kämpfen, über die die Heeresgruppe sehr klar berichtet hatte. Dass die Sowjets bereits jetzt Versorgungsschwierigkeiten haben würden, war nicht anzunehmen. Die bei ihnen vorausgesetzten Führungsschwierigkeiten waren eine Hypothese, nicht mehr.

Immerhin – und das war das Wesentliche konnte man nach der allgemeinen Zustimmung Hitlers annehmen, dass er die Ansichten der Heeresgruppe in den wichtigsten Punkten angenommen habe, nämlich: dass die 6. Armee auch im Falle, dass es gelänge die Verbindung zu ihr freizukämpfen, nicht auf die Dauer bei Stalingrad belassen werden könne,

dass die Armee im Tagesdurchschnitt die erforderlichen Nachschubmengen auf dem Luftwege erhalten müsse und

dass – wie die Heeresgruppe bereits seit dem 21. November immer wieder hervorgehoben hatte – die laufende weitere Zuführung von Kräften nötig sei.

In der Folge wird sich zeigen, dass Hitler tatsächlich nicht im Entferntesten daran gedacht hat, die 6. Armee von Stalingrad zu lösen. Auch die beiden anderen Voraussetzungen einer erfolgreichen Operationsführung sollten sich nicht erfüllen.

Als erstes stellte sich vielmehr heraus, dass die Frage der *Stärke* der vom OKH für den Entsatz der 6. Armee zur Verfügung zu stellenden Kräfte, wie auch die des Zeitpunkts ihrer Operationsbereitschaft sich wesentlich ungünstiger entwickelte als nach den Zusagen in Starobjelsk anzunehmen gewesen war.

Zunächst verzögerten sich die Antransporte erheblich. Bei der Armeekorps-Abteilung Hollidt infolge unzureichender Bahnleistungen, bei der Ent-

satzgruppe der 4. Panzer-Armee dadurch, dass – während in den Steppen um Stalingrad eisiger Frost herrschte – im Kaukasusgebiet Tauwetter eintrat. Infolgedessen wurde der vorgesehene Landmarsch der Räderteile der 23. Panzer-Division unmöglich. Sie mussten ebenfalls mit der Bahn angefordert werden, was bei der geringen Streckenleistung den Zeitpunkt der Verwendungsfähigkeit des 57. Panzer-Korps um eine Reihe von Tagen hinausshob, in einer Lage, in der es auf jeden Tag ankam.

Als noch ungünstiger erwies sich die Frage der *Stärke* der Einsatzgruppen. Die für das 57. Panzer-Korps vorgesehene 15. Luftwaffen-Feld-Division musste überhaupt erst aufgestellt werden, was Wochen in Anspruch genommen hat. Als sie endlich fertig und in der Not der Lage eingesetzt wurde (zu einem Zeitpunkt, zu dem die Einsatzfrage längst negativ entschieden war), zerplatzte sie in den ersten Gefechtstagen. Die von der Heeresgruppe A abzugebende Heeresartillerie kam bis auf ein Nebelwerfer-Regiment überhaupt nicht. Von den insgesamt sieben für die Einsatzgruppe *Hollidt* vorgesehenen Divisionen stellte sich heraus, dass zwei (die 62. und 294. Infanterie-Division) bereits in der Front der 3. rum. Armee hatten eingesetzt werden müssen, um dieser wenigstens einen gewissen Halt zu geben. Ihre Herausnahme hätte zum sofortigen Zusammenbruch der Kampffronten des 1. und 2. rumänischen AK geführt. Beide Divisionen fielen also von vornherein für die Einsatzaufgaben aus. Die weiterhin zugesagte 3. Gebirgs-Division kam nicht.

Ihre erste, bereits auf der Bahn befindliche Hälfte wurde vom OKH der Heeresgruppe A zugeführt, um dort eine örtliche Krisis zu beheben. Die zweite Hälfte behielt die Heeresgruppe Mitte aus einem ähnlichen Grunde zurück. Die 22. Panzer-Division, die bei Beginn der sowjetischen Offensive in den Kampf der 3. rumänischen Armee geworfen worden war, stellte sich als Trümmerhaufen heraus. Nach den in den Novemberkämpfen erlittenen Verlusten war ihr eine Angriffskraft nicht mehr zuzusprechen. Angesichts der bereits erwähnten Unmöglichkeit, die Luftwaffen-Feld-Divisionen dieser Gruppe mit Angriffsaufgaben zu betrauen, blieben praktisch als Stosskräfte für die Einsatzoperation bei der 3. Panzer-Armee nur das 57. Panzer-Korps mit 2 Panzer-Divisionen, bei der Armee-Abteilung *Hollidt* das Gen.Kdo. des 48. Panzer-Korps mit der anrollenden 11. Panzer-Division und der 336. Infanterie-Division übrig. Die vom OKH als Ersatz für die ausgefallenen Divisionen in der Folge antransportierte 17. Panzer- und 306. Infanterie-Division konnten den Ausfall weder kräftemässig voll ausgleichen, noch konnten sie so frühzeitig verwendungsbereit sein, als es im Interesse der Einsatzoperation nötig gewesen wäre.

Unter diesen Umständen wurde alsbald klar, dass der ursprüngliche

Gedanke, aus zwei Richtungen – mit der 4. Panzer-Armee aus dem Gebiet von Kotelnikowo ostwärts des Don, mit der Armee-Abteilung Hollidt vom mittleren Tschir her auf Kalatsch – zum Entsatz der 6. Armee anzutreten mangels Kräften nicht durchführbar sein werde. Man konnte allenfalls hoffen, an einer Stelle stark genug zu sein. Nach der Lage der Dinge kam dann für den Entsatzangriff nur die 4. Panzer-Armee in Frage. Sie hatte den kürzeren Weg bis Stalingrad zurückzulegen.

Sie hatte auf diesem Weg nicht das Hindernis des Don zu überwinden. Auch konnte man hoffen, dass der Gegner eine Entsatzoffensive auf dem ostwärtigen Don-Ufer am wenigsten erwarten würde, weil nach der ganzen Lage die Versammlung stärkerer Kräfte dort naturgemäss für die deutsche Seite ein erhebliches Risiko in sich schloss. Er hatte daher zunächst auch in die Richtung von Kotelnikowo verhältnismässig schwache Kräfte zur Deckung seiner Einschliessungsfront vorgeschoben. Es standen hiergegen über der 4. Panzer-Armee vorerst nur 5 feindliche Divisionen, während der Gegner am Tschir bereits 15 Divisionen in Front hatte.

Der am 1. Dezember von der Heeresgruppe gegebene Befehl für die Operation «Wintergewitter» sah daher folgendes vor:

Die 4. *Panzer-Armee* sollte mit der Masse ihrer Kräfte an einem noch zu bestimmenden Tage (frühestens am 8. Dezember) ostwärts des Don aus dem Gebiet von Kotelnikowo antreten. Nach Durchstossen der feindlichen Deckungskräfte war es ihre Aufgabe, die südliche bzw. westliche Einschliessungsfront um Stalingrad vom Rücken bzw. von der Flanke her anzugreifen und aufzurollen.

Teilkräfte, das 48. Panzer-Korps von der Armee-Abteilung Hollidt, sollten aus dem Don-Tschir-Brückenkopf von Nishne Tschirskaja in den Rücken der feindlichen Deckungskräfte stossen. Sollte sich noch vor Angriffsbeginn der Gegner gegenüber der 4. Panzer-Armee nördlich Kotelnikowo erheblich verstärken oder die Lage bei der 4. rumänischen Armee, deren Aufgabe die Deckung der tiefen Ostflanke der 4. Panzer-Armee war, sich erneut kritisch gestalten, so war folgende Aushilfe in Aussicht genommen: Die Panzer-Divisionen der 4. Panzer-Armee sollten überraschend auf dem westlichen Don-Ufer nach Norden in den Don-Tschir-Brückenkopf von Nishne-Tschirskaja gezogen werden und den Hauptstoss aus diesem führen. Ferner war vorgesehen, dass eine schwächere Stossgruppe aus dem Don-Tschir-Brückenkopf westlich des Don auf Kalatsch vorstossen solle, um die Verbindung des Gegners hier zu unterbrechen, und die Don-Brücke für die 6. Armee zu öffnen.

Für die 6. *Armee* ordnete der Befehl der H.Gr. an, dass sie an einem noch von der H.Gr. zu befehlenden, auf das Antreten der 4. Panzer-Armee folgenden Tage aus ihrer Südwestfront zunächst in Richtung auf

die Donskaje Zaritzka durchzubrechen habe, um die Verbindung mit der 4. Panzer-Armee herzustellen und sich am Aufrollen der südlichen bzw. westlichen Einschliessungsfront und dem Gewinn des Don-Übergangs von Kalatsch zu beteiligen.

Nach dem ausdrücklichen Befehl Hitlers sollte die Armee weiterhin die bisherigen Stellungen im Kessel halten. Dass dies praktisch nicht möglich sein würde, wenn die Armee, der 4. Panzer-Armee entgegen, nach Südwesten ausbrach, war klar. Sie würde, wenn die Sowjets auf der Nord- oder Ostfront angriffen, schrittweise Raum geben müssen. Es wäre Hitler wohl nichts anderes übrig geblieben, als sich mit dieser Tatsache abzufinden, wie er es auch in späteren Fällen getan hat. (Diese Auffassung ausdrücklich in dem Befehl niederzulegen war allerdings nicht möglich, da Hitler durch seinen bei der 6. Armee befindlichen Generalstabsoffizier davon erfahren und sofort einen Gegenbefehl gegeben haben würde.)

In den ersten Tagen nach der Kommandoübernahme blieb es an der Front der H.Gr. verhältnismässig ruhig. Offenbar bereitete der Feind den konzentrischen Angriff auf die 6. Armee vor. Einen sofortigen Stoss mit starken Panzerkräften auf Rostow oder wenigstens auf die für die H.Gr. lebenswichtigen Donez-Übergänge bzw. den Eisenbahnknotenpunkt Lichacha schien der Gegner dagegen nicht zu wagen. Wahrscheinlich glaubte er, sich das mit einem solchen Raid verbundene Risiko sparen zu können im Hinblick auf die Überlegenheit seiner Kräfte im grossen Donbogen, die ihm den Erfolg auf jeden Fall zu sichern versprach. Zweifellos hat er jedoch damit eine grosse Chance aus der Hand gegeben; denn Kräfte, die einen solchen Stoss hätten auffangen können, waren um die Wende des November/Dezember auf deutscher Seite nicht vorhanden.

Feindliche Angriffe auf die 6. Armee

Am 2. Dezember begann der *feindliche Angriff auf die 6. Armee*. Er wurde ebenso wie seine Wiederholung am 4. und 8. Dezember von den tapferen Truppen der Armee blutig abgeschlagen. Die Versorgungslage der eingeschlossenen Armee hatte sich zum Glück als günstiger herausgestellt als man ursprünglich zu hoffen gewagt hatte. Am 2. Dezember meldete sie, dass sie (vom 30. November abgerechnet) mit ihrer Verpflegung (wenn auch gekürzt und unter Verzehr eines erheblichen Teils der Pferde) 12–16 Tage auskommen werde. Zugleich liess die Wetterlage auf eine künftige Verbesserung der Versorgung auf dem Luftwege hoffen, nachdem am 5. Dezember erstmalig 300 to hatten eingeflogen wer-

den können. Leider sollte dies aber eine Einzelercheinung bleiben. In jedem Fall war klar, dass die Zeit drängte, eine Verbindung auf der Erde zur 6. Armee zu erkämpfen und sie aus dem Kessel herauszuholen.

In dieser Hinsicht war jedoch der einzige günstige Umstand bisher der, dass der Gegner, wie oben erwähnt, sich nicht getraut hatte, die Chance auszunutzen, die ihm ein Abschneiden der rückwärtigen Verbindungen der H.Gr. an den Donez-Übergängen bzw. bei Rostow (dort auch der H.Gr. A) geboten hätte. Sonst aber verschärfte sich die Lage in den Frontabschnitten, aus denen die Entsatzangriffe zur Befreiung der 6. Armee vorgetragen werden sollten, wesentlich.

Bei der *4. Panzer-Armee* verzögerte sich der Antransport des 57. Panzer-Korps aus dem Kaukasus aus den bereits erwähnten Gründen. Aus dem ursprünglichen Bereitstellungstermin von 3. Dezember wurde zunächst der 8. und schliesslich der 12. Dezember. Dass demgegenüber der Feind eine so lange Zeitspanne hindurch nicht untätig bleiben würde, war sicher. Am 3. Dezember stiess er mit stärkeren Kräften – offenbar zur Klärung der Lage – auf Kotelnikowo, den Hauptausladepunkt des 57. Panzer-Korps vor. Er wurde am 4. Dezember durch einen Angriff der inzwischen verwendungsbereiten 6. Panzer-Division geworfen. Ab 8. Dezember zeichnete sich die Versammlung stärkerer Feindkräfte vor der Nordfront der 4. Panzer-Armee (nordostwärts Kotelnikowo) ab.

Eine neue Armee (51.) wurde hier festgestellt. Vor der im Wesentlichen aus rumänischen Truppen bestehenden Ostfront der 4. Panzer-Armee, an der unter dieser das rumänische AOK 4 das Kommando führte, blieb es jedoch ruhig, ebenso wie vor der um Elista stehenden 16. mot. Division. Diese unternahm, um Befürchtungen des rumänischen AOK zu entkräften, mit schwachen mot. Teilen auf Befehl der H.Gr. einen kühnen Vorstoss hinter der Front des vor den rumänischen Truppen stehenden Gegners entlang nach Norden, durch den einwandfrei geklärt wurde, dass der Feind hier westlich der Wolga vorläufig noch keine stärkeren Kräfte hatte.

Zuspitzung der Lage an der Tschirfront

Wesentlich bedenklicher entwickelte sich die Lage in dem Operationsabschnitt der 3. *rumänischen Armee* bzw. der *Armee-Abteilung Hollidt*.

Hier standen am *unteren Tschir* von der Mündung des Tschir in den Don bis 70 km Tschir aufwärts überhaupt nur, ausser einigen Flak-Gruppen, Alarmeinheiten, die aus Trossen und zurückgekommenen Urlaubern der 6. Armee zusammengestellt worden waren. Dazu kamen

später die beiden für die Armee-Abteilung Hollidt vorgesehenen Luftwaffen-Feld-Divisionen, die sich aber mangels jeglicher Kampferfahrung und geschulten Führerpersonals als nur bedingt brauchbar erwiesen.

Die im November durch den Durchbruch des Gegners im Streifen der 3. rumänischen Armee zwischen dem Tschir-Knie bei Bolschoi Ternowkij und der noch gehaltenen Don-Front gerissene Lücke war notdürftig durch ein Zurückbiegen des rechten Flügels der am Don stehenden Teile der 3. rumänischen Armee (1. und 2. rumänisches AK), durch die stark mitgenommene 22. Panzer-Division und Reste der überrannten rumänischen Divisionen geschlossen worden. Jedoch hatten auch die für die Armee-Abtlg. Hollidt bestimmten Infanterie-Divisionen (62. und 294.) hier eingesetzt werden müssen, um dieser über 120 km langen Front wenigstens einen gewissen Halt zu geben. Anfang Dezember ballten sich drohende Wolken eines bevorstehenden feindlichen Grossangriffs vor der Tschir-Front zusammen. Am 3. Dezember wurde die Anwesenheit starker feindlicher Artillerie im Abschnitt des unteren Tschir festgestellt. Am 4. Dezember begannen hier die russischen Angriffe, die mit wechselnden Schwerpunkten ununterbrochen sich folgten. Immer erneut versuchte der Gegner, diese Front auch unter Einsatz starker Panzerverbände zu durchbrechen. Die Lage am unteren Tschir wurde kritisch. Sein Halten war unbedingt erforderlich, da unser Brückenkopf im Winkel zwischen Tschir und Don sowie ostwärts des Don mit der bei Nishne Tschirskaja gelegenen Donbrücke für den Entsatz der 6. Armee von wesentlicher Bedeutung war. Ausserdem wäre im Fall eines feindlichen Durchbruchs über den Tschir der Weg zu den Flugbasen von Morosowskij und Tazinskaja, die nur 40 bzw. 80 km vom Feind entfernt lagen, und darüber hinaus der kürzeste Weg zu den Donez-Übergängen, wie nach Rostow, für den Feind frei geworden. Es war also unvermeidlich, dass das Ob.Kdo. d.H.Gr. seine Einwilligung dazu gab, dass das 48. Panzer-Korps mit der inzwischen eingetroffenen 11. Panzer- und 336. Infanterie-Division zur vorübergehenden Stützung der Front am unteren Tschir eingesetzt würde. Das Korps spielte hier im wahrsten Sinne des Wortes die Rolle einer Feuerwehr, die immer da eingriff, wo der dünne Schleier der Alarmeinheiten vor dem feindlichen Angriff zu zerreißen drohte. Natürlich fielen damit die einzigen Divisionen der Armee-Abteilung Hollidt, die überhaupt noch für eine offensive Verwendung bei einer Entsatz-Operation aus dieser Richtung in Frage gekommen wären, für diese Aufgabe vorerst aus. Es war jedoch weiterhin beabsichtigt, das Korps, sobald es die Lage irgend gestatten würde, unter Ausnutzung der vorerwähnten Don-Brücke zum Zusammenwirken mit der Entsatzgruppe der 4. Panzer-Armee zu bringen.

Am 9. Dezember liessen die Angriffe gegen die 6. Armee, bei denen der Feind sich blutige Köpfe geholt hatte, nach. Wahrscheinlich begann er aber auch bereits, Kräfte zur Abwehr eines etwaigen Entsatzversuches freizumachen.

Auf der Tschir-Front dauerte dagegen der feindliche Druck unvermindert an, während der Gegner sich vor der Nordfront der 4. Panzer-Armee nach seinem Misserfolg bei Kotelnikowo einigermaßen zurückhielt.

Vergeblicher Kampf um notwendige Entscheidungen

Es war selbstverständlich, dass ich in dieser so zugespitzten Lage in ständiger fernmündlicher Verbindung mit dem Chef d. Gen.Stabs d. H. stand. General Zeitler stimmte mir in dem, was ich ihm über die voraus-zusehende Entwicklung der operativen Lage und die aus solcher Erkenntnis zu ziehenden Folgerungen sagte, durchaus zu. Etwas anderes aber war es, ob er das Notwendige bei Hitler durchsetzen, und zwar rechtzeitig durchsetzen, konnte.

Um zwei Fragen ging es (neben der ständigen Forderung nach Verstärkung der Transportverbände der Luftwaffe zur Versorgung der 6. Armee):

Erstens darum, dass man die 6. Armee – auch wenn ein Entsatz gelingen sollte – *keinesfalls* weiterhin im Gebiet von *Stalingrad* belassen könne. Hitlers Wunsch war es immer noch, so wie er es im vergangenen Winter bezüglich des Kessels von Demjansk durchgesetzt hatte, die Stadt zu behaupten und die Armee zum Aushalten dort durch einen zu ihr geschlagenen Korridor zu versorgen.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. vertrat dagegen nach wie vor den Standpunkt, dass eine solche Lösung gar nicht in Frage komme, dass man vielmehr operativ wieder beweglich werden müsse, wenn es nicht zu einer Katastrophe kommen solle. Dieser Kampf hat angedauert, bis schliesslich die letzte Chance zur Rettung der 6. Armee vertan war.

Die zweite Frage, um die es ging, war die der *Verstärkung der Entsatzkräfte*. Seit es klar geworden war, dass von den uns ursprünglich für einen Entsatzvorstoss der Armee-Abteilung Hollidt in Aussicht gestellten sieben Divisionen – wenn überhaupt – allenfalls das 48. Panzer-Korps mit zwei Divisionen für diesen Zweck verfügbar werden würde, wurde eine Verstärkung der 4. Panzer-Armee unerlässlich. Dass diese mit nur zwei Divisionen (6. und 23. Panzer-Division) nicht bis *Stalingrad* kommen würde, bedurfte eigentlich keiner langen Erörterungen.

Verstärkungsmöglichkeiten boten sich auf zwei Wegen.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. hat immer wieder beantragt, dass ihm von der Gr. A das 3. Panzer-Korps mit seinen beiden Panzer-Divisionen, die im Gebirge ohnehin am falschen Platze waren, zugeführt werde. Dieser Antrag verfiel immer wieder der Ablehnung, weil – wie die H.Gr. A erklärte – das Freimachen dieses Korps nur möglich sei, wenn sie einen weit in den Kaukasus vorspringenden Stellungsvorsprung räumen dürfe, eine Massnahme, die wiederum Hitler nicht zuliess. Ebenso wenig war zu erreichen, dass die 16. mot. Division, die bei Elista die tiefe Flanke der H. Panzer-Armee deckte, durch ein Regiment der H.Gr. A freigemacht würde. Dies geschah erst, als es für Stalingrad zu spät war.

Die zweite Möglichkeit einer rechtzeitigen Verstärkung der 4. Panzer-Armee für ihren Vorstoss auf Stalingrad bestand in der Heranführung neuer Kräfte durch das OKH. Die 17. Panzer-Division und hinter ihr die neuaufgestellte 306. Infanterie-Division waren im Anrollen zur H.Gr. Don. Erstere hätte, infolge der Verzögerung, die die Bereitstellung des 57. Panzer-Korps bei Kotelnikowo erlitt, zum Antreten desselben auf Stalingrad gerade noch zurecht kommen können. Das OKH liess jedoch die Division als seine Reserve hinter dem linken Flügel der H.Gr. ausladen, weil es – nicht zu Unrecht – eine Krise im Fall eines dort anscheinend bevorstehenden feindlichen Grossangriffs befürchtete. Man konnte aber nicht beides zugleich haben: einen Erfolg der 4. Panzer-Armee *und* Sicherheit vor einer Krise auf dem linken Flügel der H.Gr., der – wenn sie eintrat – auch die 17. Panzer-Division nicht würde Herr werden können. Wir zogen den Erfolg der 4. Panzer-Armee, Hitler die trügerische Sicherheit vor, die er durch Festhalten der 17. Panzer-Division zu erreichen hoffte. Der Erfolg war der, dass die Division, als Hitler sie mit Eintreffen der ihr folgenden 306. Division endlich freigab, bei der 4. Panzer-Armee für den ersten Teil des Einsatzvorstosses zu spät kam. Vielleicht ist dadurch die entscheidende Chance dort verschenkt worden!

Zur Verstärkung meiner fernmündlichen Einwirkungen auf Zeitzler sah ich mich gezwungen – in oft kurzen Abständen – ihm, oder auch Hitler unmittelbar, eine Beurteilung der Lage durch Fernschreiber zu übermitteln, um Zeitzler in seinem täglichen Kampf zu unterstützen.

Eine dieser «Beurteilungen der Lage» – die vom 9. Dezember 1942 – ist als Anlage 10 beigefügt, als Beispiel, wie eingehend Hitler und das OKH jederzeit durch die H.Gr. unterrichtet worden sind. Sie zeigt ferner eindringlich, welcher zahlenmässigen Überlegenheit die Heeresgruppe gegenüberstand und mit welcher Art von eigenen Kräften sie – abgesehen von den wenigen neu herangeführten Divisionen – den Kampf ausserhalb des Stalingrader Kessels zu führen hatte. Schliesslich ist aus

ihr ersichtlich, in welcher Weise die H.Gr. der obersten Führung den Kernpunkt der operativen Fragen klar zu machen versucht hat.

Für den kritischen Leser seien zwei Bemerkungen zu dieser Beurteilung der Lage eingefügt.

Es mag beanstandet werden, dass in ihr überhaupt die Frage erörtert worden ist, wie der Kampf weiter zu führen sein werde, falls nach Schlagen eines Korridors zur 6. Armee diese um Stalingrad belassen würde. Hierzu ist zu sagen, dass das Argument, ein Belassen der Armee bei Stalingrad sei unmöglich, auch wenn sie durch einen freigeschlagenen Korridor versorgt werden könne, einem Hitler gegenüber keinen Erfolg versprochen hätte. Nur wenn man ihm vor Augen führte, welche Forderungen bezüglich weiterer Kräfte an ihn herantreten würden, wenn er versuchen sollte, Stalingrad weiterhin zu halten, konnte man hoffen, dass er die Notwendigkeit, die 6. Armee in jedem Falle von Stalingrad zu lösen, einsehen werde. Leider hat auch dieser Appell an den gesunden Menschenverstand gegenüber seiner Hartnäckigkeit in Prestigefragen nicht durchgeschlagen. Damals hegten wir aber noch die Hoffnung, dass Hitler sich, wenn es erst soweit wäre, dem Zwang der Lage beugen werde.

Zweitens mag es erstaunlich erscheinen, dass das Ob.Kdo.d.H.Gr. angesichts der Zahl feindlicher Verbände, die der H.Gr. gegenüberstanden, überhaupt noch an die Möglichkeit, die 6. Armee zu entsetzen, geglaubt hat. Man könnte uns Unterschätzung des Gegners vorwerfen.

Für uns aber stand es fest, dass das höchste Risiko eingegangen werden müsse, um unseren Kameraden der 6. Armee eine Chance der Rettung zu erkämpfen. Die Ereignisse haben erwiesen, dass wir nahe genug daran gewesen sind, der Armee den Weg in die Freiheit zu öffnen. Wenn am Ende doch der Misserfolg gestanden hat, dann haben hierzu Gründe mitgewirkt, auf die später noch einzugehen sein wird.

Ein Wettlauf auf Tod und Leben

Allerdings war es ein Wettlauf auf Tod und Leben, zu dem wir und der Gegner damals angetreten sind.

Für uns war das Ziel das Leben der 6. Armee! Der Einsatz aber war die Gefährdung der Existenz nicht nur der H.Gr. Don, sondern auch der H.Gr. A.

Der Wettlauf ging darum, ob es der Entsatzgruppe, der 4. Panzer-Armee, gelingen werde, der 6. Armee ostwärts des Don die Hand zu reichen, ehe der Feind den Abbruch der Entsatzoperation erzwingen würde. Sei es, dass es ihm gelang, unsere schwache Front am Tschir oder

den linken Flügel der H.Gr. (Armee-Abteilung Hollidt) bzw. zugleich den rechten Flügel der H.Gr. B zu überrennen und sich damit den Weg zum Abschneiden aller rückwärtigen Verbindungen der H.Gr. Don und A bei Rostow zu öffnen.

Eine Angriffsoperation ostwärts des Don in Richtung Stalingrad anzusetzen und durchzuhalten, während sich von Tag zu Tag die vorstehend skizzierte Gefahr immer stärker abzeichnete, dürfte das Eingehen eines Risikos bedeutet haben, wie es nur selten gewagt worden ist. Ich glaube nicht, dass Hitler die wahre Bedeutung dieses Risikos damals erkannt hat. Er würde sonst doch wohl durchgreifendere Massnahmen, wenigstens zur Verstärkung der 4. Panzer-Armee zwecks Erzielung eines schnellen Entsatzes der 6. Armee, getroffen haben. Stattdessen hat er, wie General Zeitler selbst sagte, «uns immer nur Knüppel zwischen die Beine geschmissen». Z. B. indem er, wie bereits erwähnt, die 17. Panzer-Division entscheidende Tage hindurch am falschen Platz festhielt oder die 16. mot. Division zu spät freigab. Hitler hat immer wieder behauptet, die Generale bzw. der Generalstab könnten nur «rechnen» aber nicht wagen. Es gibt wohl kaum einen schlagenderen Gegenbeweis, als das Wagnis, welches das Ob.Kdo.d.H.Gr. Don eingegangen ist, als es den Vorstoss der 4. Panzer-Armee auf Stalingrad befahl und bis zum letztmöglichsten Augenblick durchhielt in einer Lage, die die Gefahr der Vernichtung des ganzen deutschen Südflügels in sich trug.

Dieser Wettlauf um Leben oder Tod, der mit dem Antreten der 4. Panzer-Armee zum Entsatz der 6. Armee am 12. Dezember begann, kann hier nur in grossen Strichen gezeichnet werden. Es ist nicht möglich, die blitzartig wechselnden Lagen in den Kämpfen des 57. Panzer-Korps gegen einen immer neue Kräfte, vor allem auch Panzer, in den Kampf werfenden Gegner zu schildern. Die Wendigkeit unserer Panzerführung, die Überlegenheit unserer Panzer-Besatzungen haben sich in jenen Tagen aufs Glänzendste bewährt, ebenso wie die Tapferkeit der Panzer-Grenadiere und die Geschicklichkeit unserer Panzerabwehr. Zugleich aber erwies sich, was eine bewährte alte Panzer-Division, wie die 6. unter ihrem vortrefflichen Kommandeur General Raus, und dem Panzerführer Oberst v. Hünersdorff (der später leider an der Spitze dieser Division gefallen ist), leisten konnte, wenn sie, an Panzern und Sturmgeschützen voll aufgefüllt, in den Kampf trat. Wie schwer hatte es demgegenüber die 23. Panzer-Division unter ihrem, bereits im Ersten Weltkriege fünfmal verwundeten Kommandeur, General v. Vormann – einem meiner früheren Mitarbeiter in der Operations-Abteilung des OKH –, die nur noch über einige zwanzig Panzer verfügte!

Versuchen wir nun, wenigstens die für den Ablauf wesentlichen Züge

in diesem Kampf, diesem Wettlauf zwischen Leben und Tod, zu verfolgen.

Während noch das für den Entsatzversuch bestimmte 57. Panzer-Korps *ostwärts des Don* seine Versammlung um Kotelnikowo beendet, greift der Gegner *westlich des Don* unsere Front am unteren Tschir seit dem 10. Dezember erneut mit starken Kräften an. Es wird klar, dass an ein Freiwerden des 48. Panzer-Korps an dieser Front, um aus dem Tschir-Don-Brückenkopf heraus zum Zusammenwirken mit dem 57. Panzer-Korps zu kommen, nicht mehr gedacht werden kann.

Um so dringender ist das Antreten des 57. Panzer-Korps geworden. Nachdem es seine Ausladungen und seine Versammlung um Kotelnikowo in schweren Kämpfen gegen starke Feindkräfte, die seine Bereitstellung über den Haufen zu rennen versuchten, sichergestellt und diesen Gegner weitgehend zerschlagen hat, kann das Korps am 12. Dezember zum Angriff in Richtung Stalingrad antreten. Seine Flanken decken nach Osten gegen die Wolga das 7., nach Westen bis zum Don das 6. rumänische AK. Der Angriff überrascht den Feind offenbar, wenigstens scheint er ihn nicht so früh erwartet zu haben. Das Korps kommt zunächst gut vorwärts. Doch der Feind führt eiligst neue Kräfte aus dem Gebiet von Stalingrad heran. Er beschränkt sich keineswegs auf die Abwehr, sondern versucht immer erneut durch Gegenangriffe unseren beiden Panzer-Divisionen gewonnenes Gelände wieder zu entreissen oder Teile von ihnen mit seinen an Zahl überlegenen Panzern einzukesseln. Wohl gelingt es dem 57. Panzer-Korps immer wieder starke Gruppen des Gegners zu zerschlagen. Allein eine Entscheidung in diesen wechselvollen Kämpfen wird bis zum 17. Dezember noch nicht erreicht, dem Tage, an dem endlich die 17. Panzer-Division ostwärts des Don eingreifen kann.

Das OKH hat sie auf das ständige Drängen des Ob.Kdo.d.H.Gr. schliesslich aus ihrem Ausladerraum hinter dem linken Flügel der H.Gr. freigegeben. Die Division hatte nun aber zunächst einen weiten Marsch bis zur und über die Don-Brücke bei Potemkinskaja durchführen müssen, ehe sie zum Eingreifen ostwärts des Don kommen konnte.

Während das 57. Panzer-Korps um die Entscheidung auf dem Ostufer des Stromes ringt, hat der Gegner seine Anstrengungen auf dem Westufer verdoppelt, um die deutsche Front am Tschir zum Einsturz zu bringen. Vor allem hat er offenbar die Bedeutung des von uns noch gehaltenen Brückenkopfes um den Winkel zwischen Tschir und Don mit der darin liegenden Don-Brücke erkannt. Seit dem 12. Dezember zielen seine massierten Angriffe auf diesen Brückenkopf und die Don-Brücke. Am 14. Dezember geht letztere verloren, nachdem sie gesprengt worden ist. Am 15. Dezember lässt sich übersehen, dass der Kampf an der Front

am unteren Tschir wohl nur noch wenige Tage durchzustehen sein wird.

Zugleich aber zieht eine neue Gefahr im Gebiet des grossen Don-Bogens herauf. Am 15. Dezember sind einwandfrei Angriffsvorbereitungen des Gegners vor dem linken Flügel der H.Gr. Don wie vor dem rechten Flügel der H.Gr. B zu erkennen. Am 16. Dezember erfolgen hier Teilangriffe des Feindes. Noch ist nicht zu sagen, ob er durch sie – wie häufig – die Front vor dem entscheidenden Durchbruchsangriff abtasten will, oder ob diese Angriffe nur dazu dienen sollen, uns am Wegziehen von Kräften von diesem Flügel nach dem Schlachtfeld ostwärts des Don zu hindern. Jedoch wird im feindlichen Funkverkehr eine neue Armee (3. Garde) festgestellt, was auf die Absicht eines Durchbruchs mit weitgestecktem Ziel (Rostow?) schliessen lässt.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. kann sich, während ostwärts des Don noch um die Befreiung der 6. Armee gerungen werden muss, keinen entscheiden den Kampf auf dem linken Flügel der H.Gr. leisten. Es muss versuchen, sich hier zu versagen. Damit die dort befehlige *Armee-Abteilung Hollidt* sich für eine hinhaltend zu führende Abwehr die notwendigen Reserven schaffen kann, verlangt das Ob. Kdo. ein Ausweichen in eine weiter rückwärts liegende, verkürzte Front unter Wahrung des Zusammenhanges mit dem rechten Flügel der H.Gr. B

Der 18. Dezember wird ein Krisentag erster Ordnung.

östlich des Don ist beim 57. Panzer-Korps trotz Eingreifens der 17. Panzer-Division noch immer keine Entscheidung erkämpft, die Aussicht dafür böte, dass das Korps schnell bis in die Nähe des Kessels von Stalingrad vorstossen und damit die Vorbedingung für einen Ausbruch der 6. Armee schaffen kann. Im Gegenteil, es sieht so aus als würde das Korps in die Abwehr gedrängt werden, da der Feind weiterhin Kräfte aus seiner Einschliessungsfront um Stalingrad gegen das 57. Panzer-Korps in den Kampf wirft.

Am unteren Tschir dauern die schweren Kämpfe an, wenn es auch dem Gegner noch nicht gelingt, unsere Front zu durchbrechen.

Dagegen bahnt sich auf dem *linken Flügel der H.Gr.* eine Krise schwerster Art an. Der Feind hat hier zum Grossangriff gegen die *Armee-Abteilung Hollidt* und die den rechten Flügel der H.Gr. B bildende italienische Armee angesetzt.

Bei der *Armee-Abteilung Hollidt* zeigen sich die rumänischen Korps dem Ansturm nicht gewachsen. Es wird fraglich, ob wenigstens die deutschen Divisionen einigermassen intakt in die befohlene Ausweichstellung zurückkommen werden, nachdem sie auf dem Schlachtfeld von den Verbündeten weitgehend allein gelassen worden sind.

Schlimmer noch ist, dass der Gegner die *italienische Armee* im ersten Ansturm überrennen kann. Die Flanke der H.Gr. Don ist damit aufgerissen.

An diesem Tage fordert das Ob.Kdo.d.H.Gr. vom OKH die sofortige Einleitung des Ausbruchs der 6. Armee, der 4. Panzer-Armee entgegen. Noch besteht die Aussicht, dass das 57. Panzer-Korps, wenn erst das Eingreifen der 17. Panzer-Division zur vollen Auswirkung gekommen sein wird, Raum in Richtung auf den Kessel gewinnen kann. Noch kann man also auf eine günstige Entscheidung des Kampfes ostwärts des Don hoffen. Wieviel eher aber hätte sie erreicht werden können, wenn die 17. Panzer-Division von vornherein für den Entsatzstoss der 4. Panzer-Armee verfügbar gewesen wäre, ebenso wie die noch immer bei Elista festgehaltene 16. mot. Division.

Trotz Darlegung der Dringlichkeit einer Entscheidung, die der 6. Armee die Genehmigung zum Ausbrechen gibt, lehnt Hitler dieselbe ab. Dies obwohl gleichzeitig sein Generalstabschef uns mitteilen muss, dass alle noch im Anrollen befindlichen Kräfte auf Grund der Lage der italienischen Armee der H.Gr. B zugeführt werden. Die im Zusammenhang damit an uns gestellte Frage, ob trotzdem Stalingrad werden gehalten werden können, zeigt, wie wenig die oberste Führung den Ernst der Lage erkannt hat oder anzuerkennen bereit ist.

Die Weigerung Hitlers, die 6. Armee nunmehr von Stalingrad zu lösen, konnte das Ob.Kdo.d.H.Gr. nicht hindern, das sicherlich in Kürze notwendig werdende wenigstens vorzubereiten. Ich entsandte am 18. Dezember den Ic des Ob.Kdos., Major im Generalstab Eismann, zum AOK 6. Er hatte der Armeeführung die Gedanken des Ob.Kdos.d.H.Gr. hinsichtlich der Führung der fraglos in allernächster Zeit notwendig werdenden Ausbruchoperation der 6. Armee zu übermitteln.

Diese Gedankengänge gipfelten in folgendem:

Die kritische Lage an der Tschir-Front, wie vor allem auf dem linken Flügel der H.Gr., würde es nur noch begrenzte Zeit erlauben, ostwärts des Don den Kampf um die Befreiung der 6. Armee durch die 4. Panzer-Armee fortzuführen. Es sei zudem fraglich, ob letztere ihren Entsatzvorstoss bis in die unmittelbare Nähe der Einschliessungsfront um Stalingrad werde herantragen können, da der Feind ihr aus dieser Front immer neue Kräfte entgegenwerfe. Dadurch sei andererseits z. Z. die Möglichkeit für die 6. Armee, den Einschliessungsring zu durchbrechen, grösser als je zuvor. Die Herstellung der Verbindung zwischen der 6. Armee und der 4. Panzer-Armee werde zur Voraussetzung haben, dass erstere nunmehr aktiv in den Kampf eingreife. Sobald die 6. Armee aus dem Kessel heraus zum Durchbruch nach Südwesten anträte, würde der Feind seine

Einschlussfront nicht weiter schwächen können. Damit würde wiederum für die 4. Panzer-Armee die Aussicht auf weiteres Vorwärtskommen in Richtung auf den Kessel von Stalingrad gegeben sein.

Der Auftrag, den die 6. Armee bereits am 1. Dezember in dem Befehl für «Wintergewitter» erhalten habe, nämlich sich für einen Vorstoss nach Südwesten bis zur Donskaja Zaritza zur Herstellung einer Verbindung mit der 4. Panzer-Armee bereitzuhalten, werde voraussichtlich erweitert werden müssen. Es könne erforderlich werden, dass sie über das ihr für «Wintergewitter» gesetzte, begrenzte Ziel hinaus, den Durchbruch nach Südwesten soweit fortzuführen habe, bis die Vereinigung mit der 4. Panzer-Armee erreicht sein werde. Während im Fall «Wintergewitter» das Gebiet um Stalingrad, dem Befehl Hitlers entsprechend, noch gehalten werden musste, würde bei der nun in Aussicht genommenen Alternative seine abschnittsweise Räumung entsprechend dem Fortschreiten des Durchbruchs nach Südwesten zu erfolgen haben.

Major Eismann hatte ferner darauf hinzuweisen, dass nach Ansicht des Ob.Kdos.d.H.Gr. eine Verbesserung der Versorgung der 6. Armee auf dem Luftwege, die ein längeres Ausharren der Armee im Gebiet von Stalingrad erlauben könnte, trotz aller Anstrengungen nicht zu erreichen sein würde.

Das Ergebnis der Mission des Majors Eismann, durch die eine Übereinstimmung der Ansichten des Ob.Kdos.d.H.Gr. und der der Führung der 6. Armee hergestellt werden sollte, war nicht ermutigend.

Auf General Paulus waren seine Ausführungen nicht ohne Eindruck geblieben, wenn auch der Oberbefehlshaber der 6. Armee die Schwierigkeiten und die Grösse des Wagnisses betonte, mit denen der vom Ob.Kdo.d.H.Gr. in Aussicht gestellte Auftrag für die Armee verbunden war. In Gesprächen, die Major Eismann ferner mit dem I a und dem O.Q. des AOK 6 geführt hat, haben auch diese beiden zwar ebenfalls jene Schwierigkeiten hervorgehoben, aber doch erklärt, dass unter den gegebenen Umständen der Ausbruch der Armee aus dem Kessel baldmöglichst versucht werden müsse und *könne!*

Entscheidend für die Haltung des AOK wurde jedoch die Meinung des Generalstabschefs der 6. Armee, des Generalmajor Arthur Schmidt. Dieser erklärte, dass ein Ausbruch der 6. Armee z. Z. unmöglich sei, dass er eine «Katastrophenlösung» darstelle. Er sagte dagegen wörtlich: «Die 6. Armee wird auch noch Ostern ihre Stellung halten. Ihr müsst sie nur besser versorgen.» Schmidt ging offenbar von der Auffassung aus, dass es Sache der obersten Führung, bzw. der H.Gr. sei, die Armee aus einer Lage, in die dieselbe ohne ihr Verschulden geraten sei, zu befreien und sie bis

dahin ausreichend auf dem Luftwege zu versorgen. Dieser Standpunkt war verständlich und theoretisch sogar berechtigt. Nur hatten sich die Verhältnisse als stärker erwiesen. Alle Vorstellungen Eismanns, dass das Ob.Kdo.d.H.Gr. wohl das Menschenmögliche tue, um die Versorgung der Armee aufrecht zu erhalten, dass es aber weder die Wetterlage, die weitgehend die Versorgungsflüge unmöglich machte, ändern, noch Transportflugzeuge herbeizaubern könne, prallten an Schmidt ab.

Auch die von Eismann vorgetragene operative Gründe, die einen Ausbruch der Armee erforderlich machten, konnten den Armeechef nicht von seinem Standpunkt abbringen.

Es zeigte sich, dass der Armee-Oberbefehlshaber wohl der operativ besser geschulte und klarer denkende Kopf sein mochte, dass aber sein Chef die stärkere Persönlichkeit war.*)

So endeten die Besprechungen Eismanns damit, dass General Paulus schliesslich ebenfalls den Ausbruch der Armee als unmöglich erklärte. Zudem sei die Aufgabe von Stalingrad durch «Führerbefehl» verboten!

Die Mission des Majors Eismann hatte wohl das AOK 6 nachdrücklich über die Lage und über die Absichten des Ob.Kdo.d.H.Gr. aufgeklärt, jedoch nicht erreicht, eine Übereinstimmung der Ansichten über den in Aussicht genommenen Auftrag für die 6. Armee zuwege zu bringen. Konnte das Ob.Kdo.d.H.Gr. hoffen, dass eine Armeeführung eine Operation, die ganz zweifellos ausserordentlich schwierig sein würde, erfolgreich durchführen könne, wenn der betreffende Oberbefehlshaber und sein Chef an ihrer Durchführbarkeit zweifelten?

Unter anderen Verhältnissen hätte man bei solcher Divergenz der Anschauungen einen Wechsel in der Armeeführung beantragt. In der kritischen Lage, in der sich die 6. Armee befand, war ein solcher jedoch nicht zu verantworten. Jeder Nachfolger des Oberbefehlshabers oder des Chefs hätte Zeit zur Einarbeitung benötigt, die – da es um Tage ging – nicht vorhanden war. Im Übrigen wäre es völlig hoffnungslos gewesen, einen solchen Wechsel bei Hitler durchzusetzen. Würde es sich doch um die Ablösung grade der Männer gehandelt haben, die vorschlugen, um Stalingrad auszuhalten.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. war trotz allem nicht gewillt, die einzige und letzte Chance zur Rettung der 6. Armee, seien mit ihrer Ausnutzung auch noch soviel Schwierigkeiten und Gefahren verbunden, fahren zu lassen.

*) Dies hat sich, so verhängnisvoll sich die Hartnäckigkeit des Generals Schmidt in jener Frage ausgewirkt hat, zu seiner Ehre auch später in der Gefangenschaft zeigt. Nach allem, was man gehört hat, hat Schmidt in der Gefangenschaft eine bewundernswerte soldatische und kameradschaftliche Haltung bewiesen, die ihm eine Verurteilung zu 25 Jahren Zwangsarbeit eintrug. Die Gerechtigkeit gebietet, diese Haltung zu würdigen.

Dazu musste es durch *Befehl* der Führung der 6. Armee sowohl die Verantwortung für das einzugehende Wagnis, wie die für die Aufgabe von Stalingrad abnehmen. Wir waren dazu bereit.

Die Gründe, die dazu geführt haben, dass es schliesslich nicht zur Ausführung dieses Befehls durch die 6. Armee gekommen ist, werden später im Zusammenhang behandelt werden. Sie haben den Gegenstand mehrfacher Gespräche gebildet, die – auf einer neu hergestellten Dezimeter-Verbindung – zwischen mir und General Paulus, sowie zwischen unseren Chefs geführt worden sind, wie auch von Erörterungen zwischen dem Ob.Kdo.d.H.Gr. und der obersten Führung.

Zunächst brachte der nächste Tag, der 19. *Dezember*, die Hoffnung, dass sich die Lage ostwärts des Don in den nächsten Tagen so entwickeln werde, dass die vom Ob.Kdo.d.H.Gr. geplante Kooperation der beiden Armeen voraussichtlich zu dem Erfolg des Freikämpfens der 6. Armee führen könne.

Das 57. *Panzer-Korps* kam an diesem Tage zu einem schönen Erfolg. Es gelang ihm, den Akssay-Abschnitt zu überschreiten und weiter nach Norden bis an die Mischkowa vorzustossen. Seine Angriffspitze war bis auf 48 Kilometer an die südliche Einschliessungsfront um Stalingrad herangekommen! *Der von uns seit der Kommandoübernahme ersehnte Augenblick, in dem das Herannahen von Einsatzkräften der 6. Armee eine Chance bieten würde, sich aus der Einschliessung durch einen Durchbruch zu befreien, war gekommen.*

Trat – während die 4. Panzer-Armee ihren Angriff nach Norden fortsetzte oder zum mindesten weitere Kräfte der feindlichen Einschliessungsfront auf sich zog – die 6. Armee zum Ausbruch an, dann würde der Gegner zwischen den beiden Armeen zwischen zwei Feuer geraten. Die Aussicht, zunächst jedenfalls eine Verbindung zwischen der 4. Panzer- und der 6. Armee herzustellen, um letzterer Betriebsstoff, Munition und Verpflegung für die Fortführung des Durchbruchs zuzuführen, würde gegeben sein. Das Ob.Kdo. hatte zu diesem Zweck hinter der 4. Panzer-Armee auf Kraftwagenkolonnen 3'000 Tonnen der vorgenannten Versorgungsgüter, sowie Zugmaschinen zur Beweglichmachung eines Teils der Artillerie der 6. Armee bereitgestellt. Sie sollten zur 6. Armee durchgeschleust werden, sobald – wenn auch zunächst nur vorübergehend – durch Panzer eine Verbindung zwischen ihr und der 4. Panzer-Armee freigeschlagen worden wäre.

Auch die Lage auf der Front der H.Gr. *westlich des Don* schien am 19. Dezember die Aussicht zu eröffnen, dass es hier gelingen werde, eine Entscheidung, die das Abbrechen der Operation ostwärts des Don unausweichlich machen würde, wenigstens noch solange hinauszuzögern,

bis sich die 6. Armee mit Hilfe der 4. Panzer-Armee nach Südwesten freigekämpft haben werde.

Noch hielt unsere Front am *unteren Tschir!*

Bei der *Armee-Abteilung Hollidt* bedurfte es zwar eines Eingreifens des Ob.Kdo.d.H.Gr., um die Durchführung der Ausweichbewegung sicherzustellen. Es bestand jedoch die Aussicht, dass das Einnehmen der befohlenen Stellungen glücken würde. Die Gefahr in der offenen linken Flanke der Armee-Abteilung blieb allerdings bestehen.

Der «Wettlauf zwischen Leben und Tod» beiderseits des Don war in seine entscheidende Endphase getreten!

Würde es der H.Gr. gelingen, noch einige Tage die Lage im grossen Don-Bogen zu halten, bis ostwärts des Don die 6. Armee die ihr endlich gebotene Chance, die aber auch ihre *letzte* war, ergriffen haben würde? Sicherlich nur, wenn *keine* Stunde unnötig verschenkt wurde!

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. richtete daher am 19. Dezember mittags den in der Anlage 11 enthaltenen, dringenden Appell an die oberste Führung, nunmehr den Weg für die Loslösung der 6. Armee von Stalingrad und ihr Durchstossen nach Südwesten zur 4. Panzer-Armee freizugeben.

Auf dieses Fernschreiben wiederum keine alsbaldige Entscheidung erging, gab das Ob.Kdo.d.H.Gr. um 18.00 Uhr an die 6. und an die 4. Panzer-Armee den in der Anlage 12 im Wortlaut wiedergegebenen Befehl.

Dieser ordnete das *baldmöglichste Antreten der 6. Armee zum Durchbruch nach Südwesten* an. Erster Akt sollte der bereits am 1. Dezember angekündigte Angriff «Wintergewitter» sein, der notfalls über die Donskaja Zaritza fortzuführen sei, um die Verbindung mit der 4. Panzer-Armee herzustellen und das Durchschleusen des Geleitzuges mit den vorerwähnten Versorgungsgütern zu ermöglichen.

Zugleich aber enthielt der Befehl die Anweisung für einen zweiten Akt des Durchbruchs, der sich gegebenenfalls unmittelbar an den Angriff «Wintergewitter» anzuschliessen haben werde. Auf das Stichwort «Donnerschlag» sollte die 6. Armee ihren Durchbruch bis zur Vereinigung mit der 4. Panzer-Armee fortsetzen, unter abschnittweiser Räumung des Gebietes um Stalingrad.

Dass die Ausgabe des Stichworts «Donnerschlag» noch vorbehalten blieb, ergab sich aus der Notwendigkeit, die Angriffsoperationen der beiden Armeen zeitlich in Übereinstimmung zu halten, und aus der Frage, ob es möglich sein werde, das Durchschleusen des Geleitzuges in diese Operationen einzuschieben. Vor allem aber musste das Ob.Kdo.d.H.Gr. versuchen, Hitler zur Zurücknahme des der 6. Armee gegebenen Befehls zu bringen, Stalingrad unter allen Umständen zu halten. Denn dieser

Befehl hemmte den Oberbefehlshaber der 6. Armee, obwohl das Ob.Kdo. d.H.Gr. nunmehr die Verantwortung für seine Nichtbefolgung mit Ausgabe des Stichworts «Donnerschlag» auf sich nehmen würde.

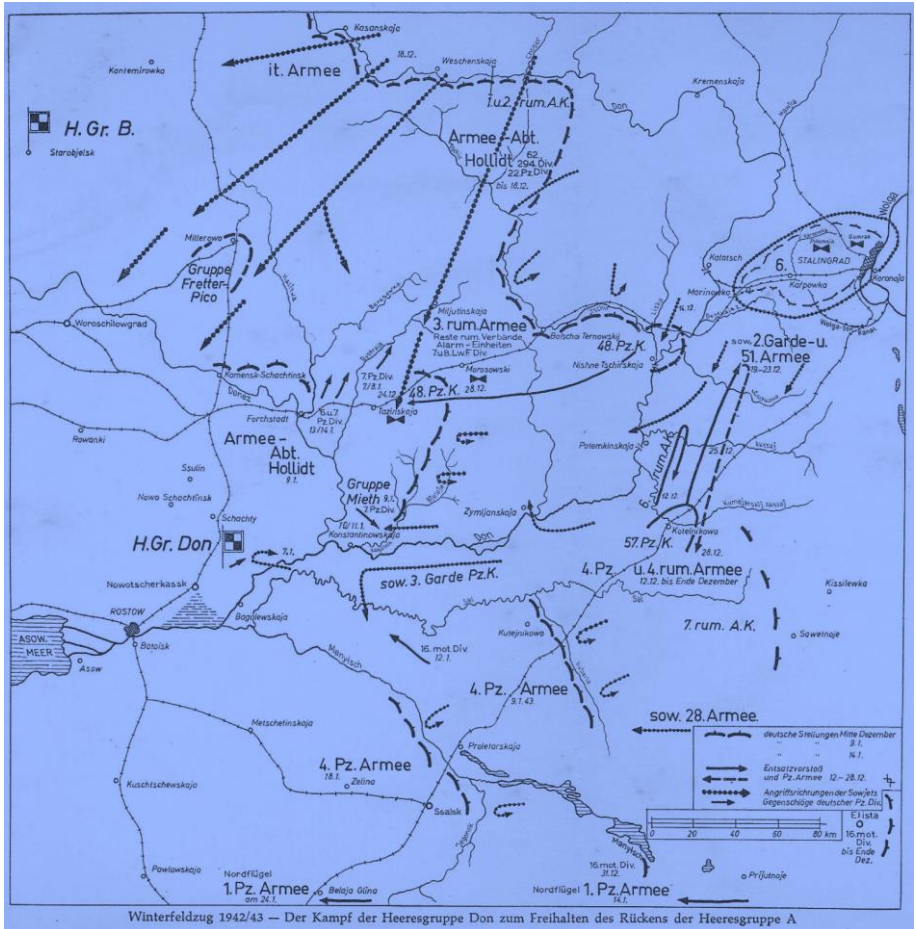
Die Chance einer Rettung der 6. Armee wird nicht genutzt

Wenn es seit Ende November, als Hitler dem General Paulus die Genehmigung eines sofortigen Ausbruchs aus dem noch nicht gefestigten feindlichen Einschliessungsring um Stalingrad verweigert hatte, eine Chance zur Rettung der 6. Armee gegeben hat, so war sie am 19. Dezember gekommen. Das Ob.Kdo.d.H.Gr. hatte den Befehl gegeben, sie zu nutzen, so schwierig der Durchbruch der 6. Armee auch immer werden mochte und so gefährvoll die Lage auf der übrigen Front der H.Gr. inzwischen geworden war. Das Risiko, das das Ob.Kdo. in letzterer Hinsicht auf sich genommen hat, wird später erörtert werden. Jetzt ging es jedoch zunächst – vom 19. bis zum 25. Dezember – um die Frage, ob die 6. Armee den ihr gegebenen Befehl auch ausführen könne und werde.

Hitler zeigte sich zwar mit einem Angriff der 6. Armee nach Südwesten, zwecks Herstellung der Verbindung mit der 4. Panzer-Armee, einverstanden. Er bestand aber weiterhin darauf, dass die eingeschlossene Armee ihre Ost-Nord- und Westfront um Stalingrad zu halten habe. Er hoffte noch immer, dass es gelingen werde, einen «Korridor» freizukämpfen, durch den die Armee bei Stalingrad auch auf längere Sicht versorgt werden könne. Dabei war zweierlei völlig klar:

erstens erlaubte die Gesamtlage der H.Gr., insbesondere im Hinblick auf die Entwicklung im Bereich der H.Gr. B., es nicht länger, zwei Armeen – die 4. Panzer- und die 6. Armee – ostwärts des Don festzulegen. Ging es in jenen Tagen doch bereits nicht allein um das Schicksal der 6. Armee, sondern um das der H.Gr. Don und A, denen bei entschlossenem Handeln des Gegners das Abgeschnittenwerden von ihren rückwärtigen Verbindungen drohte;

zweitens war es eine Unmöglichkeit, dass die 6. Armee gleichzeitig ihre ganze noch vorhandene Angriffskraft zu dem Durchbruch nach Südwesten ansetzte und trotzdem ihre bisherigen Fronten rings um Stalingrad hielt. Dies mochte vielleicht einen oder zwei Tage möglich sein, bis der Gegner sich über die Ausbruchsabsicht der Armee klar geworden wäre. Niemals aber war daran zu denken, dass die Armee sich auf die Dauer um Stalingrad behaupten und zugleich eine Verbindung zur 4. Panzer-Armee offenhalten könne.



Winterfeldzug 1942/43 — Der Kampf der Heeresgruppe Don zum Freihalten des Rückens der Heeresgruppe A

Widersetzte sich also Hitler aus Gründen, die unreal waren, der Durchführung der vom Ob.Kdo.d.H.Gr. in dem Befehl vom 19. Dezember niedergelegten operativen Absicht, so brachte das AOK 6 gegen dieselbe Bedenken zum Ausdruck, die nicht ohne Weiteres als nicht stichhaltig abzuweisen waren. Sie zeigten die ganze Grösse des Risikos, das zwangsläufig mit der Durchführung des Befehls der H.Gr. verbunden war.

Wenn die Armee erklärte, dass sie den Ausbruch nicht durchführen könne, solange Hitler auf dem Halten von Stalingrad bestehe, so hatte sie durchaus recht. Aus diesem Grunde hatte das Ob.Kdo.d.H.Gr. für «Donnerschlag» die Räumung des Festungsgebietes ausdrücklich befohlen. Allerdings stand der Armeeführer vor der Frage, wem er gehorchen sollte, Hitler oder dem Oberbefehlshaber d. H.Gr.

Des weiteren glaubte die Armee sechs Tage zu der Vorbereitung des Ausbruchs zu benötigen, eine Zeitspanne, die uns reichlich hoch bemessen und in der gegebenen Lage untragbar erschien, selbst wenn man alle Schwierigkeiten in Rechnung stellte, die der Armee aus der bereits stark abgesunkenen Beweglichkeit ihrer Verbände erwachsen. Sechs Tage zu warten schien dem Ob.Kdo.d.H.Gr. schon im Hinblick auf die Lage ihres linken Flügels nicht mehr möglich. Vor allem aber würde der in der Einschliessungsfront um Stalingrad stehende Gegner nicht solange den Ausbruchsvorbereitungen tatenlos zusehen. Es mochte vielleicht möglich sein, sie – und die damit verbundene Schwächung der anderen Fronten der 6. Armee –, dem Feinde kurze Zeit zu verbergen. Brauchte man jedoch sechs Tage, um die Kräfte für den Durchbruch an der Südwestfront bereitzustellen, dann würde der Gegner auf den anderen Fronten bereits zum Angriff angetreten sein, ehe der Durchbruch in Fluss kam. Dies musste unter allen Umständen vermieden werden.

Ferner bezweifelte die Armee ob es ihr überhaupt möglich sein würde, die für den Durchbruch bestimmten Kräfte aus den anderen Fronten herauszulösen, da der Feind an diesen auch in jenen Tagen Teilangriffe führte. Auch hinsichtlich dieses Punktes kam es auf die Schnelligkeit des Handelns an. Trat die Armee frühzeitig zum Ausbruch an, dann konnte sie auf den übrigen Fronten auf die Beseitigung etwaiger feindlicher Einbrüche verzichten und versuchen den Kampf hinhaltend unter schrittweisem Ausweichen zu führen.

Mit Recht betonte sie in den Fernschreib-Gesprächen, die in jenen Tagen zwischen General Paulus und mir bzw. zwischen unseren Chefs geführt wurden, dass «Donnerschlag» unmittelbar auf «Wintergewitter» folgen müsse, dass ein Warten etwa an der Donskaja Zaritza nicht möglich sein würde. In diesem Punkte herrschte zwischen uns volle Übereinstimmung. Der Befehl der H.Gr. hatte bereits in Aussicht gestellt,

dass sich «Donnerschlag» unmittelbar an «Wintergewitter» anschliessen würde.

Sicherlich hat für den Oberbefehlshaber der 6. Armee auch die Tatsache eine gewichtige Rolle gespielt, dass der Kräftezustand der Truppe, wie die herabgesetzte Beweglichkeit der Verbände infolge des Verzehrs der Pferde das Gelingen eines so schwierigen und gewagten Unternehmens, noch dazu im kältesten Winter, als recht zweifelhaft erscheinen liessen.

Schliesslich aber hat die Betriebsstofflage den letzten Ausschlag dafür gegeben, dass das AOK geglaubt hat, den Ausbruch nicht wagen zu sollen, und dass andererseits das Ob.Kdo.d.H.Gr. sich nicht in der Lage sah, die Durchführung seines Befehls durchzusetzen! General Paulus meldete, dass er für seine Panzer, von denen immerhin noch an hundert betriebsfähig gewesen sein mögen, Betriebsstoff nur für höchstens 30 Kilometer habe. Er könne also zu dem befohlenen Ausbruch erst antreten, wenn entweder eine ausreichende Bevorratung mit Betriebsstoff (und Verpflegung) sichergestellt sei oder wenn die 4. Panzer-Armee sich der feindlichen Einschliessungsfront auf 30 Kilometer genähert habe. Nun war unbestreitbar, dass die Panzer der 6. Armee, die deren wesentlichste Stosskraft darstellten, die Entfernung bis zur 4. Panzer-Armee, die noch etwa 50 Kilometer betrug, nicht mit einem Betriebsstoffvorrat für nur 30 Kilometer überbrücken könnten. Andererseits konnte man nicht warten, bis der Betriebsstoffvorrat der Armee auf die von dieser geforderte Höhe gebracht worden wäre (4'000 Tonnen). Ganz abgesehen davon, dass ein Einfliegen solcher Mengen nach der bisherigen Erfahrung gar nicht denkbar war. Ein solches Abwarten hätte bedeutet, dass die Frist, die der Armee noch für einen Durchbruch offen gehalten werden konnte, ungenutzt vorübergehen würde. Man musste sich schon damit abfinden, von der Hand in den Mund zu leben, also anzutreten mit dem, was man hatte, einschliesslich der Mengen von Betriebsstoff, die noch in den Tagen der Bereitstellung der Armee eingeflogen werden konnten. Darüber hinaus aber musste man hoffen, dass während des Durchbruchs der Vorrat laufend auf dem Luftwege ergänzt werden könne.

Übrigens hat es sich noch immer gezeigt, dass jede Truppe über mehr Betriebsstoffreserven verfügt als sie nach oben meldet. Selbst wenn man aber dies nicht in die Berechnung einstellen wollte, so war doch folgendes zu hoffen. In dem Augenblick, in dem die 6. Armee zum Angriff nach Südwesten antrat, würde die 4. Panzer-Armee Luft bekommen. Der Gegner konnte alsdann nicht weiter immer neue Kräfte aus der Stalin-grader Einschliessungsfront der Armee entgegenwerfen. Die 4. Panzer-Armee, deren weiteres Vorkommen über die Mischkowa hinaus am

19. Dezember durchaus nicht sicher war, würde – durch die Einwirkung der 6. Armee entlastet – wohl die noch fehlenden 20 km Raumgewinn nach Norden erkämpfen können.

Das Einkalkulieren dieser Hoffnung bedeutete selbstverständlich ein Risiko. Aber ohne ein solches einzugehen konnte man nun einmal nicht auf die Rettung der 6. Armee rechnen.

Das Entscheidende aber, warum diese Frage letzten Endes den Ausschlag dafür gegeben hat, dass die 6. Armee um Stalingrad verblieb, war die Tatsache, dass Hitler einen Verbindungsoffizier im Kessel hatte. Dadurch erhielt er Kenntnis davon, dass General Paulus auf Grund der Betriebsstofflage nicht nur das Antreten zum Durchbruch nach Südwesten, sondern sogar die Durchführung der Bereitstellung für diese Operation als unmöglich erklärt hatte.

Als ich in einem längeren Ferngespräch mit Hitler versuchte, ihn dazu zu bringen, dem Ausbruch der Armee unter Aufgabe von Stalingrad zuzustimmen, gab er mir immer wieder zur Antwort: «Was wollen Sie eigentlich, Paulus hat ja nur für 20 oder höchstens 30 Kilometer Sprit, er kann ja, wie er selbst meldet, z. Z. gar nicht ausbrechen.»

So sah sich das Ob.Kdo.d.H.Gr. einerseits der obersten Führung gegenüber, die einen Angriff der Armee nach Südwesten von dem gleichzeitigen Halten der anderen Stalingrad-Fronten abhängig machte, und der Führung der Armee, die auf Grund der Betriebsstofflage den von der H.Gr. befohlenen Ausbruch als unmöglich erklärte. Hitler konnte sich bei seiner Entscheidung auf den Armeeführer berufen, der die schwierige Aufgabe zu meistern haben würde. Hätte Hitler diesen Einwand nicht zur Hand gehabt, so hätte er vielleicht doch unter dem Druck der Lage seine Forderung, Stalingrad auch im Fall eines Durchbruchs der 6. Armee nach Südwesten zu halten, aufgegeben. Dann aber würde aller Voraussicht nach General Paulus die ganze Frage ebenfalls mit anderen Augen angesehen haben. Er würde davon entbunden gewesen sein, gegen einen ausdrücklichen Befehl Hitlers zu handeln.

Ich habe die Gründe, die den Oberbefehlshaber der 6. Armee veranlasst haben, die letzte Chance zur Rettung seiner Armee nicht zu ergreifen, so eingehend dargelegt, weil ich glaube dies der Führung der 6. Armee schuldig zu sein ohne Rücksicht auf alles, was die Persönlichkeit des Armeeführers und sein Verhalten in späterer Zeit betrifft. Wie bereits gesagt, waren alle die Gründe, die er für seinen Entschluss anführte, nicht von der Hand zu weisen. Aber es war nun einmal so, dass es sich damals um die einzige und zugleich letzte Chance, die Armee zu retten, gehandelt hat. Sie nicht zu nutzen – auf jedes Risiko hin – bedeutete den Verzicht auf die Rettung der Armee. Sie zu ergreifen hiess allerdings alles auf

eine Karte setzen. Nach Ansicht des Ob.Kdo.d.H.Gr. war dies jetzt geboten.

Es ist leicht, die Haltung des späteren Feldmarschalls Paulus in jenen entscheidenden Tagen zu kritisieren. Mit der Phrase vom «blinden Gehorsam» gegenüber Hitler ist sie jedenfalls aber nicht abzutun. Sicherlich stand Paulus in einem schweren Gewissenskonflikt, ob er eine Operation ansetzen wolle, die unweigerlich – entgegen dem klar ausgesprochenen Willen Hitlers – zur Aufgabe von Stalingrad führen musste. Allerdings ist dazu anzumerken, dass dieses Aufgeben, als unter dem unwiderstehlichen Druck des Feindes erfolgend, auch gegenüber dem Befehl Hitlers zu rechtfertigen gewesen sein würde, und dass die H.Gr. es befohlen hatte, damit auch die Verantwortung übernehmend.

Neben diesem Gewissenskonflikt aber stand vor dem Armeeführer das Bild eines ungeheuren Wagnisses, das er nach dem Befehl der H.Gr. würde eingehen müssen. So sicher der Ausbruch der Armee die Chance ihrer Rettung in sich schliessen konnte, so konnte er auch zu ihrem Untergang führen. Gelang der erste Durchbruch durch die feindliche Einschliessungsfront nicht, blieb die Armee auf halbem Wege liegen, während die 4. Panzer-Armee nicht mehr weiter vorwärts kam, oder glückte es dem Gegner, die den Ausbruch im Rücken und in den Flanken abschirmenden deutschen Kräfte zu überrennen, dann war das Schicksal der 6. Armee in Kürze besiegelt. Es war das grösste Wagnis und eine allerschwerste Aufgabe, vor die die 6. Armee gestellt war. Sozusagen wie ein nach vier Seiten kämpfendes Karree sollte sie den Weg, der 4. Panzer-Armee entgegen, zurücklegen, immer der Gefahr ins Auge sehend, dass ihr Angriff nach Südwesten zum Erliegen kommen könne oder, dass ihre Nachhuten bzw. Flankendeckungen überrannt würden. Diese Aufgabe aber wäre zu leisten gewesen mit Truppen, die bereits durch mangelnde Ernährung geschwächt, deren Beweglichkeit weitgehend eingeschränkt war. Immerhin, die Hoffnung, die Freiheit wieder zu gewinnen, dem Tod oder der Gefangenschaft zu entgehen, würden wohl die Truppe befähigt haben, das unmöglich scheinende möglich zu machen!

Wenn General Paulus damals diese letzte Chance nicht ergriffen, wenn er gezögert und schliesslich darauf verzichtet hat, das Wagnis zu unternehmen, so ist dies sicherlich im Gefühl der auf ihm lastenden Verantwortung geschehen. Eine Verantwortung, die das Ob.Kdo.d.H.Gr. ihm durch seinen Befehl zwar abzunehmen bestrebt war, der er aber weder vor Hitler, noch vor sich selbst ledig werden zu können glaubte.

In der Woche, die dem Befehl der H.Gr. an die 6. Armee vom 19. Dezember zum baldmöglichsten Antreten zum Durchbruch folgte, hat sich das Schicksal dieser Armee entschieden.

Sechs Tage lang hat das Ob.Kdo.d.H.Gr. – auf jede Gefahr hin – versucht, der 6. Armee noch die Chance, sich im Zusammenwirken mit der 4. Panzer-Armee den Weg in die Freiheit zu erkämpfen, offenzuhalten.

Ein Versuch, während dessen die H.Gr. ständig vor der Gefahr stand, dass der Gegner – seinen Durchbruch im Bereich der italienischen Armee entschlossen ausnutzend – entweder über die offen vor ihm liegenden Donez-Übergänge nach Rostow bis an die Lebensader des gesamten deutschen Südflügels durchstieß. Oder dass er gegen den Rücken des linken Flügels der H.Gr. Don, der Armee-Abteilung Hollidt, einschwenkte.

Ein Versuch, der durchgehalten werden musste auch angesichts der Gefahr, dass der dünne Sicherungsschleier, den unsere Front am unteren Tschir (3. rumänische Armee) und im Bereich der Armee-Abteilung Hollidt bildete, endgültig zerreißen würde.

Trotzdem hat das Ob.Kdo.d.H.Gr. die 4. Panzer-Armee in ihrer exponierten Lage ostwärts des Don solange belassen als noch zu hoffen war, dass die 6. Armee ihre letzte Chance nutzen könne und werde. Die Frist war um, als die Entwicklung auf dem linken Flügel der H.Gr. ein Herüberwerfen von Kräften vom ostwärtigen Don-Ufer dorthin unumgänglich machte und als am 25. Dezember die Lage des 57. Panzer-Korps an der Mischkowa unhaltbar wurde.

Die dramatische Entwicklung jener Woche sei nur in kurzen Zügen dargestellt.

Es begann auf dem linken Flügel der H.Gr., genauer gesagt in der linken Flanke der Armee-Abteilung Hollidt.

Was sich im Einzelnen bei den Italienern ereignet hatte, war nicht bekannt. Anscheinend hat dort nur eine leichte Division und eine oder die andere Infanterie-Division überhaupt nennenswerten Widerstand geleistet. Jedenfalls erschien am frühen Morgen des 20. Dezember der deutsche Kommandierende General, der auf dem rechten Flügel der Italiener den Befehl führte, und meldete, dass die beiden ihm unterstellten italienischen Divisionen im schnellen Zurückgehen seien. Offenbar auf Grund einer Meldung, dass in ihrer tiefen Flanke bereits zwei feindliche Panzer-Korps stünden. Damit war die Flanke der Armee-Abteilung Hollidt völlig entblösst.

Als diese Lage dem Ob.Kdo.d.H.Gr. von General Hollidt gemeldet wurde, befahl es, dass der erwähnte General (der an sich der H.Gr. B unterstand) sofort mit allen Mitteln die italienischen Divisionen zum Stehen zu bringen habe. Die Armee-Abteilung Hollidt erhielt Befehl,

ihre Stellung am oberen Tschir zu halten unter Sicherung ihrer linken Flanke durch Staffe lung.

Im Laufe des Tages wurde jedoch auch die Armee-Abteilung Hollidt selbst an zwei Stellen ihrer dünnen Front durchbrochen. Die 7. Rumänische Division ging eigenmächtig zurück. Das dort befehlführende rumänische 1. AK verliess panikartig seinen Gefechtsstand.

Am Abend des 20. Dezember war die Lage in der tiefen Flanke der Armee-Abteilung Hollidt völlig ungeklärt. Niemand konnte sagen, ob und wo die im Anschluss an die Armee-Abteilung eingesetzt gewesenen, Italiener überhaupt noch Widerstand leisteten. Überall wurden feindliche Panzerspitzen im Rücken der Armee-Abteilung Hollidt gemeldet, sogar bereits vor dem wichtigen Donez-Übergang von Kamensk-Schach tinskij.

In den beiden nächsten Tagen verschärfte sich die Lage bei der *Armee-Abteilung Hollidt* immer mehr. Selbst in ihrer Front durchbrochen, bot sie den feindlichen Panzerkräften, die in dem Streifen der von den Sowjets überrannten Italiener völlig freie Hand hatten, ihre nicht mehr zu schützende Flanke und Rücken dar. In Kürze musste sich diese Gefährdung auch auf die Front des rumänischen AOK 3 am unteren Tschir auswirken.

Die Armee-Abteilung Hollidt musste, so gut es ging, zunächst einmal versuchen, eine neue Front etwa in der Höhe der Front der 3. Rumänischen Armee aufzubauen, um deren Flanke, zugleich aber auch die für die Versorgung der 6. Armee unentbehrlichen Flugbasen von Morosowskij und Tazinskaja zu decken. Es musste ferner mit allen Mitteln angestrebt werden, die wichtigen Donez-Übergänge von Forchstadt und Kamensk-Schachtinskij offenzuhalten.

Dass mit solchen kleinen Aushilfen die Lage auf dem linken Flügel der H. Gr. bestenfalls für zwei bis drei Tage hingehalten, nicht aber länger durchgehalten werden könne, war sicher. Bereits am 20. Dezember hatte das Ob.Kdo.d.H.Gr. an das OKH ein Fernschreiben gerichtet, in dem unmissverständlich darauf hingewiesen wurde, dass wenn der bei den Italienern durchgebrochene Feind entschlossen handele er die Richtung auf Rostow nehmen und damit die Gesamtentscheidung gegen die H.Gr. Don und A suchen werde. Es war bezeichnend für die Zustände im Bereich der deutschen obersten Führung, dass selbst der Heeres-Generalstabschef mit diesem Fernschreiben an jenem Tage nicht *zu* Hitler Vordringen konnte, weil dieser – unter Zuziehung nur des OKW – mit einer italienischen Abordnung verhandelte. Als einzige Antwort erhielt das Ob.Kdo.d.H.Gr. am 22. Dezember eine Weisung des OKH über eine nunmehr von der Armee-Abteilung Hollidt zu hal-

tende Linie, die durch die Ereignisse längst überholt war. Tatsächlich war es an diesem Tage durchaus fraglich, ob die vorn kämpfenden deutschen und wenigen rumänischen Verbände der Armee-Abteilung überhaupt zurückkommen und eine neue Front bilden können.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. konnte von der obersten Führung offenbar keine Massnahme erwarten, die zur Festigung der Lage in der durch das Versagen der Italiener aufgerissenen, breiten Frontlücke zur H.Gr. B wirksam beitragen würde. Selbst die schleunige Zuführung einer Infanterie-Division aus dem Bereich der H.Gr. A zur unmittelbaren Sicherung von Rostow war abgelehnt worden. So blieb uns nichts übrig als uns selbst zu helfen. Dass dies nur auf Kosten des rechten Flügels der H.Gr., also der ostwärts des Don kämpfenden Kräfte, geschehen konnte, war das schmerzliche an dieser Entscheidung. Aber sie war nicht länger hinauszuschieben, denn am 24. Dezember erreichte die Krise bei der Armee-Abteilung Hollidt ihren Höhepunkt. Drei feindliche Panzer- bzw. mech. Korps waren durch die bei den Italienern und der 7. Rumänischen Division gerissene Lücke durchgestossen. Zwei von ihnen (das 25. Panzer- und 50. mech. Korps) näherten sich bereits den für die Versorgung der 6. Armee ausschlaggebenden Flugbasen von Morosowkij und Tazinskaja. Eines (das 8. Panzer-Korps) stand im Rücken der noch am mittleren bzw. am oberen Tschir kämpfenden Teile der Armee-Abteilung Hollidt.

Während sich die Lage auf dem linken Flügel der H.Gr., namentlich aber in ihrer offenen Westflanke immer mehr zuspitzte, kämpfte das Ob.Kdo. noch immer um den von Hitler durch Verzicht auf Stalingrad zu ermöglichenden, vom AOK 6 zu wagenden Ausbruch der 6. Armee.

Indessen setzte die 4. Panzer-Armee alles daran, um noch den letzten Schritt in Richtung Stalingrad zu erzwingen, zugleich darauf wartend, dass das Antreten der 6. Armee nach Südwesten ihr diesen Schritt erleichtern würde.

Nach dem Erreichen der Mischkowa am 19. Dezember war es in den folgenden Tagen zu schweren Kämpfen gegen immer neue Feindkräfte gekommen, die der Gegner von Stalingrad her in die Schlacht warf, um das weitere Vorwärtstommen der Einsatzarmee zu verhindern. Trotzdem war es dem 57. Panzer-Korps gelungen, auf dem Nordufer der Mischkowa Fuss zu fassen, Übergänge über den Fluss in die Hand zu bekommen und in wechselvollen Kämpfen einen Brückenkopf auf dem Nordufer zu bilden. Feindliche Massenangriffe wurden unter blutigen Verlusten für den Gegner abgewiesen. Schon konnten die vordersten Truppen des 57. Panzer-Korps am fernen Horizont den Widerschein des Feuers an der Front um Stalingrad erkennen! Der Erfolg schien zum Greifen nahe, wenn nur die 6. Armee der 4. Panzer-Armee Luft schaffen

würde, indem sie durch Antreten zum Angriff wenigstens den Gegner verhinderte, der 4. Panzer-Armee immer wieder neue Kräfte entgegenzuwerfen. Doch dieser Angriff blieb aus den früher erörterten Gründen aus.

Am 23. Dezember nachmittags musste das Ob.Kdo.d.H.Gr. den schweren Entschluss fassen, der bereits mehr als kritisch gewordenen Lage auf dem linken Flügel der H.Gr. durch Kräfteverschiebungen dorthin Rechnung zu tragen. Es befahl dem am unteren Tschir den Befehl führenden rumänischen AOK 3 das Gen.Kdo. des 48. Panzer-Korps mit der 11. Panzer-Division zur Wiederherstellung der Lage auf dem Westflügel freizumachen. Als Ersatz musste die 4. Panzer-Armee eine Panzer-Division zum Einsatz an der Front am unteren Tschir abgeben, ohne die an ein Halten hier nicht mehr zu denken war.

Bereits der nächste Tag bewies die unaufschiebbare Dringlichkeit dieser Anordnung. Der Flugplatz Tazinskaja ging verloren und damit zunächst auch die Möglichkeit einer Versorgung der 6. Armee. Erst am 28. Dezember konnte er wieder genommen werden.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. hat den so schwerwiegenden, aber unausweichbaren Entschluss, die Einsatzgruppe der 4. Panzer-Armee um eine Division zu schwächen, erst gefasst, als klar geworden war, dass auf einen rechtzeitigen Ausbruch der 6. Armee nicht mehr gerechnet werden konnte. Es hätte auch dann noch diesen Entschluss hinausschieben können, wenn ihr die 16. mot. Division zu diesem Zeitpunkt bereits zur Verfügung gestanden hätte. Das OKH hatte zwar auf das immer erneute Drängen der H.Gr. hin endlich am 20. Dezember die Ablösung dieser Division bei Elista durch die Division Wiking der H.Gr. A angeordnet. Dieselbe sollte jedoch 10 Tage in Anspruch nehmen! Genau 10 Tage zuvor hatte die H.Gr. den ersten Antrag auf Freigabe der Division gestellt! Wäre sie damals erfolgt, so würde sie an jenem 23. Dezember zur Verfügung gestanden haben, um an die Tschir-Front geworfen werden zu können. Die Schwächung des 57. Panzer-Korps um eine Panzer-Division wäre alsdann vermeidbar gewesen. So hat – wie so oft – auch in diesem Falle das Wort «zu spät» über der Entscheidung Hitlers gestanden! Wenn Hitler jetzt der H.Gr. die 7. Panzer-Division zuzuführen versprach, so musste diese für den z. Z. im Gange befindlichen Einsatzversuch zu spät kommen. Wenn Hitler zugleich von der Zuführung der ersten verwendungsfähig gewordenen Tigerabteilung eine günstige Wendung der Dinge erhoffte, so sollte sich auch dieses als Illusion erweisen. Abgesehen davon, dass bis zum Eintreffen dieser Abteilung noch geraume Zeit verstrich, war sie – im Felde noch nicht erprobt – mit soviel Kinderkrankheiten behaftet, dass sie zunächst eine wirksame Hilfe nicht dar-

stellen konnte. Im Übrigen war dieser Fall ein typisches Beispiel der Überschätzung der Wirkung einer neuen Waffe seitens Hitlers.

So schlug nun auch auf dem Kampffeld ostwärts des Don die Stunde, in der die Initiative auf den Feind überging.

Am 25. Dezember wurde das 57. Panzer-Korps von dem sich immer mehr verstärkenden Gegner am Mischkowa-Abschnitt angegriffen und auf den Akssay-Abschnitt zurückgedrängt. In den nächsten Tagen zeichnete sich die Absicht des Feindes ab, das Korps von Osten wie von Westen her zu umfassen.

Zwei feindliche Armeen (51. und 2. Garde-Armee) mit 3 mech. Korps, 1 Panzer-Korps, 3 Schützen- und 1 Kav.-Korps wurden vor der Nord- und Ostfront der 4. Panzer-Armee festgestellt. Diese Kräfte entstammten zum erheblichen Teil der Einschliessungsfront von Stalingrad. Allerdings hatte der Gegner auch über die Wolga neue Kräfte herangebracht.

Die mehrfache Überlegenheit, die der Feind nunmehr gegen die 4. Panzer-Armee hatte zusammenbringen können, zwang diese in den nächsten Tagen zu weiterem Ausweichen bis nach Kotelnikowo, von wo sie am 12. Dezember zu dem Einsatzvorstoss angetreten war. Dies Ausweichen wurde vor allem dadurch unvermeidbar, dass die der Armee noch unterstehenden Verbände der 4. rumänischen Armee sich der Aufgabe, die Flanken des am Akssay-Abschnitt hart kämpfenden 57. Panzer-Korps zu decken, nicht mehr gewachsen zeigten. Sowohl bei den Truppen des rumänischen 7. AK, dem die Deckung der Ostflanke der Armee gegen die Wolga anvertraut war, wie bei denen des rumänischen 6. AK, welches die Sicherung des Gebiets zwischen dem 57. Panzer-Korps und dem Don durchführen sollte, war jeglicher Kampfwille erloschen. Nicht zuletzt wohl auch deshalb, weil die Führung dieser Korps wenig Anstrengungen machte, ihn aufrecht zu erhalten. Der nach wie vor zuverlässige Oberbefehlshaber der 4. rumänischen Armee, Generaloberst Dumitrescu, war allein gegenüber dem Zerfall der Kampfmoral seiner Verbände machtlos. Es blieb nichts übrig, als sie aus der Front zu ziehen und in ihre Heimat zurückzuführen.

Der am 12. Dezember unternommene Versuch, die 6. Armee zu entsetzen, war – wenigstens vorerst – gescheitert.

Konnte es, so wie die Lage sich seither gestaltet hatte, noch eine Hoffnung auf Erneuerung dieses Versuches geben?

Man wird heute, in nachträglicher Kenntnis der Entwicklung, die die Ereignisse im Bereich der H.Gr. B genommen haben, diese Frage wohl verneinen müssen. Damals aber war nicht vorauszusehen, dass noch im Januar der Katastrophe der italienischen Armee eine noch grössere im Bereich der ungarischen Armee am Don folgen würde.

So hat das Ob.Kdo.d.H.Gr. Don in jenen Tagen geglaubt, den Gedanken, der 6. Armee trotz aller entgegenstehenden Bedenken doch noch Hilfe bringen zu müssen und zu können, nicht aufgeben zu dürfen. In diesem Sinne hat es dem OKH am 26. Dezember folgende Vorschläge unterbreitet:

Um die Lage auf dem *linken Flügel der H.Gr.*, auf dem ein Durchbruch des Gegners auf Rostow drohte, wenigstens noch begrenzte Zeit halten zu können, wurde das baldmöglichste Eingreifen einer Armeegruppe gefordert, deren Versammlung im Gebiet von Millerowo, also hinter dem rechten Flügel der H.Gr. B, das OKH bereits eingeleitet hatte. Ausserdem sollte die H.Gr. A von der 17. Armee eine Infanterie-Division schnellstens zur unmittelbaren Deckung von Rostow dorthin heranzuführen. Auch die der H.Gr. in Aussicht gestellte 7. Panzer-Division, die für eine Verwendung ostwärts des Don nunmehr doch zu spät kommen musste, würde in den Kampf auf dem linken Flügel der H.Gr. einzugreifen haben.

Für die *Mitte der H.Gr.-Front* war schlimmstenfalls ein Ausweichen in die Don-Donetz-Linie in Kauf zu nehmen. Im Übrigen hatte sich die Lage am unteren Tschir in diesen Tagen etwas entspannt, da der Gegner offenbar seine Kräfte nach Westen zur Inbesitznahme unserer Flugbasen Tazinskaja und Morosowskij zusammengefasst hatte.

Entscheidend für die Frage, ob überhaupt noch eine Möglichkeit gegeben sein würde, den Entsatzversuch zu wiederholen, war, ob man ostwärts des Don soviel Kräfte zusammenbringen konnte, dass die 4. Panzer-Armee in der Lage sein würde, den ihr nachdrängenden Feind zu schlagen. Das Ob.Kdo.d.H.Gr. Don forderte hierzu – was es bereits früher und seit dem 18. Dezember immer erneut getan hatte – vom OKH die sofortige Zuführung des 3. Panzer-Korps und 1 Infanterie-Division von der 1. Panzer-Armee zur Verstärkung der 4. Panzer-Armee. Diese Kräfte hätten, zusammen mit der ebenfalls beschleunigt heranzuziehenden 16. mot. Division, nach Ansicht der H.Gr. ausgereicht, um ein erneutes Vorgehen der 4. Panzer-Armee in Richtung auf Stalingrad zu ermöglichen. Die Kräfte konnten nach unserer Ansicht innerhalb 6 Tagen bei dieser Armee verfügbar sein. Die gleiche Zeitspanne musste ausreichen, um der 6. Armee den dringenden Bedarf an Betriebsstoff (1'000 Tonnen) und Verpflegung (500 Tonnen) zuzufliessen, da die oberste Führung inzwischen weitere Lufttransportstaffeln in Aussicht gestellt hatte. Die Flugbasen Tazinskaja und Morosowskij würden in den nächsten Tagen freigekämpft sein. Dass zugleich immer wieder Bewegungsfreiheit für die 6. Armee gefordert wurde, war selbstverständlich. Mochte diese auch einen Ausbruch z. Z. für aussichtslos halten, so stand das Ob.Kdo.d.H.Gr. dem-

gegenüber auf dem Standpunkt, dass gar nichts anderes übrig bleibe als das Wagnis zu unternehmen, da eine Versorgung der Armee im Kessel nun einmal unmöglich war. Als allerletzten Termin für einen Ausbruch sah das Ob.Kdo. allerdings im Hinblick auf die Gesamtlage, wie auf den Zustand der Truppen der 6. Armee, die Tage um die Jahreswende an. Bis dahin konnte auch die 4. Panzer-Armee, die schnelle Zuführung der geforderten Verstärkungen vorausgesetzt, wieder zum Angriff in Richtung auf den Kessel angetreten sein. Gewiss, man konnte jetzt kaum mehr erwarten, dass – selbst wenn der Ausbruch gelang – die 6. Armee als noch operationsfähiger Verband bei der 4. Panzer-Armee ankommen werde. Ein erheblicher Teil ihrer Soldaten würde aber doch wohl die Möglichkeit haben, sich bis zu dieser Armee durchzuschlagen.

Die Frage war, ob zu diesem Zeitpunkt die 1. Panzer-Armee die vorher erwähnten Kräfte würde abgeben können. Hitler hat sie, ebenso wie das Ob.Kdo.d.H.Gr. A, verneint.

Ob diese Ablehnung gerechtfertigt gewesen ist, muss dahin gestellt bleiben. Das Ob.Kdo.d.H.Gr. Don hat jedenfalls am 27. Dezember dem OKH (zur Vorlage bei Hitler) einen Vergleich der Kräfteverhältnisse übermittelt, nach dem die Abgabe jener drei geforderten Divisionen als möglich anzusehen war. Danach war das Verhältnis der eigenen Kräfte im Vergleich zu den gegenüberstehenden Feindkräften im Bereich der H.Gr. A fraglos günstiger als bei der H.Gr. Don. Es kam hinzu, dass die Verbände der letzteren seit nun einundeinhalb Monaten in schwersten Kämpfen standen und dementsprechend verbraucht waren. Während die H.Gr. Don im freien Felde zu kämpfen hatte, standen die Armeen der H.Gr. A seit Festlaufen der Offensive im Kaukasus in Stellungen, die inzwischen doch eine gewisse Stärke erreicht haben mussten. Selbst wenn aber die 1. Panzer-Armee nach Abgabe der drei erwähnten Divisionen vor überlegenem Feindangriff ihre Stellungen nicht mehr hätte halten können, dann wäre noch die Möglichkeit gewesen, dass sie in beweglicher Kampfführung das Vorgehen des Gegners verzögert hätte, bis der Kampf um die Rettung der 6. Armee so oder so zum Abschluss gekommen wäre. Diese Möglichkeit aber wollte Hitler in jenen Tagen noch nicht zulassen, obwohl das Ob.Kdo.d.H.Gr. schon mehrfach darauf hingewiesen hatte, dass – auch wenn das Freikämpfen der 6. Armee gelänge – ein dauerndes Halten der Kaukasus-Front nicht möglich sein würde. Zu der von uns angeregten «grossen Lösung», die unter Rettung der 6. Armee ein Übergehen zu beweglicher Operationsführung im Bereich der H.Gr. Don und A bedeutete, war Hitler nicht bereit.

Seine Weigerung, die H.Gr. A zu schwächen, mag ausser auf seiner grundsätzlichen Abneigung, etwas aufzugeben, noch einen anderen

Grund gehabt haben. Er hat offenbar geglaubt, eine andere Möglichkeit in der Hand zu haben, der 6. Armee – wenn auch erst später – doch noch Hilfe bringen zu können.

Am 31. Dezember ging jedenfalls beim Ob.Kdo.d.H.Gr. eine Weisung des OKH ein, nach der Hitler sich entschlossen habe, das neu ausgerüstete und aufgefüllte SS-Panzer-Korps mit den Panzer-Grenadier-Divisionen «Leibstandarte», «Totenkopf» und «Reich» aus dem Westen heranzuführen. Es sollte um Charkow versammelt werden, um von dort eine Entsatzoffensive auf Stalingrad vorzutragen. Auf Grund der begrenzten Bahnleistungen konnte das Korps jedoch nicht vor Mitte Februar um Charkow voll versammelt sein. Wie die 6. Armee bis dahin am Leben erhalten werden sollte, blieb eine offene Frage. Die Heranführung des SS-Panzer-Korps war angesichts der sich immer mehr zuspitzenden Lage im Bereich der H.Gr. B und Don nötig, selbst wenn man zu diesem Zeitpunkt noch nicht auf ein gleiches Desaster bei der ungarischen Armee rechnen konnte, wie es soeben bei der italienischen eingetreten war. Es war jedoch keinesfalls anzunehmen, dass die Kräfte des SS-Panzer-Korps jemals dazu ausreichen würden, eine Offensive bis nach Stalingrad durchzuführen. Was im Dezember über die verhältnismässig geringe Entfernung von 130 Kilometer, die zwischen Kotelnikowo und Stalingrad lag, bei einer durchaus möglichen Verstärkung der 4. Panzer-Armee erreichbar gewesen wäre, musste – im Februar von Charkow aus über eine Entfernung von 560 Kilometer unternommen – von vornherein als Utopie erscheinen. Wenn Hitler wirklich an die Möglichkeit geglaubt hat, dass ein solcher Raid durchführbar sein werde, so ist dies ein Beweis für das, was in einem früheren Kapitel über ihn gesagt worden ist.

Als Hitler Ende Dezember alle Anträge des Ob.Kdos.d.H.Gr. Don auf schnelle Verstärkung der 4. Panzer-Armee ablehnte, war das Schicksal der 6. Armee endgültig besiegelt. Umsonst hatten wir den letzten verfügbar zu machenden Mann, die letzte Granate an die Befreiung der Armee gesetzt! Umsonst hatten wir an der Durchführung der Entsatzoperation bis zum letztmöglichen Augenblick festgehalten, umsonst das Schicksal der ganzen H.Gr. in die Waagschale geworfen!

Von Anfang Januar trennte sich das Geschehen im Bereich der H.Gr. mehr oder weniger in zwei Kampfhandlungen:

in den *Endkampf der 6. Armee* im Gebiet um Stalingrad und

in den Kampf um die *Erhaltung des ganzen deutschen Südflügels*, der den Bereich der H.Gr. B, Don und A umfasste.

Während der letztere Kampf, der operativen Zusammenhänge wegen, gesondert behandelt werden muss, soll dem ersteren der Schluss dieses

Kapitels gewidmet sein. Dabei wird sich zeigen, in welchem hohem Masse der Endkampf der 6. Armee für die Erhaltung des ganzen deutschen Südflügels von Bedeutung geworden ist.

Der Endkampf der 6. Armee

Der um die Jahreswende 1942/43 beginnende Todeskampf der 6. Armee ist die Geschichte unsagbaren Leidens und Sterbens deutscher Soldaten. Er schloss in sich Verzweiflung und berechtigte Erbitterung der in ihrem Vertrauen Enttäuschten, aber in höherem Masse doch bis zuletzt männliche Haltung einem unverdienten aber unabwendbar gewordenen Schicksal gegenüber, heroische Tapferkeit, treueste Pflichterfüllung und Kameradschaft, stille Resignation und gläubige Demut vor Gott!

Wenn ich von all dem nicht sprechen werde, so sicherlich nicht, weil wir beim Ob.Kdo.d.H.Gr. dies alles nicht in tiefstem Herzen gefühlt hätten. Es ist die Ehrfurcht vor einem Heldentum, das seinesgleichen wohl kaum finden wird, das mich hindert, die Worte zu finden, die diesem Geschehen wirklich gerecht werden könnten.

Eine Frage aber glaube ich beantworten zu müssen und als ehemaliger Oberbefehlshaber der H.Gr. Don zu beantworten berufen zu sein. Es ist die Frage, ob und wie lange es zu verantworten, ja unerlässlich gewesen ist, von unseren tapferen Soldaten diesen schweren Todesgang zu fordern. Es ist die Frage nach dem Sinn dieses letzten Kampfes der 6. Armee. Eine Frage, die man allerdings nicht im Hinblick auf den schliesslichen Verlust des Krieges, wohl aber in Bezug auf die damals gegebene operative Lage und ihre unerbittlichen Notwendigkeiten hin, betrachten sollte.

Am 26. Dezember sandte der Oberbefehlshaber der 6. Armee nachstehende Meldung, die vom Ob.Kdo.d.H.Gr. sofort an das OKH weitergegeben wurde, wie dieses überhaupt von uns jederzeit völlig ungeschminkt über die Lage der Armee unterrichtet worden ist. Allerdings erhielten selbst wir fortan nur durch Funksprüche oder einzelne von der Armee entsandte Offiziere Meldungen über den Zustand im Kessel. Die Dezimeterverbindung, auf der für kurze Zeit Fernschreib-Gespräche möglich waren, hatte nicht mehr aufrecht erhalten werden können.

Die Meldung des Generaloberst Paulus lautete:

«Blutige Verluste, Kälte und unzureichende Versorgung haben Kampfkraft der Divisionen in letzter Zeit stark absinken lassen. Ich muss daher melden:

1. Die Armee wird schwächere Feindangriffe wie bisher abweisen und

örtliche Krisen für einige Zeit noch bereinigen können. Voraussetzung bleibt bessere Versorgung und baldigstes Einfliegen von Ersatz.

2. Wenn Russe vor Hoth stärkere Kräfte abzieht und mit diesen oder anderen Truppen zu massierten Angriffen auf Festung schreitet, wird diese nicht lange widerstehen können.

3. Ausbruch nicht mehr durchführbar, wenn nicht vorher Korridor geschlagen und Armee mit Menschen und Versorgungsgütern aufgefüllt wird.

Ich bitte deshalb höheren Orts vorstellig zu werden, dass energische Massnahmen zum schnellen Entsatz der Armee getroffen werden, wenn nicht die Gesamtlage zwingt, sie zu opfern. Dass die Armee alles tun wird, um bis zur letzten Möglichkeit zu halten, ist selbstverständlich.»

Darüber hinaus meldet die Armee:

«Heute nur 70 t zugeflogen. Brot morgen, Fett heute Abend, Abendkost bei einigen Korps morgen zu Ende. Durchgreifende Massnahmen nunmehr dringend.»

Der Inhalt dieser Meldung zeigt, dass sich die acht Tage zuvor von dem Generalstabschef der Armee vertretene Ansicht, sie könne – ausreichende Versorgung vorausgesetzt – auch noch bis Ostern den Kessel halten – wie vorauszusehen – als Irrtum erwiesen hatte.

Zugleich bewies aber diese Meldung, dass acht Tage zuvor, als das Ob.Kdo. den Befehl zum Ausbrechen gegeben hatte, nicht nur – im Hinblick auf die Annäherung der 4. Panzer-Armee – die *erste*, sondern in Rücksicht auf den Zustand der 6. Armee auch die *letzte* Chance ihrer Rettung bestanden hatte.

Im Übrigen herrschte Ende Dezember und Anfang Januar, bis auf Teilangriffe des Gegners, an den Fronten der 6. Armee eine verhältnismässige Ruhe. Sei es, dass der Feind seine Artillerie für einen Grossangriff munitionieren wollte, sei es, dass er zunächst alle Kräfte, die er verfügbar machen konnte, daran setzte, die 4. Panzer-Armee zu vernichten und im grossen Don-Bogen zum Erfolg zu kommen.

Am 8. Januar erschien beim H.Gr.Kdo., aus dem Führerhauptquartier kommend, der Kom.General des 14. Panzer-Korps, General Hube. Hitler hatte ihn aus Stalingrad nach Lötzen fliegen lassen, um sich über die Lage der 6. Armee durch ihn zu orientieren. General Hube meldete mir, dass er Hitler ein völlig ungeschminktes Bild der Lage im Kessel gegeben habe. Ein Bild, das Hitler im Übrigen durch die täglichen Meldungen der H.Gr. bereits hatte, dem er aber wohl nicht ohne Weiteres Glauben schenken wollte. Immerhin war bemerkenswert, wie beeindruckt General Hube von dem Aufenthalt in Lötzen war, wie sehr ihn die von Hitler zur Schau getragene Zuversicht – mochte sie nun echt sein oder nicht –

beeinflusst hatte. Hitler hatte versichert, dass alles geschehen werde, um die 6. Armee *auf lange Zeit* zu versorgen, und dann auf den später geplanten Entsatz hingewiesen. Hube kehrte mit dieser Zuversicht in den Kessel zurück, wurde aber später auf Befehl Hitlers wieder ausgeflogen, um die Leitung der Versorgung der 6. Armee von aussen zu übernehmen. Tatsächlich hat auch er an ihrer Unwirksamkeit nichts ändern können, da diese im Wetter bzw. den unzureichenden Kräften der Luftwaffe, nicht in irgendeinem Mangel an Organisation, zu suchen war. Mich persönlich berührte eine Mitteilung Hubes, dass bei der 6. Armee die Nachricht in Umlauf gesetzt worden sei, ich hätte gefunkt: «Haltet aus, ich hau' euch raus. Manstein». So sehr ich alles an den Entsatz der 6. Armee gesetzt habe, so wenig ist es jemals meine Art gewesen, der Truppe Versprechungen zu machen, deren Erfüllung nicht sicher war und nicht allein in meiner Hand lag.

General Hube, der ein unerschrockener Mann war, hat bei seinem Vortrag bei Hitler auch versucht, diesem klarzumachen, wie schädlich für sein Prestige als Staatsoberhaupt Ereignisse sein müssten, wie die Einschliessung der 6. Armee. Er wollte ihm dadurch nahelegen, den militärischen Befehl zum mindesten an der Ostfront an einen Soldaten abzugeben. Da Hube auch auf seinem Hinflug nach Lötzen bei uns gewesen war, hat Hitler zweifellos vermutet, dass General Hube zu seinem Schritt von mir veranlasst worden sei, was jedoch nicht der Fall war.

Als ich später selbst, nach dem Fall von Stalingrad, Hitler eine Änderung des militärischen Oberbefehls vorschlug, war er bereits gewarnt und zeigte sich völlig ablehnend. Vielleicht hätte er sonst, doch stark unter dem Eindruck des Unterganges der 6. Armee stehend, für den er verantwortlich war, sich eher dazu bereitgefunden, auf meinen Gedanken einzugehen.

Am 9. Januar erhielt die Armee vom Gegner eine Aufforderung zur Kapitulation. Sie wurde auf Befehl Hitlers abgelehnt.

Ich glaube nicht, dass man mir vorwerfen kann, den militärischen Entschlüssen oder Massnahmen Hitlers kritiklos gegenübergestanden zu haben. In diesem Fall jedoch stehe ich durchaus auf der Seite seines Entschlusses, weil derselbe zu jenem Zeitpunkt noch eine Notwendigkeit war, mochte diese – menschlich gesehen – auch noch so hart sein.

Ich will ganz absehen von dem rein soldatischen Standpunkt, dass eine Armee nicht kapitulieren darf, solange sie noch irgendwie in der Lage ist zu kämpfen. Die Aufgabe dieses Standpunkts würde das Ende des Soldatentums überhaupt bedeuten. Solange das glückliche Zeitalter noch nicht gekommen ist, in dem die Staaten ohne bewaffnete Macht auskommen können, solange es also Soldaten gibt, wird dieser

Standpunkt soldatischer Ehre auch aufrechterhalten werden müssen. Auch die anscheinende Aussichtslosigkeit eines durch eine Kapitulation vermeidbaren Kampfes ist an sich noch keineswegs eine Rechtfertigung für eine Übergabe. Wenn jeder Befehlshaber, der seine Lage für aussichtslos hält, kapitulieren wollte, so würde man niemals einen Krieg gewinnen. Auch in anscheinend völlig aussichtslosen Lagen hat sich oft genug noch ein Ausweg gefunden. Vom Standpunkt des General Paulus aus gesehen war jedenfalls die Ablehnung der Kapitulation soldatische Pflicht. Es sei denn, dass die Armee keine Aufgabe mehr gehabt hätte, dass also weiteres Kämpfen völlig nutzlos gewesen wäre. Damit aber kommt man erst zu dem springenden Punkt in dieser Frage, der den Befehl Hitlers zur Ablehnung der Kapitulation rechtfertigt und der auch eine auf ihre Genehmigung hinzielende Einwirkung der H.Gr. zu diesem Zeitpunkt ausgeschlossen hat. Die 6. Armee hatte – so aussichtslos auf längere Sicht auch ihr weiterer Widerstand sein mochte – im Rahmen der Gesamtlage noch, solange es irgend ging, eine entscheidende Rolle zu spielen. Sie musste versuchen, solange wie möglich die ihr gegenüberstehenden Feindkräfte zu binden.

Anfang Dezember waren im Einschliessungsring um die 6. Armee im ganzen einige sechzig grosse feindliche Verbände (Schützen-Divisionen, Panzer- bzw. mech. Brigaden usw.) festgestellt worden. Ein Teil davon war zweifellos durch den Vorstoss der 4. Panzer-Armee vorübergehend abgezogen worden. Dafür führte der Gegner jedoch neue Verbände heran. Am 19. Januar waren von 259 grossen Verbänden, die insgesamt im Bereich der H.Gr. Don gemeldet waren, 90 Verbände vor der 6. Armee festgelegt! Was es bedeutet hätte, wenn die Masse dieser 90 Verbände durch eine Kapitulation der 6. Armee am 9. Januar freigeworden wäre, braucht angesichts der früher geschilderten Lage der H.Gr. und der für den ganzen Südflügel der Ostfront drohenden Folgen nicht näher erörtert zu werden.

Die Armee konnte noch kämpfen, wenn auch der Kampf für sie selbst auf die Länge aussichtslos war. Ihr Aushalten war für die Lage des Südflügels von entscheidender Bedeutung. Jeder Tag, an dem sie die feindlichen Kräfte noch festhalten konnte, war ausschlaggebend für das Schicksal der Ostfront. Man möge nicht jetzt nachträglich sagen, dass der Krieg doch verloren gegangen sei, dass sein beschleunigtes Ende unendliches Leid erspart haben würde. Das ist nachträgliche Weisheit. In jenen Tagen war es noch keineswegs sicher, dass Deutschland den Krieg militärisch verlieren musste. Ein militärisches Remis, das auch ein politisches hätte erreichbar erscheinen lassen, lag noch durchaus im Bereich der Möglichkeit, wenn es gelang, irgendwie die Lage auf dem Südflügel der Ost-

front wiederherzustellen, was schliesslich ja auch gelungen ist. Für diesen Erfolg aber war der weitere Kampf der 6. Armee, das Festhalten der ihr gegenüberstehenden Feindkräfte, solange für die Armee überhaupt noch eine Widerstandsmöglichkeit bestand, die dringendste Voraussetzung. Es war die harte Notwendigkeit des Krieges, die die oberste Führung dazu zwingen musste, auch noch dies letzte Opfer von der tapferen Truppe zu fordern. Dass sie die Verantwortung dafür trug, dass die Armee in diese Lage gekommen war, steht auf einem anderen Blatt.

Nachdem am 9. Januar die 6. Armee die Aufforderung zur Übergabe abgelehnt hatte, brach der feindliche Angriff auf allen Fronten nach stärkster Artillerievorbereitung und unter Einsatz vieler Panzer los. Der Hauptdruck richtete sich gegen die am weitesten nach Westen über Marinowka vorspringende Nase der Stellung der Armee. Es gelangen dem Gegner mehrere Einbrüche.

Am 11. Januar verschärfte sich die Lage erheblich. Mangels Munition und Betriebsstoff war es der Armee nicht mehr möglich, sie einigermaßen wiederherzustellen. Der Verlust der Stellungen und namentlich der Orte im Karpowka-Tal beraubte die Westfront der Unterkunftsmöglichkeiten, die bisher die Truppe noch in gewissem Umfange vor den Einwirkungen der Kälte geschützt hatten. Die Wetterlage machte jede Versorgung auf dem Luftwege unmöglich.

Diese Verschärfung der Lage kam in einer Meldung des AOK 6 vom 12. Januar zum Ausdruck, die die Heeresgruppe sofort an das OKH übermittelte. Sie lautete:

«Schwere Kämpfe letzter Tage haben trotz heldenhaften Widerstandes zu tiefen Feindeinbrüchen geführt, die bisher notdürftig aufgehalten werden konnten. Reserven jetzt nicht mehr vorhanden, auch nicht mehr zu bilden. Munition reicht noch für drei Tage, Betriebsstoff ist zu Ende. Schwere Waffen können nicht mehr bewegt werden. Hohe Verluste und mangelhafte Versorgung, verbunden mit Kälte haben ausserdem Widerstandskraft der Truppe erheblich absinken lassen. Es ist vorauszusehen, dass Festungsfront bei andauernden Feindangriffen in bisheriger Stärke voraussichtlich nur noch einige Tage halten wird. Widerstand wird sich dann in Einzelkämpfe auflösen.»

Am 12. Januar verhinderte wiederum die Wetterlage die Versorgung der Armee auf dem Luftwege, wie auch den Einsatz der Fliegerkampfkräfte zu ihrer Entlastung in den schweren Abwehrkämpfen.

Am Abend kam der seitens der Luftflotte mit der Regelung der Versorgungsflüge beauftragte General Pickert aus dem Kessel zurück. Er gab ein erschütterndes Bild von der Lage. Er berechnete die Kampfmöglichkeit der Armee noch auf zwei bis vier Tage, eine Berechnung, die

durch die Tapferkeit und Hingabe der Soldaten der 6. Armee allerdings widerlegt werden sollte. Nach seiner Meinung würde jetzt auch eine Besserung der Versorgung auf dem Luftwege nicht mehr viel ändern können, da die Kräfte der Armee nicht mehr ausreichten, die feindlichen Einbrüche zu reparieren.

Aus einer durch General Pickert übermittelten Meldung des inzwischen zum Generaloberst beförderten Oberbefehlshabers der 6. Armee ging hinsichtlich der taktischen Lage im Kessel folgendes hervor:

Auf der Nordwestfront hatte der Gegner mit 10 bis 12 Divisionen angegriffen. Die 3. und 29. Infanterie-Division (mot.) waren zum Teil von Norden her aufgerollt und zerschlagen worden. Der Neuaufbau einer Widerstandslinie schien hier nicht mehr möglich. 100 Panzer hatten die tapferen Divisionen abgeschossen, doch schien der Feind hier immer noch über 50 intakte Panzer zu verfügen.

An der Südfront des Kessels war trotz heldenmütigen Widerstandes der 297. Infanterie-Division dem Gegner nach zwei Tagen schwersten Artilleriefeuers ein tiefer Einbruch gelungen. Auch hier waren keine Kräfte mehr vorhanden, um die Lücke zu schliessen. Von mehr als 100 hier angreifenden feindlichen Panzern waren 40 abgeschossen worden.

Die Ostfront hielt vorerst noch, jedoch hatte auch hier starker Feinddruck eingesetzt.

Auf der Nordostfront waren dem Gegner tiefe Einbrüche gelungen. Die Kampfkraft der dort fechtenden 16. Panzer-Division war erschöpft.

Generaloberst Paulus meldete noch, dass die Armee, da, wo sie stände, bis zur letzten Patrone kämpfen werde. Eine Verkleinerung des Kessels, die Hitler dem General Hube anheimgestellt habe (während er sie zu der Zeit, zu der sie zwecks Gewinnung von Kräften für den Ausbruch lebenswichtig gewesen wäre, durch bindende Befehle an die Armee verhindert hatte), würde den Zusammenbruch nur beschleunigen, da keine schweren Waffen mehr bewegt werden könnten. Nachdem die Versorgung auf dem Luftwege bisher dauernd unzureichend gewesen sei, könne auch eine Besserung jetzt nichts mehr ändern. Die Zeitdauer des Widerstandes hinge vielmehr von der Angriffskraft des Gegners ab.

An diesem Tage ging auch der Flugplatz Pitomnik verloren. Im Kessel von Stalingrad war nunmehr nur noch der Flugplatz Gumrak vorhanden.

In der Nacht meldete jedoch Generaloberst Paulus, dass eine weitere Abwehr vielleicht doch noch aussichtsreich sei, wenn sofort mehrere Bataillone mit Bewaffnung eingeflogen würden. Er hatte schon mehrfach das Einfliegen von mehreren tausend Mann Ersatz zum Ausgleich der Verluste gefordert. Die H.Gr. hatte dem jedoch nicht entsprechen können, da sie weder über die Ersatzmannschaften, geschweige denn auch

nur über ein nicht eingesetztes Bataillon verfügte. Im Übrigen hätte sie diese Forderungen der 6. Armee von dem Zeitpunkt an, zu dem der Entsatzversuch der 4. Panzer-Armee steckengeblieben war, schon deshalb nicht erfüllt, weil von diesem Augenblick an jede Zuführung von Truppen oder Ersatz in den Kessel nicht mehr zu verantworten gewesen wäre. Es schnitt uns ohnehin ins Herz, wenn wir nicht umhin konnten, von der Armee dringend benötigte, vom Urlaub zurückkommende Kommandeure oder Generalstabs-Offiziere einzufliegen. Aber abgesehen davon, dass die Armee diese Offiziere dringend gebrauchte, wollten auch sie selbst unter allen Umständen zu ihrer Truppe zurückkehren. Sie – darunter die Träger ältester Soldatennamen wie Bismarck und Below – bewiesen damit, dass die Tradition der Pflicht und Kameradschaft auch unter den schwersten Prüfungen standhielt.

Am 13. Januar kam der 1. Ordonnanzoffizier des Generaloberst Paulus, Hauptmann i. G. Behr, mit dem Kriegstagebuch der Armee zu uns. Ein junger Offizier mit dem Ritterkreuz, dessen Haltung und Einstellung vorbildlich war. Er berichtete, wie tapfer die Truppe nach wie vor kämpfte, wie anständig sich Offizier wie Mann mit dem harten Schicksal abfand.

Er brachte Briefe von Generaloberst Paulus an mich und von dessen Chef an den meinigen mit: Briefe, die so ganz aus der tapferen, pflichtbewussten, anständigen Gesinnung des deutschen Soldaten heraus geschrieben waren. Sie erkannten voll an, dass die H.Gr. das Menschenmögliche getan habe, um die 6. Armee freizukämpfen. Andererseits klang natürlich die Verbitterung darüber durch, dass die Versprechen hinsichtlich der Versorgung der Armee auf dem Luftwege nicht eingehalten worden waren. Nun, weder der Generaloberst v. Richthofen noch ich hatten jemals solche Versprechungen gemacht. Für sie war Göring verantwortlich.

Am 16. Januar kam es an allen Fronten der Armee zu neuen schweren Kämpfen. Es bestand zeitweise keine Landemöglichkeit für Flugzeuge mehr, nachdem die Verluste an Transportflugzeugen infolge feindlicher Boden- und Jagdabwehr am Tage ohnehin bereits zu hoch geworden waren. Es war im Wesentlichen nur noch Luftversorgung bei Nacht bzw. Abwurf von Versorgungsgütern möglich. Dass von diesen ein erheblicher Teil dabei verloren ging, war unvermeidlich.

An diesem Tage betraute Hitler den Feldmarschall Milch mit der Leitung der Versorgung der Armee auf dem Luftwege. Am 17. Januar funkte die Armee, der Flugplatz Gumrak sei wieder anfliegbar, die Luftwaffe war entgegengesetzter Ansicht. Die H.Gr. bestand jedoch darauf, die Landung dort zu versuchen.

Am 19. Januar hatte ich die erste Unterredung mit Milch, der tags zuvor

auf dem Wege zu mir im Kraftwagen gegen eine Lokomotive gefahren und leicht verletzt war. Ich betonte die Dringlichkeit durchgreifender Massnahmen zur Verbesserung der Versorgung der 6. Armee trotz ihrer bereits hoffnungslosen Lage. Wir seien das unseren Kameraden bis zur letzten Stunde schuldig. Ausserdem binde die Armee nach wie vor noch 90 feindliche Verbände und erfülle damit eine wesentliche operative Aufgabe. Jeder Tag, den wir die Armee noch kampffähig erhielten, könnte angesichts der kritischen Lage an der übrigen Front der H.Gr. und in ihrer offenen Flanke zur H.Gr. B von entscheidender Bedeutung sein. Milch sagte uns zu, dass er alle erdenklichen Mittel aus der Heimat freimachen werde, die letzten Reserven an Transportflugzeugen ebenso wie Personal und Material zur Instandsetzung. Das letztere war um so wichtiger, als inzwischen die Flugplätze Morosowski und Tazinskaja endgültig in Feindeshand gefallen waren und die Versorgung von den Plätzen Nowotscherkask und Rostow, sowie noch weiter zurückliegenden Basen aus geflogen werden musste. Aus den Angaben von Milch ging hervor, dass seine Betrauung Wochen früher die Lage vielleicht hätte wesentlich erleichtern können, weil er in der Heimat doch über viele Mittel verfügte, die für Richthofen nicht greifbar gewesen wären. Um so unverantwortlicher war es, dass Göring nicht dafür gesorgt hatte, dass diese Mittel rechtzeitig zum Tragen kamen.

Am 24. Januar ging bei der H.Gr. folgende Mitteilung des Chefs des Generalstabes des Heeres, General Zeitler, ein:

«Hier ist folgender Funkspruch eingegangen:

„Festung ist nur noch wenige Tage zu halten. Ausbleiben Versorgung hat Männer entkräftet und Waffen unbeweglich gemacht. Letzter Flugplatz wird in Kürze verloren gehen, damit Versorgung auf ein Minimum absinken. Grundlage für Kampfauftrag zum Halten Stalingrad ist nicht mehr vorhanden. Schon jetzt kann Russe an einzelnen Fronten durchstossen, da ganze Strecken durch Sterben der Männer ausfallen. Heldenmut von Führern und Soldaten trotzdem noch nicht gebrochen. Um dies zu letztem Schlag auszunutzen, beabsichtige ich kurz vor dem Zusammenbruch Befehle für alle Teile zum organisierten Durchschlagen nach Südwesten zu geben. Einzelne Gruppen werden durchkommen und hinter russischer Front Verwirrung stiften. Während bei Stehenbleiben mit Sicherheit alles umkommt, da auch Gefangene an Hunger und Erfrierung sterben werden. Schlage vor, wenige Männer, Offiziere und Mannschaften, als Spezialisten noch auszufliegen, um sie für die weitere Kriegführung nutzbar zu machen. Befehl dazu muss bald ergehen, da voraussichtlich nur noch kurze Zeit Einflugmöglichkeit. Offiziere bitte ich

namentlich zu bestimmen. Meine Person scheidet dabei selbstverständlich aus.

gez. Paulus'.»

«Folgende Antwort ist (seitens des OKH) erteilt:

Funkspruch erhalten. Deckt sich voll mit meinem Vorschlag von mir vor vier Tagen. Führer nochmals vorgetragen. Führer hat entschieden:

1. Betreffend Durchschlagen: Führer hat sich letzte Entscheidung vorbehalten. Ich bitte also, mir gegebenenfalls nochmals einen Funkspruch zu schicken.

2. Betr. Ausfliegen: Führer hat zunächst abgelehnt. Bitte Zitzewitz nach hier zu entsenden, der darüber nochmals vortragen soll. Ich werde ihn zum Führer mitnehmen.

gez. Zeitler.»

Zu diesem Funkspruch des Generaloberst Paulus ist zur Frage des Ausfliegens einzelner Persönlichkeiten folgendes zu sagen. Rein sachlich gesehen wäre es naturgemäss wünschenswert gewesen, eine möglichst grosse Zahl wichtiger Spezialisten zu retten, wobei selbstverständlich der Dienstgrad keine Rolle hätte spielen dürfen. Dass menschlich die Rettung jedes Einzelnen zu wünschen und zu versuchen war, ist selbstverständlich. Es war jedoch bei dieser Frage des Ausfliegens auch der soldatische Gesichtspunkt zu berücksichtigen. Dieser verlangte, dass zu allererst die Verwundeten ausgeflogen würden. Dies ist auch in einem unter den gegebenen Verhältnissen bewundernswerten Umfange geschehen. Das Ausfliegen von Spezialisten hätte aber naturgemäss nur auf Kosten des Ausfliegens Verwundeter vor sich gehen können. Ausserdem aber wäre es unvermeidbar gewesen, dass die auszufliegenden Spezialisten vorwiegend Offiziere gewesen wären, da diese auf Grund ihrer Vorbildung für die Kriegführung nun einmal wichtiger sind als der einfache Soldat (soweit es sich nicht um ganz besonders ausgebildete technische oder wissenschaftliche Spezialisten handelt). In einer Lage wie die der 6. Armee aber müssen nach deutscher soldatischer Auffassung die Offiziere – wenn es um die Rettung des Lebens geht – hinter den Mannschaften, für die sie verantwortlich sind, zurücktreten. Aus diesem Grunde hat die H.Gr. keine Schritte getan, um den Vorschlag des Oberbefehlshabers der 6. Armee bei Hitler durchzusetzen.

Was die Frage des Versuchs, in kleineren Gruppen im letzten Augenblick ein Durchbrechen durch die feindlichen Linien zu wagen, angeht, so ist die «letzte Entscheidung», die Hitler sich vorbehalten hatte, nie erfolgt.

Die H.Gr. hat jedoch versucht, für Gruppen, denen ein Durchschlagen gelingen sollte, Lebensmöglichkeiten zu schaffen, indem sie an verschiedenen Stellen hinter der feindlichen Front Lebensmittel abwerfen und durch Aufklärungsflugzeuge nach solchen Gruppen suchen liess. Es hat

jedoch keine solche Gruppe die Front der H.Gr. erreicht oder ist von den Fliegern gesichtet worden.

Jedenfalls zeigt der Funkspruch des Generaloberst Paulus, dass bis zuletzt in der tapferen 6. Armee der Kampfeswille zum mindesten bei denen, die noch einigermaßen kräftig waren, nicht erloschen ist. Es ist der H.Gr. auch bekannt gewesen, dass vor allem jüngere Offiziere und Mannschaften, die noch widerstandsfähig waren, entschlossen gewesen sind, auf jeden Fall im letzten Augenblick zu versuchen, sich durch den feindlichen Einschliessungsring durchzuschlagen. Aus diesem Grunde hatte sie die vorerwähnten – leider vergeblichen – Massnahmen getroffen.

Am 22. Januar erreichte der Russe den Flugplatz Gumrak, so dass endgültig die Versorgung durch landende Flugzeuge unmöglich wurde. Generaloberst Paulus meldete, dass er die bei Gumrak in die Front gerissene Lücke nicht mehr schliessen könne. Munition und Verpflegung gingen zu Ende. Er erbat bei Hitler die Genehmigung, Übergabeverhandlungen einzuleiten. Ich hatte über diese Frage eine lange fernmündliche Auseinandersetzung mit Hitler. Ich erbat dringend die Genehmigung zur Kapitulation für die Armee. Wenn auch jeder Tag, um den der Widerstand der Armee gekürzt wurde, eine Verschärfung der Gesamtlage der H.Gr. bedeutete, so war ich doch der Auffassung, dass nunmehr der Tag gekommen sei, dem Todesringen der tapferen Armee ein Ende zu setzen. Sie hatte in verbissenem Kampfe bis zur letzten Kraft den weit überlegenen Gegner festgehalten und dadurch Entscheidendes für die Rettung der Ostfront in jenem Winter geleistet. Von nun an würden die Leiden der Armee nicht mehr im Verhältnis zu dem Nutzen stehen, den das weitere Binden feindlicher Kräfte noch bringen konnte.

In langer, heftiger Auseinandersetzung lehnte Hitler die Bitte von Paulus und mir ab und gab der Armee den Befehl, bis zum Letzten weiterzukämpfen. Er begründete seine Ansicht damit, dass jeder Tag für die Gesamtlage wesentlich sei, um den die feindlichen Stalingrad-Divisionen später an anderer Stelle würden eingreifen können. Die Lage war allerdings kritisch genug, nachdem die Russen inzwischen auch die ungarische Armee am Don überrannt hatten und damit die H.Gr. B von der Bildfläche so gut wie verschwunden war. Vom Donez bei Woroschilowgrad bis hinauf nach Woronesch am Don klaffte eine Lücke, in der der Feind mit starken Kräften vorgehend nahezu völlige Bewegungsfreiheit hatte. Ob in dieser Lage die H.Gr. Don und die im Zurückgehen aus dem Kaukasus-Gebiet befindliche H.Gr. A überhaupt würden erhalten werden können, erschien also sicherlich mehr als fraglich.

Hitler vertrat die Ansicht, dass, auch wenn die 6. Armee eine zusammenhängende Front nicht mehr bilden, der Kampf in verschie-

denen kleineren Kesseln doch noch einige Zeit fortgesetzt werden könne. Schliesslich erklärte er, dass eine Kapitulation zwecklos sei, da sich der Russe doch nicht an irgendwelche Abmachungen halten werde. Dass er mit letzterem zwar nicht wörtlich aber dem Sinne nach recht behalten sollte, zeigt die Tatsache, dass von den 90'000 Gefangenen, die schliesslich noch in sowjetische Hand gefallen sind, heute wohl nur noch wenige Tausend am Leben sein dürften. Dabei muss hervorgehoben werden, dass die Sowjets intakte Nachschubbahnen bis nahe Stalingrad heran hatten, dass also bei gutem Willen die Versorgung und der Abtransport der Gefangenen möglich gewesen sein muss. Wenn auch hohe Todeszahlen infolge der Kälte und Entkräftung unvermeidbar gewesen sein dürften, so übersteigt doch die Todesrate in diesem Falle jedes Mass.

Diese fernmündliche Unterredung mit Hitler hat, so weit ich mich erinnere, mindestens dreiviertel Stunden gedauert. Ich muss es dahingestellt sein lassen, ob die von ihm mir immer wieder entgegengehaltenen Argumente, dass jeder Tag, an dem die 6. Armee noch kämpfe und feindliche Kräfte binde, von entscheidender Bedeutung sei und dass die Sowjets die Gefangenen doch zu Grunde gehen lassen würden, seine Gedanken voll Wiedergaben. Bei seiner fanatischen Einstellung mag ihm der Gedanke an eine Kapitulation einer Armee des Dritten Reiches so unerträglich gewesen sein, dass demgegenüber irgendwelche menschlichen Gesichtspunkte überhaupt keine Rolle mehr spielten.

Als Hitler meine Bitte, der 6. Armee den Weg der Übergabe nunmehr freizugeben, ablehnte, habe ich persönlich naturgemäss vor der Frage gestanden, meine entgegengesetzte Auffassung durch den Rücktritt vom Oberbefehl der H.Gr. zu dokumentieren.

Es war nicht das erstemal, dass diese Frage an mich herantrat. Sie hat insbesondere in jenen Weihnachtstagen 1942 auf mir gelastet, als es mir nicht möglich war, den Ausbruch der 6. Armee bei Hitler durchzusetzen.

Sie ist im Übrigen während dieser Zeit, wie auch in den Monaten nachher, oft genug an mich herangetreten. Der Wunsch, von einer Verantwortung entbunden zu werden, die wirklich kaum zu tragen war, wenn man jede militärische Notwendigkeit erst in endlosen, nervenaufreibenden Kämpfen mit der eigenen obersten Führung durchzusetzen versuchen musste, dürfte verständlich sein. Dass er mich oft genug in jenen Tagen bewegt hat, zeigt die Äusserung meines 1. Generalstabs-Offiziers, des damaligen Oberst Busse, die er nach Schilderung des Armee-Pionierführers der 6. Armee zu diesem kurz nach den Weihnachtstagen 1942 gemacht hat. Busse sagte: «Wenn ich ihn (Manstein) nicht immer wieder um der Truppe willen händeringend gebeten hätte, zu bleiben, hätte er Hitler den Kram längst vor die Füsse geschmissen». Diese temperament-

volle Äusserung meines engsten Mitarbeiters zu jener Zeit zeigt am besten meine Lage und Einstellung.

Es seien jedoch einige grundsätzliche Worte über die Frage des Rücktritts eines hohen Befehlshabers im Felde angefügt. Zunächst ist klarzustellen, dass ein hoher Befehlshaber ebensowenig wie jeder andere Soldat im Kriege einfach nach Hause gehen kann. Hitler war nicht gezwungen, einen Rücktritt anzunehmen. Er würde es in diesem Falle auch wohl kaum getan haben. Der Soldat im Felde ist nicht in der angenehmen Lage eines Politikers, der jederzeit aussteigen kann, wenn die Dinge schief gehen oder wenn der Regierungskurs ihm nicht gefällt. Er hat zu kämpfen, wo und wie es ihm befohlen wird.

Gewiss gibt es Fälle, in denen ein hoher Befehlshaber es mit seiner Verantwortung nicht vereinbaren kann, einen erhaltenen Befehl auszuführen. Fälle, in denen er wie Seydlitz in der Schlacht bei Zomdorf sagen muss: «Nach der Schlacht möge der König über meinen Kopf verfügen, aber in der Schlacht wolle er mir erlauben, von ihm Gebrauch zu machen». Kein General wird sich für den Verlust einer Schlacht damit entschuldigen können, dass er – gegen besseres Wissen – einen Befehl habe ausführen müssen, der in die Niederlage geführt habe. In diesem Falle bleibt ihm nur der Weg des Ungehorsams, für den er mit seinem Kopfe haftet. Der Erfolg wird in der Regel über diesen entscheiden.

Aus diesem Grunde habe ich an jenem *ig.* Dezember der 6. Armee im Gegensatz zu der ausdrücklichen Weisung Hitlers den Befehl für das baldmöglichste Antreten zum Ausbruch nach Südwesten gegeben. Dass dieser Befehl nicht zum Erfolge führte, lag daran, dass sich das AOK 6 seiner Ausführung versagte. Die Frage, ob es mit dieser Auffassung recht hatte, ob es berechtigt war, auf diese einzige Chance der Rettung zu verzichten, wird kaum schlüssig beantwortet werden können, da niemand sagen kann, ob der Ausbruch tatsächlich gelungen wäre.

Ich habe auch in späteren Fällen, wenn es unumgänglich nötig war, operativen Befehlen Hitlers entgegengehandelt und der Erfolg hat mir recht gegeben und dazu geführt, dass Hitler sich mit der Nichtbeachtung seiner Weisungen abfand. (Nicht möglich war eigenmächtiges Handeln allerdings dann, wenn die Nachbar-Heeresgruppen dadurch in kritische Lage gekommen wären.)

Was die Frage eines Rücktritts angeht, so steht über der vorerwähnten Unzulässigkeit eines solchen aber noch etwas anderes. Es ist das Verantwortungsgefühl, das ein hoher Führer seinen Soldaten gegenüber haben muss.

Ich hatte damals nicht nur an die 6. Armee zu denken. Das Schicksal der ganzen H.Gr. Don, wie das der H.Gr. A stand auf dem Spiel! In

diesem Augenblick meine Aufgabe im Stich zu lassen, mochte es auch aus menschlichen Gründen im Hinblick auf Hitlers Einstellung zur Frage der Kapitulation der 6. Armee noch so berechtigt sein, erschien mir als ein Verrat an unseren tapferen Soldaten, die ausserhalb des Kessels von Stalingrad ja ebenfalls in einem Kampf auf Tod und Leben standen.

Wenn es in der Folge dem Ob.Kdo.d.H.Gr. Don gelungen ist, eine der schwierigsten Lagen dieses Krieges zu meistern, so glaube ich in dieser Tatsache eine Rechtfertigung dafür sehen zu dürfen, dass ich an jenem Tage darauf verzichtet habe, Hitler mein Amt vor die Füsse zu werfen.

Wie dringend nötig bis zu diesem Tag der zähe Widerstand der Armee, das Festhalten ihr wesentlich überlegener Kräfte des Gegners gewesen ist, mag eine kurze Skizzierung der Entwicklung der Lage der H.Gr. Don und der H.Gr. A und B im Januar 1943 zeigen.

Am 29. *Dezember* hatte das OKH, dem dauernden Drängen der H.Gr. Don endlich folgend, die Zurücknahme der H.Gr. A aus dem Kaukasusgebiet, und zwar zunächst die des linken Heeresgruppenflügels – der 1. Panzer-Armee – auf die Kuma-Linie Pjatigorsk-Praskoweja (270 km südostwärts Salsk) angeordnet. Diese Ausweichbewegung erfolgte aus Gründen der Bergung des Materials mit ausserordentlicher Langsamkeit. Kräfte wurden zunächst noch nicht frei.

Am 9. *Januar*, dem Tage, an dem die *Aufforderung zur Übergabe der 6. Armee abgelehnt* wurde, hatte die 1. Panzer-Armee die Kuma-Linie noch nicht erreicht.

Die 4. *Panzer-Armee*, die die Aufgabe hatte, den Rücken der H.Gr. A südlich des Don zu decken und ihr zugleich die Verbindungen über Rostow offenzuhalten, war in schweren Kämpfen gegen einen vielfach überlegenen Gegner (3 Armeen) südlich des Don über Kotelnikowo nach Westen gedrängt worden. Sie stand am 9. Januar in schweren Abwehrkämpfen zwischen Manytsch und Sal am Kuberle-Abschnitt. Die Absicht des Gegners, sie in beiden Flanken zu umgehen, zeichnete sich ab. Das feindliche 3. Garde-Panzer-Korps stand am Don bei Konstantinowka und drehte von hier nach Südosten auf Proletarjarska in den Rücken der 4. Panzer-Armee ein. Längs des Manytsch versuchte die neu aus der Kalmückensteppe herangeführte feindliche 28. Armee, die 4. Panzer-Armee auch südlich zu umgehen.

Die *Armee-Abteilung Hollidt* hatte in schweren Abwehrkämpfen im grossen Don-Bogen auf den Kagalnik-Abschnitt zurückweichen müssen. Auch hier war der Gegner bereits auf dem Südflügel in die Stellung eingebrochen. Schwache Feindkräfte hatten am 7. Januar den Don nordostwärts Nowotscherkask (H.Q.d.H.Gr.) überschritten. Auf dem Nord-

flügel der Armee-Abteilung versuchte die 7. Panzer-Division zwischen der Bystraja Gnilaja und der Kalitwa, das Herankommen des Gegners an den Donez-Übergang von Forchstadt durch kurze Angriffsstöße zu verzögern. Der Übergang von Kamensk konnte nur durch Alarmeinheiten und Reste der Rumänen gesichert werden. Im Übrigen waren auch hier die Rumänen vom Kampffeld verschwunden.

Anschliessend nach Nordwesten klaffte bei H.Gr. B die weite, durch die Auflösung der *italienischen Armee*, geschlagene Lücke. Um Millerowo kämpfte, zeitweise fast eingeschlossen, die schwache *Kampfgruppe Fretter Pico* der H.Gr. B.

Am 24. Januar, dem Tage, an dem die bis dahin noch in einigermaßen geschlossener Front kämpfende 6. Armee in drei eng zusammengedrückte Gruppen in und am Rande von Stalingrad zerfiel, also nicht mehr nennenswerte Feindkräfte binden konnte, sah die Lage auf der übrigen Front wie folgt aus:

Der Nordflügel der *H.Gr. A* stand noch bei Belaja Glina, weiter südlich noch ostwärts Armavir, also noch 150–200 km von Rostow. Die Zurücknahme der 1. Panzer-Armee mit der Masse über Rostow war nunmehr endlich vom OKH genehmigt worden.

Von der *H.Gr. Don* kämpfte die 4. Panzer-Armee verzweifelt dicht südostwärts Rostow, um den Don-Übergang für die 1. Panzer-Armee offen zu halten, deren anschliessendes Herüberwerfen auf den linken Flügel der H.Gr. an den Donez von Woroschilowgrad aufwärts von mir vorgesehen war.

Die *Armee-Abteilung Hollidt* verteidigte den Donez von seiner Mündung in den Don bis aufwärts Forchstadt.

Die der H.Gr. inzwischen unterstellte *Gruppe Fretter* (zwei mitgenommene Divisionen) sicherte den Donez beiderseits Kamensk.

Seit dem 19. Januar klaffte bei *H.Gr. B*, in Folge der *Auflösung* der *italienischen* und der inzwischen am Don ebenfalls überrannten *ungarischen* Armee, eine Lücke von Woroschilowgrad am Donez bis Woronesch am Don (rund 320 km). Am 23. Januar war die «Front» bis Starobjelsk der H.Gr. Don unterstellt worden. In ihr kämpfte praktisch nur die bereits mehr oder weniger zerschlagene 19. Panzer-Division, die Starobjelsk vor drei feindlichen Korps hatte aufgeben müssen.

Als am 1. Februar der letzte Widerstand der 6. Armee erlosch, drohte der Gegner mit einer Gruppe von 3 Panzer-, 1 mech. und 1 Schützen-Korps den Donez in Gegend Woroschilowgrad zu überschreiten, während er anscheinend eine weitere Gruppe von 3–4 Panzer-Korps und 1 Schützen-Korps gegen die Donez-Linie Lissitschansk-Slawiansk angesetzt hatte.

Es erscheint nicht notwendig, näher zu erörtern, wie die Lage sich zwischen dem 9. Januar und dem 1. Februar entwickelt haben würde, bzw. wie sie sich in der Folge hätte entwickeln können, wenn nicht der heroische Widerstand der 6. Armee solange die starken vom Gegner bei Stalingrad eingesetzten Kräfte gefesselt hätte!

Doch kehren wir nun zum letzten Kampf der 6. Armee zurück. Am 24. Januar zerfiel die Front der Armee in drei kleine Kessel am Nordrand, im Zentrum und am Südrand von Stalingrad.

Am 31. Januar fiel der zum Feldmarschall beförderte Oberbefehlshaber der Armee mit seinem Stab in sowjetische Gefangenschaft.

Am 1. Februar ergab sich auch die zuletzt noch kämpfende Nordgruppe, der Rest des 11. AK.

Der Kampf der 6. Armee war zu Ende!

Was härtester Kampf und die Erbarmungslosigkeit des Hungers und der eisigen Kälte der russischen Steppe begonnen hatten, sollte sowjetische Gefangenschaft an Soldaten vollenden, die sich erst ergeben hatten, als ihre kraftlos gewordenen Arme die Waffen nicht mehr führen, die erstarrten Hände sie nicht mehr bedienen konnten, als sie ohne Munition wehrlos dem übermächtigen Feinde gegenüberstanden! Wenigstens aber hatten dank der Hingabe der deutschen Flugzeugbesatzungen etwa 30'000 Verwundete aus dem Kessel ausgeflogen werden können.

Wer aber der Frage der Verantwortung für die Tragödie der 6. Armee nachgehen will, dem hat Hitler selbst die klare Antwort gegeben.

Am 5. Februar wurde ich ins Führerhauptquartier befohlen, nachdem vorher alle meine Bitten, dass Hitler selbst sich von der Lage an unserer Front überzeugen oder wenigstens den Chef des Generalstabes oder den General Jodi zu diesem Zwecke zu uns schicken solle, vergeblich geblieben waren.

Hitler eröffnete die Besprechung etwa mit den Worten:

«Für Stalingrad trage *ich allein* die Verantwortung! Ich könnte vielleicht sagen, dass Göring mir ein unzutreffendes Bild über die Möglichkeiten der Versorgung durch die Luftwaffe gegeben hat, und damit zum mindesten einen Teil der Verantwortung auf ihn abwälzen. Aber er ist mein von mir selbst bestimmter Nachfolger und deshalb kann ich ihn nicht mit der Verantwortung für Stalingrad belasten.»

Es war sicherlich anzuerkennen, dass Hitler sich in diesem Falle uneingeschränkt zu seiner Verantwortung bekannte und in keiner Weise den Versuch machte, sich einen Sündenbock zu suchen.

Demgegenüber steht aber die Tatsache, dass er leider nicht aus dieser schweren, durch seine Führung verursachten Niederlage die Folgerungen für die Zukunft gezogen hat.

Über der Frage der Verantwortung aber und über alledem, was die Erbarmungslosigkeit der Gefangenschaft, propagandistische Einwirkung und die berechtigte Erbitterung in der Einstellung mancher Offiziere und Soldaten der geopferten 6. Armee nachträglich zuwege gebracht haben mögen, steht eine Tatsache:

Die Offiziere und Soldaten dieser Armee haben dem deutschen Soldatentum durch ihre unvergleichliche Tapferkeit und Pflichterfüllung ein Denkmal gesetzt, das, wenn auch nicht aus Erz oder Stein errichtet, doch über die Zeiten dauern wird. Ein unsichtbares Denkmal, auf dem die Worte eingemeißelt sind, die am Eingang dieser Schilderung der grössten soldatischen Tragödie stehen.

Mit der 6. Armee gingen um Stalingrad unter:

Die Generalkommandos des 4., 8., 11., 51. Armee-Korps und des 14. Panzer-Korps,

die 44., 71., 76., 113., 295., 297., 305., 371., 376., 384., 389. und 394. Infanterie-Division,

die 100. Jäger-Division,

die 14., 16. und 24. Panzer-Division,

die 3., 29. und 60. mot. Division,

sowie zahlreiche Armee- und Heerestruppen.

Ferner die 1. rumänische Kav.-Division und die 20. rumänische Infanterie-Division.

13. Kapitel

DER WINTERFELDZUG 1942/43 IN SÜDRUSSLAND

«Die Strategie ist ein System der Aushilfen.»

Moltke

Es geht um das Schicksal des ganzen deutschen Südflügels. Die strategischen Grundlagen des Winterfeldzuges. Operative Leitgedanken: die «*Rochade*» vom Ost- zum Westflügel. Die erste Phase: Der Kampf um die Befreiung der 6. Armee. Die *zweite* Phase: Der Kampf um das Freihalten des Rückens der H.Gr. A. Folgen einer Erstarung im Stellungskrieg. Deutsche Führungs-Prinzipien. Die Kämpfe der 4. Panzer-Armee südlich des Don. Die Kämpfe der Armee-Abt. Hollidt im grossen Don-Bogen. Die *dritte* Phase: Der Kampf um das Offenhalten der rückwärtigen Verbindungen des deutschen Südflügels. Die Lage Mitte Januar 1943. Die Kämpfe in der zweiten Hälfte des Januar. Soll die H.Gr. A bzw. die 1. Panzer-Armee über Rostow auf das entscheidende Schlachtfeld oder in den Kuban-Brückenkopf zurückgeführt werden? Das Donez-Gebiet und seine wirtschaftliche Bedeutung. Gedankenaustausch über die Weiterführung der Operationen. Besprechung bei Hitler am 6. Februar. Räumung des Ostteils des Donezgebietes und Frage der obersten Führung. Die «*Rochade*» wird durchgesetzt. Beurteilung der Lage für die Weiterführung der Operationen. Die *vierte* Phase: Der deutsche Gegenschlag. Besuch Hitlers im H.Q. Saporoshje. Die Schlacht zwischen Donez und Dnjepr. Die Schlacht bei Charkow. Rückblick.

Während um die Wende des Jahres 1942/43 ganz Deutschland auf Stalingrad blickte, mit heissem Herzen für seine dort kämpfenden Söhne bangend und betend, wurde zugleich auf dem Südflügel der Ostfront um eine noch grössere Entscheidung gerungen, als es selbst der Kampf um das Leben und die Freiheit jener 200'000 tapferen Soldaten der 6. Armee war.

Bei dieser Entscheidung ging es nicht mehr nur um das Schicksal einer Armee, sondern um das des ganzen Südflügels der deutschen Ostfront,

ja letzten Endes um das der Ostfront überhaupt. Diesem Kampf ist die Tragik des Unterganges erspart geblieben. An seinem Ende stand noch einmal – zum letzten Mal in diesem Kriege – das Aufleuchten eines deutschen Sieges. Aber dieser Kampf umschloss, ganz abgesehen von seiner anfänglichen Verknüpfung mit dem Ringen der 6. Armee, eine solche Fülle unerhörter Spannungen, fast tödlich erscheinender Krisen, dass dieser Feldzug wohl zu den spannendsten des Zweiten Weltkrieges gehört. Es konnte in ihm auf deutscher Seite schon nicht mehr darum gehen, noch einmal nach der Palme des endgültigen Sieges zu greifen. Es musste, dank der Fehler der Führung im Sommer- bzw. im Herbstfeldzug 1942, zunächst wenigstens, darum gehen, «die Niederlage unter den Fuss zu bringen», wie Schlieffen es einmal ausgedrückt hat. Gegenüber einer vielfachen feindlichen Überlegenheit, die die ganze Gunst einer, alle Siegeschancen darbietenden operativen Lage für sich hatte, galt es für die deutsche Führung immer erneut, Aushilfen zu finden, musste die deutsche Truppe unerhörte Leistungen auf sich nehmen. Fehlt in diesem Kampf das Schmettern der Siegestrompeten, ist ihm andererseits aber auch das dumpfe Dröhnen der Trommeln des Untergangs, wie sie das Ende der 6. Armee begleiteten, erspart geblieben, so erscheint er doch der Aufzeichnung wert. Als ein Rückzugskampf muss er zwangsläufig des Ruhmes entbehren. Aber, dass er nicht in der Niederlage endete, dass er vielmehr durch seinen Abschluss der obersten deutschen Führung noch einmal die Chance bot, militärisch wenigstens eine Remislösung anzustreben, war vielleicht mehr als ein «ordinärer Sieg».

Die strategischen Grundlagen des Winterfeldzuges*)

Um die Bedeutung dieser Entscheidung, wie die Grösse der Gefahren zu erkennen, bedarf es eines kurzen Blicks auf die operative Ausgangslage dieses Feldzuges.

Im Winter 1941/42 hatten die sowjetischen Kräfte nur dazu ausgereicht, den deutschen Angriff auf Moskau, und damit die deutsche Offensive überhaupt, zum Stehen zu bringen.

Der Sommer 1942 hatte dann nochmals die deutsche Welle nach Osten vorrollen sehen, bis sie an der Wolga und am Kaukasus verebte.

Jetzt aber – im Winter 1942/43 – fühlte sich der Gegner stark genug, um den Versuch zu machen, die Vorhand endgültig an sich zu reißen. Es ging darum, ob dieser Winter bereits den entscheidenden Schritt

*) Siehe hierzu Karte Seite 329 (Kapitel 12).

zu einer Niederlage Deutschlands im Osten bringen werde. Die Katastrophe der 6. Armee, so schwerwiegend und schmerzlich sie auch war, konnte, an den Grössenordnungen des Zweiten Weltkrieges gemessen, allein noch nicht einen solchen Schlag bedeuten. Wohl aber hätte eine Zertrümmerung des ganzen Südflügels der Ostfront den Weg zum baldigen Siege über Deutschland freimachen können. Das Erreichen dieses Ziels auf dem Südflügel aber durfte die sowjetische Führung aus zweierlei Gründen erhoffen. Erstens von der ausserordentlichen zahlenmässigen Überlegenheit der russischen Kräfte, zweitens auf Grund der Gunst der operativen Lage, in die sie sich durch die Fehler der deutschen Führung, die mit dem Namen Stalingrad verknüpft sind, versetzt sah. Sie hat dieses Ziel zweifellos angestrebt, wenn auch nicht erreicht.

Zunächst ein kurzes Bild der strategischen Lage, von der dieser Winterfeldzug im Süden der Ostfront seinen Ausgang genommen hat.

Die *deutsche Front* stand im November 1942 in einem weit nach Osten vorspringenden Bogen im Kaukasusgebiet und in der Ostukraine. Der rechte Flügel dieses Frontbogens lehnte sich bei Noworossisk an das Schwarze Meer an. Weiterhin verlief die Front der *H.Gr. A* (17. Armee und 1 Pz.-Armee) durch den nördlichen Kaukasus, ohne jedoch im Osten an das Kaspische Meer eine sichere Anlehnung gefunden zu haben.

Die tiefe offene Flanke dieser nach Süden gerichteten Front deckte nach Osten gegen die untere Wolga nur die 16. mot. Division in der Kalmücksteppe ostwärts Elista.

Erst südlich Stalingrad setzte die geschlossene Front der *H.Gr. B* an, die von Stalingrad an den Don zurücksprang und dann an diesem entlang bis Woronesch verlief. In ihr standen die 4. rum. Armee, die 4. Pz.-Armee, die 6. Armee, die 3. rum. Armee, eine italienische und eine ungarische und wiederum eine deutsche Armee (2. Armee). Die Masse der deutschen Kräfte war um Stalingrad seit Monaten zusammengeballt, während die übrige Front, insbesondere die Don-Linie, im Wesentlichen den verbündeten Armeen anvertraut war. Nennenswerte Reserven standen weder hinter der Front der *H.Gr. A* noch hinter der *H.Gr. B*.

Demgegenüber stand der Feind, gegliedert in «Kaukasus-Front», «SW-Front» und «Woronesch-Front» nicht nur mit überlegenen Kräften in der Front, sondern er verfügte über sehr starke Reserven sowohl hinter diesen Abschnitten, wie hinter dem Mittelabschnitt der Ostfront (Moskau), sowie auch im Hinterlande.

Um die wahre Gefahr dieser Lage und zugleich das Ausmass der sich aus ihr ergebenden Chancen des Gegners zu erkennen, muss man sich einige strategisch bedeutsame Entfernungen vergegenwärtigen.

Die Entfernung des Don-Abschnittes, in dem am 19. November die

3. rum. Armee überrannt wurde (also in und westlich des russischen Don-Brückenkopfes von Kremenskaja), ebenso wie von dem, von der italienischen Armee besetzten Don-Abschnitt beiderseits Kasanskaja bis zu dem Don-Übergang bei *Rostow* betrug in der Luftlinie nur wenig über 300 Kilometer. Über *Rostow* liefen die Verbindungen nicht nur der gesamten H.Gr. A, sondern auch die der 4. rum. und 4. Pz.-Armee. Der linke Flügel der H.Gr. A aber stand im Kaukasus mindestens 600 Kilometer, die 4. Pz.-Armee südlich Stalingrad etwa 400 Kilometer von *Rostow* entfernt.

Weiter rückwärts führten die Verbindungen des südlichen Heeresflügels über die *Dnjepr-Übergänge* von *Saporoshje* und *Dnjepropetrowsk*. Die Verbindung über die Krim und die Meerenge von *Kertsch* nach dem Kaukasus war wenig leistungsfähig. Die entscheidend wichtigen *Dnjepr-Übergänge* im Rücken des deutschen Südflügels lagen von Stalingrad fast 700 Kilometer, von dem linken Flügel der Kaukasusfront rund 900 Kilometer entfernt. Dagegen betrug die Entfernung der feindlichen Front am Don von ihnen aus der Gegend von Kasanskaja nach *Saporoshje* bzw. von *Swoboda* nach *Dnjepropetrowsk* nur etwa 420 Kilometer!

Was diese Lage bedeuten konnte, wusste ich selbst aus eigener Erfahrung nur zu gut zu beurteilen. Hatte ich doch im Sommer 1941 mit dem 56. Pz.-Korps die 300 Kilometer lange Strecke von *Tilsit* nach *Dünaburg* in vier Tagen durchmessen, gegenüber einem feindlichen Widerstand, der jedenfalls weit zäher war, als der, den die rumänischen, italienischen und ungarischen Armeen am Don den Russen entgegengesetzt haben. Auch hatte der Russe damals hinter seiner Front über sehr viel, mehr Reserven verfügt, als wir sie in jenem Winter 1942 zur Hand hatten.

Zu dieser strategischen Gunst der Lage trat die ungeheure zahlenmäßige Überlegenheit der Sowjets hinzu. Das Kräfteverhältnis zu Anfang des Kampfes der H.Gr. Don ist bereits im Kapitel «*Stalingrad*» aufgezeigt worden. Wie es sich im Laufe des Winters weiter entwickelte, mögen zwei Zahlen zeigen. Im März 1943 verfügte die H.Gr. Süd (früher Don) auf der 700 Kilometer langen Front vom *Asowschen Meer* bis nördlich *Charkow* über 32 Divisionen. Beim Gegner standen in und hinter der Front dieses Abschnittes 341 Verbände (Schützen-Divisionen, Panzer- bzw. mech. Brigaden oder Kav.-Divisionen).

Es waren also zwei Gegebenheiten, unter denen die H.Gr. Don zu kämpfen hatte, und die den ständigen Hintergrund für die Ereignisse, die nachstehend geschildert werden sollen, bildeten:

Erstens eine der Zahl nach *erdrückende feindliche Überlegenheit*.

Auch, nachdem die Heeresgruppe durch Hinzutreten der Masse der

1. Pz.-Armee von H.Gr. A und durch die Neuzuführung von Kräften seitens des OKH aus drei, später vier *deutschen* Armeen bestand, war das Verhältnis der deutschen zu den feindlichen Kräften 1:7. (Unter Berücksichtigung der z.T. zahlenmässig geringeren Stärke der einzelnen russischen Verbände gegenüber deutschen Divisionen.)

Zweitens die *strategische Gefahr*, die darin lag, dass der überlegene und im Verlauf der Operationen infolge des Versagens der verbündeten Armeen zeitweise völlig freie Gegner den *näheren Weg zu den Lebensadern* des deutschen Südflügels – nach Rostow bzw. Dnjepr-Übergängen – hatte.

Beide Gegebenheiten zusammen bedingten die Gefahr, dass dieser Südflügel, von seiner Versorgung abgeschnitten, gegen die Küste des Asowschen Meeres bzw. später des Schwarzen Meeres gedrückt und hier vernichtet würde. Noch immer konnte die sowjetische Schwarzmeer-Flotte dieses Meer für den Nachschub sperren. Mit einer Vernichtung der H.Gr. Don und A aber wäre das Schicksal der Ostfront über kurz oder lang entschieden gewesen.

Operative Leitgedanken

Der ganze Kampf auf dem Südflügel der Ostfront im Winter 1942/43, der zugleich *der* Kampf dieses Winters im Osten sein wird, geht auf Grund der vorher skizzierten strategischen Ausgangslage auf beiden Seiten um die Frage: ob es den *Sowjets* gelingen wird, den deutschen Südflügel einzukesseln und damit den entscheidenden Schritt zum endgültigen Sieg zu tun, oder ob es der *deutschen* Führung gelingen wird, eine solche Katastrophe zu verhindern.

Für die *sowjetische Seite* lag der operative Plan sozusagen auf der Hand. Er war ihr durch die oberste deutsche Führung geradezu dargeboten worden, als diese die deutsche Front in der Endlage der Sommeroffensive erstarren liess. Nichts lag näher, als dass die Sowjets zunächst die Gunst der Lage ausnutzten, um die bei Stalingrad zusammengeballte 6. Armee zu fangen.

Im weiteren Verlauf der Operationen musste der Gegner versuchen, seine knock-out-Erfolge in den rumänischen, italienischen und ungarischen Abschnitten ausnutzend, immer erneut, mit immer stärkeren Kräften und immer weiter ausholend, den deutschen Heeres-Südflügel nördlich bzw. westlich zu umgehen. Das Ziel musste sein, ihn von seinen – nach der Westflanke laufenden – rückwärtigen Verbindungen abzu-

schneiden, um ihn schliesslich an der Meeresküste einkesseln zu können. Ein strategischer Gedanke, der von der Lage geradezu herausgefordert wurde, in der die deutsche Führung den Heeres-Südflügel allzu lange belasten hatte.

Sehr viel schwieriger war auf der *deutschen Seite* die Frage zu lösen, wie man aus der Gefahr herauskommen wollte, in die man durch eigene Schuld und durch den unerwarteten Anfangserfolg des Gegners beiderseits Stalingrads geraten war. Dabei musste der deutschen obersten Führung vom ersten Tage des feindlichen Angriffs bewusst sein, wie sich angesichts der strategischen Gesamtlage die Dinge würden entwickeln können, insbesondere aber, in welcher Gefahr von vornherein die im Kaukasus stehende H.Gr. A sich befand.

Für die *deutsche oberste Führung* galt es, im Grossen gesehen, zwischen zwei Wegen zu wählen. Der erste wäre gewesen, sofort nach Einsetzen des feindlichen Angriffs beiderseits Stalingrad die 6. Armee von der Wolga zu lösen (also noch ehe sie fest eingeschlossen war) und zu versuchen, unter Zuführung starker Kräfte die Lage im *grossen Don-Bogen* irgendwie wiederherzustellen. Dabei wäre allerdings gleichzeitig die Stützung der von den anderen verbündeten Armeen besetzten Don-Abschnitte durch deutsche Kräfte nötig gewesen. Offenbar verfügte jedoch die deutsche oberste Führung weder über die erforderlichen Kräfte für diese Lösung, noch hätte sie sie angesichts der geringen Transportleistung der wenigen Bahnen rechtzeitig heranbringen können. Die 6. Armee von Stalingrad wegzunehmen, konnte sie sich nicht entschliessen. Wenige Wochen nach Beginn der sowjetischen Offensive war vielmehr klar, dass die Armee endgültig verloren gehen, dass sie im Gesamtrahmen der Operation nur noch möglichst starke feindliche Kräfte möglichst lange werde fesseln können. Eine Aufgabe, die die tapfere Armee bis zum Letzten erfüllt, für die sie sich geopfert hat!

Nachdem sich jedoch die Lage dank des Beharrens Hitlers auf Stalingrad so gefahrdrohend entwickelt hatte, nachdem jede Hoffnung, die 6. Armee doch noch zu retten, illusorisch geworden war, stand für die deutsche oberste Heeresführung immer noch ein zweiter Weg offen. Unter Preisgabe des im Sommerfeldzug eroberten Gebiets (das ohnehin nicht mehr zu halten war) *hätte man aus einer schweren Krise einen Sieg machen können!* Hierzu wäre es nötig gewesen, die Kräfte der Heeresgruppen A und Don planmässig aus dem weit nach Osten vorspringenden Bogen zunächst hinter den unteren Don bzw. hinter den Donez und später auf den unteren Dnjepr zurückzunehmen.

Inzwischen hätten alle nur irgendwie verfügbar zu machenden Kräfte, einschliesslich der durch die Frontverkürzung freiwerdenden Divisionen

der beiden Heeresgruppen, etwa um Charkow, versammelt werden müssen. Dieser Gruppe wäre die Aufgabe zugefallen, den Gegner, der den zurückgehenden Heeresgruppen folgen bzw. versuchen würde, sie von den Dnjepr-Übergängen abzuschneiden, in die Flanke zu stossen. Es hätte sich also darum gehandelt, aus einer grosszügigen Rückzugs-Operation heraus zu einer Umfassungsoperation zu kommen, mit dem Ziel, nunmehr deutscherseits den nachdrängenden Feind an das Meer zu drängen und dort zu vernichten.

Die *Heeresgruppe* hat diese Lösung dem OKH vorgeschlagen, nachdem der Entsatz der 6. Armee aussichtslos geworden war und darüber hinaus die Unhaltbarkeit der Lage der Heeresgruppe A im Kaukasus und die Gefahr des Abgeschnittenwerdens des ganzen Südflügels infolge des feindlichen Durchbruchs durch die Front der italienischen Armee ersichtlich wurde.

Aber Hitler war nun einmal nicht der Mann, sich auf einen Weg einzulassen, an dessen Anfang – in der gegebenen Lage unerlässlich – der Verzicht auf die Eroberungen des Sommers 1942 gestanden und der unzweifelhaft ein erhebliches operatives Risiko in sich getragen hätte. Einem solchen Entschluss standen die Eigenschaften dieses Mannes entgegen, die in dem Kapitel «Hitler in der Ausübung des militärischen Oberbefehls» dargelegt worden sind. Bei seiner mangelnden Erfahrung in operativen Fragen mochte er auch damals wirklich noch hoffen, durch den Einsatz eines auf Charkow anrollenden SS-Panzer-Korps die Lage auf dem Südflügel wiederherstellen zu können.

Was die *Führung der Heeresgruppe Don* anging, so war der erstere der beiden vorgenannten Wege, der Versuch einer Wiederherstellung der Lage im grossen Don-Bogen, bereits durch die vollzogene Einschliessung der 6. Armee verbaut, als das neue H.Gr.Kdo. auf den Plan trat. Um im grossen Don-Bogen eine Schlacht mit Aussicht auf Erfolg zu schlagen, reichten weder die Trümmer, die ihm als «Heeresgruppe Don» übergeben wurden, noch die tropfenweise anrollenden Verstärkungen aus. Dies um so weniger, als die letzteren alsbald infolge der Niederlage der italienischen Armee im Bereich der Heeresgruppe B hängen blieben. Den zweiten Weg, den einer grosszügigen Ausweichoperation mit anschliessendem Gegenschlag gegen die sich zwangsläufig im Verlauf der Operationen darbietende Nordflanke der verfolgenden Feindkräfte, zu gehen, fehlte der Heeresgruppe die Machtvollkommenheit. Sie hätte dazu der Befehlsbefugnis über den gesamten Südflügel der Front vom Kaukasus bis Woronesch und der freien Verfügung über die Reserven des OKH bedurft.

Die Heeresgruppe war vielmehr darauf angewiesen, innerhalb des

ihr eingeräumten Befehlsbereichs die Aufgaben zu lösen, die der Reihe nach an sie herantraten. Sie hatte immer wieder Aushilfen zu finden, um der Gefahr zu begegnen, die sich aus der strategischen Ausgangslage ergab und die, je länger je mehr, immer bedrohlicher wurde: *die Gefahr der Abschnürung des ganzen Heeres-Südflügels.*

Die *erste Aufgabe*, die an die Heeresgruppe herantrat, war der Entsatz der 6. Armee. Vor ihr hatten zunächst alle anderen operativen Erwägungen zurückzutreten.

Nachdem sich die Lösung dieser Aufgabe aus den im Kapitel «Stalingrad» geschilderten Gründen als unmöglich erwiesen hatte, musste für die Heeresgruppe der operative Gedanke in den Vordergrund treten, unter allen Umständen die drohende, noch grössere Katastrophe, die Abschnürung des ganzen Südflügels der Ostfront, zu verhindern. Die Kräfte, über die das OKH noch als Reserven verfügte, reichten nicht aus, um das Offenhalten der über den unteren Don bzw. Dnjepr führenden rückwärtigen Verbindungen des Südflügels zu gewährleisten. Es blieb nur der Weg, den Ostflügel der Heeresgruppe einzuraffen und die dadurch freiwerdenden Kräfte auf den Westflügel zu werfen. Es musste also für die Heeresgruppe Don darauf ankommen, durch rechtzeitige, d.h. vorausschauende Verschiebung von Kräften von dem Ost- nach dem Westflügel stets noch rechtzeitig die immer weiter westlich ausholenden Umfassungsbewegungen des Gegners aufzufangen. Eine Aufgabe, die um so schwieriger wurde, als die nördlich anschliessende Heeresgruppe B infolge des Ausfalls der verbündeten Armeen nach und nach von der Bildfläche verschwand. Andererseits war eine Kräfteverschiebung nach dem Westflügel in ausreichendem Masse ohne Inanspruchnahme von Kräften der Heeresgruppe A, die dem Ob.Kdo. d.H.Gr. Don nicht unterstand, nicht möglich.

Es war – wenn auch in grösserem Massstabe und über eine längere Zeitspanne sich erstreckend – die gleiche Aufgabe, vor der General Paulus bei Stalingrad in den Tagen zwischen dem 19. und 23. November gestanden hatte. Die Aufgabe, rechtzeitig und ohne Rücksicht auf örtliche Folgen, Kräfte an *die* Stellen zu bringen, die entscheidend für das Offenhalten der rückwärtigen Verbindungen waren, und sich dadurch zugleich die operative Bewegungsfreiheit zu erhalten. Nur hatte sich für General Paulus die Entscheidung auf wenige Tage, vielleicht sogar Stunden, zusammengedrängt, und er konnte zunächst auf keinerlei Verstärkungen rechnen. Für die Heeresgruppe aber sollte dieser Gedanke als Leitstern über allen ihren operativen Erwägungen stehen und Gegenstand eines durch Wochen und Monate währenden Kampfes mit der obersten Führung werden.

Es war im Grunde ein durchaus einfacher Gedanke, durch eine rechtzeitige *Rochade von Ost nach West* die Abschnürungsversuche des Gegners aufzufangen. Er kann kaum den Anspruch erheben, eine besonders ausgeklügelte strategische Konzeption darzustellen. Aber im Kriege erweist sich häufig gerade das Einfachste als das Schwerste. Nicht in dem Entschluss an sich, sondern in seiner unbeirrten Durchführung liegen zumeist die wahren Schwierigkeiten. Im vorliegenden Fall musste jedes Wegziehen von Kräften vom Ostflügel dort eine Gefahr bedeuten, von der man nicht wissen konnte, ob sie durchgestanden werden würde. Vor allem aber mussten diese Kräfteverschiebungen, wenn sie noch rechtzeitig wirksam werden sollten, zu einem Zeitpunkt eingeleitet werden (teilweise Wochen im Voraus), zu dem die Gefahr des Abgeschnittenwerdens noch nicht unmittelbar akut und daher von Hitler entweder noch nicht erkannt war oder noch nicht anerkannt wurde. Schliesslich wirkte, wie später gezeigt werden wird, die Entwicklung der Lage bei der Heeresgruppe A längere Zeit der Durchführung des Gedankens der Rochade entgegen.

So einfach und selbstverständlich also auch der der Führung der Heeresgruppe zu Grunde liegende operative Gedanke gewesen ist, so schwierig war es, angesichts der immer kritischen Lage an ihm unbeirrt festzuhalten. So schwer war es aber auch, ihn, wenigstens immer noch gerade rechtzeitig, bei der obersten Führung durchzusetzen, die im Grundsatz einen völlig entgegengesetzten Standpunkt vertrat. Denn immer hat Hitler das Prinzip des starren Festhaltens vertreten, während für uns die bewegliche Operationsführung, in der unsere Führung und unsere Truppe dem Gegner überlegen waren, als das Mittel zum Siege galt.

Aus den Gegebenheiten der Lage, die die Heeresgruppe bei der Kommandoübernahme vorfand, aus den Bindungen, denen sie dadurch unterlag, dass sie weitgehend von den Ereignissen und dem Verhalten der Nachbar-Heeresgruppen abhing, sowie aus jenen, die die oberste Führung ihr auferlegte, ergab sich für die Führung der Heeresgruppe «ein System der Aushilfen», ohne dass sie doch den leitenden Grundgedanken preisgeben hätte.

Für diesen Winterfeldzug 1942/43 der Heeresgruppe Don (später Süd) ergeben sich aus dem Gesagten vier aufeinanderfolgende Phasen:

Die *erste* ist der Kampf um den *Entsatz der 6. Armee*. An ihn hat die Heeresgruppe das Äusserste gewagt!

Die *zweite Phase* ist der Kampf der Heeresgruppe zum *Freihalten des Rückens der Heeresgruppe A* während deren Loslösung aus der Kaukasusfront.

Die *dritte Phase* stellt den eigentlichen Kampf um das *Offenhalten der rückwärtigen Verbindungen* des Heeres-Südflügels, das Verhindern seiner Abschnürung dar.

Aus ihr geht die letzte, die *vierte Phase*, hervor, in der es der Heeresgruppe gelingt, wenn auch in kleinerem Massstabe als sie es gewünscht hätte, den *Gegenschlag* aus dem Rückzug heraus zu führen, der in dem Sieg bei Charkow gipfelt.

Die erste Phase: Der Kampf um die Befreiung der 6. Armee *)

Der Versuch, die 6. Armee zu entsetzen bzw. ihr einen Ausbruch aus dem Kessel von Stalingrad zu ermöglichen, ist bereits geschildert worden.

In dem Bestreben, alles an das Gelingen dieses Versuchs zu setzen, ist das Ob.Kdo.d.H.Gr. bis an die äusserste Grenze des zu Wagenden gegangen. Sie hat bis zu dem Zeitpunkt, an dem das Schicksal der 6. Armee besiegelt war, also bis Ende Dezember 1942, versucht, in der Mitte und auf dem linken Flügel der Heeresgruppen-Front, die ohnehin nur einen dünnen Sicherungsschleier darstellte, mit einem Mindestmass an Kräften auszukommen. Ihr Bestreben war, eine Entscheidung in diesen Abschnitten der Front solange hinauszuzögern, bis der Kampf der 4. Panzer-Armee ostwärts des Don zu dem Erfolge geführt hätte, der 6. Armee einen Weg in die Freiheit zu öffnen.

Erst als aus den früher dargelegten Gründen endgültig die Hoffnung hatte aufgegeben werden müssen, dass es noch gelingen werde, eine Verbindung zwischen der 6. Armee und der 4. Panzer-Armee zu erkämpfen, während gleichzeitig die Niederlage der italienischen Armee dem Gegner die Westflanke der Heeresgruppe Don preisgegeben, ihm den Weg nach Rostow geöffnet hatte, sah sich das Ob.Kdo.d.H.Gr. gezwungen, nunmehr der Sorge um die Erhaltung des gesamten Südflügels der Ostfront den ersten Platz einzuräumen.

Es bleibt kurz die Verschärfung der Lage zu skizzieren, wie sie sich einerseits durch den Verzicht auf ein Ausbrechen der 6. Armee aus Stalingrad, andererseits durch die Entwicklung der Lage auf dem rechten Flügel der Heeresgruppe B (italienische Armee) für die Front der Heeresgruppe Don ergab.

Die schwierige Lage, in die auf dem Ostflügel der Heeresgruppe die

*) Siehe hierzu Karte neben Seite 368 (Kapitel 12).

4. Panzer-Armee dadurch geraten war, dass der Gegner ihr immer stärkere Kräfte aus der Einschliessungsfront um Stalingrad entgegengeworfen hatte, ist bereits früher geschildert worden. In den Kämpfen zwischen Akssay und Kotelnikowo sowie im Kampf um diese Ausgangsbasis der Entsatzoffensive der 4. Panzer-Armee erlitt das 57. Panzer-Korps, von den Rumänen allein auf der Walstatt gelassen, erhebliche Verluste. Besonders die ohnehin schon stark geschwächte 23. Panzer-Division. Das Ausbleiben der vom Ob.Kdo.d.H.Gr. geforderten Verstärkungen aus der Heeresgruppe A liess es fraglich erscheinen, ob die 4. Panzer-Armee auch nur in der Lage sein werde, sich soweit zu behaupten, dass der Gegner keine Freiheit gewann, mit stärkeren Kräften in den Rücken der 1. Panzer-Armee abzdrehen.

Nicht weniger kritisch gestaltete sich die Lage auf der übrigen Front der Heeresgruppe. In dem bisherigen Abschnitt der 3. rumänischen Armee gab das Zurückdrängen der 4. Panzer-Armee ostwärts des Don dem Feinde die Möglichkeit, den zugefrorenen Don in der Gegend von Potemkinskaja und wenig später auch bei Zymljanskaja zu überschreiten und damit die Tschir-Stellung in der Flanke und im Rücken zu bedrohen. An dieser Front hatte inzwischen an Stelle des rumänischen AOK 3 der General Mieth den Befehl übernommen. Angesichts des Übergehens des Russen vom Osten und Süden über den Don blieb nichts übrig, als die Gruppe Mieth allmählich kämpfend zunächst hinter den Kagalnikabschnitt zurückzunehmen.

Weit kritischer als an dieser Stelle sah es jedoch auf dem linken Heeresgruppenflügel aus. Zwar war es der *Armee-Abteilung Hollidt* trotz des Ausfalls der rumänischen Divisionen gelungen, ihre Kräfte vom oberen Tschir nach Süden zurückzubringen. Eine neu eingetroffene, gerade erst aufgestellte Division, die an der Bystraja Gnilaja den Schutz der Flanke der Armee-Abteilung Hollidt übernehmen sollte, gab jedoch den Übergang über diesen Abschnitt bei Miljutinskij ohne dringende Notwendigkeit preis. Damit wurde dem Feind der Weg in die Flanke von Hollidt, wie auch zu der wichtigen Flugbasis Morosowskij geöffnet.

Bei weitem schwerwiegender war die Tatsache, dass infolge des Zerfalls der italienischen Armee und des annähernd völligen Ausscheidens der rumänischen Kräfte aus dem Kampf (rum. 1. und 2. AK auf dem bisherigen linken Flügel der Armee-Abteilung Hollidt) der Gegner fast ohne Widerstand den Donez-Übergängen von Forchstadt, Kamensk und Woroschilowgrad zustreben konnte. Nur bei Millerowo leistete die auf dem rechten Flügel der Heeresgruppe B neugebildete *Gruppe Fretter-Pico* der roten Flut wie eine einsame Insel Widerstand. Jedenfalls aber stand es dem Gegner frei, entweder nach Osten in den Rücken der Armee-Abtei-

lung Hollidt bzw. der Gruppe Mieth einzudrehen oder seinen Weg nach Süden auf Rostow fortzusetzen.

Die Lage der Heeresgruppe Don war also ernst genug. Wäre es allein um die Heeresgruppe selbst gegangen, so wäre die sofortige rücksichtslose Durchführung des vorerwähnten Rochadegedankens die einzig richtige Lösung gewesen, um aus der Krise herauszukommen. Die *4. Panzer-Armee* hätte in einem Zuge auf Rostow zurückgenommen werden müssen, um sie anschliessend zum Freikämpfen der linken Flanke und der nach Westen laufenden rückwärtigen Verbindungen der Heeresgruppe einzusetzen. Die noch im grossen Don-Bogen kämpfenden Kräfte der *Gruppe Mieth* und *Armee-Abteilung Hollidt* wären auf den Donez zurückzunehmen gewesen.

Einer derartigen Lösung stand jedoch die Tatsache entgegen, dass die *Heeresgruppe A* nach wie vor unverrückt in ihren Stellungen im Kaukasus stand. Ihren Rücken durch die vorstehend geschilderte Umgruppierung der Kräfte der Heeresgruppe Don nach ihrem Westflügel freizugeben, war ausgeschlossen. Die Heeresgruppe Don stand vielmehr vor der Aufgabe, nicht nur den Rücken der Heeresgruppe A zu decken, sondern ihr auch die über Rostow laufenden rückwärtigen Verbindungen offenzuhalten.

Der operative Leitgedanke, der eigentlich für die Führung der Heeresgruppe hätte massgebend sein müssen, durch die Verlegung des Schwerpunktes auf den Westflügel die Versuche des Gegners, den ganzen Heeres-Südflügel abzuschneiden, zu verhindern, konnte also vorerst noch nicht wirksam werden. In den ersten Wochen ihrer Befehlsführung hatte die Heeresgruppe diesen Gedanken bewusst zurückgestellt und das Freikämpfen der 6. Armee mit allen Kräften angestrebt.

Jetzt – in der zweiten Phase – sah sie sich gezwungen, trotz der immer dringender werdenden Gefahr in ihrer Westflanke zunächst einmal einen verzweifelnden Kampf um das Freihalten des Rückens der Heeresgruppe A zu führen.

Die zweite Phase:

Der Kampf zum Freihalten des Rückens der Heeresgruppe A *)

An sich hätte es auch der obersten deutschen Führung von vornherein klar sein müssen, dass die Heeresgruppe A im Kaukasus nicht würde stehenbleiben können, wenn nicht alsbald das Freikämpfen der 6. Armee gelang. Wenn also nicht darauf zu rechnen war, dass es irgendwie möglich

*) Siehe hierzu Karte neben Seite 368 (Kapitel 12).

sein würde, im grossen Don-Bogen eine einigermassen haltbare Lage herzustellen. Mit dem Aufreissen der Lücke auf dem rechten Flügel der Heeresgruppe B, durch die dem Gegner der Weg auf Rostow geöffnet wurde, aber musste es völlig offenbar werden, dass an ein Halten der Kaukasusfront in keinem Falle mehr zu denken war. Es sei denn, Hitler wäre in der Lage und bereit gewesen, von anderen Kriegsschauplätzen in grossem Umfange Kräfte heranzuführen.

Ich hatte bereits am 20. Dezember, dem Tage, an dem die Flucht zweier italienischer Divisionen die Flanke der Armee-Abteilung Hollidt entblösst und den Russen den Weg auf die Donezübergänge geöffnet hatte, den General Zeitler darauf hingewiesen, dass nunmehr der Feind durch Vorgehen in Richtung Rostow die Entscheidung gegen den gesamten deutschen Südflügel anstreben könne.

Am 24. Dezember hatte ich erneut aufmerksam gemacht, dass es nicht mehr allein um die Heeresgruppe Don, sondern bereits auch um das Schicksal der Heeresgruppe A gehe.

Die Ablehnung meiner Forderung auf Abgabe von Kräften der Heeresgruppe A nach Rostow und an die 4. Panzer-Armee ist bereits früher erwähnt worden. Selbst wenn man nicht mehr an eine Erneuerung des Versuches, der 6. Armee die rettende Hand zu bieten, dachte, wäre die Verstärkung der 4. Panzer-Armee schon im Interesse der Heeresgruppe A nötig gewesen. Eine Niederlage der 4. Panzer-Armee hätte dem Feind den Weg in den Rücken der Heeresgruppe A freigegeben. Dass die Heeresgruppe A keine Kräfte abgeben wollte, war zu verstehen. Es wäre Sache der obersten Führung gewesen, den dringend notwendigen Kräfteausgleich zwischen den beiden Heeresgruppen zu *be-fehlen*. Zu der Weigerung der Heeresgruppe A, die von uns geforderten Divisionen (vergl. Kap. Stalingrad) abzugeben, mag noch beigetragen haben, dass die Verbände der Heeresgruppe A sehr durcheinandergeschachtelt worden waren. Fraglos musste das Herauslösen grösserer Verbände schwierig, zum mindesten zeitraubend sein. Diese Verschachtelung hat sich zum Teil zwangsläufig aus der Notwendigkeit ergeben (mangels ausreichender Reserven), durch feindliche Einbrüche entstandene Lücken irgendwie zu flicken. Sie war aber sicher ebenso das Ergebnis der Tatsache, dass die Heeresgruppe monatelang keinen eigenen Oberbefehlshaber gehabt hatte, der auf Ordnung der Verbände gesehen hätte. Es gibt ohnehin manche militärische Führer, die keinen Sinn dafür haben, dass man die Truppenverbände in ihrer normalen Gliederung zusammenlassen muss, wenn man das Höchstmass an Leistung erreichen und die Sicherheit operativer Wendigkeit behalten will. Ist aber, wie in diesem Fall, ein verantwortlicher Oberbefehlshaber lange Zeit

überhaupt nicht vorhanden, so kann man sich nicht wundern, wenn die Truppen durcheinandergebracht werden.

Auf immer weiteres Drängen der Heeresgruppe entschloss sich Hitler endlich am 29. Dezember, die Zurücknahme des am meisten exponierten Ostflügels der Heeresgruppe A, der 1. Panzer-Armee, auf den Kuma-Abschnitt Pjatigorsk – Praskoweja anzuordnen. An eine Preisgabe der ganzen Kaukasus-Front dachte er jedoch noch keineswegs. Offensichtlich hoffte er noch immer, durch Zurückbiegen des Ostflügels der Heeresgruppe A an die Kuma für diesen eine Anlehnung an die Manytsch-Niederung zu gewinnen, die Lage zwischen Manytsch und Don sowie im grossen Don-Bogen stabilisieren und zugleich die nach Westen über den unteren Dnjepr laufenden rückwärtigen Verbindungen des Heeres-Südflügels offenhalten zu können. Der «Balkon», den die Front im November durch ihr Vorspringen bis in den Kaukasus und an die Wolga gebildet hatte und der der Grund zu der ungünstigen Entwicklung der Lage gewesen war, sollte also keineswegs beseitigt, sondern nur verkleinert werden. Woher allerdings die Kräfte kommen sollten, die den Ausfall der beiden rumänischen und der italienischen Armee, sowie in Kürze auch den der ungarischen ausgleichen sollten, blieb schleierhaft. Infolgedessen musste sich späterhin zwangsläufig die Aufgabe auch der übrigen Kaukasusfront ergeben.

In diesem zweiten Abschnitt ihres Kampfes stand die *Heeresgruppe Don vor folgenden Aufgaben*: Anstatt, wie es ihre Lage an sich gefordert hätte, durch eine radikale Verlegung ihres Schwerpunkts auf ihren Westflügel, die Gefahr des Abgeschnittenwerdens zu beseitigen, musste sie in immer kritischer werdender Lage einen *Kampf um Zeitgewinn* führen.

Südlich des unteren Don musste sie den *Rücken der Heeresgruppe A schützen* und zugleich deren *Verbindungen über Rostow offenhalten*. Eine Doppelaufgabe, die die schwachen Kräfte der 4. Panzer-Armee angesichts der Weite des zwischen Kaukasus und Don zu beherrschenden Gebiets und der Stärke der in ihm operierenden Feindkräfte aller Voraussicht nach nicht würden leisten können.

Im grossen Don-Bogen und vorwärts des Donez musste die *Armee-Abteilung Hollidt* das Vorwärtskommen des Gegners nördlich des unteren Don so verlangsamen, dass dieser nicht durch schnelles Durchstossen von Osten her auf Rostow die 4. Panzer-Armee und damit auch die Heeresgruppe A abschneiden konnte. Zugleich musste sie dem Feind den Übergang über die Donez-Linie Forchstadt–Kamensk–Woroschi-lowgrad und damit den Zugang auf Rostow von Norden verwehren.

Schliesslich musste die Heeresgruppe auch noch Mittel und Wege finden, mit eigenen Kräften bzw. mit Hilfe der spärlich anrollenden Verstärkungen, die das OKH geben konnte, die nach Westen auf den unteren Dnepr laufenden rückwärtigen Verbindungen offenzuhalten.

Dies alles mit Truppen, die seit langem überbeansprucht waren und die sich einer vielfachen feindlichen Übermacht gegenübersehen.

So schwer diese Aufgabe an sich schon sein mochte, so lag doch die hauptsächlichste Gefahr in der Tatsache, dass die Heeresgruppe A nicht in der Lage war, sich schnell aus dem Kaukasusgebiet freizumachen. Es zeigte sich erneut, dass der Stellungskrieg – und zu einem solchen war der Kampf auf dieser Front geworden – zwangsläufig ein Einfrieren der Verbände wie der Führung zur Folge hat. Es ist unumgänglich, dass – schon der Kräfteersparnis halber – unbewegliche Waffen eingebaut werden. Es müssen Vorräte an Munition und Verpflegung aufgehäuft werden. Es werden Einrichtungen geschaffen, die das Leben der Truppe erleichtern sollen, was um so wichtiger ist, wenn ihr mangels ausreichender Reserven die Ablösungsmöglichkeiten fehlen. Da die Pferde in der Regel in dem stationär gewordenen Kampfgebiet nicht ernährt werden können, muss man sie weiter rückwärts unterbringen, wodurch die Truppe mehr oder weniger unbeweglich wird. Die Schwierigkeiten der Wegeverhältnisse im russischen Winter, insbesondere im Gebirge, kamen hinzu.

Das Ergebnis ist stets, dass Truppe und Führung die Fähigkeit verlieren, sich schnell wechselnden Lagen, wie sie der Bewegungskrieg täglich bringt, anzupassen. Das Moment der Trägheit, des Beharrens nimmt überhand, da jeder Wechsel schwierige Ablösungen, Kräfteverschiebungen, Unbequemlichkeiten, oft auch Gefahren mit sich bringt. Die unvermeidliche Anhäufung von Waffen, Material und Vorräten aller Art legt Werte fest, die man für die weitere Kriegsführung nicht glaubt entbehren zu können. Der Erfolg ist, dass, wenn die Notwendigkeit einer Rückwärtsbewegung grossen Stils an die Führung herantritt, diese zunächst einmal eine lange Vorbereitungszeit für die Räumung fordert. Wenn sie nicht gar, um des unentbehrlich erscheinenden Materials wegen, den Gedanken einer grosszügigen Rückwärtsbewegung ablehnt, selbst wenn nur diese die Möglichkeit eines späteren Erfolges zu eröffnen scheint. Man möge sich daran erinnern, dass selbst ein so bedeutender militärischer Führer wie Ludendorff es im Jahre 1918 nach Festlaufen der deutschen Offensive nicht über sich gebracht hat, nunmehr den Übergang zum Bewegungskrieg, in dem damals allein noch die Hoffnung auf einen deutschen Sieg liegen konnte, durch eine grosszügige Rückwärtsbewegung zu erzwingen. Letzten Endes aus dem Grunde, weil er glaubte, das in und hinter der deutschen Front eingesetzte

Material nicht opfern zu dürfen, bzw. weil er es nicht über sich gewann, die mit grossen Opfern gewonnenen Gebiete wieder aufzugeben.

Ähnlich lagen die Dinge auch an der Front der H.Gr. A. Eine Besprechung mit ihrem Generalstabschef am 29. Dezember ergab, dass die Rückwärtsbewegung der 1. Panzer-Armee erst am 2. Januar beginnen konnte. Aushilfe durch uns mit Betriebsstoff ermöglichte schliesslich den Beginn der Bewegungen am 1. Januar. Dafür teilte die Heeresgruppe A wenige Tage später mit, dass das Zurückgehen der 1. Pz.-Armee in die Kumalinie nur abschnittsweise erfolgen könne, um die notwendigen Räumungen an Material und den Abtransport der in den Kurorten des Kaukasus liegenden Verwundeten usw. durchzuführen. Die Armee werde für diese Räumung 155 Züge (20 je Division) benötigen und dementsprechend (infolge der geringen Zugleistung) erst nach 25 Tagen in der Kuma-Linie stehen können. Obwohl also seit Ende November zum mindesten die Gefährdung des Rückens der H.Gr. A für die nähere oder fernere Zukunft hätte erkannt werden müssen, war offenbar nichts für eine etwaige Räumung vorbereitet worden. Fraglos, weil Hitler jede solche Vorbereitung untersagt hatte oder – wenn er sie erfahren hätte – verboten haben würde. Wesentlich aber hat sicherlich zu dieser Unterlassung auch die Tatsache beigetragen, dass die H.Gr. A keinen eigenen verantwortlichen Oberbefehlshaber in der zurückliegenden Zeit gehabt hatte.

Das OKH hatte erwogen, die H.Gr. A, deren Oberbefehl nummehr der Generaloberst v. Kleist übernommen hatte, mir zu unterstellen. An sich ist eine solche Unterstellung einer Heeresgruppe oder einer Armee unter eine benachbarte, gleichgeordnete Kommandobehörde von Übel. In der gegebenen kritischen Lage wäre sie aber doch wohl von Vorteil gewesen, vorausgesetzt allerdings, dass diese Unterstellung vollständig und ohne Einschränkung erfolgt wäre. Es hätte weder die Möglichkeit eines Hineinredens Hitlers, noch die eines Anrufens seiner Entscheidung gegenüber meinen Befehlen durch die H.Gr. A geben dürfen. Diese meine dem OKH für die Übernahme der Gesamtverantwortlichkeit für beide Heeresgruppen gestellte Bedingung war Hitler jedoch nicht willens zu erfüllen. Die H.Gr. A behielt somit ihre Selbständigkeit. Der Führung der H.Gr. Don blieb nur übrig, immer erneut auf eine Beschleunigung der Massnahmen der H.Gr. A zu drängen, um möglichst bald Kräfte dort freizubekommen, deren Eingreifen zunächst südlich des Don, später aber auf dem Westflügel der H.Gr. Don von entscheidender Bedeutung sein würde. Es kam darauf an, diese zweite Phase des Winterfeldzuges, den Kampf um das Freihalten des Rückens der H.Gr. A, soweit wie möglich abzukürzen, um zu einer endgültigen Wiederherstellung der Lage auf

dem Südflügel zu kommen. Sie war nur von dem Zerschlagen der Feindkräfte, die ihn westlich zu umgehen versuchten, zu erwarten. Tatsächlich ist es auch gelungen, die *Fristen* für die Räumung des Kaukasus erheblich abzukürzen.

Die vorerwähnten Hemmnisse waren teils anscheinend unvermeidliche Folgen des Stellungskrieges wie auch der Schwierigkeiten des Gebirgskriegsschauplatzes, teils lagen sie in dem Widerstreben der obersten Führung, irgend etwas aufzugeben. Sie führten dazu, dass die H.Gr. Don vom Ende Dezember bis Anfang Februar in einem Kampf im Gebiet des Don festgelegt blieb, dessen lange Dauer die Gefahr der Abschnürung des Heeres-Südflügels angesichts der Ereignisse bei H.Gr. B erheblich verschärfen musste.

Wer nach einem Beispiel suchen will für die Anwendung des Wortes, dass die Strategie ein System der Aushilfen darstellt, dem wird sich kaum ein besseres als dieser Kampf der beiden Armeen der H.Gr. Don darbieten. Wenn es trotz vieler Krisen gelungen ist, die vorstehend skizzierten Aufgaben zu meistern, so deshalb, weil die Führung der Heeresgruppe, wie die der Armeen, an den bewährten deutschen Führungsgrundsätzen festgehalten haben:

die Operationen beweglich und wendig zu führen und
der Initiative und der Selbständigkeit der Führer aller Grade weitmöglichst Spielraum zu lassen.

Grundsätze, die allerdings weitgehend im Gegensatz zu dem Denken Hitlers standen.

Der erstgenannte Grundsatz wird bei der Schilderung des Kampfes der beiden Armeen zum Ausdruck kommen, zu dem letzteren seien einige Worte vorweg gesagt.

Es ist immer die besondere Stärke der deutschen Führung gewesen, der Selbständigkeit der Unterführer einen weiten Spielraum zu gewähren, ihnen *Aufträge* zu geben, die Art der Durchführung jedoch den betreffenden Führern zu überlassen. Die deutsche Führung hat sich durch dieses Prinzip von jeher – mindestens seit den Zeiten des älteren Moltke – von der der meisten anderen Armeen unterschieden. In letzteren wurde der Selbständigkeit der Unterführer auf operativem und taktischem Gebiet nicht der gleiche Spielraum gelassen, vielmehr durch lange, ins Einzelne gehende Weisungen auch die Ausführung des Befohlenen vorgeschrieben oder das taktische Handeln in ein Schema gepresst. Deutscherseits war man der Ansicht, dass ein solches Verfahren schädlich sei. Zwar scheint es für einen durchschnittlichen Führer das Risiko eines Fehlschlags zu verringern. Es führt aber nur zu leicht dazu, dass von den Ausführenden den Erfordernissen der örtlichen Lage entgegengehandelt

werden muss. Vor allem aber verzichtet es zugunsten einer erhofften Sicherheit auf die Chance, die in der kühnen Ausnutzung einer sich vielleicht darbietenden günstigen Lage, eines entscheidenden Augenblicks durch einen selbständig handelnden Unterführer bieten kann. Das deutsche Verfahren ist letzten Endes im deutschen Charakter begründet, der – entgegen dem törichten Schlagwort von Kadavergehorsam – stark individuell geprägt ist und dem – vielleicht als ein germanisches Erbeil – eine gewisse Freude am Risiko innewohnt. Allerdings setzt die Gewährung solcher Selbständigkeit an die Unterführer voraus, dass allen Gliedern der militärischen Hierarchie gewisse Grundsätze operativen bzw. taktischen Handelns in Fleisch und Blut übergegangen sind. Eine Einheitlichkeit der Auffassungen, wie sie wohl nur die Schule des deutschen Generalstabs in diesem Masse hervorgebracht hat. Immerhin – der verantwortliche Oberkommandierende wird doch oft genug vor der Frage stehen, ob er nicht in die Führung der ihm unterstellten Armeen usw. eingreifen muss. Je schwieriger die Lage ist, je geringer die eigenen Kräfte sind, mit denen er auskommen muss, desto häufiger wird die Versuchung an ihn herantreten, seinen Unterführern ins Handwerk zu pfuschen. Allerdings wird immer von ausschlaggebender Bedeutung sein, welchen Wert er seinen Unterführern zuerkennt.

Was das Ob.Kdo.d.H.Gr. angeht, so glaube ich, dass wir Eingriffe in die Führung der Armeen nur dann vorgenommen haben, wenn sie wirklich unerlässlich waren. Insbesondere in Fällen, in denen die operative Absicht der Heeresgruppe die Übernahme einer Verantwortung bedeutete, die man der betr. Armee nicht zumuten konnte. Von unverbindlichen «Ratschlägen», die das Grab jeder Initiative und eine Verschleierung der Verantwortung bedeuten, haben wir aber grundsätzlich abgesehen.

Dass Hitler dem vorerwähnten, bewährten deutschen Führungsprinzip wenig Verständnis entgegenbrachte und immer wieder versuchte, in die Führung der nachgeordneten Kdo.-Behörden durch Einzelbefehle einzugreifen, ist bereits früher erwähnt worden. Sie waren nicht abzuwehren, wenn sie im Zusammenhang mit den Bewegungen der Nachbar-Heeresgruppen standen oder die Verfügung über Verbände betrafen, die noch OKH-Reserven waren. In den häufigen Fällen aber, in denen Befehle Hitlers das Halten bestimmter Linien bis zum Letzten betrafen, zeigte sich am Ende die Gewalt der Umstände zumeist als stärker.

Schwieriger war es noch, Hitlers bereits ebenfalls erwähntes Hinauszögern unumgänglicher Entscheidungen zu überwinden. Wir konnten ihn schliesslich nicht zwingen, einen Befehl zu geben. In solchen Fällen blieb nichts übrig, als zu melden, dass – wenn nicht bis zu einem bestimmten

Tag oder einer bestimmten Stunde eine Weisung des OKH eingegangen sei – wir nach eigenem Ermessen handeln würden.

Im Gegensatz hierzu haben die dem Ob.Kdo.d.H.Gr. unterstellten Armeen in diesem Feldzug, wie auch später, wohl nie darüber zu klagen gehabt, dass wir eine notwendige Entscheidung hinausgezögert hätten. Wenn sie eine Anfrage oder einen Antrag an das Oberkommando stellten, so haben sie stets eine alsbaldige Entscheidung erhalten. Allenfalls behielt sich die Heeresgruppe in schwierigen Lagen die Entscheidung bis zu einer ganz kurz bemessenen Frist, für wenige Stunden oder bis zum nächsten Tag, vor.

Im Grossen hat – von Stalingrad abgesehen – das Ob.Kdo.d.H.Gr. das Notwendige schliesslich immer gegenüber dem Eingreifen oder dem Zögern Hitlers durchsetzen können.

Die Kämpfe der 4. Pz.-Armee südlich des unteren Don

Die 4. Pz.-Armee hatte, wenn sie den Rücken der H.Gr. A freihalten sollte, zweierlei Aufgaben zu erfüllen.

Sie musste ein Eingreifen des ihr nachdrängenden Gegners gegen den Rücken der 1.Pz.-Armee verhindern, solange, bis diese aus der Kaukasusfront in eine nach Osten gerichtete Front zurückgeschwenkt sein würde.

Sie musste aber zugleich verhüten, dass der Feind längs des Unterlaufs des Don auf Rostow durchstiess und damit die rückwärtigen Verbindungen sowohl der 4. Pz.-Armee wie der H.Gr. A abschnitt.

Es war klar, dass die Kräfte der Armee nicht dazu ausreichen konnten, das gesamte Gebiet zwischen dem Unterlauf des Don und den nördlichen Ausläufern des Kaukasus dem Gegner zu versperren.

Die Armee bestand, wie bereits erwähnt, in der Höhe von Kotelnikowo nach dem Ausfall der Rumänen nur aus dem 57. Pz.-Korps mit zwei, bereits stark mitgenommenen Divisionen (17. und 23. Pz.-Div.). Die 15. Luftwaffen-Feld-Division war noch immer nicht einsatzbereit, die 16. mot. Division noch immer nicht bei Elista durch Kräfte der H.Gr. A abgelöst.

Alle Bemühungen des Ob.Kdo.d.H.Gr., der Armee *rechtzeitig* weitere Kräfte zuzuführen, scheiterten. Die Zuführung des 3. Panzer-Korps von der H.Gr. A war, wie bereits erwähnt, seitens des OKH abgelehnt worden. Die nunmehr vom Ob.Kdo.d.H.Gr. zum Einsatz bei der 4. Panzer-Armee bestimmte 7. Panzer-Division hielt Hitler bei Rostow fest, um diesen Stromübergang nach der Katastrophe der italienischen Armee nach Norden zu decken. Ein an sich nicht von der Hand zu weisender Gedanke.

Nur hätte für diesen Zweck jene Infanteriedivision, deren Zuführung das Oberkommando von der H.Gr. A (17. Armee) erbeten hatte, ausgereicht. Diese aber hatte Hitler, wie bereits erwähnt, der H.Gr. Don verweigert, und zwar, weil er fürchtete, dass bei ihrem Wegziehen aus dem Abschnitt Noworossisk die dort stehenden rum. Divisionen nachgeben würden.

Es ergab sich für den Rücken der 1. Pz.-Armee eine akute Gefahr, als starke Teile der der 4. Pz.-Armee folgenden Feindkräfte nach Süden gegen die im Zurückschwenken befindliche 1. Pz.-Armee abgedreht wurden. Die 16. mot. Div. konnte zwar diesen Gegner mit Erfolg anfallen und sich ihm alsdann hinter dem Manytsch vorlegen. Sie fiel aber damit weiterhin für den Kampf der 4. Pz.-Armee aus, der sie erst Mitte Januar zugeführt werden konnte.

Eine Massnahme, die dagegen das Ob.Kdo. d. H.Gr. im eigenen Bereich vorgesehen hatte, um die 4. Pz.-Armee zu verstärken, wurde durch den Gegner durchkreuzt. Die 11. Pz.-Div. sollte aus dem grossen Donbogen heraus über den Unterlauf des Don der Armee zugeführt werden. Zur gleichen Zeit aber hatte der Feind an zwei Stellen den Don überschritten, um der noch am unteren Tschir, Front nach Norden, haltenden Gruppe Mieth von Süden bzw. Südosten her in den Rücken zu stossen. Zum Auffangen dieses Stosses und um der Gruppe Mieth das Zurückschwenken in eine nach Osten gerichtete Front hinter dem Kagalnik-Abschnitt zu ermöglichen, musste die 11. Pz.-Division nördlich des Don eingesetzt werden und fiel damit für die 4. Pz.-Armee aus.

So trat zu den obengenannten beiden Pz.-Divisionen des 57. Pz.-Korps schliesslich nur die bereits früher von der H.Gr. A freigemachte SS-Division Wiking (und Mitte Januar die 16. mot. Division) hinzu.

Demgegenüber drängte der Gegner über Kotelnikowo der Armee mit zwei Armeen, der 51. und der 2. Garde-Armee, nach, die zusammen über 1 Pz.-, 3 mech. Korps, 3 Schützen- und 1 Kav.-Korps verfügten. Eine dritte Armee tauchte bald darauf weiter südlich aus der Kalmückensteppe auf (28. Armee).

Es war naheliegend, dass das Bestreben dieser drei Armeen darauf ausging, die schwache 4. Pz.-Armee nicht nur frontal zu binden bzw. sie zu überrennen, sondern zugleich sie nördlich und südlich mit dem Ziel ihrer Einkreisung zu umgehen.

Wenn Hitler glaubte, bei dem vorgenannten Kräfteverhältnis und der Breite des von der Armee zu deckenden Raums irgendwelche «Linienbefehle zu können, die die Armee zu halten habe, bzw. jedes Ausweichen seiner Genehmigung vorbehalten zu müssen, dann irrte er. Der Versuch, in der gegebenen Lage die Aufgabe der Armee dadurch zu meistern, dass man sie in einer Linie festbannte, wäre darauf hinaus-

gelaufen, dem Gegner ein Spinngewebe als Hindernis vorzuhalten. Da Hitler jedoch immer wieder den Versuch machte, die operative Bewegungsfreiheit durch solche Befehle über zu haltende Linien einzuengen und zugleich hinsichtlich der vom Ob.Kdo. d. H.Gr. beantragten Verstärkungen für die 4. Pz.-Armee bei seiner Ablehnung blieb, sah ich mich genötigt, am 5. Januar meine Ablösung als Oberbefehlshaber zu beantragen. Ich sandte dem Chef des Gen.Stabs ein Fernschreiben, in dem es hiess: «Bei Nichtgenehmigung dieser Vorschläge und weiterer Bindung im engsten Rahmen sehe ich keine nutzbringende Möglichkeit für meine Verwendung als Oberbefehlshaber. Es erscheint dann die Einrichtung einer ‚Aussenstelle‘ entsprechend derer des Generalquartiermeisters zweckmässiger». (Die Aussenstellen des Gen.Qu. waren nur mit einem älteren Gen.St.Offz. besetzt, der nach den direkten Weisungen des Gen.Qu. den Nachschub der Heeresgruppe zu steuern hatte.)

So wie die Dinge lagen, kam es für die 4. Pz.-Armee darauf an, anstatt in einer weit überdehnten Linie den Versuch eines unzureichenden Widerstandes zu machen, ihre Kräfte zusammenzuhalten. Nur so konnte sie, je nach der Lage, an der wichtigsten Stelle dem Gegner einen *starken* Widerstand leisten oder ihm nach Möglichkeit einen überraschenden Schlag versetzen. Dass sie dazu andere Abschnitte des von ihr zu deckenden Gebietes zeitweise völlig entblössen, sich an wiederum anderen Stellen mit einem Sicherungsschleier begnügen musste, war selbstverständlich.

Generaloberst Hoth hat, unterstützt durch seinen vortrefflichen Generalstabschef, General Fangohr, diese schwierige Aufgabe in ebenso ruhiger, entschlossener wie wendiger Führung gelöst. Er hat den Vormarsch des ihm frontal scharf nachdrängenden Gegners geschickt zu verzögern verstanden, ohne sich der Gefahr einer Niederlage durch zu langes Halten einer Stellung auszusetzen. Er hat darüber hinaus aber in kurzen Schlägen rasch zusammengeraffter Kräfte auf seinen beiden Flügeln immer wieder die Absicht des Gegners, die Armee zu umfassen, vereitelt.

Dem Ob.Kdo. d. H.Gr. blieb es allerdings vorbehalten, wenn es der Armee schon keine ausreichenden Kräfte für die Lösung ihrer schwierigen Aufgabe zuführen konnte, ihr wenigstens die Verantwortung in der schwierigsten Frage durch Befehle abzunehmen. Wie bereits gesagt, musste die 4. Pz.-Armee eigentlich zwei Aufgaben zugleich lösen. Sie musste verhindern, dass von den ihr folgenden drei Armeen die aus dem Kaukasus zurückschwenkende 1. Pz.-Armee im Rücken gefasst würde, bevor dieselbe diese Bewegung durchgeführt hatte und in einer nach Osten gerichteten Front selbst zur Abwehr fähig war. Zugleich aber musste einem Versuch des Gegners, längs des Unterlaufs des Don auf

Rostow durchzustossen, begegnet werden. Sein Gelingen würde das Abschneiden der drei noch südlich des Unterlaufs des Don kämpfenden Armeen bedeutet haben.

Die 4. Pz.-Armee war – wenn überhaupt – dann nur zur Lösung *einer* dieser beiden Aufgaben befähigt. Welche den Vorrang haben sollte, konnte nur das Ob.Kdo.d.H.Gr. entscheiden und für die Folgen die Verantwortung übernehmen.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. entschloss sich, der Deckung des Zurückschwenkens der 1. Panzer-Armee zunächst den Vorrang zu geben. Zwar war auf längere Sicht die Gefahr bei Rostow die grössere. Gelang es jedoch dem Feind, in den Rücken der zurückschwenkenden Armee zu kommen und diese einzukreisen, dann konnte auch das Halten von Rostow nichts mehr nützen. Das Schicksal der drei deutschen Armeen südlich des unteren Don müsste sich alsdann erfüllen. Gelang jedoch die Zurücknahme der 1. Pz.-Armee, so würden sich schon noch Mittel und Wege finden, auch mit einer Krise bei Rostow fertig zu werden.

Tatsächlich hat der Gegner versucht, die beiden oben angedeuteten Chancen auszunutzen. Das frühzeitige Abdrehen von Teilen seiner Kräfte gegen den Rücken der 1. Pz.-Armee, das durch die 16. mot. Division am oberen Manytsch noch gerade aufgefangen werden konnte, ist bereits erwähnt. Dem gleichen operativen Ziel dienen aber auch die immer wiederholten Versuche des Feindes, die 4. Pz.-Armee südlich zu umfassen und sich dadurch zwischen sie und die 1. Pz.-Armee zu schieben. Zur gleichen Zeit versuchte er, mit einem Panzer-Korps längs des unteren Don über Konstantinowka in Richtung Rostow durchzustossen. Am 7. Januar tauchten schwächere Kräfte des Gegners auf dem nördlichen Donufer, etwa 20 Kilometer vom Sitz des Ob.Kdo.d.H.Gr., Nowotscherkask, auf, nachdem die den Don sichernden Kosaken und Zollgrenzschutzleute nachgegeben hatten. Wir mussten diesen «Hausfeind» durch einige aus Reparaturwerkstätten geholte Panzer, deren Führung unser O I, Hauptmann Annus, übernahm, vertreiben lassen. In der Folge ist das erwähnte feindliche Panzer-Korps von Konstantinowka nach Südosten in den Rücken der 4. Pz.-Armee in Richtung auf Proletarjarska abgedreht, womit wenigstens für die nächsten Tage die Gefahr für Rostow gebannt war. Der 4. Pz.-Armee ist es dann gelungen, auch mit dieser Bedrohung in ihrer Nordflanke fertig zu werden.

Am 14. Januar hatte die 1. Pz.-Armee ihre inzwischen doch beschleunigte Rückwärtsschwenkung beendet. Sie stand mit ihrem linken Flügel nunmehr in einer nach Osten gerichteten Front in Linie Tscherkesk – Petrowskoje. Damit war wenigstens in gewisser Weise ein operatives Zusammenwirken der 1. und 4. Pz.-Armee ermöglicht, wenn auch

zwischen beiden noch eine breite Lücke von Petrowskoje bis Proletarskaja klaffte, die allerdings zum Teil durch die sumpfige Manytsch-Niederung gedeckt war.

Der erste Teil der Aufgabe der 4. *Panzer-Armee*, das Freihalten des Rückens der H.Gr. A im Gebiet südlich des Don, war somit erfüllt. Noch blieb die zweite Aufgabe, das Offenhalten der rückwärtigen Verbindungen dieser H.Gr. über Rostow.

Sie zu meistern angesichts der mehrfachen Überlegenheit des Gegners wurde dadurch erschwert, dass die 1. Pz.-Armee zunächst in der von ihr erreichten Linie mehrere Tage stehen bleiben sollte, um die weitere Räumung ihres rückwärtigen Gebietes vorzubereiten. Die Aufgabe der 4. Pz.-Armee sollte bis nahe an den kritischen Punkt der Unlösbarkeit getrieben werden, da Hitler sich noch immer nicht dazu durchringen konnte, das Kaukasusgebiet ganz aufzugeben. Die Entscheidung, ob die 1. Pz.-Armee über Rostow auf das nördliche Ufer des Don zurückzunehmen sein werde oder ob die ganze H.Gr. A im Kubangebiet verbleiben sollte, blieb weiterhin in der Schwebe.

Die Kämpfe der Armee-Abt. Hollidt

Während die 4. Pz.-Armee in der ersten Hälfte des Januar ihre Aufgabe südlich des Don erfüllte, hatte die *Armee-Abt. Hollidt* eine nicht weniger schwierige im Bereich des grossen Don-Bogens zu lösen. Wie im Kapitel Stalingrad erwähnt, war der Gegner in den vergangenen Wochen immer erneut gegen die Front der Armee-Abt. am Tschir mit weit überlegenen Kräften angestürzt.

General Hollidt verfügte einschl. der ihm unterstellten Gruppe Mieth nunmehr auf einer Front von etwa 200 Kilometern, die vom Don bei Nishne Tschirskaja bis Kamensk-Schachtinski reichte, über vier, in den rückliegenden Kämpfen bereits sehr stark mitgenommene Infanterie-Divisionen (62., 294., 336., 387.). In der Front standen ferner «Alarmeinheiten» und, als wertvolle Stütze, Flakeinheiten unter dem bewährten General Stahel. Die beiden Luftwaffen-Feld-Divisionen, über die die Armee-Abt. verfügte, waren nur noch Trümmer, deren Einreihung in die Heeresdivisionen unabweisbar wurde. Die Stärke der Armee-Abt. Hollidt stellten die 6. und 11. Pz.-Div. dar, zu denen noch die neu herangeführte 7. Pz.-Div. trat, während die zerschlagene 22. Pz.-Div. aufgelöst werden musste.

Mit diesen Kräften hatte General Hollidt die Aufgabe zu lösen, dem von Norden andrängenden Gegner das Vorwärtkommen in Richtung

auf den Unterlauf des Don, also in den Rücken der 4. Pz.-Armee, und vor allem den Durchbruch auf Rostow solange zu verwehren, als diese und die H.Gr. A im Gebiet südlich des unteren Don standen. Des Weiteren musste die Armee-Abt. verhindern, dass der Feind gegenüber ihrem linken Flügel auf die Donezübergänge zwischen Forchstadt und Woroschilowgrad durchstieß und auf diese Weise sich den Weg nach Rostow von Nordwesten her öffnete. Zugleich aber sah sich die Armee-Abt. in beiden Flanken bedroht. In ihrer Westflanke durch das Verschwinden der Italiener vom Kampffeld, an deren Stelle sich die Gruppe Fretter-Pico langsam aus der Gegend von Millerowo in Richtung auf den Donez zurückkämpfte. In ihrer Ostflanke durch das Übergehen mehrerer feindlicher Korps über den Don zunächst bei Potemkinskaja, dann bei Zymljanskaja. Sie konnte dies nur durch den schon früher erwähnten Einsatz der 11. Pz.-Division und ein Zurückbiegen der Gruppe Mieth in eine nach Osten gerichtete Front hinter dem Kagalnik-Abschnitt auffangen.

Wie die 4. Panzer-Armee so hat auch die Armee-Abteilung Hollidt ihre Aufgabe in schweren Kämpfen und unter immer erneuten Krisen durch feste und zugleich wendige Führung zu meistern gewusst. Auch hier musste allerdings das Ob.Kdo.d.H.Gr. mehrfach der Armee-Abteilung die letzte Verantwortung abnehmen, indem sie ihr auf ein grosses Risiko (an z. Z. vielleicht weniger gefährdeten Stellen) hin, die Zusammenfassung von Panzerkräften zu kurzen Angriffsschlägen befahl.

Wenn es der Armee-Abteilung gelungen ist, in wechselvollen Kämpfen den Feind schliesslich am Donez zum Stehen zu bringen und damit zu verhindern, dass die 4. Panzer-Armee und die H.Gr. A südlich des unteren Don abgeschnitten wurden, so gebührt das Verdienst an dieser Leistung (neben der Führung der Armee-Abteilung) vor allem der Tapferkeit, mit der die Infanterie-Divisionen, wie auch die sonstigen in der Front in der Abwehr stehenden Verbände, den ständig erneuten Angriffen des Gegners standgehalten haben. Ihr Abwehrkampf hätte jedoch niemals erfolgreich durchgestanden werden können, wenn nicht immer wieder unsere Panzer-Divisionen rechtzeitig an den kritischen Punkten zur Stelle gewesen wären. Sei es, um zunächst der drohenden Gefahr einer Umfassung des rechten Flügels der Armee-Abteilung zu begegnen und sein Zurückschwenken in die nach Osten gerichtete Front am Kagalnik-Abschnitt zu ermöglichen, wie späterhin einen drohenden Durchbruch des Gegners an dieser Front aufzufangen. Sei es, indem die Panzer-Divisionen im Bereich der nach Norden gerichteten Front der Armee-Abteilung vorwärts des Donez überraschend in feindliche Angriffsbereitstellungen hineinstießen und durch solche erfolgreichen Schläge einer drohenden Krise vorbeugen. War es Sache des Ob.Kdo. der Armee-Abteilung im Rah-

men seiner defensiven Aufgabe solche kurzen Gegenschläge anzusetzen, so lag die Verantwortung dafür, dass sie gewagt wurden, doch in der Regel beim Ob.Kdo.d.H.Gr. Dieses musste der Armee-Abteilung die Verantwortung für mögliche Krisen abnehmen, die entstehen würden, wenn die Panzer-Kräfte, auf Weisungen der HGr. hin, zu solchen Schlägen zusammengefasst wurden unter alsdann unvermeidbarer Gefährdung der übrigen Abschnitte der Front.

Die dritte Phase: Der Kampf um das Offenhalten der rückwärtigen Verbindungen des deuts&ien Südflügels

Die operative Lage Mitte Januar 1943

Mitte Januar 1943 war auf dem Südflügel der Ostfront die operative Lage, deren Keime im Spätherbst 1942 gelegt worden waren, als die deutsche Führung die Front in einer operativ auf die Dauer unhaltbaren Linie hatte erstarren lassen, ausgereift. Was sich seit den Weihnachtstagen 1942, als die letzte Ausbruchschance der 6. Armee nicht genutzt wurde, klar als kommende Entwicklung abgezeichnet hatte, war eingetreten. Nur der verzweifelte Kampf der deutschen Führung und Truppen hatte eine noch schlimmere Entwicklung bisher verhindert.

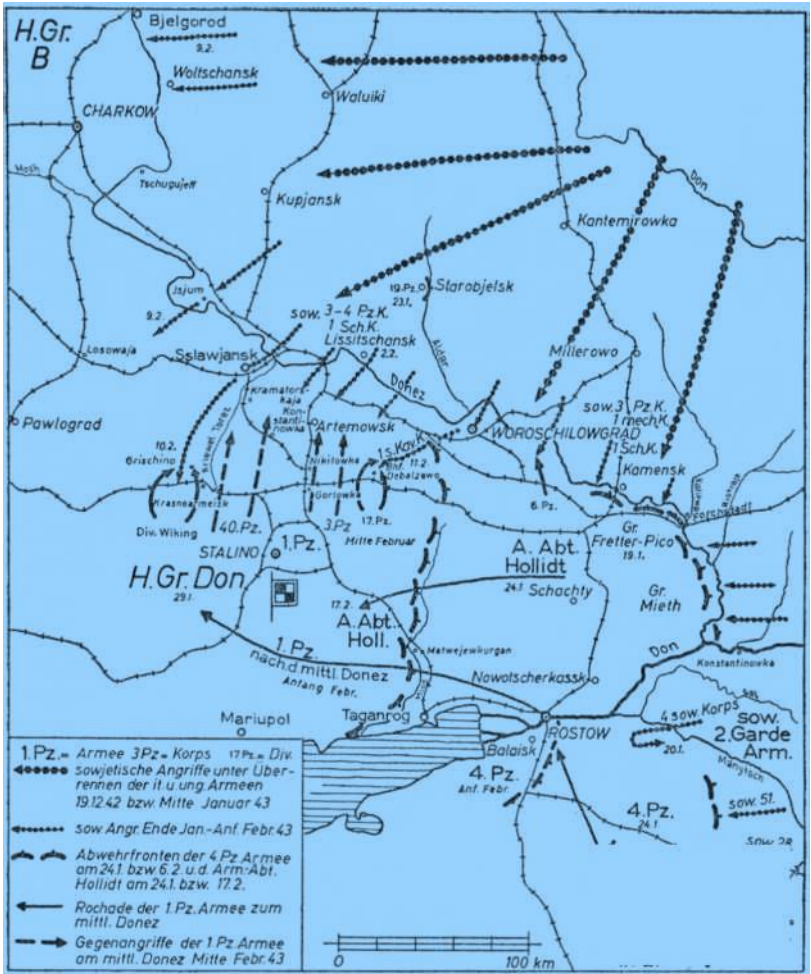
Die 6. Armee ging ihrem Untergang entgegen. Sie konnte bestenfalls noch für eine kurze Zeitspanne starke Feindkräfte mit letzter Kraft festhalten und damit ihren Kameraden in den Steppen des Don-Bogens und im Kaukasus den höchsten Dienst letzter Treue leisten.

Es war klar, dass als Folge des Verlustes der 6. Armee das *Kaukasusgebiet* auch nicht in einem begrenzterem Umfange gehalten werden konnte.

Immerhin war–dank des im Gebiet südlich des Don so zäh und wendig geführten Kampfes der 4. Panzer-Armee – wenigstens die Aussicht gegeben, nicht zugleich mit dem Kaukasusgebiet auch noch die *HGr. A* zu verlieren. Das Zurückschwenken ihres am meisten gefährdeten Ostflügels war gelungen. Wenn die 1. Panzer-Armee auch noch immer 300 Kilometer von dem Don-Übergang bei Rostow entfernt stand, so war doch, aus dem Gebirge heraus, die Bedrohung ihres Rückens beseitigt. Sie konnte sich schlimmstenfalls den weiteren Rückzug selbst erkämpfen.

Im *Gebiet zwischen Don und Donez* war es bisher gelungen, dem Gegner den Zugang auf Rostow zu verwehren und damit zu verhindern, dass er von Norden her die Klappe hinter den drei südlich des Unterlaufs des Don stehenden Armeen zumachte.

Es war aber ersichtlich, dass weder die *Armee-Abteilung Hollidt* noch



Winterfeldzug 1942/43
 Der Kampf der Heeresgruppe Don
 um das Offenhalten der rückwärtigen Verbindungen

die um Millerowo kämpfende Gruppe *Fretter-Pico* (Gen.Kdo. 30 mit 3. Gebirgs- und 304. Infanterie-Division) in der Lage sein würden, den Feind am Überschreiten des Donez flussaufwärts von Kamensk-Schachtinskij zu verhindern, sobald er genügend stark sein würde, so weit

westlich auszuholen. Dann würde ihm der Weg nach Rostow von Nordwesten her oder an die Küste des Asowschen Meeres offenstehen.

Vor allem aber brach in diesen Tagen der von der *ungarischen Armee* gehaltene Frontabschnitt der *H.Gr. B* am mittleren Don zusammen. In diese Katastrophe wurde auch die nördlich anschließende Front der *H.Gr.* hineingerissen. Die *H.Gr. B* wollte ihre Kräfte hinter den Aidar, also bis in Höhe von Starobjelsk zurücknehmen. Sie gab damit den Donez flussabwärts Woroschilowgrad frei. Praktisch aber sollte dieser *H.Gr.-Flügel* in wenigen Tagen nicht mehr existieren. Von Woroschilowgrad nach Norden tat sich eine breite Lücke auf, in welcher nur noch einzelne deutsche Kampfgruppen der *H.Gr. B* verzweifelt örtlichen Widerstand leisteten, während die Ungarn – wie die Italiener – vom Schlachtfeld verschwanden.

Dass das OKH nicht hoffen konnte, mit den heranrollenden Reserven dieses Loch zu stopfen, erschien sicher.

Für das *Ob.Kdo.d.H.Gr. Don* war es jedenfalls selbstverständlich, dass nunmehr der Zeitpunkt gekommen sei, zu dem die Rochade starker Kräfte aus dem Gebiet südlich des Don an den mittleren Donez durchgeführt werden müsse, wenn man die Abschnürung der *H.Gr. Don* und *A* noch verhindern wollte.

Die *oberste deutsche Führung* war aber noch keineswegs dieser Meinung. Entweder war sie nicht in der Lage, vorauszusehen, wie sich die Dinge zwangsläufig weiter entwickeln würden, wenn nichts Durchgreifendes geschähe, um (in absehbarer Zeit) an der *entscheidenden Stelle*, im Gebiet zwischen dem Donez und dem unteren Dnjepr, stark zu sein, oder sie *wollte* die Gefahren der Lage nicht sehen.

Hitler war immer noch nicht gewillt, das Kaukasusgebiet endgültig fahren zu lassen. Noch immer dachte er südlich des Don irgendwie eine Front aufrecht erhalten zu können, die ihm wenigstens den Besitz des Ölgebietes von Maikop sichern würde. Zum mindesten aber wollte er am Kuban einen weitgedehnten Brückenkopf behaupten, aus dem er zu gegebener Zeit den Griff nach dem Öl des Kaukasus zu erneuern gedachte.

So war das *Ob.Kdo.d.H.Gr.* in den nächsten Wochen weiterhin gezwungen, einen verzweifelten Kampf beiderseits des Don im Interesse einer planmässigen Zurücknahme der *H.Gr. A* zu führen. Gleichzeitig aber hatte es mit der deutschen obersten Führung erbittert um den Gedanken der Rochade nach dem Donez-Gebiet zu kämpfen. Ein Kampf, in dem es nicht nur um den Gedanken dieser Rochade überhaupt ging, sondern auch darum, wieviel Kräfte der *H.Gr. A* über Rostow auf das entscheidende Schlachtfeld zurückgeführt werden sollten. Nach unserer Ansicht bedeutete das Festlegen wesentlicher Teile der *H.Gr. A* in einem

Kuban-Brückenkopf das Hege operativer Wunschträume, die wohl niemals Wirklichkeit werden würden.

Die Kämpfe während der zweiten Hälfte des Januar

Am 14. Januar, dem Tage, an dem die 1. Panzer-Armee die Linie Tscherkesk–Petrowskoje erreicht und damit eine nach Osten gerichtete Front gewonnen hatte, zeichnete sich bereits eine weitere Zuspitzung der Lage im Bereich der *Armee-Abteilung Hollidt* ab.

Es gelang dem Gegner, auf dem rechten Flügel der H.Gr. B im Bereich der *Gruppe Fretter-Pico* südlich Millerowo mit einem Panzer-Korps in Richtung auf den Donez durchzubrechen. Das OKH führte zwar der genannten Gruppe eine neue Infanterie-Division (302) zu. Es war aber ausgeschlossen, dass diese ausreichen würde, die Lage am Donez zu stabilisieren.

Als am 16. Januar das OKH die Gruppe Fretter-Pico der H.Gr. Don unterstellte (unter gleichzeitiger Zuweisung des Frontabschnitts bis zum Aidar), war noch nicht einmal sicher, ob die Gruppe überhaupt hinter den Donez zurückkommen werde. Inzwischen hatte sich nämlich die Absicht des Gegners abgezeichnet, im Bereich der Gruppe Fretter-Pico mit 3 bis 4 schnellen Korps gegen den Donez beiderseits Kamensk–Schachtinskij vorzustossen.

Glücklicherweise hatte in den Tagen zuvor die *Armee-Abteilung Hollidt* auf ihrem linken Flügel durch einen überraschenden Schlag zweier Panzer-Divisionen an der Kalitwa einen schönen Erfolg errungen, durch den ein sich hier vorbereitender Angriff des Gegners zerschlagen worden war.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. ordnete daher an, dass die *Armee-Abteilung* ihre bereits vorgesehene Rückwärtsbewegung in die Donezstellung so einzurichten habe, dass baldmöglichst eine Panzer-Division zur beweglichen Verteidigung des Donezabschnittes Forchstadt–Kamensk zur Verfügung stehe. Für die Kampfführung in dem nunmehr hinzutretenden Donezabschnitt Kamensk–Woroschilowgrad war allerdings – ausser dorthin zurückgefluteten Italienern – nichts vorhanden. Die Gefahr, dass die Donezfront der H.Gr. Don in Kürze westlich umgangen werden würde, war also nicht zu übersehen.

Zugleich aber zeichnete sich die Absicht des Gegners ab, die *Armee-Abteilung Hollidt* auch von Osten her zu umfassen. In der Lücke zwischen ihrem an der Mündung des Donez in den Don stehenden rechten Flügel und der 4. *Panzer-Armee*, die noch immer gegen weit überlegenen

Feind am Manytsch vorwärts Ssalsk die Nordflanke der 1. Panzer-Armee zu decken hatte/ wurden zwei feindliche Korps im Winkel zwischen Sal, Don und Manytsch festgestellt. Es war zu erwarten, dass diese Kräfte versuchen würden, den Don zu überschreiten, um auf Rostow vorzugehen oder in den Rücken der Donezstellung der Armee-Abteilung Hollidt zu stossen.

Das *Ob.Kdo.d.H.Gr.* beantragte daher, ihr nunmehr die Verschiebung der 4. Panzer-Armee auf den Westflügel der H.Gr. freizugeben (unter vorläufiger Belassung einer Division vorwärts Rostow zum Offenhalten des Don-Übergangs für die 1. Panzer-Armee). Dies hätte naturgemäss bedingt, dass das OKH zugleich den Befehl zur Zurücknahme der H.Gr. A – mit der 1. Panzer-Armee auf Rostow, mit der 17. Armee auf den Kuban – gegeben hätte.

Wiederum aber war von Hitler eine schnelle Entscheidung nicht zu erlangen. Auch der Vorschlag des *Ob.Kdo.d.H.Gr.*, die Panzer-Divisionen der H.Gr. A im Bereich der 4. Panzer-Armee zusammenzufassen, um durch einen kurzen Angriffsschlag südlich des Don Luft zu schaffen und dadurch die Rückführung der 1. Panzer-Armee und das schnellere Freimachen der 4. Panzer-Armee zu ermöglichen, fand bei Hitler keine Gegenliebe.

Erst am 18. Januar stimmt das OKH endlich zu, der 4. Panzer-Armee insofern *Bewegungsfreiheit* einzuräumen, als diese nicht mehr am Manytsch nordostwärts Ssalsk die Nordflanke der 1. Panzer-Armee zu decken habe. Dagegen solle die H.Gr. Don die Benutzung der Bahn Rostow–Tichorez für die H.Gr. A noch solange sicherstellen, bis 88 Versorgungszüge zur Bevorratung des Kuban-Brückenkopfs durchgelaufen seien. Ob die 1. Panzer-Armee nun auf Rostow oder auf den Kuban zurückgenommen werden solle, blieb noch immer offen.

Naturgemäss musste dies Hinauszögern der Entscheidung, die «Rochade» innerhalb des Südfügels nach Westen zuzulassen, nur dem Gegner zugutekommen. Er gewann Zeit, den Zusammenbruch der italienisch-ungarischen Frontabschnitte der H.Gr. B auszunutzen und starke Kräfte, denen deutscherseits vorerst nichts entgegenzustellen war, zum Vorgehen über den mittleren Donez in Richtung auf die Küste des Asowschen Meeres oder die Dnjepr-Übergänge bereitzustellen. Er gewann zugleich die Möglichkeit, seine Verbände zum unmittelbaren Angriff auf Rostow, wie zum Umfassen des Westflügels der Armee-Abteilung Hollidt über Woroschi-lowgrad zusammenzufassen.

Am 20. Januar griff der Feind im Bereich der 4. Panzer-Armee mit vier zu diesem Zweck zusammengefassten Korps südlich des Don über den unteren Manytsch auf Rostow an. Seine Panzer erreichten den Flug-

platz von Rostow. Die von der 4. Panzer-Armee auf diesen, ihren Nordflügel geworfene 16. mot. Division, die bislang durch Vorstösse vom Südufer des Manytsch her den zwischen diesem Fluss und dem Don vorgehenden Gegner immer wieder in der Flanke angefallen und dadurch sein Vorgehen verzögert hatte, konnte naturgemäss allein die genannten 4 Feindkorps nicht zum Stehen bringen.

Zugleich versuchte der Feind durch Angriff auf das 57. Panzer-Korps der Armee, das im schrittweisen Ausweichen vom mittleren Manytsch auf Rostow war, die Hauptkräfte der 4. Panzer-Armee vorwärts Rostow festzuhalten, bis er in deren Rücken den Übergang von Rostow in der Hand haben würde.

Des Weiteren trug der Gegner starke Angriffe gegen die Front der *Armee-Abteilung Hollidt* vor, offenbar ebenfalls zu dem Zweck, unsere Kräfte festzuhalten, bis er sie durch die Wegnahme von Rostow sowie durch eine Umfassung über den mittleren Donez eingekreist haben würde. Durch diese sowohl im Winkel zwischen Don und Donez gegen das Korps Mieth, wie beiderseits Kamensk geführten Angriffe wollte er wohl zugleich verhindern, dass wir ihm in dieser Front etwa freigemachte Kräfte am mittleren Donez entgegenwerfen könnten.

Wieder einmal stand das Ob.Kdo.d.H.Gr. vor der Frage, welcher der Bedrohungen man als erster entgegentreten solle. Zwei Panzer-Divisionen (7. und 11.) standen im Bereich der *Armee-Abteilung Hollidt* zur Verschiebung nach dem Westflügel an den mittleren Donez bereit. So gross, namentlich auf etwas längere Sicht, die Gefahr dort auch werden mochte, so schien dem Ob.Kdo. z. Z. doch die Abwendung der bei Rostow drohenden Gefahr noch dringlicher. Es musste alles geschehen, um nicht nur die 4., sondern mindestens noch die ganze 1. Panzer-Armee über Rostow zurückführen zu können. Andernfalls würde nicht daran zu denken sein, jemals auf dem Westflügel der H.Gr. ausreichende Kräfte zusammenzubringen, um der Gefahr der Einkreisung des ganzen Südflügels an den Meeresküsten vorzubeugen.

Aus diesem Grunde entschloss sich das Ob.Kdo.d.H.Gr., die beiden obengenannten Panzer-Divisionen zunächst noch zu einem kurzen Schlag gegen den über den unteren Manytsch auf Rostow angreifenden Feind einzusetzen, um die Abschnürung von Rostow zu verhindern. Der Erfolg dieses Gegenschlages liess allerdings infolge Betriebsstoffmangels (alle Versorgungszüge gingen in jenen Tagen über Rostow in den Kuban-Brückenkopf!) und der Unmöglichkeit auf Grund der Wetterlage die Luftwaffe zur Unterstützung unseres Angriffs einzusetzen, länger auf sich warten, als in der gegebenen Lage eigentlich erträglich war. Denn die Zeit drängte immer mehr. Angesichts des nun zu Ende gehenden

Widerstandes der 6. Armee mussten wir damit rechnen, in 2–3 Wochen auch noch den grössten Teil der z. Z. noch bei Stalingrad gebundenen Feindkräfte auf dem Halse zu haben. Ich hatte dem General Zeitzler bereits am 22. Januar gesagt, dass ich das Auftreten dieser Kräfte im Gebiet von Starobjelsk, also in der breiten Lücke zwischen den H.Gr. Don und B, erwarte.

An diesem Tage entschloss sich Hitler endlich, wenigstens einen Teil der 1. Panzer-Armee nicht in den Kuban-Brückenkopf, sondern über Rostow, also auf das künftige entscheidende Schlachtfeld, zurückzuführen. Ein Entschluss, der, wenn er uns auch nur als ein halber erschien, doch im Sinne der Operationsgedanken der H.Gr. zu begrüssen war. Nur kam es darauf an, diese Rückführung so schnell wie möglich zu bewerkstelligen, um auch die 4. Panzer-Armee baldmöglichst auf den Westflügel der H.Gr. bringen zu können. Voraussetzung für ein schnelles Zurückführen der 1. Panzer-Armee über Rostow war, dass auch die übrige H.Gr. A das Tempo ihrer Bewegungen dem anpasste. Offenbar aber konnte die H.Gr. es auch jetzt noch nicht in dem durch die Lage erforderten Masse beschleunigen. Die Gründe hierfür habe ich nicht einwandfrei klären können. Die 1. Panzer-Armee behauptete jedenfalls, nachdem sie unter meinen Befehl getreten war, dass sie von Anfang an hätte zügiger zurückgehen können. Sie sei durch Weisungen von oben immer wieder festgehalten worden. Sowohl die H.Gr. A wie das OKH bestritten dies. Jedenfalls beabsichtigte die H.Gr. A die Bewegungen ihres linken Flügels, der am 23. Januar noch bei Belaja Glina 50 Kilometer ostwärts Tichorez stand, derart zu regeln, dass er erst am 1. Februar Tichorez erreichen würde!

Am 23. Januar «erbte» das Ob.Kdo.d.H.Gr. Don wieder einmal! Diesmal handelte es sich um den südlichen Teil der Front der H.Gr. B zwischen dem Donez und Starobjelsk. Wie zumeist überwogen bei dieser Erbschaft die Passiven bei weitem. Sie bestanden in einer Frontverlängerung um rund 100 km und in mindestens drei feindlichen Korps, die in jenem Abschnitt vorgingen, darunter einem Panzer- und einem mech. Korps. Das einzige Aktivum bildete die bei Starobjelsk stehende 19. Panzer-Division, nachdem auf die Italiener nicht mehr zu rechnen war. Die Division war jedoch bereits am 24. Januar gezwungen, Starobjelsk dem Feinde zu überlassen. Es ist eine besondere Leistung dieser tapferen und von ihrem Kommandeur, Generalleutnant Postel (+) hervorragend geführten Division gewesen, dass sie sich überhaupt nach Westen hat durchschlagen können. Das Abdrehen der weit überlegenen Feindkräfte nach Süden über den Donez konnte sie nicht verhindern.

Am 24. Januar wurde von Hitler entschieden, dass nunmehr, wenn

möglich, die ganze 1. *Panzer-Armee* über Rostow zurückzuführen sei.

Da ihr Südflügel zu diesem Zeitpunkt noch bei Armavir stand, bedeutete dies natürlich eine weitere Festlegung der 4. Panzer-Armee südlich des Don, um Rostow offen zu halten. Ob dieselbe dann noch rechtzeitig auf den westlichen Heeresgruppenflügel geworfen werden könnte, wurde damit immer zweifelhafter.

Immerhin war zweierlei Erfreuliches zu buchen.

Die H.Gr. A, die verständlicherweise nur ungerne eine ihrer Armeen über den Don entschwinden sehen mochte, hatte doch eingesehen, dass auch ihr Schicksal am Donez und nicht am Kuban entschieden werden würde. Zudem wurde die Möglichkeit der Versorgung allzu starker Kräfte im Kubangebiet über die Meerenge von Kertsch immer fraglicher. Die H.Gr. A trat fortan auch dafür ein, möglichst starke Kräfte über Rostow zurückzuführen.

Das zweite war, dass am 25. Januar der oben erwähnte Angriff der beiden Panzer-Divisionen gegen die über den unteren Manytsch vorgehenden Feindkräfte endlich zu dem erhofften Erfolg führte. Damit war die unmittelbare Gefahr für den Übergang bei Rostow vorerst ausgeschaltet.

Dagegen gestaltete sich die Lage auf dem Südflügel der 4. *Panzer-Armee* erneut kritisch. Der Gegner brachte hier neue Kräfte heran, die er anscheinend den der H.Gr. A nachdrängenden Armeen entnommen hatte. Er versuchte, sich zwischen die 4. Panzer-Armee und den Nordflügel der 1. Panzer-Armee zu schieben, um erstere von Süden her zu umfassen und letztere von Rostow abzudrängen. Das Ob.Kdo.d.H.Gr. Don stellte daher an die H.Gr. A nunmehr die ultimative Forderung, mit einer Panzer-Division in diesen Kampf einzugreifen und im Übrigen das Zurückführen der 1. Panzer-Armee auf Rostow mit allen Mitteln zu beschleunigen.

Am 27. Januar wurde endlich wenigstens die Nordhälfte der 1. Panzer-Armee der H.Gr. Don unterstellt, so dass diese nunmehr in der Lage war, die obenerwähnten Massnahmen selbst zu befehlen.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. entschloss sich gleichzeitig, da die 4. Panzer-Armee den Übergang bei Rostow vorerst noch offenzuhalten hatte, zunächst das Ob.Kdo.d.l.Pz.-Armee, das eher südlich des Don freigemacht werden konnte, an den mittleren Donez zu werfen. Seine durch Rostow durchzuschleusenden Divisionen sowie freiwerdende Kräfte der 4. Panzer-Armee sollten ihm dorthin folgen.

Am 31. Januar war es endlich soweit, dass man hoffen konnte, die 1. Panzer-Armee werde über Rostow zurückkommen. Ob sie allerdings am Donez noch zurechtkommen würde, um ein Durchbrechen des Geg-

ners über den Donez zur Küste zu verhindern, war eine andere Frage. Leider waren es auch nicht alle Verbände der 1. Panzer-Armee, die auf das künftig entscheidende Schlachtfeld gebracht werden konnten. Infolge des Zögerns Hitlers in der Frage, ob die Armee auf Rostow oder auf den Kuban zurückzunehmen sei, hatte die 50. Infanterie-Division (eine der bewährten Divisionen der ehemaligen Krim-Armee) bei Armavir nicht mehr den Anschluss an die Bewegung auf Rostow gewonnen, sondern war in den Verband der 17. Armee getreten. Im letzten Augenblick wies zudem Hitler, nach tagelangem Hin und Her, die 13. Panzer-Division, für welche wir bis zuletzt noch ein Loch zum Einschlüpfen nach Rostow offengehalten hatten, wieder der H.Gr. A für den Kuban zu. So fielen diese beiden Divisionen für den Kampf an der entscheidenden Stelle aus. Dafür wurden rund 400'000 Mann im Kuban-Brückenkopf mehr oder weniger lahmgelegt. Gewiss haben sie hier stärkere Feindkräfte gebunden. Der Gegner hat auch vergeblich versucht, diesen Brückenkopf zu beseitigen. Zu einer operativen Auswirkung desselben, wie sie Hitler erhoffte, ist es aber nicht gekommen. Schliesslich blieb es dem Feinde frei, zu entscheiden, wieviel Kräfte er gegenüber diesem Brückenkopf stehen lassen wollte. Auch die von Hitler als Begründung für das Belassen so starker Kräfte am Kuban angeführte Notwendigkeit, dem Gegner den Besitz des Kriegshafens Noworossisk vorzuenthalten, war nicht stichhaltig. Er musste doch aufgegeben werden.

Das H.Gr.Kdo. hatte am 29. Januar sein Hauptquartier von Taganrog, wohin es am 12. Januar zurückgegangen war, nach Stalino verlegt, da nunmehr der Schwerpunkt der H.Gr. sich vom Don an den Donez verlagern musste.

Während die Kämpfe südlich des Don und im grossen Donbogen im Gange waren, deren Ziel die Deckung des Rückzuges der H.Gr. A aus dem *Kaukasus* gewesen war, in denen es jedoch im grösseren Rahmen um die Erhaltung des deutschen Heeres-Südflügels überhaupt ging, trat bereits ein neues Problem in den Vordergrund. Es handelte sich darum, ob dieser Südflügel das *Donezgebiet* würde behaupten können.

Das Donezgebiet hatte bereits 1941 in den operativen Erwägungen Hitlers eine wesentliche Rolle gespielt. Er mass dem Besitz dieses Gebiets, das zwischen dem Asowschen Meer, der Don-Mündung und dem unteren und mittleren Donez liegt und nach Westen etwa durch die Linie Mariupol-Krasnoarmeiskoje-Isjum begrenzt wird, kriegsentscheidende Bedeutung bei. Einerseits behauptete er, dass wir ohne die Kohlen-schätze dieses Gebiets den Krieg *wirtschaftlich* nicht würden durchhalten können. Andererseits bedeutete nach seiner Ansicht der Ausfall dieser Kohle für die sowjetische Kriegführung einen entscheidenden

Schlag. Die Donezkohle sei (zum mindesten im europäischen Russland) die einzige Kohle, die sich zur Verkokung eigne. Ihr Wegfall müsse über kurz oder lang die sowjetische Panzer- und Munitionsfertigung lähmen. Es soll hier nicht näher auf die Frage eingegangen werden, in welchem Umfang diese Ansicht Hitlers berechtigt war. Jedenfalls ist Tatsache, dass die Sowjets auch ohne Donezkohle in den Jahren 1942/43 Tausende von Panzern und Millionen von Granaten gefertigt haben.

Die Frage war vielmehr die, ob man militärisch das Donezgebiet werde behaupten können oder nicht. Dass seine Behauptung vom kriegswirtschaftlichen Standpunkt aus wünschenswert sein musste, war nicht zu bestreiten. Allerdings mit der Einschränkung, dass wir zwar wesentliche Mengen Donez-Kohle für uns ausgenutzt haben, dass aber dafür die gesamte Bunkerkohle der Bahn zur Bedienung dieses weiträumigen Gebiets aus Deutschland herangefahren werden musste, weil sich die Donezkohle für unsere Lokomotiven nicht eignete. Da die Reichsbahn täglich mehrere Kohlenzüge für den eigenen Bedarf zu fahren hatte, fiel die Streckenleistung für Truppentransporte entsprechend ab.

Wie dem aber auch sei, Hitler stand auf dem Standpunkt, dass er das Donezbecken für die wirtschaftliche Kriegführung unter keinen Umständen entbehren könne (wie er dies ein Jahr später gleicherweise von dem Mangankommen von Nikopol sagte).

Der Besitz dieses Donezgebiets war aber von dem Zeitpunkt an in Frage gestellt, zu dem die ungarische Front südlich Woronesch zusammenbrach und sich damit dem Gegner der Weg zum Donez und über diesen hinweg zu den Dnjeprübergängen bzw. zur Küste des Asowschen Meeres öffnete.

Zum ersten Mal kam daher die Frage der Behauptung des Donezgebietes am 19. Januar in einem Ferngespräch zur Sprache, das ich mit General Zeitler führte. Er wollte meine Ansicht zu dieser Frage, die er Tags zuvor, wenn auch ohne Erfolg, bei Hitler «angeschnitten» habe, hören. Es war der Tag, an dem sich die Gefahr einer Lücke in der Gesamtfrent von Woroschilowgrad bis Woronesch auftat. Ich antwortete ihm, dass – wie gross, auch wirtschaftlich gesehen, die Bedeutung dieses Gebietes sein möge – die Frage verhältnismässig einfach zu beantworten sei. Wenn man es im vollen Umfange behaupten wolle, so müsse man in kürzester Zeit mit starken Kräften möglichst weit ostwärts, also möglichst noch vorwärts von Charkow, aufmarschieren. Könne man das nicht, weil man glaubte, erstens von den H.Gr. Mitte und Nord keine weiteren Kräfte wegziehen zu dürfen, zweitens weil man die Neuaufstellungen in der Heimat noch nicht beendet habe, drittens weil das OKW keine Kräfte von anderen Fronten freigäbe, oder weil schliesslich die

Bahnlage einen solchen schnellen Aufmarsch nicht ermöglichen, so müsse man eben die Konsequenzen aus diesen Mängeln ziehen. Der Südflügel des Heeres könne nicht die entstandene Lücke mit seinen Kräften schliessen, wenn er am unteren Don stehen bleibe. Er könne auch nicht den Kampf dort isoliert weiterführen, wenn die zu erwartenden neuen Kräfte erst innerhalb einer langen Frist und weit rückwärts, also ausserhalb jedes Zusammenhanges mit den Operationen des Südflügels, aufmarschierten. Der Kampf des Heeres-Südflügels und der Aufmarsch der neuen Kräfte müssten räumlich so abgestimmt werden, dass ein operativer Zusammenhang geschaffen werde. Entweder müsse man also den Aufmarsch der erhofften neuen Kräfte schnell und verhältnismässig weit ostwärts durchführen, dann sei es der H.Gr. möglich, am unteren Don und Donez stehen zu bleiben. Oder man könne dies nicht, dann müsse sie auf diesen Aufmarsch zurückgenommen werden. Andernfalls werde der Feind die Gelegenheit haben, den ganzen Heeres-Südflügel abzuschneiden, ehe etwa herankommende Verstärkungen wirksam würden. General Zeitzler stimmte dieser Auffassung zu.

Es war jedenfalls sicher, dass das bis Mitte Februar bei Charkow zu versammelnde SS-Panzer-Korps kräftemässig nicht ausreichen würde, die von Woroschilowgrad bis Woronesch aufreissende Lücke in der Front zu schliessen. Noch konnte es zeitgerecht verwendungsbereit sein, um durch einen Angriffsstoss nördlich des Donez die Flanke des Heeres-Südflügels freizukämpfen, wenn derselbe am unteren Don und Donez stehenblieb.

Die folgenden Tage bekräftigten die Besorgnisse, die die H.Gr. bezüglich der Entwicklung der Lage in ihrer tiefen Flanke haben musste.

Bereits am 20. Januar hatte sich eine Umgehungsbewegung zweier feindlicher Korps gegen den bei Kamensk stehenden linken Flügel der H.Gr., die Gruppe Fretter-Pico, in Richtung Woroschilowgrad bemerkbar gemacht. Auch fühlte der Gegner gegen die ostwärts Woroschilowgrad hinter dem Don stehenden Reste der Italiener vor. Im Übrigen schien der Feind allerdings mit seinen Hauptkräften vorerst nach Westen auf Starobjelsk weiterstossen zu wollen, offenbar, um sich zunächst einmal Bewegungsfreiheit zu schaffen. Es war aber anzunehmen, dass er, sobald ihm dies gelungen sein werde, nicht nur die Umfassung der Gruppe Fretter-Pico anstreben, sondern darüber hinaus mit starken Kräften weiter westlich ausholend, über den Donez in Richtung auf die Dnjepr-Übergänge oder auf die Küste des Asowschen Meeres vorgehen würde.

Am 24. Januar wurde dann auch bereits das Auftreten feindlicher Kavallerie südlich des Donez in Gegend Woroschilowgrad gemeldet,

wenn es sich dabei vielleicht auch um eine Tatarennachricht irgendeiner erschreckten Ortskommandantur handeln konnte.

Am 31. Januar richtete ich ein Fernschreiben an das OKH, in dem ich meine Auffassung zu der Frage des Haltens des Donezgebietes nochmals darlegte.

Ich bezeichnete als die Voraussetzung dafür die *rechtzeitige* Entlastung aus Richtung Charkow, das Schlagen des Gegners im Gebiet nordostwärts Charkow noch vor Beginn der Schlammperiode. Wenn beides, wie leider anzunehmen, nicht möglich sein würde, so sei das Donezgebiet – zum mindesten in seiner ganzen Ausdehnung nach Osten – nicht zu halten. Der Versuch, am unteren Don und Donez stehen zu bleiben, sei dann operativ ein Fehler. Ein zweiter Gesichtspunkt, der nicht übersehen werden dürfe, sei der, dass unsere derzeitigen Kräfte an und für sich nicht ausreichen würden, das ganze Donezgebiet zu halten, wenn, was als sicher anzunehmen sei, der Feind weitere starke Kräfte aus dem Kaukasus und von Stalingrad heranbrächte. Sich allein auf die Hoffnung zu stützen, dass der Feind sich erschöpfen werde (so gross auch sicher seine Verluste bei den Angriffen auf *deutsche* Truppen gewesen wären) oder, dass Versorgungsschwierigkeiten seine Operationen vorzeitig zum Stillstand bringen würden, ginge nicht an. Es waren dies Argumente, die Hitler stets dem General Zeitzler entgegensetzte, wenn dieser auf die ungeheure, zahlenmässige Überlegenheit des Gegners auf Grund der vorliegenden, im Wesentlichen richtigen Unterlagen unserer Feinderkundung hinwies. Sie hatten sicher ihre Berechtigung. Immerhin aber blieb zu beachten, dass dem Feinde seine Angriffe auf die *verbündeten* Armeen sehr wenig gekostet hatten und dass er nachschubmässig *unabhängiger* als wir (im Feindesland) war. Bereits die nächsten Tage bestätigten die Ansicht der H.Gr. über das voraussichtliche Handeln des Gegners. Seine Absicht, unsere Nordfront am Donez einzudrücken und gleichzeitig zu umgehen, wurde offensichtlich.

Am 2. Februar war der Feind ostwärts Woroschilowgrad über den Donez gekommen, nachdem die dort stehenden Italiener keinen ernstlichen Widerstand geleistet hatten. Er hatte hier eine *Angriffsgruppe von 3 Panzer-, 1 mech. Korps und einem Schützen-Korps* zusammengezogen, offenbar aus den Kräften, die seinerzeit die italienische Front am Don überrannt hatten. Es war anzunehmen, dass die Ziele dieser Stossgruppe bei Rostow oder Taganrog liegen würden.

Eine weitere starke *Kräftegruppe von 3–4 Panzer-Korps und einem Schützen-Korps* hatte der Gegner, nachdem er die 19. Panzer-Division aus Starobjelsk geworfen, nach Südwesten gegen die Linie Slawjansk–Lissitschansk abgedreht. Offenbar plante er eine weiter westlich aus-

Im Gespräch mit General Wöhler



*Empfang des Marschalls
Antonescu auf der Krim*



Im Befehlswagen mit General Schulz, Oberst Busse, Major Eismann und Oberleutnant Specht vor Leningrad

holende Umfassung unseres Flügels, den er – wenn man von den Resten der Italiener absah – etwa bei oder sogar ostwärts Woroschilowgrad annehmen konnte.

Die Tage seit dem Ende des Januar waren daher – abgesehen von den Massnahmen, die die H.Gr. im eigenen Bereich treffen konnte und die das schnelle Herüberwerfen der 1. Panzer-Armee an den mittleren Donez bezweckten – ausgefüllt mit Auseinandersetzungen zwischen der H.Gr. und dem OKH über die Weiterführung der Operationen im Grossen.

Wie bereits erwähnt, hatte ich schon am 19. Januar dem General Zeitler gegenüber betont, dass das *ganze* Donezbecken nur unter der Voraussetzung wirksamen, schnellen Eingreifens starker Kräfte von Charkow her gehalten werden könnte. Da eine Aussicht hierfür nicht bestand, forderte ich die Verringerung der Vorwärtsstaffelung unseres Ostflügels wenigstens soweit, dass die H.Gr. die erforderlichen Kräfte freimachen könne, um selbst – zusammen mit den in Aussicht gestellten Verstärkungen – die Abschnürung des Südflügels noch zu verhindern.

Wir hatten die 1. Panzer-Armee an den mittleren Donez in Marsch gesetzt, um die dort bereits akut gewordene Umfassung der Armee-Abteilung Hollidt aufzufangen.

Jetzt musste es darauf ankommen, auch die *4. Panzer-Armee* aus dem «Balkon» am unteren Don und Donez herauszuholen. Nur so war rechtzeitig der Gefahr entgegenzutreten, die sich für die Zukunft dadurch abzeichnete, dass der Gegner, über die Linie Isjum–Slawjansk vorgehend, versuchen konnte, uns von den Dnjepr-Übergängen abzuschneiden. Auch musste man immer damit rechnen, dass der Feind noch weitere Kräfte, als die bereits bei Slawjansk gemeldeten, weiter aufwärts des Donez über den Fluss in Richtung auf den unteren Dnjepr vorführen werde. Ausser der 1. Division des SS-Panzer-Korps, die inzwischen bei Charkow eingetroffen war, standen dem Feind im ganzen Bereich der H.Gr. B nur noch Trümmer gegenüber. Sie konnten sein Abdrehen in unsere tiefe Flanke nicht verhindern. Die 4. Panzer-Armee aber konnte nur unter der Voraussetzung einer erheblichen Verkürzung der Front der H.Gr. freigemacht werden. Statt weiterhin den weiten Bogen zu halten, den der untere Don und Donez von Rostow bis in die Gegend westlich Woroschilowgrad bildeten, musste der rechte Flügel der H.Gr. auf die Sehne des Bogens zurückgenommen werden. Es war dies die Stellung, die der deutsche Südflügel im Jahre 1941 nach dem ersten Rückzug von Rostow gehalten hatte, die Stellung hinter dem Miusabschnitt mit ihrer Verlängerung nach Norden bis an den mittleren Donez. Die Zurücknahme der Front in diese Stellung, die zwar seither verfallen war, aber doch

noch einen gewissen Rückhalt bot, bedeutete naturgemäss die Aufgabe des Ostteils des Donez-Kohlenreviers.

Diesen Rückzug zu rechtfertigen, versuchte ich, der obersten Führung meine Gedankengänge hinsichtlich der Führung der militärischen Operationen auf längere Sicht nahezubringen.

In einem an Hitler persönlich gerichteten Fernschreiben führte ich etwa folgendes aus:

Ein Halten des Don-Donetz-Bogens auf die Dauer sei mit den der H.Gr. zur Verfügung stehenden Kräften selbst in reiner Verteidigung nicht möglich. Falls die deutsche oberste Führung auf Grund des Verlustes der 6. Armee mit ihren 20 Divisionen im Jahre 1943 gezwungen sein werde, defensiv zu bleiben, so werde der Versuch der Verteidigung des gesamten Donezgebietes um jeden Preis zum Festlegen aller nur irgend verfügbaren Kräfte in der Abwehr an dieser vorspringenden Front führen. Damit aber werde der Feind freie Hand erhalten, an beliebiger Stelle der übrigen Ostfront mit weit überlegenen Kräften offensiv zu werden. Während augenblicklich die Einkesselung der H.Gr. Don am Asowschen Meer drohe (mit anschliessendem Verlust auch der H.Gr. A am Kuban), so werde – selbst wenn dies vermieden und das ganze Donezgebiet gehalten werden könnte – später die Einkesselung des ganzen Südflügels der Ostfront am Schwarzen Meer wohl das Ziel des Gegners sein.

Wenn anderseits die oberste Führung glaube, im Jahre 1943 nochmals offensiv die Entscheidung suchen zu können, so werde dies wiederum nur auf dem Südflügel der Ostfront möglich sein. Dann aber niemals aus dem Don-Donetz-Bogen heraus angesichts der bekannten Nachschub-Schwierigkeiten wie der Flankenbedrohung, der jeder Angriff aus diesem vorspringenden Balkon heraus von vornherein ausgesetzt sein werde. Eine offensive Entscheidung – wenn an eine solche überhaupt zu denken sei – werde nur dadurch angestrebt werden können, dass man den Feind zunächst auf dem Südflügel nach Westen auf den unteren Dnjepr hinter sich her ziehe. Alsdann müsse man aus dem Gebiet um Charkow heraus mit starken Kräften angreifen, die dortige Anschlussfront des Russen zerschlagen, um anschliessend nach Süden einzudrehen und den Feind seinerseits am Asowschen Meer einzukesseln.

Hitler schien jedoch nicht geneigt, auf diese Gedanken einzugehen. Der Chef des Generalstabs teilte mir mit, dass er Hitler selbst gesagt habe, es handle sich zunächst nur noch darum, ob man das Donezgebiet aufgeben oder ob man es zusammen mit der H.Gr. Don verlieren wolle. Hitler habe ihm daraufhin geantwortet, dass er wohl, operativ gesehen, recht habe. Aus kriegswirtschaftlichen Gründen sei jedoch die Aufgabe

des Donezgebietes nicht tragbar. Weniger im Hinblick auf den Ausfall der Kohle für uns, als darauf, dass der Gegner dann wieder in den Besitz der Kohle für seine Stahlproduktion entscheidenden Kohlevorkommen gelange. Hitler hatte als Aushilfe vorgesehen, mit der ersten der drei Divisionen des SS-Panzer-Korps, die gerade bei Charkow eingetroffen war, der Division «Das Reich», aus der Gegend Charkow in den Rücken der gegen unsere Donezfront vorgehenden Feindkräfte zu stossen.

Abgesehen davon, dass diese Division für eine so weitreichende Operation niemals ausreichen konnte (sie hätte als erstes sechs feindliche Divisionen überrennen müssen) und nichts da war, um ihre immer länger werdende Nordflanke zu decken, hätte der Einsatz dieser vereinzelt Division von vornherein die Zersplitterung der einzigen in absehbarer Zeit zu erwartenden Stosskraft, des SS-Panzer-Korps, bedeutet. Im Übrigen aber war die Division in Wirklichkeit für eine solche Angriffs-Operation gar nicht verfügbar. Infolge des schnellen Vordringens der Sowjets in Richtung Charkow hatte die H.Gr. B. die Division dem Feinde entgegenwerfen müssen. Sie war daher zu dieser Zeit in einem keineswegs aussichtsreichen Abwehrkampf nordostwärts Charkow bei Woltschansk gebunden.

In den nächsten Tagen (4. und 5. Februar) verschärfte sich die Lage an der Front der H.Gr. Don zusehends. Der Gegner drängte der das Durchschleusen der 1. Panzer-Armee durch Rostow deckenden 4. Panzer-Armee scharf nach. Zwei Armeen seiner früheren Kaukasusfront, die 44. und 58., waren zu den drei Armeen hinzugetreten, die bisher schon der 4. Panzer-Armee gegenübergestanden hatten. Die «Drohung», die das Belassen der H.Gr. A mit der 17. Armee in der Flanke des Russen am Kuban bedeuten sollte, hatte also keineswegs ausgereicht, ihn am Abdrehen namhafter Kräfte in die Richtung des entscheidenden Kampffeldes zu hindern. Die H.Gr. musste damit rechnen, dass der Feind in Kürze einen massierten Angriff auf Rostow selbst, wie gegen die Donfront beiderseits Nowotsherkask führen werde.

Es wurde ferner ein starker motorisierter Verband auf dem Marsch von Stalingrad in Richtung auf den Don erkannt.

Auch auf dem linken Flügel der H.Gr. verschärfte sich die Lage erheblich. Ostwärts Woroschilowgrad war es der auf Grund des Befehls der H.Gr. vom 14. Januar von der Armee*Abteilung Hollidt an den mittleren Donez geworfenen 6. Panzer-Division nicht gelungen, den Feind wieder über den Donez zurückzuwerfen. Er konnte zunächst nur in dem dort von ihm gewonnenen Brückenkopf festgenagelt werden.

Weiter westlich hatte der Gegner den Donez in breiter Front überschreiten können, da hier praktisch keinerlei Kräfte zu seiner Ver-

teidigung zur Verfügung standen. Er stand vor Slawjansk und hatte Isjum genommen.

Es erschien also bereits fraglich, ob die Rückführung der *Armee-Abteilung Hollidt* in die Miusstellung überhaupt noch möglich sein würde. Nach den Absichten der H.Gr. hätte sie am 5. Januar in der Linie Nowotscherkask – Kamensk stehen sollen. Tatsächlich aber war sie durch die Weigerung Hitlers, die Zurücknahme der Front auf den Mius zu genehmigen, noch immer am Don-Donetz festgehalten worden. Stliess also der Feind von Slawjansk schnell nach Südosten weiter, so hob er von vornherein die Miusstellung aus den Angeln.

Wenn auch zu diesem Zeitpunkt bereits das Panzer-AOK 1 mit den ihm von der H.Gr. unterstellten Kräften von Rostow im Anmarsch auf den mittleren Donez war, so musste es doch noch Tage dauern, bis diese Armee dort zum wirksamen Eingreifen kommen konnte. Dies um so mehr, als im küstennahen Gebiet die aufgeweichten Wege den Marsch der Panzer-Divisionen erheblich erschwerten, während weiter nördlich der Boden noch hart gefroren war, die Bewegungsfähigkeit des Russen also nicht einschränkte.

Angesichts der Bedrohlichkeit dieser Lage erneuerte die H.Gr. nicht nur ihre Forderung auf sofortige Zurücknahme des rechten Flügels an den Mius, sondern stellte an das OKH eine Reihe von Einzelforderungen, die die Gefahr der Lage deutlich machen sollten. Sie forderte die Bereitstellung der 7. Flak-Division, die den Luftschutz im rückwärtigen Bereich hatte, zum Schutz der über Dnjepropetrowsk führenden Nachschubbahn auch gegen Angriffe auf der Erde. Sie forderte die sofortige Vorbereitung der Versorgung der ganzen H.Gr. auf dem Luftwege für den Fall, dass der Gegner ihre rückwärtige Verbindung abschneiden werde.

Sie forderte die rücksichtslose Erhöhung der Transportleistung der Bahn für Transportzüge auf Kosten der Versorgung der H.Gr. B, bei der es ja ohnehin kaum noch Truppen zu versorgen gäbe.

Sie forderte, dass das SS-Panzer-Korps, sobald es auf Grund der gesteigerten Transportleistung bei Charkow versammelt sei, zum Stoss *südlich* des Donez in Richtung Isjum antrete, wenn nicht der versprochene Angriff der SS-Division «Reich» bis zum 6. Februar zu seinem vollen Erfolg führte, der sich im Erreichen von Kupjansk auswirken müsse.

Schliesslich verlangte sie die sofortige Überführung der Kämpfer der 13. Panzer-Division und zweier Infanterie-Divisionen der 17. Armee an den unteren Dnjepr, wo sie mit neuen Waffen auszustatten seien, während sie Trosse usw. aus den dort liegenden Trossen und Kolonnen der 6. Armee erhalten sollten. Wenn Hitler sich schon weiterzielenden

operativen Erwägungen verschloss, so musste ihm jedenfalls die Dringlichkeit der Lage durch diese Forderungen klar werden.

Das Ergebnis dieses Fernschreibens war denn auch, dass am 6. Februar eine «Kondor» des Führers bei uns landete, die mich zum Vortrag ins Führerhauptquartier holen sollte. Vielleicht hatte ein Besuch seines Chef-Adjutanten, des Generals Schmudt, Ende Januar, dem wir sehr eindringlich unsere Ansichten über die Lage wie über die oberste militärische Führung auseinandergesetzt hatten, zu dem Entschluss Hitlers, mich persönlich zu hören, beigetragen.

Die *Besprechung vom 6. Februar 1943* zwischen Hitler und mir hat dazu geführt, dass es möglich wurde, die drohende Katastrophe des deutschen Südflügels zu bannen und der obersten deutschen Führung noch einmal eine Chance – zum mindesten für das Erreichen einer Remislösung im Osten – zu geben.

Hitler eröffnete unsere Aussprache, wie ich bereits im Kapitel Stalingrad erwähnt habe, mit der vorbehaltlosen Anerkennung seiner alleinigen Verantwortung für die Tragödie der 6. Armee, die wenige Tage vorher zu Ende gegangen war. Ich hatte damals den Eindruck, dass er an dieser Tragödie nicht nur schwer trug, weil sie einen eklatanten Misserfolg seiner Führung darstellte, sondern dass ihn auch rein menschlich das Schicksal dieser Soldaten, die im Vertrauen auf ihn so tapfer und pflichttreu bis zuletzt gekämpft hatten, sehr bedrückte. Später ist in mir allerdings der Zweifel vorwiegend geworden, ob Hitler überhaupt ein Herz für die Soldaten, die ihm so vorbehaltlos Vertrauen schenkten und Treue hielten, gehabt haben mag, ob er sie – vom Feldmarschall bis zum Grenadier – nicht allein als Werkzeug seiner Kriegspolitik angesehen hat.

Wie dem auch sein mag, die Tatsache, dass Hitler ohne Weiteres und uneingeschränkt die Verantwortung für Stalingrad auf sich nahm, wirkte soldatisch anständig. Ob gewollt oder unbewusst hatte Hitler damit unsere Aussprache psychologisch geschickt eröffnet, wie er es ja überhaupt meisterhaft verstand, sich in seinem Ton auf den Partner einzustellen.

Was mich anbetraf, so hatte ich mir vorgenommen, zwei Fragen mit ihm zu besprechen.

Die erste war die der Weiterführung der Operationen in meinem Bereich, die von dem notwendigerweise zu erlangenden Einverständnis Hitlers zur Aufgabe des Ostteils des Donezgebietes abhing. Es war unerlässlich, diese Zustimmung noch an diesem Tage zu erkämpfen.

Die zweite Frage, die ich zur Sprache bringen wollte, war die der

obersten militärischen Führung, d.h. die ihrer Ausübung durch Hitler in der Form, wie sie sich seit der Entlassung des Feldmarschalls v. Brauchitsch ergeben hatte. Das Ergebnis dieser Art der Führung – Stalingrad – gab mir dazu genügend Anlass.

Um die zweite Frage voranzunehmen, sei kurz gesagt, dass unsere Unterredung ergebnislos geblieben ist. In der Erkenntnis, dass es einem Diktator wie Hitler unmöglich sein würde, den Oberbefehl niederzulegen, versuchte ich, ihm eine Lösung plausibel zu machen, die sein Prestige nicht antasten, aber doch für die Zukunft eine einwandfreie militärische Führung gewährleisten konnte. Ich bat ihn, die Einheitlichkeit der militärischen Führung durch die Wahl *eines* Generalstabschefs sicherzustellen, dem er sein volles Vertrauen schenken und zugleich die entsprechende Verantwortung und Machtvollkommenheit einräumen müsse.

Hitler war jedoch offenbar nicht gewillt, diese Frage sachlich zu behandeln. Immer wieder wich er auf das persönliche Gebiet aus und beklagte sich über die Enttäuschungen, die er z.B. im Fall des ehemaligen Reichskriegsministers v. Blomberg, aber auch durch Feldmarschall v. Brauchitsch, erfahren habe. Er erklärte auch rundweg, dass es ihm nicht möglich sei, einem Generalstabschef eine Stellung einzuräumen, die diesen praktisch über Göring setzen würde. Dieser würde sich niemals einer Führung unterordnen, die ein Generalstabschef, wenn auch in seinem, Hitlers, Namen ausübe. Es mag dahingestellt bleiben, ob Hitler sich tatsächlich scheute, Göring durch eine solche Lösung vor den Kopf zu stossen, oder ob er sich nur hinter diesem Einwand verschanzen wollte.

Vor allem aber kehrte er immer wieder zu der augenblicklichen operativen Lage zurück. Da deren Erfordernisse mir schliesslich auf den Nägeln brannten, ich bislang aber noch immer nicht Hitlers Einverständnis zu meiner operativen Absicht erlangt hatte, blieb mir nichts übrig, als auch meinerseits das Gespräch auf die operative Frage zu konzentrieren. Ich musste schliesslich die unaufschiebbare Entscheidung in diesem Punkte unter allen Umständen erreichen.

Damit komme ich zu der ersten Frage, der der Weiterführung der Operationen im Bereich der H.Gr. Don.

Ich schilderte Hitler zunächst die augenblickliche Lage der H.Gr. und die aus ihr zu ziehenden Folgerungen. Ich legte ihm dar, dass unsere Kräfte in keinem Fall ausreichen würden, den Don-Donetz-Bogen zu halten. Wie hoch er auch immer den Wert des Donezgebietes für uns, wie für den Gegner veranschlagen möge, die Frage sei lediglich, ob wir bei dem Versuch, das ganze Donezbecken zu behaupten, dieses *und* die H.Gr. Don (und in der Folge auch die H.Gr. A) verlieren wollten,

oder ob wir, durch rechtzeitige Preisgabe eines Teils dieses Gebietes, noch der drohenden Katastrophe vorbeugen könnten.

Über das Augenscheinliche der augenblicklichen Lage hinaus versuchte ich, Hitler die unweigerlich kommende Entwicklung klarzumachen, die eintreten müsse, wenn wir auf dem Balkon des Don-Donetz-Bogens stehen blieben. Der Gegner würde die Freiheit haben, angesichts des so gut wie völligen Ausfalls der H.Gr. B mit den starken, in deren Bereich vorgehenden Kräften in Richtung auf den unteren Dnjepr oder auf die Küste einzudrehen, um den ganzen Südflügel abzuschneiden. Ich erklärte ihm, dass es hier auf dem Südflügel tatsächlich um die Entscheidung an der Ostfront überhaupt gehen würde. Es sei sicher, dass der Gegner aus seinen noch immer starken Reserven (vor allem von Stalingrad) immer neue Kräfte heranbringen werde, um die Abschnürung des Südflügels durchkämpfen zu können. Es sei also keineswegs damit zu rechnen, dass das SS-Panzer-Korps ausreichen würde, durch einen Gegenstoss diese weitausholende Umgehung, die kommen werde, aufzufangen. Der Feind werde durchaus stark genug sein, diese Umfassungsbewegung durchzuführen und sie zugleich im Gebiet von Charkow nach Westen abzudecken. Alles, was an deutschen Verstärkungen noch in Aussicht stehe, werde nicht ausreichen, um diesen Stoss des Gegners zu verhindern. Es sei also unerlässlich, der 1. Panzer-Armee, die z. Z. auf dem Marsch an den mittleren Donez sei, die 4. Panzer-Armee unmittelbar folgen zu lassen, um mit dieser die z. Z. zwar noch nicht akute, aber unfehlbar kommende Umfassungsbewegung des Feindes zwischen dem Donez und Dnjepr auffangen zu können. Nur dann werde es möglich sein, im Zusammenwirken mit den anrollenden Verstärkungen die Lage auf dem Südflügel der Ostfront, also auf der ganzen Front zwischen der Küste des Asowschen Meeres und dem rechten Flügel der H.Gr. Mitte, wiederherzustellen. Ohne das Wegziehen der 4. Panzer-Armee vom unteren Don sei dies nicht möglich. Ihre Wegnahme an dieser Stelle bedeute jedoch den Zwang, aus dem Don-Donetz-Bogen auf die kürzere Sehnenstellung am Mius auszuweichen. Es sei kein Tag mehr zu verlieren. Vielmehr wäre es bereits jetzt schon fraglich geworden, ob die Armee-Abteilung Hollidt, die nunmehr die Abwehr auf der ganzen Front, von der Küste bis zum mittleren Donez, zu übernehmen habe, dank der bereits eingetretenen Verzögerung der Entscheidung, noch in der Miusstellung zurechtkommen werde. Ich müsse daher an diesem Tage die Genehmigung zur Aufgabe des Ostteils des Donezgebietes bis zum Mius erhalten.

Nach meinen Darlegungen, die Hitler völlig ruhig angehört hatte, entspann sich nun ein stundenlanger Kampf um die Frage des Donezgebietes. Auch während des zweiten Teils unserer Unterredung, in dem

ich mit Hitler unter vier Augen über die Führungsfrage im Allgemeinen sprach, kam er immer wieder auf dieses Problem zurück.

Wie ich auch bei späteren derartigen Gelegenheiten feststellen konnte, vermied er es im Wesentlichen, auf meine operativen Überlegungen einzugehen. Er machte nicht den Versuch, selbst einen anderen, besseren Plan zu entwickeln oder meine operativen Voraussetzungen bzw. Schlussfolgerungen zu entkräften. Er bestritt nicht, dass sich die Lage etwa so entwickeln könne, wie ich es glaubte voraussehen zu müssen. Er behandelte alle Überlegungen, die nicht auf die unmittelbar akute Kampflage Bezug hatten, als Hypothesen, die vielleicht zu einer Wirklichkeit werden könnten, vielleicht aber auch nicht. Nun beruhen ja letztlich alle operativen Überlegungen, insbesondere dann, wenn man nicht mehr die strategische Initiative hat, sondern diese bei dem Gegner liegt, auf Überlegungen oder Hypothesen, wie das voraussichtliche Handeln des Gegners sein wird. Man kann nicht von vornherein beweisen, dass sich eine Lage so oder so entwickeln wird. Andererseits aber wird nur *der* militärische Führer zum Erfolg kommen, der fähig ist, vorauszudenken. Er muss durch den Schleier, der das zukünftige Handeln des Gegners immer verhüllen wird, wenigstens ein wenig hindurchsehen, indem er zum mindesten die Möglichkeiten, die sich für das Handeln des Gegners wie für das eigene darbieten, richtig beurteilt. Je grösser der Rahmen ist, in dem man zu führen hat, desto weiter muss man naturgemäss auch vorausdenken. Je grösser die Räume, die durchmessen, je stärker die Truppenverbände sind, die bewegt werden müssen, desto grösser ist auch die Zeitspanne, die vergehen muss, bis ein gefasster Entschluss sich auswirken kann. Dieses Vorausdenken auf weitere Sicht aber lag, wenigstens auf operativem Gebiet, Hitler nicht. Es mag auch sein, dass er seine Ergebnisse nicht anerkennen wollte, wenn sie seinen Wünschen nicht entsprachen. Da er sie nicht widerlegen konnte, ging er möglichst nicht auf sie ein.

So entnahm er auch diesmal seine Argumente vorwiegend anderen Gebieten. Zunächst führte er die verständliche Abneigung ins Treffen, ein mit schweren Opfern erobertes Gebiet freiwillig aufzugeben, solange – wie er glaubte – noch nicht der Beweis zu führen sei, dass es ohne diesen freiwilligen Verzicht nicht gehen werde. Man wird als Soldat für dieses Argument immer Verständnis haben. Es ist gerade für mich meiner Wesensart nach besonders schwer gewesen, Hitler damals und in der Folge immer wieder die Aufgabe von Gebieten abtrotzen zu müssen. Es wäre mir sehr viel lieber gewesen, ihm erfolgreiche Offensivpläne an Stelle unabwendbar gewordener Rückzüge Vorschlägen zu können. Aber es ist eine alte Erfahrung, dass, wer im Kriege alles bewahren will, nichts bewahrt.

Ein weiteres Argument Hitlers, das er immer wieder vorbrachte, war, dass eine Verkürzung der Front, wie ich sie zwecks Gewinnung von Kräften vorschlug, beim Gegner im gleichen Verhältnis Kräfte freimache, die dieser ebenfalls an der entscheidenden Stelle in die Waagschale werfen könne. Auch dies war ein an sich zutreffendes Argument. Doch bleibt in dieser Hinsicht entscheidend, wer von den beiden Gegnern bei solchen Kräfteverlagerungen die Vorhand gewinnt, wem sich also durch rechtzeitiges Handeln die Chance bietet, an der entscheidenden Stelle die Initiative an sich zu reissen und dadurch in der Folge dem nachhinkenden Gegner das Gesetz zu diktieren, selbst wenn dieser insgesamt stärker ist. Hinzu kam, dass im Falle des Versuches, den Don-Donetz-Bogen zu halten, die allzu starke Überdehnung der Frontbreiten praktisch die grössere Stärke, die an sich der Verteidigung gegenüber dem Angriff innewohnt, aufheben musste. Der Angreifende erhält in solchem Fall die Möglichkeit, auch mit verhältnismässig geringen Kräften und ohne grosse Opfer diese überdehnte Front an einer beliebigen Stelle zu durchstossen. Da Reserven beim Verteidiger fehlen, kann er das ganze Gebäude zum Einsturz bringen.

Des Weiteren führte Hitler immer wieder ins Feld, dass, wenn man zäh um jeden Schritt Boden kämpfte und der Feind jeden Schritt vorwärts mit schweren Blutopfern erkaufen müsse, sich eines Tages die Angriffskraft selbst der Sowjetarmeen erschöpfen werde. Der Feind habe nun seit 2½ Monaten unentwegt angegriffen. Seine Verluste seien sehr hoch, er müsse bald am Ende seiner Angriffskraft angelangt sein. Auch würden seine Versorgungsschwierigkeiten bei zunehmender Entfernung von seinen Ausgangsstellungen schliesslich die vielleicht beabsichtigten, weitausholenden Umsfassungsbewegungen zum Stillstand bringen.

In all dem steckte fraglos sehr viel Richtiges. Zweifellos hatte der Gegner, wenigstens bei seinen Angriffen auf die von deutschen Truppen gehaltenen Abschnitte, sehr grosse Verluste erlitten, die stark an seiner Angriffskraft gezehrt hatten. Um so leichter aber waren ihm die Erfolge in den Frontabschnitten zugefallen, in denen keine deutschen Truppen ihm eine zähe Abwehr entgegengesetzt hatten. Sicher war auch infolge der Verluste der Wert der sowjetischen Truppe, d.h. in erster Linie der Infanterie, erheblich abgesunken. Andernfalls hätten wir uns gegenüber der vielfachen Überlegenheit überhaupt nicht behaupten können. Mochten aber auch die feindlichen Divisionen durch ihre Verluste an Kampfwert einbüßen, es traten immer neue an ihre Stelle. Sicherlich konnte man auch, je weiter die Operationen die sowjetischen Armeen führten, um so mehr mit Nachschubschwierigkeiten auf feindlicher Seite rechnen. Doch waren die Entfernungen von den feindlichen

Eisenbahn-Endpunkten bis zur Küste des Asowschen Meeres oder bis an den unteren Dnjepr nicht so weit, dass daran die Durchführung der zu befürchtenden Abschnürungsoperation gegen den deutschen Südflügel im Zeitalter des Kraftwagens hätte scheitern müssen.

Noch im Ersten Weltkrieg hatte es gegolten, dass eine Armee sich nicht wesentlich weiter als 150 Kilometer von ihren Eisenbahn-Endpunkten entfernen könne. Dass diese Zahl im Zweiten Weltkrieg nicht mehr galt, hatten unsere eigenen Operationen im Westen wie im Osten zur Genüge ergeben. Dazu waren die Russen Meister in der schnellen Wiederherstellung der Bahnen, die bei der geringen Zahl von Kunstbauten in der weiten Ebene für sie auch verhältnismässig einfach war. Die eigenen Massnahmen jedenfalls auf die vage Hoffnung zu gründen, dass der Feind bald am Ende seiner Kraft oder seiner Bewegungsmöglichkeit sein werde, war nicht zulässig. Schliesslich war ja auch keineswegs zu übersehen, dass unsere, seit langem überbeanspruchten Divisionen weitgehend ausgeblutet und der Erschöpfung nahe waren. Ich muss hierbei feststellen, dass Hitler über den Zustand und die Verluste der eigenen Truppen durchaus im Bilde war. Was er dagegen nicht gern zugeben wollte, war, dass die neu aufgestellten Divisionen in jedem Fall mangels Kampferfahrung anfangs zu hohe Blutopfer zu zahlen hätten. Dass die Luftwaffen-Feld-Divisionen ein Fehlschlag gewesen seien, gab er dagegen zu, ebenso, dass ihre Aufstellung eine Konzession an das Prestigebedürfnis von Göring gewesen sei.

In Bezug auf die operative Lage äusserte Hitler eigentlich nur die Ansicht, dass das SS-Panzer-Korps die akute Gefahr für die Front am mittleren Donez durch einen Stoss aus der Gegend von Charkow nach SO in Richtung auf Isjum werde beheben können. Voraussetzung dafür sei allerdings, dass bis zum Eintreffen der zweiten Division dieses Korps, der «Leibstandarte», die Division «Reich» mit dem Gegner bei Woitschansk fertig geworden sein würde. (Eine dritte Division konnte erst später kommen.) Seine Hoffnung auf die Durchschlagskraft dieses neu aufgestellten SS-Panzer-Korps war anscheinend unbegrenzt. Im Übrigen aber zeigten seine Darlegungen, dass er sich der in weiterer Zukunft drohenden Gefahren, namentlich wenn erst die Stalingrader Feindverbände auf dem neuen Schlachtfeld erscheinen würden, noch immer nicht klar war oder klar werden wollte. Der ausschlaggebendste Grund, den Hitler jedoch immer erneut ins Treffen führte, war die nach seiner Auffassung vorliegende Unmöglichkeit, das Donezgebiet aufzugeben. Er befürchtete politische Rückwirkungen dieser Preisgabe eines für die Kriegswirtschaft so wichtigen Gebiets auf die Türkei. Vor allem aber betonte er die Bedeutung der Donezkohle für die eigene, wie die ihres

weiteren Ausfalls für die feindliche Kriegswirtschaft. Allein der Rückgewinn der Donezkohle werde es dem Russen ermöglichen, seine Stahl- und damit seine Panzer-, Geschütz- und Munitionsfertigung aufrechterhalten. Den Einwand, dass die Sowjets trotz des Verlustes des Donezbeckens bisher genügend Panzer und Munition gefertigt hätten, glaubte er dadurch zu widerlegen, dass sie eben vorerst noch Vorräte an Stahl besäßen. Wenn sie aber das Kohlevorkommen am Donez nicht wieder in die Hand bekämen, so würden sie die bisherige Produktion nicht aufrechterhalten, also auch keine grossen Offensiven mehr führen können. Dass der Gegner Produktionsschwierigkeiten infolge des Verlustes dieses Vorkommens an zu verkokender Kohle, wie der dort liegenden Stahl- usw. Werke haben musste, war nicht zu bestreiten. Ein Zeichen dafür schien mir wenigstens zu sein, dass er den Verlust der Masse seiner Artillerie, den er 1941 erlitten hatte, bisher noch nicht wieder aufholen können. Das hatte uns s. Z. die Abwehr an der zusammengestoppelten Tschir-Front ermöglicht. In jenem Winter reichte sein Geschützmaterial wohl aus, um an begrenzten Frontabschnitten mit überwältigend starker Artillerie auftreten zu können, wie bei den drei aufeinander folgenden Durchbrüchen an der Don-Front. Doch genügte es offenbar nicht, um alle Divisionen mit voll beweglicher Artillerie auszustatten. Bei der Erörterung dieser Frage der kriegswirtschaftlichen Bedeutung des Donez-Gebietes hatte Hitler Gelegenheit, seine allerdings wirklich erstaunliche Kenntnis von und sein Gedächtnis für Produktionszahlen, Wirkungsmöglichkeiten der Waffen usw. zur Geltung zu bringen.

In dem Gegensatz der Auffassungen, in dem Hitler den Standpunkt vertrat, dass die Preisgabe des Donezgebietes – ganz oder teilweise – ein empfindlicher Verlust für unsere Kriegswirtschaft und zugleich ein kriegsentscheidender Gewinn für die russische Seite sein würde, während ich immer wieder auf der operativen Notwendigkeit der Zurücknahme der Front bis an den Mius beharrte, blieb mir schliesslich nur eine Trumpfkarte. Kurz vor meinem Flug nach Lötzen war der Vorsitzende des Präsidiums der Reichsvereinigung Kohle, Paul Pleiger, in meinem H.Q. gewesen. Diesen hatte ich über die tatsächliche Bedeutung des Donezgebietes für unsere, wie für die feindliche Kriegswirtschaft befragt. Er hatte mir gesagt, dass der Besitz der Kohlevorkommen um Schachty, also in dem Teil des Donezbeckens, der ostwärts des Mius lag, in keiner Weise ausschlaggebend sei. Die dort gewonnene Kohle sei weder zur Verkokung geeignet, noch als Lokomotivkohle für uns brauchbar. Diesem Einwand hatte Hitler vom Standpunkt der Kriegswirtschaft nichts mehr entgegenzusetzen!

Wer aber glauben sollte, dass er sich nunmehr geschlagen gegeben

hätte, der unterschätzt die Zähigkeit dieses Mannes. Er nahm als Letztes zu dem Wetter seine Zuflucht, um wenigstens einen Aufschub der Räumung des Don-Donetz-Bogens zu erreichen. Tatsächlich hatte in diesen Tagen, für Südrussland ungewöhnlich früh, ein Umschlag der Frostperiode in milderes Wetter eingesetzt. Die Eisstrasse über die Bucht von Taganrog war bereits nicht mehr mit Sicherheit brauchbar. Don und Donez waren zwar noch zugefroren, immerhin bestand die Möglichkeit, dass das Eis in absehbarer Zeit, vorausgesetzt, dass das mildere Wetter anhielt, aufgehen würde.

Mit beredten Worten malte mir nun Hitler aus, dass vielleicht in wenigen Tagen die breite Don-Niederung ein unpassierbares Hindernis darstellen würde, über das hinweg der Gegner keinen Angriff vor Beginn des Sommers mehr führen könne. Andererseits würde unsere 4. Panzer-Armee auf ihrem Wege nach Westen im Schlamm stecken bleiben. Ich sollte daher wenigstens noch warten.

Als ich bei meiner Ansicht blieb und erklärte, dass ich das Schicksal der H.Gr. nicht auf die Hoffnung auf ein ganz unzeitgemäßes Tauwetter gründen könne, gab Hitler endlich seine Einwilligung zur Zurücknahme der Ostfront der H.Gr. in die Miusstellung. Unsere Besprechung hatte – allerdings einschliesslich der Erörterung der Führungsfrage – von 17 bis 21 Uhr, also vier Stunden gedauert.

Wie zäh er an seinen Ansichten festhielt, zeigte ein kleiner Zug bei meiner Verabschiedung. Nachdem er an sich endgültig sein Einverständnis zu meinen operativen Absichten gegeben hatte, rief er mich, als ich sein Zimmer gerade verliess, noch einmal zurück. Er sagte, er wolle an der von ihm nunmehr zugestandenem Entscheidung natürlich nichts mehr ändern. Er bäte mich aber doch sehr dringend, noch einmal zu überlegen, ob ich nicht wenigstens noch etwas warten könne. Vielleicht würde doch noch das Auftauen der Don-Niederung das Verbleiben im Don-Donetz-Bogen gestatten. Meine Entscheidung stand jedoch fest. Immerhin sagte ich ihm zu, den Befehl erst nach meiner Rückkehr am nächsten Mittag herauszugeben, wenn nicht die mir übermittelte Abendlage die sofortige Herausgabe erfordern würde.

Ich habe dieser Unterredung mit Hitler einen so breiten Raum eingeräumt, nicht nur, weil sie entscheidend für den Ausgang dieses Winterfeldzuges gewesen ist, sondern auch, weil sie mir in vieler Hinsicht typisch erscheint für die Einstellung Hitlers wie für die Schwierigkeit, etwas bei ihm durchzusetzen, was seinen Wünschen nicht entsprach.

Weitere Entwicklung der Lage bis Ende Februar

Man würde fehlgehen, wenn man glaubte, dass mit der Erkämpfung des Einverständnisses Hitlers zur Räumung des Ostteils des Donezgebietes und mit dem dadurch ermöglichten Herüberwerfen der 4. Panzer-Armee auf den Westflügel, die tatsächliche Krise des Heeres-Südflügels bereits behoben gewesen sei. Die Rochade der 4. Panzer-Armee vom Ost- auf den Westflügel musste angesichts der weiten Entfernung und der Strassenverhältnisse etwa zwei Wochen dauern. Es war ferner noch keineswegs sicher, ob die *Armee* Abteilung Hollidt* in die Mius-Stellung zurückkommen werde angesichts der Tatsache, dass der Gegner in ihrer tiefen Flanke bei Woroschilowgrad bereits südlich des Donez stand. Auch war noch zweifelhaft, ob die 1. Panzer-Armee die Front am mittleren Donez einigermaßen werde halten bzw. wiederherstellen können. Vor allem aber entwickelte sich die Lage im Bereich der *H.Gr. B*, also im Gebiet um Charkow, derart bedrohlich, dass sich dem Gegner weitgehende Möglichkeiten eröffneten. Er konnte nicht nur auf die Dnjepr-Übergänge von Dnjepropetrowsk und Saporoshje durchstossen, um hier die Verbindungen der *H.Gr. Don* abzuschneiden, sondern sogar den Dnjepr weiter stromaufwärts erreichen, überschreiten und ihn von Westen her sperren. Neben der Verschiebung der 4. Panzer-Armee auf den Westflügel der Heeresgruppe musste also die Bildung einer neuen Kräftegruppe an Stelle der so gut wie völlig ausgefallenen verbündeten Armeen der *H.Gr. B* notwendig werden.

Am 7. Februar mittags kam ich wieder in meinem H.Q. Stalino an. Am Don hatte sich die Situation durch Wegnahme von Bataisk, der auf dem Südufer gelegenen Vorstadt Rostows, verschärft. Die *H.Gr.* erliess sofort nach meinem Eintreffen den Befehl zum Zurückgehen hinter den Don und leitete die Verschiebung des *Panzer-AOK 4* und der zunächst verfügbar zu machenden Divisionen nach dem Westflügel ein. Ehe *Armee-Abteilung Hollidt* erhielt Weisung, zunächst auf die Linie Nowotscherkask – Kamensk auszuweichen.

Am 8. Februar kam es zu neuen Krisen bei Rostow und bei Woroschilowgrad, wo der Gegner aus seinem s. Z. gewonnenen Brückenkopf vorbrach. Auch bei der inzwischen am mittleren Donez eingreifenden 1. Panzer-Armee musste man insofern von einer Krise sprechen, als der erhoffte Erfolg gegen den über den Donezabschnitt Lissitschansk – Slawjansk vorgegangenen Feind vorerst ausblieb.

Im Bereich der *H.Gr. B* um Charkow bildete sich gerade eine neue Armee-Abteilung unter General Lanz, dem das im Eintreffen befindliche SS-Panzer-Korps unterstellt worden war. Wir erfuhren, dass die SS-

Division Reich, die den Gegner bei Woltschansk hatte werfen sollen, um anschliessend nach SO in Richtung Isjum vorzustossen, den Feind keineswegs geschlagen hatte. Vielmehr sei sie hinter den Donez zurückgegangen. Dass unter diesen Umständen aus dem von Hitler vorgesehenen Stoss des SS-Panzer-Korps, von dem bislang nur die Division Reich verfügbar war, zur Entlastung unserer Westflanke nichts werden würde, war sicher.

Am 9. Februar hatte der Gegner nördlich von Charkow Bjelgorod und Kursk genommen. Aus dem Donezbogen bei Isjum ging er nach Westen vor. Praktisch befand sich in der Lücke zwischen dem Dnjepr und dem rechten Flügel der H.Gr. Mitte, der erst erheblich nördlich von Kursk begann, nur die Armee-Abteilung Lanz, deren Aufmarsch um Charkow bereits in Frage gestellt war, und westlich Kursk die stark angeschlagene 2. Armee der H.Gr. B.

Angesichts der sich aus dieser Lage für den Gegner ergebenden weit-ausholenden Umgehungsmöglichkeit über den Dnjepr stromaufwärts Dnjepropetrowsk, war es klar, dass die H.Gr. mit ihren eigenen Kräften trotz der angeordneten Verschiebung der 4. Panzer-Armee nach dem Westflügel die Sicherheit ihrer rückwärtigen Verbindungen auf die Dauer nicht würde gewährleisten können. Es musste etwas durchgreifendes geschehen. In einem Fernschreiben an General Zeitzler forderte ich daher den Aufmarsch einer neuen Armee in Stärke von wenigstens 5–6 Divisionen innerhalb von 14 Tagen im Gebiet nördlich Dnjepropetrowsk, sowie einer weiteren Armee hinter der Front der 2. Armee, also im Gebiet westlich Kursk, zum Stoss nach Süden. Eine grundlegende Verbesserung der Transportleistungen war dazu notwendig. Das tropfenweise Herankommen einzelner Divisionen in langsamem Tempo wie bisher konnte der Lage nicht gerecht werden.

General Zeitzler stellte mir denn auch nunmehr eine durchgreifende Hilfe in Aussicht. Er hoffte, endlich 6 weitere Divisionen bei den Heeresgruppen Mitte und Nord freimachen und sie in schnellerem Tempo als bisher antransportieren zu können. Er stellte eine Zahl von 37 Truppenzügen je Tag in Aussicht, was bedeutete, dass man jeden zweiten Tag mit einer der zugesagten 6 Divisionen würde rechnen können. Natürlich konnte auch dies angesichts der Breite der in der Heeresfront aufgerissenen Lücke nur eine Aushilfe darstellen, die bestenfalls bis zum Eintreten der Schlammperiode über die grössten Gefahren hinweghelfen würde. Ob sie rechtzeitig käme, hing von der Entwicklung der Lage um Charkow ab, auf die die H.Gr. keinen Einfluss hatte. Jedenfalls blieb der Schatten der tödlichen Gefahr weiterhin über dem Südflügel der Ostfront hängen, dass der Gegner, sei es noch vor, sei es unmittelbar nach der

Schlammperiode, bis zur Küste des Asowschen oder, weit ausholend, bis zur Küste des Schwarzen Meeres durchstiess.

Galt so die Hauptsorge der H.Gr. ihrer tiefen Flanke, so war gleichzeitig die Entwicklung an ihren eigenen Fronten keineswegs ohne Bedenken.

Die *1. Panzer-Armee* (Oberbefehlshaber General v. Mackensen, Chef Oberst Wenck), deren Aufgabe es sein musste, den über den mittleren Donez vorgedrungenen Feind wieder über den Fluss zu werfen, hatte es mit zwei überlegenen Kräftegruppen zu tun. Einmal mit der starken Feindgruppe, die bei Woroschilowgrad über den Donez gekommen war und versuchte, zwischen der auf den Mius zurückgehenden *Armee-Abteilung Hollidt* und der von Süden her gegen den Donez vorgehenden *1. Panzer-Armee* durchzustossen. Zum anderen mit den Feindkräften, die den Donez in der Linie Lissitschansk – Slawjansk überschritten hatten und nunmehr ihren Schwerpunkt auf ihren Westflügel in das Gebiet beiderseits des Kriwoj Torez zu legen strebten. Damit ergab sich die Gefahr einer doppelseitigen Umfassung der *1. Panzer-Armee*. Sie musste versuchen, die Feindgruppen nacheinander zu schlagen. Nach Auffassung der H.Gr. war dabei der Schwerpunkt der *Armee* auf ihren Westflügel zu legen, um zunächst den Feind bei Slawjansk zu erledigen und sich dann gegen die Feindgruppe bei Woroschilowgrad zu wenden. Die Entwicklung der Lage hatte es jedoch mit sich gebracht, dass die *Armee* einen Teil ihrer Kräfte zunächst gegen die letztgenannten Feindverbände festgelegt hatte. So kam es dazu, dass sie nicht mehr stark genug war, den Feind bei Slawjansk schnell schlagen zu können, während anderseits auch südlich Woroschilowgrad nicht genügend Kräfte sein konnten, um das Durchstossen des Feindes nach Südwesten zu verhindern.

Wie meist in ohnehin kritischen Lagen gesellten sich den Krisen im grossen noch örtliche Friktionen hinzu. Die *1. Panzer-Armee* hatte hinsichtlich des Ansatzes ihrer Kräfte (40. Panzer-Korps) zur Vernichtung der von Slawjansk vorgehenden Feindgruppe durch Erkundungen festgestellt, dass ein Vorgehen der eigenen Panzerverbände in dem Gelände westlich des Kriwoj Torez zur Umfassung des Gegners nicht möglich sei. Das von scharf eingeschnittenen Schluchten durchzogene Gelände wäre so tief verschneit, dass ein Ansatz der eigenen Panzerkräfte unmöglich sei. Infolgedessen setzte das 40. Panzer-Korps seinen Angriff längs und ostwärts des Tales des Kriwoj Torez mehr oder weniger frontal an. Wie meist in dem strengen russischen Winter, der das Verbleiben der Truppe über Nacht ausserhalb von Ortschaften fast unmöglich macht, führte dieser Ansatz zwangsläufig dazu, dass sich der Kampf im wesentlichen im Tal des Kriwoj Torez um die Ortschaften abspielte. In erster

Linie ging es zunächst um den Besitz der grossen Fabrikstadt Kramatorskaja. In einem solchen Kampf war aber die so dringend benötigte schnelle Entscheidung gegen die Feindgruppe bei Slawjansk nicht zu erwarten. Die hier in erster Linie kämpfende 11. Panzer-Division kam nur mühsam vorwärts.

Während auf diese Weise die Absicht der H.Gr., den Gegner durch Umfassung von Westen her vom Donez abzuschneiden, gegenstandslos geworden war, stiess dieser seinerseits in der Nacht zum 11. Februar mit starken Panzerkräften über das angeblich ungangbare Gelände westlich des Kriwoj Torez bis Grischino durch. Es zeigte sich wieder einmal, dass westliche Ansichten über Ungangbarkeit des Geländes für den Russen nur sehr bedingt Geltung besitzen. *Die breiteren Ketten seiner Panzer erleichterten ihm allerdings die Überwindung der Hindernisse, die Schlamm oder tiefer Schnee für die unsrigen bildeten, erheblich.* Bei Grischino stand der Gegner nun nicht nur seinerseits tief in der Flanke der 1. Panzer-Armee, sondern er sperrte dort auch zugleich die Hauptnachschiebepiste der H.Gr., die von Dnjepropetrowsk auf Krasnoarmeiskoje führte. Es blieb nur noch die Bahn über Saporoshje offen. Ihre Leistungsfähigkeit war jedoch eingeschränkt, weil die grosse Brücke über den Dnjepr bei Saporoshje, die der Gegner 1941 zerstört hatte, noch nicht wieder betriebsfähig war. Es musste also dort umgeschlagen werden. Kesselwagen mit Betriebsstoff konnten nicht bis zur Front durchrollen.

Während so die Versorgung der Kampffront namentlich mit Betriebsstoff gefährdet war und die Umfassung der *1. Panzer-Armee* von Westen her drohte, versuchte der Gegner gleichzeitig, sie mit den über Woroschilowgrad durchgebrochenen Kräften von Osten her aufzurollen. Insbesondere war es einem feindlichen Kavallerie-Korps gelungen, bis zu dem wichtigen Eisenbahnknotenpunkt Debalzewo durchzustossen, der sowohl weit im Rücken des rechten Flügels der 1. Panzer-Armee, wie auch bereits hinter der von der Armee-Abteilung Hollidt einzunehmenden Flussstellung lag. Zwar wurde dieses Korps bei Debalzewo eingekreist. Seine Vernichtung gestaltete sich jedoch infolge der zähen Gegenwehr in den Ortschaften schwierig und langwierig. So blieb die 17. Panzer-Division, die dringend auf dem Westflügel der Armee benötigt wurde, vorerst hier gebunden.

Auf der Ostfront drängte der Gegner inzwischen mit aufgefrischten Panzerkräften der auf die Miusstellung ausweichenden *Armee-Abteilung Hollidt* scharf nach, so dass das Herausziehen der noch bei der Armee-Abteilung befindlichen Panzer-Divisionen vorerst unmöglich war.

Immerhin – sei hier vorgehend bemerkt – gelang es der Armee-Ab-

Abschied von Generaloberst Busch



Besuch bei Generaloberst Hoth 1943





Besprechung mit General Kempf und General Busse während «Zitadelle»



Hauptquartier Winniza

teilung am 17. Februar, die Mius-Stellung zu erreichen und sich in ihr zur Verteidigung einzurichten.

Auf dem Westflügel war es inzwischen gelungen, die feindlichen Panzerkräfte bei Grischino durch den Einsatz der vom Don gekommenen Division Wiking abzustoppen. Den Gegner schnell zu vernichten, war der Division jedoch nicht möglich. Abgesehen davon, dass sie durch die vorhergehenden schweren Kämpfe bereits erheblich geschwächt war, litt sie an einem entscheidenden Mangel an Führern. Die Division bestand aus Freiwilligen der SS aus den baltischen und nordischen Ländern. Ihre Verluste waren so stark gewesen, dass z. Z. nicht mehr genug Offiziere mit entsprechenden Sprachkenntnissen vorhanden waren. Dass dadurch die Schlagkraft der an sich guten Truppe leiden musste, war verständlich.

Die 4. Panzer-Armee befand sich inzwischen noch auf dem Marsch bzw. Transport vom unteren Don nach dem Westflügel. Die schwierigen Wegeverhältnisse hielten diese Bewegung erheblich auf. So blieb abgesehen von der Tatsache, dass der Feind bei Grischino bereits in der tiefen Flanke der 1. Panzer-Armee stand, und der Möglichkeit, dass er den hier vorerst aufgehaltenen Verbänden neue nachschieben konnte, die Gefahr in der weiten Lücke, die zwischen dem linken Flügel der 1. Panzer-Armee und der Gegend von Charkow klaffte, nach wie vor brennend. Der Gegner hatte in ihr volle Handlungsfreiheit.

Diese Krisen im eigenen Bereich der H.Gr. waren im Wesentlichen eine Folge davon, dass die H.Gr. Don allzulange gezwungen gewesen war, ihre Kräfte zur Deckung des Rückzugs der H.Gr. A vorwärts des Don und Donez zu belassen. Nunmehr musste das H.Gr.Kdo. auch noch mit wachsender Sorge auf den Abschnitt der H.Gr. B blicken.

Da diese nach dem Ausfall der verbündeten Armeen nur noch aus der westlich Kursk kämpfenden, stark mitgenommenen 2. Armee und der erst im Entstehen befindlichen Armee-Abteilung Lanz um Charkow bestand, eröffneten sich den Russen hier zwei für die H.Gr. Don gleich bedrohliche Möglichkeiten.

Der Feind konnte, unter Abdeckung gegen Charkow, mit den von Isjum im Vorgehen nach Westen gemeldeten Kräften auf Pawlograd und weiterhin auf die Dnjepr-Übergänge von Dnjepropetrowsk und Saporoshje eindrehen und damit die rückwärtigen Verbindungen der H.Gr. Don am Dnjepr abschneiden. Er hatte ferner die Möglichkeit, darüber hinaus zu versuchen, die noch in der Versammlung befindliche Armee-Abteilung Lanz zu überrennen. Gelang ihm dies, so stand ihm der Weg über den Dnjepr beiderseits Kremenschug offen. Er konnte in der Folge sowohl die Zugänge zur Krim, wie den Dnjepr-Übergang bei Cherson

sperren. Das Ergebnis würde die Einkreisung des ganzen Heeres-Südflügels sein. Selbst wenn die im Allgemeinen Ende März einsetzende Schlammperiode die Durchführung der letztgenannten, weitreichenden Operation verzögern sollte, so war doch damit zu rechnen, dass der Feind unmittelbar nach ihrem Ende die Verfolgung dieses operativen Zieles wieder aufnehmen würde.

Auf Grund dieser Erwägungen sandte ich am 12. Februar dem OKH zur Vorlage bei Hitler eine erneute Beurteilung der Lage. Ausgehend von den vorgenannten operativen Erwägungen stellte ich zwei Punkte in den Vordergrund:

Erstens das *Kräfteverhältnis*. Ich stellte fest, dass, obwohl der Feind seit nunmehr fast drei Monaten ganz offensichtlich versuchte, durch die Zertrümmerung bzw. Abschnürung des deutschen Südflügels die Entscheidung an der Ostfront herbeizuführen, die Kräfteverteilung innerhalb der deutschen Ostfront dieser Tatsache nach wie vor in keiner Weise entsprach. Trotz der in den letzten Monaten erfolgten Zuführung einer Reihe von Divisionen zur H.Gr. Don war das Verhältnis der deutschen Kräfte zu denen des Gegners hier, wie auch bei der H.Gr. B noch immer 1:8 (teilweise sogar noch ungünstiger), während das Verhältnis bei den beiden Heeresgruppen Mitte und Nord auf 1:4 stand. Nun war es zweifellos verständlich, dass das OKH sich scheute, durch Wegziehen von Kräften von den beiden genannten Heeresgruppen hier neue Krisenpunkte zu schaffen. Des Weiteren war es wohl zutreffend, wenn das OKH bereits auf frühere derartige Vorstellungen von mir hin ins Treffen geführt hatte, dass fast der ganze verfügbare Ersatz an Soldaten wie an Waffen zur H.Gr. Don fliesse, so dass der Kampfwert der Verbände der Heeresgruppen Mitte und Nord geringer als der der H.Gr. Don sei. Dem war jedoch entgegenzuhalten, dass die Divisionen der H.Gr. Don seit Monaten unaufhörlich in sehr schweren Kämpfen standen, was bei den genannten beiden nördlichen Heeresgruppen nicht der Fall war. Zudem kämpften unsere Divisionen im freien Felde, während jene Heeresgruppen in ausgebauten Stellungen standen.

Das Ausschlaggebende war jedenfalls, dass der Gegner die Entscheidung nicht gegen die Mitte oder den Nordflügel der deutschen Ostfront, sondern gegen deren Südflügel suchte und dass es nicht angängig war, uns kräftemäßig weiterhin immer in der Nachhand zu lassen.

Es war als sicher anzunehmen, dass, selbst wenn es gelingen würde, der akuten Gefahr des Abgeschnittenwerdens von den Dnjepr-Übergängen zu begegnen, der Gegner das noch weitgesteckte Ziel der Vernichtung des deutschen Südflügels durch dessen Einkesselung an der Meeresküste nicht aus den Augen lassen werde. Daher musste deutscher-

seits eine durchgreifende Verbesserung des Kräfteverhältnisses auf dem Südflügel unter allen Umständen erfolgen, mochte man dafür Verzicht auf anderen Frontstellen oder Kriegsschauplätzen in Kauf nehmen müssen oder nicht.

Neben dieser grundsätzlichen Frage der Gesamtkräfteverteilung, die ich in meiner Beurteilung der Lage zur Sprache brachte, legte ich in ihr dem OKH meine Gedanken über die weitere Führung der Operationen auf dem Südflügel der Ostfront dar.

Sie wird im folgenden Kapitel «Zitadelle» erörtert werden.

In der Nacht zum 12. Februar verlegte die H.Gr., die nunmehr die Bezeichnung *Heeresgruppe Süd* erhalten hatte, ihr HQ nach Saporoshje, um die Führung des Kampfes an der in Kürze entscheidend werdenden Stelle in der Hand haben zu können.

In der Nacht zum 13. Februar traf beim H.Gr.Kdo. eine Weisung des OKH, offenbar als Entscheidung auf meinen Antrag vom 9. Februar, ein. Danach sollte, entsprechend meinem Vorschlag, eine neue Armee in der Linie Poltawa–Dnjepropetrowsk, eine andere hinter dem Südflügel der 2. Armee aufmarschieren. Tatsächlich ist es zur Bildung dieser beiden Armeen jedoch nicht gekommen. Die Armee, welche hinter der 2. Armee aufmarschieren sollte, kam überhaupt nicht. Die 2. Armee erhielt wohl einige Verstärkungen, die aber auf Kosten der uns in Aussicht gestellten gingen. Die Armee, welche in der Linie Poltawa-Dnjepropetrowsk aufmarschieren sollte, war die bereits bei Charkow gebundene Armee-Abteilung Lanz. Diese wurde in der Folge der H.Gr. Süd zugleich mit dem Abschnitt der H.Gr. B bis Bjelgorod einschliesslich unterstellt. Die 2. Armee trat zur H.Gr. Mitte, das Ob.Kdo.d.H.Gr. B schied aus der Befehlsgliederung der Ostfront aus.

Die vierte Phase: «Der deutsche Gegenschlag»

So erreichte um die Mitte des Februar 1943 und im letzten Drittel des Monats die akute Krise im Bereich der H.Gr. Süd einen neuen Höhepunkt. Zugleich drohte die Gefahr einer Einkreisung des ganzen Heeres-Südflügels durch die weitausholende Umgehung desselben aus dem nördlichen Nachbarabschnitt heraus über kurz oder lang Gestalt anzunehmen. Jedoch sollten gerade in dieser krisenhaften Zuspitzung der Lage die Keime zu einer Wende liegen.

Zunächst allerdings verdüsterte sich das Bild noch weiterhin.

Die beabsichtigte Herausnahme der H.Gr. B aus der Führung an dem Bruchpunkt der Front gerade in diesem Augenblick bedeutete zweifellos

eine Gefahr. Verfügte dies Ob.Kdo. auch ausser der 2. Armee nur noch über Trümmer, so bildete es doch ein wesentliches Glied in der Kette der Befehlsstellen, die an der Ostfront führten. Sein Ausfall musste zur Folge haben, dass die Front an der Naht zwischen der H.Gr. Mitte und der H.Gr. Süd auseinanderklaffte.

Praktisch konnte auch das Ob.Kdo.d.H.Gr. Süd den Befehl in dem ihm nunmehr zugefallenen Abschnitt Charkow (über die Armee-Abteilung Lanz) noch gar nicht übernehmen, weil die Nachrichtenverbindungen fehlten. Ehe die Kommandoübernahme möglich wurde, sollte Charkow bereits verloren gehen. Dass überhaupt so schnell die Übernahme der Befehlsführung im Abschnitt Charkow erfolgen konnte, war der wie immer ausgezeichneten Arbeit des H.Gr.-Nachrichten-Regiments und der zielbewussten Leitung des Nachrichtenwesens durch unseren H.Gr.-Nachrichtenführer, General Müller, zu danken. Wie stets hat in diesem Falle mein Freund, der Chef der Nachrichtentruppe, General Fellgiebel, grosszügig geholfen.

Wenn das Ausscheiden des Ob.Kdos.d.H.Gr. B auch zunächst den Zusammenhang der Führung der Operationen an der kitzligsten Stelle der Ostfront erschwerte, so hat es doch andererseits auch einen Nutzen gehabt. Es hat durch die Unterstellung der Armee-Abteilung Lanz dem Ob.Kdo. d.H.Gr. Süd die Möglichkeit gegeben, zu dem entscheidenden Zeitpunkt an der entscheidenden Stelle *allein* befehlen zu können. Dies hat nicht zuletzt den abschliessenden Erfolg des Winterfeldzuges 1942/43 ermöglicht.

Zunächst sollte für die H.Gr. Süd der Bereich um Charkow eine neue Quelle der Sorge werden, wenn auch vorerst noch für einige Tage die H.Gr. B, oder in Wirklichkeit Hitler durch seine Eingriffe, selbst die Führung dort behielt.

Der *Armee-Abteilung Lanz* war von Hitler befohlen worden, Charkow, das drohte, zu einem Prestigepunkt von der Art Stalingrads zu werden, unter allen Umständen zu halten. Ausserdem sollte sie noch mit dem SS-Panzer-Korps, das den Kern der Armee-Abteilung bildete, aber noch immer erst mit zwei seiner drei Panzer-Divisionen zur Stelle war, in Richtung auf Losowaja vorstossen, um die linke Flanke der H.Gr. Süd zu entlasten.

Offenbar konnte die Armee-Abteilung mit ihren Kräften nur eine dieser beiden Aufgaben lösen. Sie konnte um Charkow kämpfen oder sie konnte auf dem linken Flügel der H.Gr. Süd eingreifen. Ich machte daher den Vorschlag an Hitler, dass die Armee-Abteilung Lanz sich zunächst bei Charkow versagen und versuchen solle, den Feind südlich Charkow zu schlagen. Dadurch wäre fürs erste die Gefahr der Um-

gehung der H.Gr. über den Dnjepr beiderseits Krementschug ausgeschaltet worden. Wir aber konnten hoffen, mit dem Feind, der auf die Dnjepr-Übergänge von Saporoshje und Dnjepropetrowsk zielte, durch Einsatz der 4. Panzer-Armee selbst fertig zu werden. Hatte Lanz den Feind südlich Charkow geschlagen, so konnte er sich der Wiedernahme dieser Stadt zuwenden. Diese Lösung aber passte nicht zu den Gedankengängen Hitlers, für den Charkow, die Hauptstadt der Ukraine, bereits zu einer Frage des Prestiges geworden war. Er gab daher der Armee-Abteilung Lanz am 13. Februar über H.Gr. B nochmals den strikten Befehl, unter allen Umständen Charkow zu halten.

Ich verlangte daraufhin vom OKH die Entscheidung, ob dieser Befehl auch weiterhin Gültigkeit haben sollte, nachdem Lanz unter meinem Befehl treten werde, und ob er aufrechterhalten würde, auf die Gefahr hin, dass das SS-Panzer-Korps in Charkow eingeschlossen würde. Zugleich ersuchte ich um eine Antwort auf meine Beurteilung der Lage im grossen, die ich tags zuvor nach Lötzen gegeben hatte. General Zeitler antwortete mir, dass Hitler zu der letzteren sich dahin geäussert habe, dass sie «viel zu weitgehend» sei. Ich antwortete ihm, dass ich es für richtig halte, wenn eine H.Gr. 4–8 Wochen vorausdenke, dagegen bezweifle, ob es richtig sei, wenn die oberste Führung stets nur an die nächsten drei Tage zu denken scheine.

Was die Lage bei Charkow anging, so erwiesen sich die Verhältnisse stärker als der Wille Hitlers. Das SS-Panzer-Korps, das tatsächlich bereits Gefahr lief, in Charkow eingeschlossen zu werden, räumte am 15. Februar – im Übrigen gegen den Befehl des Generals Lanz – die Stadt. Die vollzogene Tatsache wurde uns von der H.Gr. B mitgeteilt, die in diesen Tagen endgültig aus dem Kommando ausschied. Wäre die Räumung von Charkow durch einen General des Heeres befohlen worden, so hätte zweifellos Hitler diesen vor ein Kriegsgericht gestellt. Da es das SS-Panzer-Korps war, das – im Übrigen durchaus richtigem weise – sich der Einschliessung entzogen hatte, erfolgte nichts. Der Befehlshaber der Armee-Abteilung Lanz wurde allerdings wenige Tage später durch den General der Panzer-Truppen Kempf ersetzt, unter der Begründung, dass General Lanz ein Gebirgsjäger sei, während Kempf Panzerführer war.

Während sich in den Tagen des Übergangs des Kommandos im Gebiet von Charkow von der H.Gr. B auf die H.Gr. Süd die Lage dort zusehends verschärfte, wurde zugleich die Möglichkeit, dass die H.Gr. von ihren Verbindungen über den Dnjepr abgeschnitten werden würde, akut.

Am 16. Februar wurde gemeldet, dass der Gegner, wie schon seit län-

gerer Zeit zu erwarten war, aus dem Gebiet westlich Isjum mit stärkeren Kräften in Richtung auf Pawlograd und Dnjepropetrowsk vorginge. Gelang es ihm hier, den Bahnknotenpunkt Losowaja oder Pawlograd (bzw. den dicht südwestlich Pawlograd liegenden Bahnhof Sinsinikowo) zu erreichen, so war die Bahnverbindung über Poltawa abgeschnitten.

Gleichzeitig liess auch das Tempo des Antransportes der vom OKH zugesagten Verstärkungen wieder nach. Anstatt der versprochenen 37 Trupenzüge täglich waren am 14. Februar nur sechs gekommen.

Weiterhin erklärte die *H.Gr. Mitte*, sie sei kräftemässig nicht in der Lage, vorerst etwas Ernstliches zum Zusammenwirken mit der H.Gr. Süd an der Bruchstelle zwischen den beiden Heeresgruppen zu tun. Sie war anscheinend froh, wenn es ihr gelang, die in einem weit nach Westen zurückspringenden Bogen westlich Kursk ausweichende 2. Armee zum Halten zu bringen.

Die Lage war so kritisch geworden, dass Hitler sich entschloss, mich in meinem HQ aufzusuchen. Meine verschiedenen Beurteilungen der Lage mochten ihm auch wohl zu denken gegeben haben. So sehr ich die Aussicht begrüsst, ihm selbst meine Gedanken vortragen zu können, wie dass er Gelegenheit haben würde, sich persönlich von dem Ernst der Lage zu überzeugen, so schwierig war es natürlich, in einer immerhin grossen Fabrikstadt wie Saporoshje (auf die der Gegner im Anmarsch war), seine Sicherheit zu gewährleisten. Zumal, da er mitgeteilt hatte, dass er einige Tage bleiben wolle. Er wurde mit seinem Gefolge, zu dem der Chef des General-Stabes sowie der General Jodi gehörten, in unserem Bürogebäude untergebracht. (Wie immer brachte er natürlich auch seinen eigenen Koch mit.) Die ganze Umgebung musste hermetisch abgesperrt werden. Immerhin war die Situation nicht sehr beruhigend, da Hitlers Ankunft nicht verborgen geblieben, sondern er bei der Einfahrt vom Flugplatz in die Stadt von den in Saporoshje befindlichen Soldaten, Parteileuten usw. erkannt und begrüsst worden war. An Truppen hatten wir in Saporoshje ausser unserer Wachkompanie und einigen Flak-einheiten so gut wie nichts. In Kürze aber sollten die feindlichen Panzer so nahe an Saporoshje herankommen, dass es ihnen möglich gewesen wäre, den ostwärts des Dnjepr liegenden Flugplatz unter Feuer zu nehmen.

Am 17. Februar nachmittags traf Hitler in meinem HQ ein. Ich gab ihm zunächst einen Lagebericht.

Die *Armee-Abteilung Hollidt* hatte an diesem Tage die Mius-Stellung erreicht, wenn auch scharf gedrängt vom Gegner.

Die 1. *Panzer-Armee* hatte den Gegner bei Grischino abgestoppt, ihn aber noch nicht erledigen können. Auch im Gebiet von Kramartorskaja

war der Kampf gegen die von Lissitschansk-Slawjansk vorgegangenen Feindkräfte noch nicht entschieden.

Die *Armee-Abteilung Lanz* hatte, wie bereits berichtet, Charkow geräumt und war nach SW auf den Mosh-Abschnitt ausgewichen.

Anschliessend trug ich Hitler meine Absicht vor, das SS-Panzer-Korps bei Charkow ganz freizumachen und hier nur die übrigen Teile der *Armee-Abteilung Lanz* stehen zu lassen.

Das SS-Panzer-Korps sollte aus der Gegend Krasnograd nach Südosten in allgemeiner Richtung Pawlograd vorstossen und damit zum Zusammenwirken mit der nunmehr im Anmarsch befindlichen 4. Panzer-Armee kommen. Diese Kräfte hatten den in der breiten Lücke zwischen der 1. Panzer-Armee und der *Armee-Abteilung Lanz* vorgehenden Feind zu schlagen. Wenn dies gelungen und damit die Gefahr der Abschnürung der *Armee-Abteilung Hollidt* und der 1. Panzer-Armee beseitigt sei, würden wir zu einem Schlag im Gebiet von Charkow ausholen.

Hitler weigerte sich zunächst, auf die Reihenfolge dieser von mir beabsichtigten Operationen einzugehen. Er wollte es nicht wahrhaben, dass in dem Gebiet zwischen der 1. Panzer-Armee und der *Armee-Abteilung Lanz* tatsächlich stärkere Kräfte vorgingen. Er fürchtete ferner, dass die von mir in dem Gebiet zwischen Dnjepr und Donez vorgesehene Operation im Schlamm stecken bleiben würde. Da der Winter bereits ziemlich weit vorgeschritten war, lag diese Möglichkeit naturgemäss vor. Der Hauptgrund für die Ablehnung Hitlers war aber wohl doch der Wunsch, Charkow auf jeden Fall sobald als möglich wiederzunehmen, was er erhoffte, wenn erst das SS-Panzer-Korps vollzählig beisammen sein würde. Tatsächlich war die Lage so, dass ein Schlag in Richtung Charkow in jedem Fall die vorherige Beseitigung der Gefahr für die Dnjepr-Übergänge zur Voraussetzung hatte. Ohne dass die Verbindungen über den Dnjepr offengehalten wurden, konnten die 1. Panzer-Armee und die *Armee-Abteilung Hollidt* nicht lebensfähig bleiben. Auch bedurfte man zu dem Schlag bei Charkow der Mitwirkung mindestens eines Teils der 4. Panzer-Armee. Schliesslich war sicher, dass, wenn Tauwetter den Operationen ein Ende setzen würde, dies im Gebiet zwischen Donez und Dnjepr früher der Fall sein musste, als im Gebiet um Charkow und nördlich. Man konnte also hoffen, nach Schlagen des zwischen der 1. Panzer-Armee und der *Armee-Abteilung Lanz* vorgehenden Gegners, auch noch den Schlag auf Charkow führen zu können. Dagegen war die Möglichkeit, die erstere Operation erst anschliessend an die letztere durchzuführen, mehr als fraglich. Unter Umständen wäre alsdann auch nach einem Sieg bei Charkow die Verbindung des rechten Flügels und der Mitte der H.Gr. über den Dnjepr abgeschnitten geblieben, ein

Zustand, den man eine mehrwöchige Schlammperiode hindurch nicht hätte durchstehen können.

Bei der Zähigkeit, mit der Hitler stets seine Ansicht verfocht, kam es natürlich wiederum zu einer endlosen Diskussion. Ich machte ihr schliesslich dadurch ein Ende, dass ich sagte, das SS-Panzer-Korps müsse ja zunächst in jedem Fall erst einmal an der Strasse Charkow – Krasnograd versammelt werden. Dies könne frühestens am 19. Februar der Fall sein. Infolgedessen brauche man erst dann endgültig zu entscheiden, ob es nach Norden oder nach Süden antreten solle. Diese dilatorische Behandlung der Frage wurde mir ermöglicht durch die Erwägung, dass vor dem 19. Februar auch die 4. Panzer-Armee nicht verfügbar sein konnte. Auch glaubte ich mit Recht annehmen zu dürfen, dass der Gang der Ereignisse, den Hitler nun einmal aus unmittelbarer Nähe miterlebte, ihn zur Einsicht bringen werde.

Am 18. Februar erneuter Vortrag bei Hitler. Der Gegner hatte an der Mius-Front mit starken Kräften angegriffen. Er war an mehreren Stellen in die noch ungesicherte Front der *Armee-Abteilung Hollidt* eingebrochen. Auch die Vernichtung des hinter dieser Front bei Debalzewo eingekreisten feindlichen Kav.-Korps war noch nicht gelungen. Ich trug Hitler vor, dass trotzdem das Wegziehen von mot. Verbänden von diesem Flügel nach dem Westflügel dringlich bleibe, auch wenn es im Augenblick noch nicht möglich sei. Auch das bei Grischino in der tiefen Flanke der 1. Panzer-Armee stehende feindliche mech. Korps war noch nicht vernichtet, die hier eingesetzten Kräfte also noch nicht frei.

Dagegen lagen nunmehr einwandfreie Unterlagen dafür vor, dass der Gegner in der Lücke zwischen der 1. Panzer-Armee und der *Armee-Abteilung Lanz* tatsächlich mit starken Kräften gegen die Dnjepr-Übergänge vorging. Die feindliche 267. Schützen-Division war südlich Krasnograd festgestellt. Der Feind hatte mit der 35. Garde-Division, bei der sich auch eine Panzer-Abteilung befand, Pawlograd genommen. Eine dort liegende italienische Division (ein Restbestand der ehemaligen italienischen Armee) hatte die Stadt beim Herannahen des Gegners schleunigst aufgegeben.

Die *Armee-Abteilung Lanz* hatte gemeldet, dass die in Kijew ausgeladenen Räderformationen der SS-Panzer-Division «Totenkopf» zwischen Kijew und Poltawa im Schlamm festsassen. Der von Hitler an erster Stelle gewünschte Schlag nach Norden zur Wiedernahme von Charkow war dadurch gegenstandslos geworden. Wenn das SS-Panzer-Korps ohne die Division «Totenkopf» Charkow schon nicht halten können, so würde es die Stadt, nachdem die Verwendungsbereitschaft der Division vorerst gar nicht abzusehen war, noch weniger wieder-

zunehmen in der Lage sein. Es kam also nur der Schlag nach Südosten zur Vernichtung des in der Lücke zwischen der Armee-Abteilung Lanz und der 1. Panzer-Armee vorgehenden Feindes in Frage. Da nunmehr mit baldigem Einsetzen von Tauwetter auch dort gerechnet werden musste, war Eile geboten. Unter diesen Umständen stimmte Hitler meiner Absicht zu, vom SS-Panzer-Korps die zunächst verfügbare SS-Panzer-Grenadier-Division «Reich» sofort in Richtung auf Pawlograd anzusetzen. Die Division «Leibstandarte» sollte die Operation der 4. Panzer-Armee gegen den von Charkow scharf nach Süden drängenden Gegner decken. Immerhin war nunmehr zu hoffen, dass die 4. Panzer-Armee, verstärkt durch die Division «Reich», zum Erfolg kommen würde.

Im Anschluss an diese Entscheidung trug ich Hitler meine Auffassung über die Gesamtlage vor. Selbst wenn es uns – was noch keineswegs sicher sei – gelingen würde, eine ungünstige Entwicklung bis zum Eintreten der Schlammperiode zu vermeiden, so müsse ich doch weiter denken. Der Schlamm werde uns ja nicht länger als wenige Wochen eine Atempause gewähren. Die H.Gr. hätte dann eine Front von 700 Kilometern zu halten, für die, einschliesslich der Kräfte der Armee-Abteilung Lanz, 32 Divisionen zur Verfügung ständen. Demgegenüber sei als sicher anzunehmen, dass der Gegner nach der Schlammperiode erneut den Schwerpunkt seiner Operationen auf den Südflügel der Ostfront legen und dessen Einkreisung am Schwarzen Meer anstreben werde.

Eine Front von 700 Kilometer, die nur von einigen dreissig Divisionen in der Verteidigung gehalten werden solle, sei von einem überlegenen Feind an jeder beliebigen Stelle zu durchbrechen. Vor allem aber könne man es nicht verhindern, dass der Gegner die H.Gr. nördlich umgehe und dieses Spiel solange fortsetze, bis es am Asowschen oder am Schwarzen Meer geendet haben würde.

Die H.Gr. werde also nach der Schlammperiode nicht stehen bleiben dürfen, um abzuwarten, wo der Gegner sie durchbrechen oder bis er sie nördlich umgehen würde. Es sei denn, dass das OKH in der Lage sein werde, unsere immer noch weit nach Osten vorspringende Front durch einen Offensivschlag rechtzeitig zu entlasten.

Der Zweck meiner Ausführungen war, Hitler dazu zu bewegen, einmal auf weitere Sicht operativ vor auszudenken. Es war aber offenbar, dass er sich in keiner Weise festlegen wollte. Hitler gab zu, dass die Kräfte der H.Gr. für die Verteidigung ihrer Front im kommenden Jahr zu schwach wären. Andererseits aber wollte er das von mir gegebene Zahlenverhältnis nicht anerkennen. Er bestritt zwar nicht, dass wir die festgestellten 341 feindlichen Verbände gegenüber hätten, erklärte aber, dass sie nichts mehr wert seien. Dem Einwand, dass auch die Kräfte

unserer Divisionen am Ende seien, begegnete er damit, dass sie während der Schlammperiode vollen Ersatz an Mannschaften, sowie neue Waffen erhalten würden (was auch der Fall gewesen ist). Er wollte aber nicht anerkennen, dass der Feind in derselben Zeit seinen Jahrgang 1926 von 1,5 Millionen Mann an die Front bringen werde. Ebenso wenig wollte er wahrhaben, dass der Gegner mit der Panzerproduktion von zwei Monaten (der annähernden Dauer der Schlammperiode) etwa 60 Panzer-Brigaden neu ausrüsten könne. Er betonte aber um so mehr die entscheidende Bedeutung, die das Donez-Gebiet, wenn es wieder in die Hand des Gegners falle, für die feindliche Panzerproduktion spiele. Was die eigene Führung der Operationen im Osten 1943 angehe, so könne er die Kräfte für eine grosse Offensive weder den anderen Kriegsschauplätzen entnehmen, noch aus Neuaufstellungen gewinnen. Dagegen würden begrenzte Teilschläge unter Einsatz neuer Waffen möglich sein. Damit war Hitler wieder auf dem Gebiet der Waffen und ihrer Produktion angelangt. Ihn zu einer Festlegung seiner operativen Absichten für den kommenden Sommerfeldzug zu bringen, war nicht möglich. Wir lebten eben anscheinend in verschiedenen Denkwelten.

Am 19. Februar fand eine weitere Besprechung statt, zu der auch der Feldmarschall v. Kleist berufen worden war. Immerhin hatte Hitler durch seinen Aufenthalt in meinem HQ doch wohl einen tieferen Eindruck von den Gefahren der Lage auf dem Südflügel gewonnen. Er erklärte, dass nunmehr die H.Gr. A alles, was nur möglich sei, von ihren Kräften zur H.Gr. Süd überführen solle. Die H.Gr. A sei jetzt als das «nahe Kräfte-reservoir» der Front der H.Gr. Süd zu betrachten. Den Gedanken an eine künftige operative Auswirkung des Kuban-Brückenkopfes hatte Hitler danach inzwischen wohl ad acta gelegt. Leider hat die spätere Zeit ergeben, dass das «nahe Kräfte-reservoir» keineswegs auch nur in dem Masse für uns ausgeschöpft werden würde, wie es die Transportmöglichkeiten über die Krim erlaubt hätten. Der Kuban-Brückenkopf sollte sein Eigenleben weiterführen. Es ist eine alte Erfahrung, dass nichts schwerer ist, als Kräfte, die einmal an einer falschen Stelle festgelegt worden sind, dort wieder freizubekommen.

Im Übrigen brachte der Tag insofern eine weitere Erhöhung der Spannung, als der Gegner, anscheinend mit stärkeren Kräften, den Bahnhof Sinsinokowo erreichte. Er sperrte damit nicht nur vorübergehend die Hauptversorgungsbahn für die Mitte und den rechten Flügel der H.Gr., sondern war auch nur noch 60 Kilometer von unserem HQ, in dem sich der Führer des Deutschen Reiches befand, entfernt. Kein Truppenverband befand sich zwischen uns und diesem Gegner! Ich war daher ganz beruhigt, dass Hitler am Nachmittag dieses Tages in sein HQ

zurückflog. Es wäre immerhin denkbar gewesen, dass am nächsten Tage feindliche Panzer die Benutzung des ostwärts des Dnjepr liegenden Flugplatzes unmöglich gemacht hätten.

Als letztes hatte ich Hitler noch vorgetragen, dass ich fast alle Panzer-Divisionen für die beabsichtigten Schläge auf dem Westflügel der H.Gr. benötigen, also von der Mius-Front wegziehen würde. Wenn diese bisher hätte gehalten werden können, so deshalb, weil die Masse der gegen sie in Anmarsch befindlichen feindlichen Kräfte die Enge von Rostow passieren müsse, also noch nicht heran sein könne. Die Möglichkeit, dass das Donez-Gebiet von Osten her vom Gegner genommen werde, sei also nicht von der Hand zu weisen. Ihr zu begegnen, sei aber in jedem Falle nur möglich, wenn wir vorher die Gefahr der Abschnürung der H.Gr. von ihren rückwärtigen Verbindungen beseitigt hätten. Dies schien auch Hitler einzuleuchten.

In jedem Falle hatte ich den Eindruck, dass sein Besuch in meinem HQ dazu beigetragen hatte, ihm die augenblickliche, aber auch die für eine weitere Zukunft für den Südflügel der Ostfront drohende Gefahr einer Einkreisung klarzumachen. Vom OKW bzw. von General Schmundt ist allerdings alsbald die Version verbreitet worden, Hitler wäre bei uns gewesen, «um der H.Gr. den Rücken zu stärken». Ich glaube nicht, dass das Ob.Kdo.d.H.Gr. jemals einer solchen «Rückenstärkung» bedurft hat. Wenn wir auch nicht, wie Hitler es verlangte, bereit waren, stur um jeden Schritt Boden zu kämpfen, ohne Rücksicht darauf, welche Folgen dieses «Halten um jeden Preis» haben würde, so glaube ich, dass man nicht leicht ein Oberkommando finden konnte, das (allen Krisen zum Trotz) zäher an dem Willen zum Siege festgehalten hätte, als das unsere. In diesem Sinne hatte es niemals die geringste Abweichung zwischen meinen Mitarbeitern und mir gegeben.

Die Schlacht zwischen Donez und Dnjepr

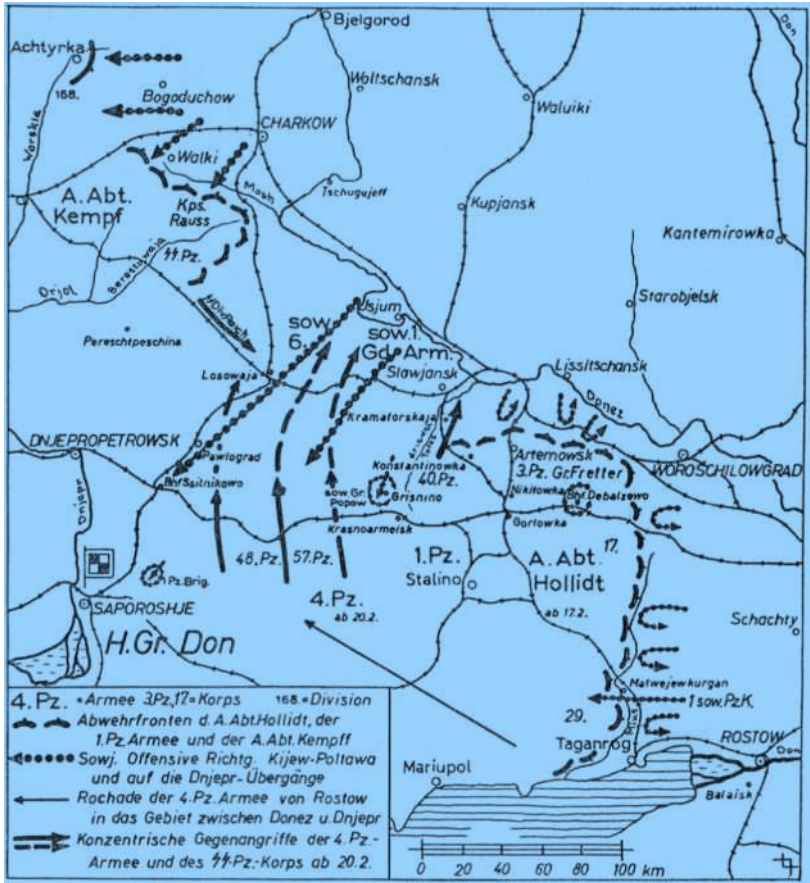
Am 19. Februar erging der Befehl der H.Gr. zum Aufmarsch der *4. Panzer-Armee* zum Gegenangriff gegen den über die Linie Pereschtschepino – Pawlograd – Grischino zur Abschnürung der H.Gr. vom Dnjepr angesetzten Gegner.

Am 20. Februar wurde das Bild der nächsten operativen Absichten des Feindes vollends klar, so wie wir es vorausgesehen hatten.

An der Ostfront griff der Feind die Mius-Stellung der *Armee-Abteilung Hollidt* unter Bildung von drei Durchbruchsschwerpunkten an.

Zum Abschneiden unserer Verbindungen über den Dnjepr hatte er –

ausser den bei Grischino und Kramatorskaja von uns aufgehaltenen Kräften – anscheinend eine Armee in Stärke von drei Schützen-Divisionen, zwei Panzer-Korps und Kavallerie angesetzt.



Winterfeldzug 1942/43
Der deutsche Gegenschlag
Schlacht zwischen Donez und Dnjepr

Gleichzeitig versuchte er, die schwache Front der *Armee-Abteilung Kempff* (General Kempff hatte inzwischen General Lanz abgelöst) südwestlich und westlich Charkow zu durchbrechen. Des Weiteren strebte

er an, diese Armee-Abteilung auf ihrem NW-Flügel zu umfassen und sie zugleich – weiter nördlich ausholend – zu umgehen.

Für die *H.Gr.* kam es demgegenüber auf zweierlei an. Sie musste versuchen, die Ostfront am Mius so gut es ging zu halten. Ob das mit den geringen Kräften und angesichts des Fehlens von Reserven, insbesondere an Panzer-Divisionen, für diese Front möglich sein würde, stand dahin.

Des Weiteren hatte sie mit der *4. Panzer-Armee* den Feind in der Lücke zwischen der *1. Panzer-Armee* und der *Armee-Abteilung Kempf* schnell zu schlagen und damit das Abgeschnittenwerden von den Dnjepr-Übergängen zu verhindern. Andernfalls wäre die *H.Gr.* mit der Masse ihrer Kräfte aus Mangel an Betriebsstoff in Kürze bewegungsunfähig geworden.

War es gelungen, die Feindgruppe zwischen dem Donez und dem Dnjepr, die diese Abschnürung anstrebte, zu schlagen, so würde sich aus der Entwicklung der Lage bis zu diesem Zeitpunkt ergeben, ob wir gleich mit allen beweglichen Kräften nach Norden würden stossen können, um die Lage bei der *Armee-Abteilung Kempf* wiederherzustellen. Vieh leicht aber konnte zunächst noch ein Einsatz der *4. Panzer-Armee* im Bereich der *1. Panzer-Armee* nötig werden, falls diese bis dahin mit dem Gegner bei Grischino und Kramatorskaja nicht aus eigenen Kräften fertig geworden wäre.

In jedem Fall mussten wir uns auf unserem Nordflügel, also bei der *Armee-Abteilung Kempf*, vorläufig versagen. Deren Aufgabe konnte vorerst nur sein, dem Feind durch zähesten Widerstand den Weg zum Dnjepr, sei es über Krasnograd auf Dnjepropetrowsk, sei es über Poltawa auf Krementshug, zu verlegen. Hatte der Feind etwa den Ehrgeiz, auf Kijew zu gehen, wofür manche Anzeichen sprachen (und was Hitler auch zunehmend befürchtete), so konnten wir ihm nur glückliche Reise wünschen. Für eine Auswirkung einer so weitausholenden Umgebungsbewegung noch vor Eintritt der Schlammperiode war es doch wohl zu spät geworden.

Der 21. Februar brachte die ersten Anzeichen einer Entlastung an den z. Z. wesentlichsten Frontabschnitten der *H.Gr.*

Die Ostfront am Mius hatte gehalten. Die Reste des bereits seit längerem um Debalzewo hinter der Front eingeschlossenen feindlichen Kav.-Korps mussten sich endlich ergeben. Auch ein feindliches Panzer-Korps, das die Mius-Stellung bei Matjewewkurgan durchbrochen hatte, konnte eingekreist werden und ging seiner Vernichtung entgegen.

Auf dem rechten Flügel der *1. Panzer-Armee* hielt der Gegner bei der Gruppe Fretter weiterhin seinen Druck aufrecht, offenbar, um von hier

aus die Mius-Stellung aus den Angeln zu heben oder die Nordfront der 1. Panzer-Armee aufzurollen. Vor dieser selbst blieb er ruhig. Aufgefangene Funksprüche liessen erkennen, dass es der Feindgruppe, die vor der Westfront der 1. Panzer-Armee bei Grischino und im Gebiet von Kramatorskaja (Gruppe Popow) kämpfte, schlecht ging. Offenbar versagte hier der Nachschub.

Die 4. Panzer-Armee hatte Pawlograd genommen. Es stand zu hoffen, dass auch ihre letzten Verbände vor dem Weichwerden der Strassen herankommen würden. Dass ein schwächerer feindlicher Panzerverband bis nahe an Saporoshje vorgestossen war, bedeutete nunmehr keine grosse Gefahr. Er blieb etwa 20 Kilometer vor der Stadt mangels Betriebs-Stoffs liegen und konnte in der Folge in kleineren Gruppen gestellt und vernichtet werden. Bedauerlich war, dass eine im Anrollen befindliche neue Division (332.), die nach Pawlograd bestimmt war, vom OKH nach dem rechten Flügel der H.Gr. Mitte auf Sumy abgedreht wurde. Mochte auch die Lage bei der 2. Armee keineswegs rosig sein, so lag doch die wesentlichere Entscheidung da, wo wir endlich auf dem Wege waren, die Initiative wieder an uns zu reissen. Ob der Feind inzwischen in der Richtung auf Kijew und nördlich etwas weiter kam, war demgegenüber belanglos.

Dass der Gegner solche Absichten hegte, ging daraus hervor, dass stärkere Feindkräfte aus der Richtung Bjelgorod auf Achtyrka im Vor- gehen waren, offenbar zunächst in der Absicht, die Armee-Abteilung Kempf nördlich zu umgehen.

Die nächsten Tage brachten den erhofften Erfolg des Gegenschlages der 4. Panzer-Armee und damit endlich wieder den Übergang der Initiative in diesem Feldzug auf die deutsche Seite.

Zunächst zerschlug die Armee die Feindkräfte, die im Vorgehen gegen die Dnjeprübergänge waren, also die Feindgruppe im Gebiet um und südlich Pawlograd. Was Hitler nicht hatte wahrhaben wollen, bestätigte sich. Es handelte sich hier immerhin um zwei feindliche Panzer-Korps, ein Schützen-Korps und ein Kav.-Korps. Anschliessend gelang es, im Zusammenwirken mit der I. Panzer-Armee, die vor deren Westfront stehenden vier feindlichen Panzer- bzw. mech. Korps zu schlagen.

Bis zum 1. März wurde klar, dass der Russe auf Grund seiner Niederlage zwischen Donez und Dnjepr auch vor der Nordfront der 1. Panzer-Armee weich zu werden begann und dass die Armee hier die Donez-Linie wiedergewinnen würde. Es wäre verlockend gewesen, dem Feind über den noch zugefrorenen Donez nachzustossen, um alsdann dem Gegner bei und westlich Charkow in den Rücken zu gehen.

Zunächst musste jedoch der Südflügel der Charkower Feindgruppe, der

mit starken Kräften südwestlich Charkow an der Berestowa) a stand, geschlagen werden, um freie Hand für ein Vorgehen über den mittleren Donez zu gewinnen. Ob dieses angesichts des in Kürze zu erwartenden Einsetzens der Schlammperiode noch möglich sein werde, erschien allerdings mehr als fraglich. Die H.Gr. musste sich daher zunächst damit begnügen, den Charkower Feind westlich des Donez aufzusuchen und zu schlagen.

Im südlichen, nahe der Küste liegenden Streifen des Operationsgebiets der H.Gr. hatte bereits Tauwetter eingesetzt. Der Gegner war daher Ende Februar an der *Miusfront* dazu übergegangen, an Stelle der Durchbruchversuche mit Panzer- und anderen beweglichen Verbänden, Schützen-Divisionen zum Angriff einzusetzen. Offenbar wollte er sich vor der Schlammperiode wenigstens noch Brückenköpfe westlich des Mius schaffen. Nachdem auch dieser auf breiter Front angesetzte Angriff gescheitert war, verebbte hier seine Offensive endgültig in erfolglosen Teilangriffen.

Am 2. März war die H.Gr. in der Lage, das Ergebnis ihres ersten Gegenschlages, den sie mit der 4. Panzer-Armee und dem linken Flügel der 1. Panzer-Armee gegen den Gegner zwischen Donez und Dnjepr geführt hatte, zu übersehen. Durch diesen Angriff, wie durch die erfolgreiche Abwehr der *Armee-Abteilung Hollidt* am Mius, waren die Armeen der feindlichen «*Südwestfront*» doch so geschlagen, dass sie vorderhand nicht mehr angriffsfähig waren. Stark mitgenommen waren insbesondere die Feindkräfte, die gegen den linken Flügel der 1. Panzer-Armee und in die Lücke zwischen dieser und der *Armee-Abteilung Kempf* vorgestossen waren: die feindliche 6. *Armee*, die *Gruppe Popow*, die bei Grischino gekämpft hatte, und die 1. *Garde-Armee*. Als vernichtet konnten das 25. Panzer-Korps sowie drei Schützen-Divisionen angenommen werden. Als zerschlagen das 3. Panzer-, das 4. Garde-Panzer-, das 10. Panzer-Korps sowie eine selbständige Panzer-Brigade, eine mech. Brigade, eine Schützen-Division und eine Ski-Brigade. Ferner hatten erhebliche Einbusen das 1. Garde-Panzer- und das 18. Panzer-Korps sowie sechs Schützen-Divisionen und zwei Ski-Brigaden.

Nach den Meldungen unserer Truppen hatte der Feind auf der Walstatt der *Schlacht zwischen Donez und Dnjepr* etwa 23'000 Tote gelassen. 615 erbeutete Panzer, 354 Geschütze, 69 Flak und grosse Mengen erbeuteter MG und Granatwerfer wurden gemeldet. Dagegen erschien die Zahl von 9'000 Gefangenen gering. Sie erklärte sich daraus, dass die eigenen Kräfte, zumeist Panzer-Divisionen, nicht in der Lage gewesen waren, einen lückenlosen Ring um den Feind zu schliessen. Die Kälte hatte zur Folge, dass sich – namentlich in der Nacht – die Truppen in

und um die Ortschaften zusammenballten, so dass für einzelne Soldaten wie für Truppenteile, die ihre Fahrzeuge zurückliessen, in dem Zwischengelände genügend Raum zum Entweichen verblieb. Den Donez im Rücken des Gegners zu sperren, war nicht möglich gewesen, da der Fluss noch immer zugefroren und für Fussgänger mit leichten Waffen durchweg überschreitbar war.

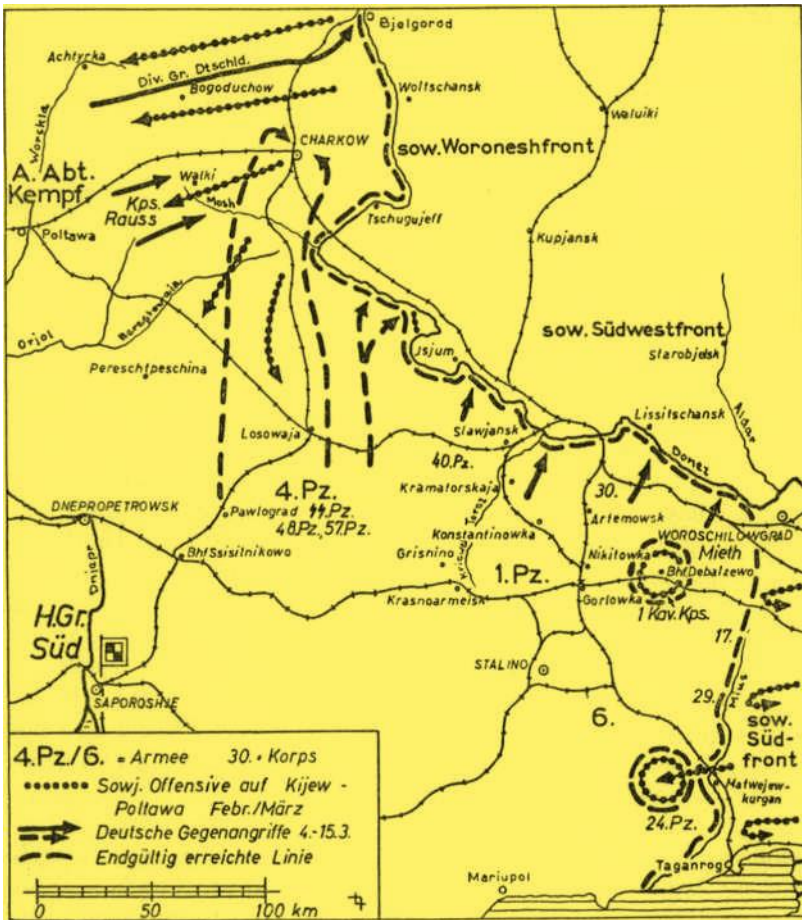
Abgesehen von den vorgenannten Verlusten des Gegners waren noch das hinter der Front der Mius-Stellung eingekreiste 4. Garde-mech.-Korps und das 7. Garde-Kav.-Korps vernichtet worden.

Die Schlacht bei Charkow

Nachdem so durch den Sieg zwischen Donez und Dnjepr endlich wieder die Initiative zurückgewonnen war, leitete die H.Gr. gemäss einem schon am 28. Februar gegebenen H.Gr.-Befehl den Schlag gegen die feindliche «*Woroneschfront*», d.h. gegen die im Gebiet um Charkow befindlichen Feindkräfte ein. Die Absicht war, dieselben in ihrer Südflanke anzugreifen, um den Gegner entweder von Süden her aufzurollen oder – wenn irgend möglich – ihm später von Osten her in den Rücken zu stossen. Es handelte sich dabei für uns keineswegs um den Besitz von Charkow, sondern um das Schlagen, möglichst die Vernichtung der dort stehenden feindlichen Einheiten.

Das erste Ziel war demgemäss das Zerschlagen des an der Bestowaja südwestlich Charkow stehenden feindlichen Südfügels, den die sowjetische 3. Panzer-Armee bildete. Dieses Ziel wurde durch die 4. Panzer-Armee bis zum 5. März erreicht. Von der feindlichen 3. Panzer-Armee wurden das 12. und 4. Panzer-Korps, ein Kav.-Korps und drei Schützen-Divisionen teils zerschlagen, teils in einem kleineren Kessel bei Krasnograd gefangen genommen. Neben wiederum verhältnismässig wenigen Gefangenen meldete die Truppe schätzungsweise 12'000 Feindtote, 61 erbeutete Panzer und 225 Geschütze sowie 600 Kraftfahrzeuge.

Die Absicht der H.Gr., nunmehr dem der Armee-Abteilung Kempf auf Achtyrka und Poltawa nachdrängenden Feind in den Rücken zu gehen, um ihn zu einer Schlacht mit verwandter Front zu zwingen, erwies sich jedoch aus Witterungsgründen als nicht mehr ausführbar. Die 4. Panzer-Armee hätte hierzu den Donez abwärts Charkow überschreiten müssen, um später, nach Westen eindrehend, den Gegner von Osten her im Rücken zu fassen. Das Eis des Donez war jedoch inzwischen brüchig geworden. Eisgang war in kürzester Frist zu erwarten, der auch das Halten von Potonbrücken immöglich gemacht hätte. Selbst eine Um-



Winterfeldzug 1942/43
Der deutsche Gegenschlag: Die Schlacht bei Charkow

gehung des Feindes in kleinerem Rahmen durch Übergang über den Mosh-Abschnitt südwestlich Charkow, um dann die Stadt, über die die rückwärtigen Verbindungen des Gegners liefen, von rückwärts her zu nehmen, schien angesichts des Auftauens des Geländes kaum mehr möglich. So musste versucht werden, den Feind, so gut es ging, von der Flanke her aufzurollen und ihn dabei von Charkow abzudrängen.

Am 7. März trat dementsprechend die 4. *Panzer-Armee* einschliesslich des SS-Panzer-Korps, dessen letzte Division, die Division «Totenkopf», inzwischen ebenfalls voll eingetroffen war, aus dem Gebiet von Krasnograd zum Angriff nach Norden an. Die *Armee-Abteilung Kempf* schloss sich diesem Angriff an, sobald der Gegner vor ihrer Front weich zu werden begann.

Der Angriff der 4. Panzer-Armee und des SS-Panzer-Korps kam in den folgenden Tagen gut vorwärts. Es gelang, eine ganze Anzahl feindlicher Verbände von der Flanke her aufzurollen und zu schlagen.

Allerdings hatte nunmehr auch der Feind die seiner Woronesch-Front drohende Gefahr erkannt. Die Funkaufklärung stellte fest, dass er aus der Gegend von Woroschilowgrad Kräfte (anscheinend mehrere Panzer- und mech. Korps) auf Isjum verschob, vermutlich, um sie gegen die Flanke der nach Norden auf Charkow stossenden 4. Panzer-Armee anzusetzen. Zu einer Auswirkung in grösserem Massstabe sind diese Kräfte jedoch nicht mehr gekommen. Sei es, dass sie infolge der vorausgegangenen Kämpfe im Gebiet von Woroschilowgrad bzw. an der Mius-Front nicht mehr angriffsfähig waren, sei es, dass das Auftauen des Donez ihr Eingreifen verhinderte. Der Gegner konnte nur nordwestlich Isjum einen kleineren Brückenkopf auf dem Südufer des Donez gewinnen und behaupten. Der Feind führte ferner von Osten her das 2. Garde-Panzer-Korps auf Charkow heran und holte vom Westen Teile der dem Nordflügel der Armee-Abteilung Kempf und der 2. Armee nachdrängenden Kräfte auf Bogoduchoff zurück. Da die 2. Armee zu schwach war, um ihrerseits zum Angriff vorzugehen, erschien es zweifelhaft, ob es uns noch gelingen würde, die Feindkräfte, die in Richtung Achtyrka und nördlich weit nach Westen vorgestossen waren, am Entweichen nach Osten zu hindern. In jedem Fall aber wollten wir anstreben, den weiter südlich vor der Armee-Abteilung Kempf stehenden Feind von Charkow abzu drängen, bzw. von den Donez-Übergängen ostwärts Charkow abzuschneiden. Gelang dies, so konnte Charkow im Handstreich genommen werden. Die Gefahr, dass die Stadt ein zweites Stalingrad würde, an dem sich unsere Stosskräfte festbissen, wollte die H.Gr. unter allen Umständen vermeiden.

Es war aber unvermeidlich, dass der Name Charkow einen magischen Anreiz auf die Truppe und die mittlere Führung ausübte. Das SS-Panzer-Korps wollte die wiedergewonnene Hauptstadt der Ukraine «seinem Führer» als Zeichen des Sieges zu Füssen legen und drängte darum auf dem kürzesten Weg nach Charkow. Es bedurfte einiger scharfer Eingriffe der H.Gr., um sicherzustellen, dass das Korps nicht frontal gegen Charkow anrannte, sich hier festbiss und damit den Feindteilen, die noch

westlich der Stadt kämpften, das Entkommen ermöglichte. Schliesslich gelang es, das SS-Panzer-Korps ostwärts um Charkow herumzuführen. Die Stadt fiel leicht, und es glückte, erheblichen Teilen des Gegners den Rückzug über den Donez zu verlegen.

Die Entwicklung im Gebiet um Charkow und südlich hatte den Feind gezwungen, seine vor der *Armee-Abteilung Kempf* stehenden Kräfte, die sich bereits Poltawa genähert und weiter nördlich Achtyrka genommen hatten, zunächst, wie bereits erwähnt, zu schwächen und in der Folge in Richtung Charkow – Bjelgorod zurückzunehmen.

Die *Armee-Abteilung Kempf* drängte dem Gegner scharf nach.

Am 10. März besuchte Hitler erneut unser HQ. Ich trug ihm neben der augenblicklichen Lage besonders unsere Ansichten über die Führung der Operationen nach dem Ende der nunmehr einsetzenden Schlammperiode vor. Hierüber wird im nächsten Kapitel zu sprechen sein.

Am 14. März fiel Charkow in die Hand des SS-Panzer-Korps. Gleichzeitig war auf dem Nordflügel der *Armee-Abteilung Kempf* die Division «Gross-Deutschland» in scharfem Vorgehen Richtung Bjelgorod. Der Gegner warf ihr noch einmal starke Panzerkräfte entgegen, die die Division jedoch bei Gaiworon zerschlug. Anschliessend stiess sie auf Bjelgorod durch.

Mit der Einnahme von Charkow und Bjelgorod nahm der zweite Gegenschlag der H.Gr. ein Ende. Der zunehmende Schlamm liess eine Weiterführung der Operationen nicht mehr zu. An sich hatte die H.Gr. den Wunsch gehabt, als Abschluss im Zusammenwirken mit der H.Gr. Mitte noch den weit nach Westen in die deutsche Front hineinspringenden Bogen um Kursk auszuräumen, um hier eine kürzere Front zu schaffen. Die Absicht musste jedoch aufgegeben werden, da sich die H.Gr. Mitte zu einer Mitwirkung ausserstande erklärte. So blieb dieser Bogen eine unangenehme Einbeulung unserer Front, die dem Feind gewisse operative Möglichkeiten eröffnete, während sein Bestehen die unseren hemmen musste. Immerhin aber hatte die H.Gr. die gesamte Donez-Front von Bjelgorod bis zu dem Punkte, an dem die Mius-Stellung abzweigte, ebenso wie die letztere, in sicherem Besitz. Es war die nämliche Stellung, die die deutschen Truppen im Winter 1941/42 gehalten hatten.

Rückblick

Wirft man abschliessend noch einen Blick auf den Gesamtverlauf und die Ergebnisse dieses Winterfeldzuges 1942/43 in Südrussland, so wird man hinsichtlich der letzteren zunächst den unbestreitbar grossen Erfolg

auf der Sowjetseite festzustellen haben. Es war den Sowjets gelungen, eine ganze 6. deutsche Armee, die stärkste von allen, einzukesseln und zu vernichten. Darüber hinaus hatten die Sowjets vier auf deutscher Seite kämpfende verbündete Armeen vom Kampfplatz weggewischt. Viele Tapfere, die es auch in diesen Armeen gegeben hat, waren gefallen. Erhebliche Teile waren in sowjetische Gefangenschaft geraten. Die Reste dieser Armeen hatten sich aufgelöst und mussten früher oder später abgeschoben werden. Als Kampfkraft erschienen sie nicht wieder auf dem Schauplatz. Wenn auch der grösste Teil der Divisionen der 6. Armee aus Resten und Ersatz neu aufgestellt werden konnte und die Armeearbeitung Hollidt im März 1943 den Namen der 6. Armee wieder aufnahm, so war doch der Verlust der Masse der Kämpfer von etwa 20 Divisionen, dazu eines erheblichen Teils der Heeresartillerie und der Heerespioniere, endgültig. Mochte auch der tatsächliche Kampfwert der verbündeten Armeen nur bedingt, am grössten noch bei den rumänischen, gewesen sein, so bedeutete ihr Ausfall doch einen erheblichen Verlust. Mit ihm entfiel die Möglichkeit, wenigstens an ruhigen Frontabschnitten deutsche Kräfte freizumachen. Trotz des Verschwindens von insgesamt fünf Armeen auf deutscher Seite wird man jedoch nicht sagen können, dass dieser Ausfall bereits kriegsentscheidend hätte werden müssen. Zu dem Verlust an Truppen auf deutscher Seite trat der des gesamten in der Sommeroffensive 1942 gewonnenen riesigen Gebietes mit seinen Hilfsquellen. Der Griff nach dem kaukasischen Öl, eines der wesentlichsten Ziele dieser Offensive, war misslungen. Wobei noch zu bemerken ist, dass dieses kriegswirtschaftliche Ziel, für das sich besonders Göring ins Zeug gelegt hatte, entscheidend dafür gewesen war, dass die deutsche Sommeroffensive sich zersplitterte. Diesem territorialen Ziel nachjagend, hatte man vergessen, dass sein Erreichen und Behaupten immer das Schlagen der feindlichen Hauptkräfte zur Voraussetzung haben musste. Immerhin war es gelungen, den für die Kriegführung wesentlichen Teil des Donezbeckens zu behaupten.

So gross aber auch immer der sowjetische Gewinn gewesen ist, der entscheidende Sieg auf dem Südflügel der Ostfront, die Vernichtung dieses Südflügels, die voraussichtlich nicht wieder auszugleichen gewesen wäre, war den Sowjets nicht gelungen. Die Initiative war bei Abschluss des Winterfeldzuges wieder auf die deutsche Seite, übergegangen. Er hatte den Sowjets zum Schluss zwei Niederlagen eingebracht. Sie entbehrten zwar des entscheidenden Charakters, ermöglichten aber doch der deutschen Seite eine Stabilisierung der Front und eröffneten ihr die Aussicht, den Krieg im Osten mit dem Ziel einer Remislösung weiterzuführen. Dass allerdings die Hoffnungen auf eine kriegsentscheidende

Offensive im Sommer 1943 zu begraben waren, konnte nicht zweifelhaft sein. Dazu war der Ausfall an Kampfkraft denn doch zu gross gewesen. Dass die deutsche oberste Führung aus diesem Ergebnis den Schluss zu ziehen hatte, mit allen Mitteln eine Verständigung wenigstens mit einem der Gegner anzustreben, war sicher. Ebenso musste ihr klar sein, dass sie in der Folge den Krieg im Osten mit dem Ziel zu führen haben würde, unter Schonung der eigenen Kräfte, insbesondere aber unter Vermeidung des Verlustes ganzer Armeen, wie bei Stalingrad, die Erschöpfung der russischen Angriffskraft zu erreichen. Sie musste dazu, unter entschlossenem Verzicht auf alle Nebenziele, den Schwerpunkt der deutschen Kräfte auf den Ostkriegsschauplatz legen, solange die Westgegner noch nicht in der Lage sein konnten, in Frankreich zu landen, bzw. aus dem Bereich des Mittelmeeres einen entscheidenden Stoss zu führen.

kehrt man von diesen Erwägungen zu dem Winterfeldzug 1942/43 und seinen Ergebnissen zurück, so wird man zu fragen haben, warum die sowjetische Führung in diesem Winterfeldzug zwar grosse Erfolge, aber *nicht den entscheidenden Erfolg*, die Vernichtung des ganzen deutschen Südflügels, erreicht hat? Hatte sie doch in der erdrückenden Überlegenheit der Zahl ihrer Verbände und in Anbetracht der eingangs geschilderten operativen Ausgangslage die höchsten überhaupt nur denkbaren Trümpfe in der Hand.

Zunächst ist festzustellen, dass es ihr an Tatkraft keineswegs gefehlt hat. Sie hat zur Erreichung ihrer Ziele ihre Truppen ohne jede Rücksicht auf die zu erwartenden Verluste eingesetzt. Die Truppe hat sich, wie die Russen fast immer, tapfer geschlagen und zum Teil unvorstellbare Opfer auf sich genommen. Allerdings war ein erhebliches Absinken des Wertes der Infanterie unverkennbar, während die volle Ausstattung mit Artillerie nach den Verlusten von 1941/42 noch nicht erreicht war. Es war auch unbestreitbar, dass die sowjetische Führung seit Beginn des Krieges viel gelernt hatte, insbesondere in Bezug auf die Organisation und die Verwendung grosser Panzerverbände. Panzermassen hatte der Feind bereits 1941 gehabt, sie jedoch nicht selbständig und zugleich einheitlich verwenden können. Nun waren sie in seinen Panzer- und mech. Korps zweckmässig organisiert und zugleich die deutsche Taktik des Durchstossens in die Tiefe übernommen worden. Immerhin ist es – abgesehen von der Lage im November 1942 – fast immer gelungen, diese Panzer- und mech. Verbände schliesslich, wenn auch erst tief im deutschen Kampfgebiet, zu schlagen oder zu vernichten. Andererseits haben sie nach der Einschliessung der 6. Armee niemals mehr vermocht, so schnell und so stark bis zu den entscheidenden Punkten durchzustos-

sen, dass dadurch das Ziel der Abschnürung des deutschen Heeres-Südflügels, sei es am Don, an der Küste des Asowschen Meeres oder am unteren Dnjepr erreicht worden wäre. Die sowjetische Führung hat, abgesehen von Stalingrad, wo ihr Hitler dies ermöglichte, niemals eine Kesselschlacht zustande bringen können, wie wir sie – mit mehreren Hunderttausenden von Gefangenen – 1941 mehrfach zuwege gebracht haben. Und das, obwohl im Winter 1942/43 auf sowjetischer Seite eine erdrückende Überlegenheit bestand und obwohl die operative Ausgangslage und das Versagen der verbündeten Armeen dem Gegner den Weg in den Rücken der deutschen Front freigab. Während wir 1941, im Grossen gesehen, doch eine Frontalschlacht auf der Ostfront zu schlagen hatten.

So kommt man zu der Betrachtung der obersten sowjetischen Führung. Das strategische Ziel, die Einkesselung des ganzen deutschen Südflügels, lag angesichts der operativen Lage nach Abschluss der deutschen Sommeroffensive so klar vor Augen, dass es beim besten Willen nicht übersehen werden konnte. Auch das Anpacken an den Fronten der verbündeten Armeen war eine Selbstverständlichkeit. Viel Genie gehörte also nicht zum Entwerfen eines Operationsplans auf sowjetischer Seite im Spätherbst 1942.

Der erste Schlag, die Einkesselung der 6. Armee, war zweifellos richtig. Gelang er – und die deutsche oberste Führung tat alles, dass er gelang – so war die stärkste Stosskraft auf deutscher Seite ausgeschaltet.

Es wäre besser gewesen, mit diesem ersten Schlag zugleich die Offensive an den Fronten der italienischen und ungarischen Armee zu verbinden, um in einer grossangelegten einheitlichen Angriffsoperation von Anfang an das Abschneiden der deutschen Kräfte bei Rostow oder am Asowschen Meer anzustreben. Offenbar hat jedoch dazu die vorhandene Angriffsartillerie nicht ausgereicht. So musste man wohl die Durchbrüche zeitlich staffeln. Vielleicht erlaubte auch die Transportlage nicht die gleichzeitige Heranführung und Versorgung der Gesamt-Angriffskräfte.

Immerhin glich für die Sowjets der unerwartet schnelle und vollständige Ausfall der verbündeten Armeen auf deutscher Seite die Nachteile dieser zeitlichen Staffelung der drei sowjetischen Durchbruchoffensiven weitgehend aus. Wenn trotzdem die sowjetische Führung das so greifbar vor ihr liegende Ziel der Abschnürung des deutschen Südflügels weder am unteren Don, noch am Asowschen Meer, noch zuletzt am Dnjepr erreicht hat, so lag das gewiss nicht daran, dass ihre Offensive sich im weiten Raum einmal festlaufen musste. Die Entfernungen zu den entscheidenden Punkten, die die sowjetischen Stosgruppen zu durchmessen hatten, waren, an den Möglichkeiten moderner Kriegführung gemessen, keineswegs übergross. Die deutschen Reserven, die ihnen ent-

gegengeworfen werden konnten, waren nicht so stark, als dass die sowjetische Offensive vor dem entscheidenden Ziel stecken bleiben, dass sie schliesslich mit einem schweren Rückschlag enden musste.

Man wird vielmehr sagen müssen, dass die sowjetische Führung – abgesehen von Stalingrad – es nicht zuwege gebracht hat, jeweils an der entscheidenden Stelle *stark* und zugleich *schnell genug* zu sein.

In der ersten Phase des Winterfeldzuges hat sie zweifellos überstarke Kräfte gegen die 6. Armee festgelegt, um sich diese Beute nicht entgehen zu lassen. Sie hat damit die Chance aus der Hand gegeben, die Versorgung des deutschen Südflügels am unteren Don abzuschneiden. Die gegen die Tschir-Front angesetzten Kräfte waren wohl stark, aber sie handelten nicht einheitlich.

Nach dem Durchbruch durch die Front der italienischen Armee hat die sowjetische Führung es ebenfalls nicht verstanden, alles an das schnelle Überschreiten des Donez und das Erreichen von Rostow zu setzen. Wohl musste sie befürchten, bei einem Stoss mit so weitgesteckten Zielen später selbst von der Flanke her angegriffen zu werden. Die Sicherung dagegen hätte sie eben von ihrer nächstfolgenden Offensive an der ungarischen Front erwarten müssen. Gewiss ein Risiko. Aber ohne Eingehen eines solchen wird man nie zu einem entscheidenden und – was in diesem Fall das wesentliche war – schnellen Erfolg kommen.

Auch nach dem Durchbruchserfolg gegenüber der ungarischen Armee, der in der deutschen Front eine Lücke vom Donez bis Woronesch aufriß, hat die sowjetische Führung es nicht zuwege gebracht, in der entscheidenden Richtung, nämlich auf die Dnjepr-Übergänge, schnell genug und mit genügend starken Kräften durchzustossen. Anstatt alles an diesen Erfolg zu setzen und sich zur offensiven Sicherung nach Westen mit einer starken, zusammengefassten Stossgruppe zu begnügen, hat sie ihre Kräfte in weiten, exzentrischen Stössen über Kursk, auf Achtyrka, auf Poltawa, gegen den Dnjepr und über die Donezlinie Slawiansk–Lissitschensk–Woroschilowgrad verzettelt. So hat sie es der deutschen Führung ermöglicht, zum Schluss an den entscheidenden Stellen durch die vom Ost- zum Westflügel durchgeführte «Rochade» und die ihr zugeführten Verstärkungen überlegen zu sein. Bis dahin konnte sie sich noch immer rechtzeitig aus der Schlinge ziehen, obwohl das zu lange Festhalten der Kaukasus-Front und das zu langsame Zurückschwenken der H.Gr. A dem Gegner neue Chancen geboten hatte.

Nach einem Wort Schließens tragen zu dem militärischen Ergebnis einer Schlacht, eines Feldzuges, beide Parteien, der Sieger wie der Besiegte, durch ihre Massnahmen bei. Der Anteil, den die deutsche oberste Führung an dem Verlust der 6. Armee, wie überhaupt an der im Winter

1942/43 entstandenen Krise auf dem Südflügel der Ostfront gehabt hat, ist vorstehend mit aller Deutlichkeit dargestellt worden.

Darum dürfte es nur gerecht sein, auch den Anteil zu nennen, den die deutsche Seite an dem schliesslichen Erfolg, an der Vereitelung der Einkreisung des deutschen Südflügels, gehabt hat.

Dazu ist nur eins zu sagen: Der Heeresgruppe wäre es nicht möglich gewesen, schliesslich doch noch «die Niederlage unter ihren Fuss zu bringen», wenn nicht die *deutschen Truppen* und ihre Führer in diesem Winterfeldzug nahezu Übermenschliches geleistet hätten. Wenn nicht die tapferen *Infanterie-Divisionen* immer erneut einer vielfachen Überlegenheit die Stirn geboten hätten. Wenn sie nicht, oft auch bei unzureichender Panzerabwehr, im Gegensatz zu den Truppen der Verbündeten, den feindlichen Panzerangriffen standgehalten und – hinter den durchbrechenden Panzern die Front wieder schliessend – deren Vernichtung ermöglicht hätten. Ebenso wäre die Führung dieses Winterfeldzuges niemals möglich gewesen, wenn nicht die *Panzer-Divisionen*, mit unerreichter Wendigkeit fechtend, heute hier, morgen dort zuschlagend, sich in ihrer Wirkung vervielfacht hätten. Die deutsche Truppe hat – sich dem Gegner immer überlegen fühlend – die schwersten Krisen durchgestanden und durch ihre Tapferkeit und Hingabe die zahlenmässige Überlegenheit des Feindes weitgehend ausgeglichen.

Eines aber sei nicht vergessen: die tapfere *6. Armee* hat durch ihr pflichtgetreues Aushalten bis zum Letzten dem Gegner die Palme des Vernichtungssieges gegen den Südflügel der deutschen Ostfront aus der Hand gerissen. Wäre ihr Widerstand nicht erst Anfang Februar erloschen, sondern hätte sie ihn aufgegeben, sobald ihre Lage hoffnungslos wurde, dann hätte der Feind späterhin an den entscheidenden Stellen so starke weitere Kräfte in den Kampf werfen können, dass er aller Voraussicht nach zu dem Erfolg der Einkreisung des deutschen Südflügels gekommen wäre. So hat die *6. Armee* durch ihr Ausharren bis zur letzten Kampfmöglichkeit entscheidend dazu beigetragen, dass die Lage an der Ostfront im März 1943 noch einmal stabilisiert werden konnte. Mag das Opfer, das die Soldaten der *6. Armee* damals gebracht haben, im Hinblick auf den Kriegsausgang auch vergeblich gewesen sein, so wird doch der ethische Wert dieses Opfers dadurch niemals aufgehoben.

Darum soll am Ende der Schilderung dieses Winterfeldzuges noch einmal der Name der *6. Armee* aufleuchten! Sie hat das Höchste geleistet, was von einem Soldaten gefordert werden kann: in hoffnungsloser Lage den Kampf für die Kameraden bis zur letzten Patrone weiterzuführen.

14. Kapitel

«ZITADELLE»

Die strategische Lage im Frühjahr 1943. War eine Remislösung noch erreichbar? Sowjetische Operationsmöglichkeiten. Schlagen aus der Nachhand oder aus der Vorhand? Plan «Zitadelle». Anlage der Operation. Ein Verhängnisvoller Aufschub. Die Besprechung in München. Generaloberst Model. Weiterer Aufschub bis Anfang Juli. Meinungsaustausch der H.Gr. mit OKH. Warum wurde von der verspäteten Offensive nicht abgeraten? Ansprache Hitlers am 1. Juli. Der Angriff. Die 9. Armee bleibt stecken. Sowjets greifen den Orelbogen an. Bei H.Gr. Süd steht die Entscheidung auf des Messers Schneide. Am 13. Juli befiehlt Hitler den Angriff abzubrechen. Absichten der H.Gr. Süd. Schlussbetrachtung.

Frühjahr und Sommer 1943 haben auf dem Ostkriegsschauplatz unter dem Zeichen der Operation «Zitadelle» gestanden. Sie ist der letzte Versuch gewesen, deutscherseits im Osten die Vorhand zu bewahren. Mit ihrem Abbruch, der einem Fehlschlagen gleichzusetzen war, ist die Initiative endgültig auf die sowjetische Seite übergegangen. Insofern stellt «Zitadelle» einen entscheidenden Wendepunkt im Ostkriege dar und verdient eine Betrachtung der strategischen Grundlagen, auf denen dieses Unternehmen aufgebaut worden ist, wie der Gründe, die zu seinem Fehlschlagen geführt haben. Anlage und Durchführung der Operation sollen dagegen nur kurz gestreift werden.

Die strategische Lage im Frühjahr 1943

Das Frühjahr 1943 stellte die deutsche oberste Führung vor eine schwere Entscheidung. Zwei Feldzüge hatten nicht zu der erhofften Niederbringung der Sowjetunion geführt. Dabei mag dahingestellt bleiben,

in welchem Masse die politischen und strategischen Fehler Hitlers an diesem Ergebnis die Schuld trugen oder ob – selbst bei vernünftiger politischer Zielsetzung und einwandfreier strategischer Führung – die deutsche militärische Kraft nicht ausgereicht haben würde, den erstrebten Zusammenbruch der Sowjetmacht herbeizuführen. Nahe genug hatte diese immerhin am Abgrund gestanden!

Nunmehr aber schien die Frist abzulaufen, die dem Reich gegeben war, um mit dem östlichen Gegner fertig zu werden, ehe die westlichen entscheidend eingreifen würden. Mit der Landung der Amerikaner in Nordafrika war das Ende dort abzusehen und die Eröffnung einer zweiten Front auf dem europäischen Festland in bedrohliche Nähe gerückt. Von nun würde nicht nur die Frage der *Kräfte*, sondern auch der Faktor *Zeit* ausschlaggebend für die Kriegführung im Osten sein.

Die westlichen Gegner entscheidend zu treffen gab es keine Möglichkeit mehr, nachdem Hitler seinerzeit vorzeitig von England abgesehen hatte, um sich gegen die Sowjetunion zu wenden. Im Übrigen liess die Erklärung von Casablanca keinen Zweifel an ihrem Vernichtungswillen, der nicht etwa nur Hitler und seinem Regime, sondern Deutschland schlechthin galt. Irgendeine Aussicht, mit den Westmächten zu einem Frieden zu gelangen, schien – wenn überhaupt – nur gegeben, nachdem eine etwaige Invasion abgeschlagen oder nach anfänglichem Gelingen auf dem Festlande zerschlagen sein würde. Beides aber setzte das Freiwerden starker deutscher Kräfte im Osten voraus.

Ehe erste Frage, die es zu beantworten galt, war also die, ob überhaupt noch an das Erreichen einer tragbaren Lösung im Osten zu jener Zeit gedacht werden konnte. Sicherlich nicht mehr im Sinne einer völligen Niederrichtung der Sowjetmacht. Aber bestand nicht noch Hoffnung, ein Remis erreichen zu können? Eine Lösung, die für das Reich doch die Aussicht, sich zu behaupten, bedeutet haben würde.

Man mag heute sagen, dass der Gedanke an einen Ausgleich im Osten schon 1943 nur noch ein Wunschtraum gewesen sei. Ob er damals so abwegig war, möge jedoch dahingestellt bleiben. Ob politisch im Frühjahr 1943 eine Möglichkeit bestand, mit der Sowjetunion eine Einigung zu erzielen, konnten wir Soldaten nicht beurteilen. Völlig ausschliessen konnte man – die Bereitschaft Hitlers vorausgesetzt – diese Möglichkeit wohl nicht.

Dass militärisch – bei richtiger operativer Führung – im Osten damals noch ein Remis erkämpft werden könne, war jedenfalls beim Ob.Kdo. d.H.Gr. Don (die inzwischen in H.Gr. Süd umbenannt war) unsere Überzeugung. Schliesslich hatte der Weg von Stalingrad bis zum Donez dem Gegner sehr grosse Opfer abgefordert. An seinem Ende hatte er zwei

schwere Niederlagen hinnehmen müssen. Das Ziel einer Einkreisung des gesamten deutschen Südflügels, für das alle Voraussetzungen gegeben gewesen waren, hatte der Feind nicht erreicht. Zum Schluss des Winterfeldzuges war die Initiative wieder auf die deutsche Seite übergegangen. In allen Kämpfen des Winters hatte sich der höhere Wert der deutschen Truppe und ihrer Führung erneut erwiesen. Soviel uns auch Stalingrad gekostet hatte, so hatte der Gegner doch nach zuverlässigen Schätzungen des OKH seit Kriegsbeginn an Gefangenen, Toten und nicht wieder verwendungsfähigen Verwundeten bereits 11 Millionen Mann verloren! Einmal musste ja auch schliesslich der Russe mit seiner Angriffskraft am Ende sein. So haben wir beim Ob.Kdo.d.H.Gr. jedenfalls damals die militärische Lage im Osten angesehen. Wobei naturgemäss eine Rolle gespielt hat, dass es uns gelungen war, aus einer nahezu hoffnungslosen Situation zum Schluss doch noch einen Sieg zu machen und damit «die Niederlage unter unseren Fuss zu bringen».

Im Übrigen hätte es uns auch zu nichts gedient, nach Art so vieler nachträglicher Kritiker festzustellen, dass der Krieg in jedem Fall verloren gehen müsse. Wir standen einem Feind gegenüber, den von Deutschlands Grenzen fernzuhalten unsere Aufgabe war. Ein Feind, der nur durch weitere Schläge vielleicht doch noch zu einem Remis gebracht werden konnte. Auf der anderen Seite aber stand die Erklärung von Casablanca, die uns gar keine andere Wahl liess, als mindestens einen Ausgleich im Osten zu erkämpfen.

Die nächste Frage war die, *wie* wir im Jahre 1943 den Kampf im Osten zu führen hätten.

Zur Offensive mit weitgesteckten Zielen, wie wir sie in den vergangenen Jahren geführt hatten, reichten unsere Kräfte im Vergleich zu denen des Gegners nicht mehr aus.

Die Defensive schien nunmehr für uns das Gegebene zu sein. Wollten die Sowjets uns aus ihrem Lande vertreiben, so mochten sie die Last und die Verluste fortlaufender Offensiven auf sich nehmen, in denen sie sich vielleicht verbluten würden. Sicher war der Gedanke bestechend, dass wir uns fortan der Verteidigung als der an sich stärkeren Kampfform bedienen sollten. Allein aus zweierlei Gründen konnte er für uns nur bedingt annehmbar sein.

Der erste war der, dass im Frühjahr 1943 niemand sagen konnte, ob die Sowjets nach Beendigung der Schlammperiode wieder offensiv werden würden. Sie konnten sehr wohl abwarten, ihre Kräfte weiter verstärken und im Übrigen zusehen, bis ihre Verbündeten eine wirklich wirksame zweite Front auf dem Festlande geschaffen haben würden. Kleinere Angriffe, um das Gesicht zu wahren und das Abziehen deut-

scher Kräfte vom Osten zu verhindern, brauchten einer solchen Strategie des Abwartens nicht entgegenstehen. Sie wäre für die deutsche Seite gewiss das Unangenehmste gewesen. Hätte sie doch dazu geführt, dass wir – in der Defensive untätig zuwartend – schliesslich den Kampf auf zwei Fronten gegen ungeschwächte Gegner zu führen haben würden. Aus diesem Grunde musste die reine Defensive, etwa in der Form eines Stellungskrieges, für uns ausscheiden.

Der zweite Grund, der gegen eine rein defensive Kampfführung sprach, war die einfache Tatsache, dass die Zahl unserer im Osten verfügbaren Divisionen dafür nicht ausgereicht hätte. Die Front vom Schwarzen bis zum Eismeer war zu lang, als dass wir sie zu entscheidender Verteidigung stark genug hätten besetzen können. Am allerwenigsten im Bereich der H.Gr. Süd, die damals mit 32 Divisionen eine Front von Taganrog am Schwarzen Meer bis südostwärts Sumy zu verteidigen gehabt hätte, deren Länge etwa 760 Kilometer betrug.

So wie die Kräfteverhältnisse lagen, würden die Sowjets – wenn wir uns auf die reine Defensive beschränkten – immer die Möglichkeit haben, an verschiedenen Stellen der Ostfront mit erdrückender Überlegenheit anzugreifen und unsere Front zu durchbrechen. Das Ergebnis würde dann entweder die Einkreisung stehengebliebener Frontteile oder der Rückzug sein. Das Jahr 1944 hat genügend Beispiele dafür geliefert, wohin uns der Versuch, starre Fronten zu halten, führen musste.

Die reine Defensive konnte unsere Sache also nicht sein! Vielmehr musste es für uns – wenn auch im Rahmen *strategischer Defensive* – darauf ankommen, *die* Faktoren zur Geltung zu bringen, die noch immer unsere Überlegenheit gegenüber dem Gegner darstellten: die bessere und wendigere Truppenführung und den höheren Kampf wert, sowie die grössere Beweglichkeit (wenigstens im Sommer) unserer Truppen.

Wir mussten – auch wenn wir im Grossen gesehen nunmehr in die Defensive fielen – doch versuchen, dem Feind wuchtige *Teilschläge* zu versetzen, die ihn nicht nur erhebliche blutige Verluste, sondern hohe Zahlen an Gefangenen kosteten und insgesamt dazu führen konnten, ihn wenigstens remisreif zu machen. Wir mussten sehen auch im Rahmen der strategischen Defensive wieder zu beweglich geführten Operationen zu kommen, in denen unsere Stärke lag. Sei es, dass wir günstige Chancen, die der angreifende Gegner uns bot, ausnutzten, sei es, dass wir solche durch eigene Initiative herbeiführten.

Im Sinne einer derartigen, wendigen Führung der Operationen war das Ob.Kdo.d.H.Gr. Süd bereits Anfang Februar 1943 – im Zusammenhang zunächst mit der damals beabsichtigten grossen «Rochade» seiner Kräfte vom rechten zum linken Heeresgruppen-Flügel, aber auch schon

im Hinblick auf die spätere Führung des Kampfes im Osten – an das OKH bzw. an Hitler selbst herangetreten. Der Gedankenaustausch über diese Frage, der allerdings im Wesentlichen vom Ob.Kdo.d.H.Gr. ausging, dauerte bis Ende März an.

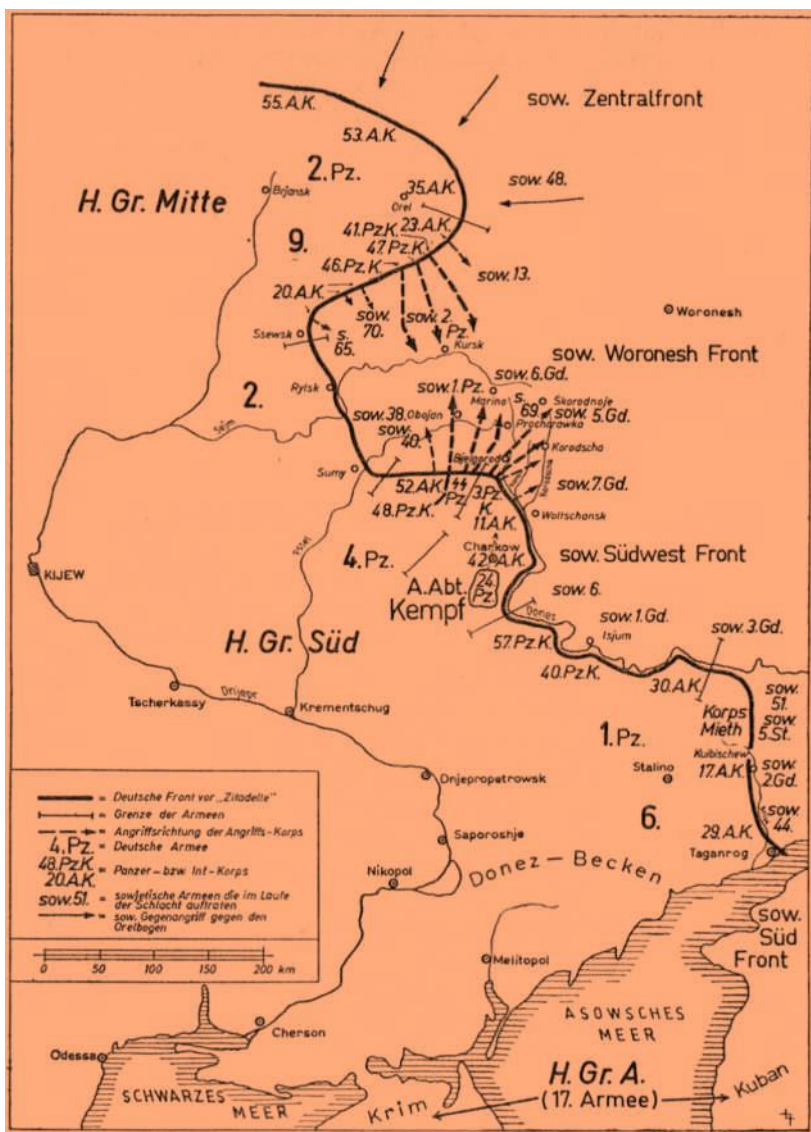
Im Grossen gesehen ging es dabei um zwei Alternativen. Sollte man zunächst dem Gegner die Initiative überlassen, seinen Angriff abwarten, um dann, nach Schaffung günstiger Voraussetzungen, einen *Schlag aus der Nachhand* zu führen? Oder sollte man versuchen, die Initiative selbst zu behalten und dem Feind durch einen *Schlag aus der Vorhand* zuvorzukommen, ehe er sich noch von den Folgen des Winterfeldzuges erholt haben würde?

Die Entscheidung über diese Frage musste naturgemäss im wesentlichen davon abhängen, wie man das vermutliche Handeln des Gegners nach Beendigung der Schlammperiode beurteilte. Denn ein Schlag aus der Nachhand würde ja im Hinblick auf die Gesamtlage nur möglich sein, wenn, die Sowjets bereit waren, alsbald selbst offensiv zu werden.

Sowjetische Operationsmöglichkeiten

Wenn auch die Möglichkeit, dass die Sowjets bis zur Errichtung einer zweiten Front durch ihre Verbündeten passiv bleiben würden, keineswegs auszuschliessen war, so glaubten wir doch, dass der Gegner nach Ablauf der Schlammperiode seine Offensive wieder aufnehmen würde. Dafür sprach das gesteigerte Selbstbewusstsein, das die feindliche Führung auf Grund ihrer Erfolge bei Stalingrad zweifellos gewonnen hatte. Auch würde es für die sowjetische politische Führung psychologisch schwer möglich sein, in der so oft angekündigten «Befreiung der heiligen russischen Erde» eine lange Pause einzulegen. Schliesslich war anzunehmen, dass es dem Herrn des Kreml darauf ankommen werde, seinen Verbündeten in Osteuropa, vor allem aber auf dem Balkan, zuvorzukommen. Aus diesen Gründen glaubten wir – und befanden uns darin durchaus in Übereinstimmung mit dem OKH –, dass der Gegner nach Ende der Schlammperiode offensiv werden würde.

War dies der Fall, so standen dem Feinde angesichts seiner zahlenmässigen Überlegenheit naturgemäss mehrere Möglichkeiten offen. Er konnte versuchen, durch einen Durchbruch auf dem Südflügel der H.Gr. Nord diese gegen das Meer zu drängen und einzukreisen. Er konnte den um Orel weit nach Osten vorspringenden Frontbogen der H.Gr. Mitte durch einen Zangenangriff von Norden und Süden abzukneifen suchen, um damit die ganze Front dieser Heeresgruppe ins Wanken zu bringen.



Die Operation Zitadelle
(Juli 1943)

Nirgends aber boten sich ihm so hohe operative und zugleich kriegswirtschaftlich wie politisch bedeutsame Chancen wie auf dem Südflügel der Ostfront im Bereich der Heeresgruppe Süd! Hier sprang die das Donezgebiet umschliessende deutsche Front wie ein «Balkon» parallel zur Nordküste des Asowschen Meeres weit nach Osten vor. Griff der Gegner diesen «Balkon» von Osten her über den Mius, von Norden her über den Donez an, so bestand für ihn die Aussicht, die im Donezgebiet stehenden deutschen Armeen gegen die Küste zu drängen und dort zu vernichten. Ergänzte er aber diesen Angriff durch eine Offensive im Gebiet von Charkow in Richtung auf den Dnjepr abwärts Kijew, so konnte er doch noch zu dem Ziel gelangen, dessen Erreichen ihm im Winter 1942/43 verwehrt worden war: *Der Einkreisung des ganzen deutschen Südflügels* an den Küsten des Asowschen bzw. des Schwarzen Meeres. Nicht nur die H.Gr. Süd, sondern auch die mit ihrer 17. Armee im Kuban-Brückenkopf stehende H.Gr. A, würden ihm damit zum Opfer fallen. Zugleich aber würde ein Sieg auf dem Südflügel der Ostfront den Sowjets das kriegswirtschaftlich wichtige Donezgebiet und die Kornkammern der Ukraine freigeben. Er würde ihnen den Weg nach dem Balkan, in erster Linie zu den rumänischen Ölfeldern, öffnen. Schliesslich konnte dies auf die politische Haltung der Türkei nicht ohne Einfluss bleiben.

Da keine Offensive an anderer Stelle den Sowjets gleiche Aussichten bieten konnte, war – wenn sie überhaupt offensiv würden – anzunehmen, dass jedenfalls der *Schwerpunkt ihrer Angriffsoperationen* wie im Jahre 1942 so auch 1943 auf dem *Südflügel der Ostfront* liegen würde. Dass daneben Teilschläge auch in anderen Frontabschnitten erfolgen könnten, war angesichts der Kräftelage möglich.

Auch die *feindliche Kräfteverteilung* sprach für die genannte Absicht. Vor der Front der H.Gr. Süd standen hinter der feindlichen Front allein 5 starke Gruppen operativer Reserven, die vor allem die Masse der feindlichen Panzer- bzw. mech. und Kavallerie-Korps enthielten. Eine derselben stand vor unserer Front am Mius, zwei vor unserer Front am mittleren Donez und zwei weitere ostwärts bzw. nordostwärts Charkow. Dazu dauerten Antransporte aus dem Kaukasus und von Stalingrad noch im März an. Starke feindliche Reserven standen allerdings auch vor der Ost- und Nordfront des Orelbogens der H.Gr. Mitte sowie bei Moskau. Im Ganzen aber konnte das Feindbild wohl kaum einen Zweifel darüber lassen, dass der Gegner, früher oder später, die *Entscheidung gegen die H.Gr. Süd* suchen werde, gegebenenfalls unter Einbeziehung auch des Südflügels der H.Gr. Mitte durch umfassenden Angriff gegen den Orelbogen.

Dementsprechend erwartete das Ob.Kdo.d.H.Gr. Süd, dass der Feind zunächst den «Donez-Balkon» von Osten her über den Mius, von Norden her über den mittleren Donez angreifen werde, um unsere dort stehenden Armeen festzunageln bzw. gegen die Küste zu drängen. Dieser Angriff aber würde, vielleicht zeitlich gestaffelt, ergänzt werden durch eine Offensive aus dem Gebiet um Charkow oder nördlich in Richtung auf den Dnjepr in Wiederholung der weitreichenden Umfassungsoperation, die dem Gegner im Februar/März missglückt war. Tatsächlich hat auch die sowjetische Führung ab Sommer 1943 so gehandelt.

Schlagen aus der Nachhand?

Auf diesen vermutlichen Feindabsichten beruhte der Gedanke eines *Schlagens aus der Nachhand*, den das Ob.Kdo.d.H.Gr. Süd in den Monaten Februar/März Hitler mehrfach unterbreitet hat. Es sollte vor dem gegen das Donezgebiet erwarteten feindlichen Angriff *im Kampf ausgewichen* werden, um die feindlichen Angriffsarmeen nach Westen etwa bis in die Linie Melitopol – Dnjepropetrowsk vorkommen zu lassen. Zugleich wären stärkste Kräfte hinter dem Nordflügel der Heeresgruppe bereitzustellen. Mit ihnen sollte der dort zu erwartende feindliche Angriff zerschlagen werden, um dann nach Südosten bzw. Süden in die tiefe Flanke der durch das Donezgebiet gegen den unteren Dnjepr vorgehenden feindlichen Armeen zu stoßen und sie an der Küste zu vernichten.

Der grundlegende Unterschied gegenüber der deutschen Offensive des Jahres 1942 hätte in folgendem gelegen. Wir wollten *aus der Nachhand* schlagen, nachdem der Gegner seine Angriffskräfte bereits weitgehend festgelegt und teilweise verbraucht haben würde. Die Ziele der Operation sollten nicht weit im Osten liegende, räumliche Objekte (wie 1942 Stalingrad und der Kaukasus) sein, sondern die Vernichtung des feindlichen Südflügels durch seine Einkreisung an der Küste des Asowschen Meeres. Um sie zu ermöglichen und dem Feind ein Ausweichen nach Osten (wie 1942) unmöglich zu machen, sollte ihm zunächst der Weg durch das Donezgebiet an den unteren Dnjepr freigegeben werden. Eine Verlockung, der er wohl kaum würde widerstehen können.

Gelang dieser erste Teilschlag mit begrenztem Ziel, wurden durch ihn wesentliche Feindkräfte vernichtet, dann mochte vielleicht ein zweiter, nach Norden gerichteter Schlag gegen die feindliche Heeresmitte folgen.

Gewiss hätte man die Voraussetzungen für ein derartiges Schlagen aus der Nachhand auch in anderen Abschnitten der Ostfront schaffen können.

Aber dort hätte man immer nur Teilkkräfte des Gegners zu fassen bekommen, während dieser selbst inzwischen die Entscheidung im Süden suchte. Ausserdem war nur auf dem Südflügel die Möglichkeit gegeben, bei der geplanten Einkreisung des Feindes einen Einkreisungsarm durch das Meer zu ersetzen. Die Führung einer solchen zweifellos sehr gewagten Operation aus der Nachhand hatte allerdings zwei Voraussetzungen:

Erstens musste die deutsche oberste Führung bereit sein, den Schwerpunkt der Gesamtkriegsführung noch viel eindeutiger als bisher auf den *östlichen Kriegsschauplatz* und innerhalb desselben auf den *Südflügel* zu legen. Auf dem Nordflügel der H.Gr. Süd musste eine starke Überlegenheit über die dort zu erwartenden Feindkräfte sichergestellt werden, wenn die Operation gelingen sollte. Dazu wäre es unvermeidlich gewesen, Nebenkriegsschauplätze rigoros, selbst auf die Gefahr von Schwierigkeiten dort, zu entblößen. Auf allen Kriegsschauplätzen sicher gehen zu wollen, musste den Erfolg selbst eines Teilschlages im Osten in Frage stellen. Auch auf Kräfte der H.Gr. Mitte und Nord wäre zurückzugreifen, zum mindesten wären dort operative Reserven, notfalls durch rechtzeitig vorgenommene Frontbegradigungen (in erster Linie durch Räumung des ohnehin gefährdeten Orelbogens der Heeresgruppe Mitte), zu schaffen gewesen.

Zweitens durfte die deutsche oberste Führung sich nicht scheuen, die Chance zu einem erfolgreichen Schlag aus der Nachhand durch Preisgabe von Gebiet, im vorliegenden Fall des Donezgebietes, zu schaffen. War sie nicht mehr in der Lage, durch Offensiven mit weitgesteckten Zielen zu beweglicher Operationsführung, in der wir dem Feind nun einmal überlegen waren, zu gelangen, so musste sie bereit sein, die Operationsfreiheit auch aus einer planmässigen Rückwärtsbewegung zu gewinnen. Die Weite der eroberten östlichen Gebiete bot ihr hierfür Raum genug. (Es war letzten Endes das gleiche Problem wie das, vor dem die deutsche Führung im Ersten Weltkrieg nach Festlaufen der Offensiven des Jahres 1918 stand, das anzupacken sie allerdings auch damals nicht gewagt hatte.)

Es stellte sich jedoch heraus, dass Hitler weder die eine noch die andere Voraussetzung zu erfüllen willens war.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. Süd hat den Gedanken einer klaren Schwerpunktbildung im Osten, und hier auf dem Südflügel, Hitler gegenüber immer wieder auf das nachdrücklichste vertreten. Theoretisch stimmte dieser wohl auch zu. Praktisch aber konnte er sich zu diesem Standpunkt niemals rechtzeitig oder in ausreichendem Masse durchringen, nicht zuletzt, weil in dieser Frage natürlich der Chef des Gen.Stabs d. H. und der des Wehrmachtsführungsstabes immer divergierende Interessen vertraten.

Aber selbst innerhalb der Ostfront ist die oberste deutsche Führung nicht zu der vom Ob.Kdo.d.H.Gr. Süd immer wieder geforderten eindeutigen Schwerpunktbildung auf dem Südflügel gelangt. Obwohl es das ganze Jahr 1943 hindurch völlig offensichtlich war, dass der Gegner hier die Entscheidung suchte, blieben die Heeresgruppen Nord und Mitte im Verhältnis der eigenen Kräfte zu der Länge der von ihnen zu haltenen Front wie zu den gegenüber stehenden Feindkräften besser gestellt als die Heeresgruppe Süd. Allerdings mit Ausnahme der Panzerkräfte. Es lag dies an der bereits erwähnten Abneigung Hitlers, irgend etwas freiwillig aufzugeben oder an nicht entscheidenden Stellen ein Risiko einzugehen, wie auch daran, dass er nicht bereit war, vorausschauend das vermutliche Handeln des Gegners zu berücksichtigen. So wählte er die kostspieligste Methode, immer zu wenig oder zu spät Kräfte dorthin zu bringen, wo nun einmal die Entscheidung fallen musste.

Am allerwenigsten aber war Hitler bereit, die Möglichkeit für einen grossen operativen Erfolg im Sinne der Gedanken des Ob.Kdo.d.H.Gr. Süd durch eine – wenn auch nur vorübergehende – *Preisgabe des Donezgebietes* zu schaffen. In einer Besprechung im H.Q.d.H.Gr. im März in Saporoshje erklärte er, dass es völlig unmöglich sei, das Donezgebiet auch nur vorübergehend dem Feinde zu überlassen. Wenn wir dies Gebiet verlören, dann würde unsere eigene Kriegsproduktion nicht mehr aufrechtzuerhalten sein. Für den Gegner aber bedeute der Ausfall des Donezgebietes eine Minderung seiner Stahlproduktion um 25 Prozent. Darüber hinaus sei die Bedeutung des Manganerzorkommens von Nikopol für uns überhaupt nicht in Worten auszudrücken. Der Verlust von Nikopol (am Dnjepr südwestlich Saporoshje) würde das Ende des Krieges bedeuten. Weder für Nikopol noch für das Donezgebiet sei ferner das Kraftwerk von Saporoshje zu entbehren.

Dieser Standpunkt, dessen Richtigkeit im Einzelnen wir nicht überprüfen konnten, ist für Hitler während des ganzen Feldzuges 1943 von entscheidender Bedeutung gewesen. Er hat dazu geführt, dass die Heeresgruppe nie die notwendige operative Freiheit erhielt, die es ihr ermöglicht hätte, dem überlegenen Gegner einen wirklich wirksamen Schlag zu versetzen oder jemals auf ihrem für sie entscheidenden Nordflügel stark genug zu sein.

Der Gedanke, dass man aus einer freiwillig angetretenen Rückwärtsbewegung heraus ebenso, vielleicht oft besser, zu entscheidenden Schlägen gegen den Gegner kommen könne, wie aus einer Offensivbewegung, sprach Hitler nicht an. Vermutlich, weil er das Risiko eines Gebietsverlustes als zu hoch erachtete gegenüber einer immerhin ungewissen

Siegeschance. In dieser Hinsicht fehlte ihm der Wagemut oder das Vertrauen in seine oder seiner Generale Führungskraft.

Schlagen aus der Vorhand

Der Gedanke einer Operation aus der Nachhand, wie sie das Ob.Kdo. d. H.Gr. im Auge hatte, fiel also in Rücksicht auf die Bedeutung des Donezgebietes als Lösung aus. Wie überhaupt die Idee einer derartigen Führung der Operationen aus den vorerwähnten Gründen bei Hitler auf keine Gegenliebe stiess. Allerdings war ihm zuzubilligen, dass es im Frühjahr 1943 keineswegs sicher war, ob der Gegner uns den Gefallen erweisen würde, den Kampf seinerseits mit einer Offensive zu eröffnen. Wenn auch die Westmächte eine sowjetische Offensive fordern würden, Stalin konnte vielleicht doch warten.

So trat zwangsläufig der Gedanke in den Vordergrund, die durch die Niederlagen, welche der Gegner gegen Ende des Winterfeldzuges erlitten hatte, gegebene Schwäche des Feindes auszunutzen, um ihm einen Schlag zu versetzen, ehe er, namentlich mit seinen schwer mitgenommenen Panzerverbänden, wieder voll operationsfähig sein würde. Es würde sich also nunmehr um einen – wenn auch im Rahmen der strategischen Defensive geführten – *Schlag aus der Vorhand* handeln.

Verschiedene Pläne, wenn möglich noch vor Beginn der Schlammperiode die Schwäche des Gegners ausnutzend, aus dem Gebiet südostwärts Charkow vorzustossen, um die feindliche Front am mittleren Donez aufzurollen, erwiesen sich als undurchführbar, weil der Schlamm allen Operationen ein Ziel setzte.

So kam es schliesslich zu dem Plan «Zitadelle».

Während zum Abschluss des Winterfeldzuges die Siege zwischen dem Donez und dem Dnjepr, sowie bei Charkow die Front von Taganrog längs des Mius und des Donez bis Bjelgorod wiederhergestellt hatten, war nördlich Bjelgorod an der Grenze zwischen den H.Gr. Süd und Mitte ein weit nach Westen vorspringender Frontbogen des Gegners stehen geblieben. Er umschloss, in weitem Bogen von Bjelgorod über Sumy, Rylsk bis in die Gegend südostwärts Orel verlaufend, das Gebiet um Kursk. Dieser in unsere Front einspringende Bogen war mehr als nur ein Schönheitsfehler. Er verlängerte die Front um nahezu 500 km und kostete infolgedessen zu seiner Abschliessung von Norden, Westen und Süden erhebliche Kräfte. Er schnitt die Bahnen, die aus dem Bereich der H.Gr. Mitte nach Charkow führten und eine für uns wesentliche Quer-

verbindung hinter der Front dargestellt hatten, ab. Schliesslich konnte er dem Gegner als Ausgangsbasis für einen Angriff sowohl in die Nordflanke der H.Gr. Süd, wie in die Südflanke der H.Gr. Mitte dienen. Insbesondere bildete er eine Gefahr, wenn man beabsichtigte, aus dem Gebiet von Charkow einen Gegenschlag gegen eine sowjetische Offensive im Bereich der H.Gr. Süd zu führen.

Das Ob.Kdo. d. H.Gr. Süd hatte daher beabsichtigt, unmittelbar im Anschluss an die Schlacht bei Charkow, noch vor Beginn der Schlammperiode in diesem Gebiet, die derzeitige Schwäche des Gegners ausnutzend, auch diesen Frontbogen noch zu beseitigen. Diese Absicht hatte aufgegeben werden müssen, da die H.Gr. Mitte sich zur Mitwirkung ausserstande erklärte. So weich der Gegner unter dem Eindruck seiner Niederlage bei Charkow auch damals geworden war, so hätten die Kräfte der H.Gr. Süd allein doch nicht ausgereicht, um diesen weiten Frontbogen zu beseitigen.

Nun kam er als das Ziel eines ersten Angriffs aus der Vorhand in Frage. Die operative Bedeutung des Kursker Bogens ist vorstehend geschildert worden. Bei einem gleichzeitigen Angriff von Süden wie von Norden bestand zudem die Möglichkeit, in ihm verhältnismässig starke Kräfte des Gegners abzuschneiden, während alsdann erhebliche deutsche Kräfte frei werden würden.

Dies war aber keineswegs – jedenfalls nach Ansicht des Ob.Kdo. d. H.Gr. Süd – das alleinige Ziel der geplanten Operation. Es war vielmehr sicher, dass der Gegner, um sich in diesem für ihn operativ wichtigen Abschnitt zu behaupten, alsbald seine *operativen Reserven*, die vor dem Nordflügel der H.Gr. Süd und dem Südflügel der H.Gr. Mitte standen, in den Kampf werfen würde. Wurde deutscherseits der Schlag frühzeitig, also unmittelbar nach Abschluss der Schlammperiode geführt, so bestand Aussicht, dass der Feind seine Panzer* und mech. Korps bzw. Armeen noch vor beendeter Auffrischung derselben in die Schlacht zu werfen gezwungen sein würde. Damit wäre für die deutsche Seite, auf der man hoffen konnte, die Auffrischung der eigenen Verbände früher zum Abschluss zu bringen, eine erhebliche Chance gegeben gewesen. Gelang es, in dieser Schlacht die feindlichen Panzerreserven zu zerschlagen, dann konnte ein neuer Schlag, sei es gegen die feindliche Donezfront, sei es an anderer Stelle, möglich werden. Dies war letzten Endes ein ebenso wesentliches Ziel der Operation «Zitadelle» wie die Beseitigung des Bogens um Kursk, so wünschenswert diese auch war.

Anlage der Operation «Zitadelle»

Mit der Absicht, den Gegner noch im Stadium der Schwäche zu treffen, wurde also die Operation «Zitadelle» angelegt.

Nach den Weisungen des OKH sollte der feindliche Frontbogen um Kursk durch einen an seinen Eckpfeilern angesetzten Zangenangriff der H.Gr. Mitte (von Norden) und der H.Gr. Süd (von Süden) abgeschnitten und die in ihm stehenden Feindkräfte vernichtet werden. Für beide H.Gr. lag in diesem Angriff zweifellos ein erhebliches Risiko.

Der Angriff der *H.Gr. Mitte* musste aus der Südfront des Orelbogens angesetzt werden. Wie der vom Gegner um Kursk gehaltene Frontbogen weit nach Westen in unsere Linien vorsprang, so ragte – nördlich von ihm – der von der H.Gr. Mitte gehaltene Orelbogen weit nach Osten in die feindliche Front hinein. Als Basis für die Operation «Zitadelle» bot er dem Gegner die Möglichkeit eines umfassenden Angriffs und somit – im Falle des Erfolges eines solchen – einer Gefährdung des Rückens der zum Angriff «Zitadelle» von der H.Gr. Mitte angesetzten Kräfte.

Im Bereich der *H.Gr. Süd* lag die Gefahr in der Tatsache, dass das Donezgebiet unter allen Umständen gehalten werden sollte, das durch seine exponierte Lage dem Feinde die Möglichkeit eines von überlegenern Kräften geführten Angriffs von zwei Seiten bot.

Trotz dieser Bedenken haben beide H.Gr. das Äusserste getan, um durch möglichst hohen Kräfteinsatz das Gelingen von «Zitadelle» sicherzustellen. Unzweifelhaft aber war, dass das Risiko bei den H.Gr. um so grösser werden musste, je länger man dem Gegner Zeit liess, seine angeschlagenen Kräfte wieder herzustellen (s. Anlage 13).

Die *H.Gr. Mitte* stellte für ihren von Norden zu führenden Angriff die 9. *Armee* unter dem Befehl des Generalobersten Model bereit.

Sie konnte für den eigentlichen Durchbruchangriff in Richtung Kursk 3 Pz.-Korps mit insgesamt 6 Pz.-, 2 Pz.-Gren.- und 7 Inf.-Divisionen verfügbar machen. (Pz.-Gren.-Division war die neu eingeführte Bezeichnung der bisherigen Inf.-Division mot.)

Diese 3 Korps hatten, aus der Südfront des Orelbogens antretend, die feindliche Front auf etwa 50 Kilometer Breite zu durchbrechen, wobei den beiden Flügelkorps zugleich die offensive Abdeckung des Stosskeils nach den Flanken zufiel. Jedoch sollte die Durchbruchfront noch durch Angriffe der beiden östlich und westlich anschliessenden Infanterie-Korps der *Armee* nach Möglichkeit verbreitert werden. Diesen fiel zugleich die

Sicherung der tiefen Flanken der Durchbruchgruppe zu. Der Angriff der 9. Armee sollte von der 1. Flieger-Div. unterstützt werden.

Von der den Kursker Bogen von Westen her abschliessenden 2. *Armee*, die auf einer Front von rund 200 Kilometern mit nur 9 schwachen Inf.-Div. stand, konnte wohl kaum mehr erwartet werden, als dass sie den vor ihr stehenden Gegner zu fesseln versuchte, um seine Einkreisung durch die Angriffsgruppen zu ermöglichen.

Der *H.Gr. Süd* war es möglich, der Angriffsoperation «Zitadelle» einen grösseren Rahmen zu geben, indem sie 2 *Armeen* mit insgesamt 5 Korps mit 11 Pz.- und 7 Inf.-Divisionen für den Angriff bereitstellte.

Für den Ansatz der Armeen war nach Auffassung des Ob.Kdo. d. H.Gr. massgebend, dass der Gegner alsbald seine starken ostwärts und nordostwärts Charkow stehenden operativen Reserven in den Kampf werfen würde. Mindestens so wichtig wie der Stoss auf Kursk zur Abschnürung der im Kursker Bogen stehenden Feindkräfte war es, diesen Stoss gegen die heraneilenden feindlichen Pz.- und mech. Verbände nach Osten offensiv abzuschirmen. Denn gerade deren Zerschlagung sollte ja auch ein wesentliches Ziel der Operation «Zitadelle» sein.

Die *Armee-Abteilung Kempf* hatte mit einem Inf.-Korps weiterhin die Abwehrfront am Donez von südostwärts Charkow bis in die Höhe von Woltschansk zu halten. Sie erhielt mit einem Inf.- und einem Pz.-Korps (insgesamt 3 Pz.- und 3 Inf.-Div.) den Auftrag der *offensiven* Abschirmung der Durchbruchoperation auf Kursk nach Osten bzw. Nordosten. In Durchführung dieser Aufgabe hatte die Armeekorps-Abt. aus der Donezfront Woltschansk – Bjelgorod vorzubereiten, mit dem Inf.-Korps eine Abwehrfront nach Osten längs der Korotscha zu gewinnen, während das Pz.-Korps nach Nordosten in allgemeiner Richtung auf Skorodnoje vorzustossen haben würde. Ein weiteres Pz.-Korps zu 2 Pz.-Div., das zunächst als Reserve der H.Gr. zurückgehalten wurde, sollte der Armeekorps-Abt. zur Verfügung gestellt werden, sobald sie genügend Raum und Bewegungsfreiheit nach Nordosten gewonnen hatte. Gemeinsam mit dem erstgenannten Pz.-Korps sollten alsdann im Kampf im freien Gelände die zum Eingreifen in die Schlacht heraneilenden Panzer-Verbände des Gegners zerschlagen werden.

Der 4. *Pz.-Armee* unter Generaloberst Hoth sollte der eigentliche Durchbruch auf Kursk – der 9. Armee entgegen – und alsdann die Vernichtung der westlich Kursk abgeschnittenen Feindkräfte zufallen. Ihr standen hierzu 2 Pz.-Korps (darunter 1 SS-Pz.-Korps) mit insgesamt 5 Pz.- und einer Inf.-Div. zur Verfügung, während ein weiteres Inf.-Korps (52) sich dem Angriff auf den westlichen Flügel der Pz.-Angriffsgruppe

anzuschliessen hatte. Geling der Durchbruch auf Kursk und die Vernichtung der abgeschnittenen Feindkräfte einigermaßen schnell, so würden auch die Pz.-Verbände der 4. Pz.-Armee an der Zerschlagung der heran-eilenden operativen Reserven des Gegners teilnehmen können.

An Heeresartillerie wurde den beiden Armeen selbstverständlich alles zugeteilt, was die Heeresgruppe vom OKH zugeführt erhielt, und was sie im eigenen Bereich verfügbar machen konnte. Trotzdem blieb die Angriffsartillerie für einen Durchbruch durch ein Stellungssystem reichlich schwach.

Eine weitere Schwäche war, dass für den Durchbruch durch die feindlichen Stellungen die Pz.-Div. in erster Linie eingesetzt werden mussten, weil weitere Inf.-Div. für diesen Zweck vom OKH nicht zur Verfügung gestellt werden konnten.

Der Angriff der beiden Armeen sollte durch die Luftflotte 4, mit der die H.Gr. schon so lange erfolgreich zusammengearbeitet hatte, unterstützt werden. Leider wurde allerdings ihr Befehlshaber, Feldmarschall von Richthofen, kurz vor dem Angriff nach Italien abberufen. Die zur Angriffsunterstützung verfügbaren Kräfte der Luftflotte betragen 3 Stuka-, 2 Schlacht- und 3 bis 4 Kampfgruppen.

Das Ob.Kdo. d. H.Gr. hatte, um die vorgenannten Kräfte überhaupt bereitstellen zu können, seine verbleibende Abwehrfront auf das Äusserste schwächen müssen. In ihr verblieben nur die 6. Armee (General Hollidt) an der Mius-Front, die 1. Pz.-Armee (Generaloberst v. Mackensen) und das bereits erwähnte rechte Flügelkorps der Armee-Abteilung Kempf in der Donez-Front. Es waren insgesamt nur 21 Divisionen, die die Front von Taganrog bis Woltschansk in einer Ausdehnung von 630 Kilometern zu halten hatten. Als Reserven konnten nur 1 Pz., 1 Pz.-Gren.- und 1 Inf.-Div. hinter dieser weitgedehnten Front verbleiben.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. war jedoch der Auffassung, dass – wenn man den Schlag aus der Vorhand überhaupt unternahm – auch *alles* an das volle und schnelle Gelingen der Operation «Zitadelle» zu setzen sei. Geling dieser Schlag, wurden die im Kursker Frontbogen abgeschnittenen Feindkräfte vernichtet und darüber hinaus ein erheblicher Teil der operativen Reserven des Gegners in dieser Schlacht zerschlagen, dann würde der erste Schritt zum Erreichen der anzustrebenden Remislösung getan sein. Ein Sieg bei Kursk würde es der H.Gr. auch möglich machen, mit etwa inzwischen auf ihrer Abwehrfront entstandenen Krisen fertig zu werden. Schliesslich blieb ja immer noch die Möglichkeit, notfalls aus dem Donezgebiet auf den unteren Dnjepr zurückzugehen, um dann – nach einem Sieg bei Kursk – doch den operativen Gedanken aufzunehmen, der dem Vorschläge des Ob.Kdos. für einen Schlag aus der

Nachhand zugrunde gelegen hatte. Dass eine solche Entwicklung zunächst kaum den Beifall Hitlers finden würde, war allerdings anzunehmen. Immerhin, ein Sieg würde ihm auch das Donezgebiet wiederbringen.

Der Beginn der Operation «Zitadelle» war für den frühest möglichen Zeitpunkt vorgesehen. Als diesen hatte das Ob.Kdo. d. H.Gr. dem OKH den Anfang des Monats Mai angegeben, vorausgesetzt, dass bis dahin die Schlammperiode ihr Ende gefunden haben würde. Tatsächlich hätte «Zitadelle» etwa Mitte Mai beginnen können.

Ein verhängnisvoller Aufschub

Ich hatte nach dem durch den Beginn der Schlammperiode erzwungenen Abschluss der Winterkämpfe Urlaub nehmen müssen, um mich einer Mandeloperation zu unterziehen. Die Ärzte hofften durch eine solche einen beginnenden, aber altersmässig noch nicht bedingten Star in seiner Entwicklung aufhalten zu können. Während mich an der Front zunächst Generaloberst Model, dann Feldmarschall Frhr. v. Weichs vertrat, blieb ich doch bezüglich der grundlegenden Fragen mit dem Ob.Kdo.d.H.Gr. und dem Chef des Gen.Stabs d. H. in Verbindung. In einem am 18. April an den letzteren gerichteten, für Hitler bestimmten Schreiben hatte ich nochmals vor allem den Standpunkt vertreten, dass *alles* nunmehr an den Erfolg des Unternehmens «Zitadelle» zu setzen sei, dass ein Sieg bei Kursk auch vorübergehende Rückschläge an anderen Stellen der Front der H.Gr. würde ausgleichen können. Ich hatte ferner betont, dass, je früher «Zitadelle» beginnen werde, desto weniger die Gefahr eines feindlichen Grossangriffs auf das Donezgebiet bestehen würde.

Am 4. Mai wollte ich in mein HQ zurückkehren, da mit Beginn von «Zitadelle» Mitte Mai, spätestens aber zu Beginn des zweiten Drittels des Monats, zu rechnen war. Am 3. Mai erschien mein Chef, General Busse, in Liegnitz mit der Meldung, dass wir am 4. Mai zu einer Besprechung beim Führer in München sein sollten. Auch der Ob. der Heeresgruppe Mitte, Feldmarschall v. Kluge, Generaloberst Guderian (damals Generalinspekteur der Panzertruppen) und der Chef des Gen.Stabs der Luftwaffe, Generaloberst Jeschonnek, waren zu dieser Besprechung befohlen worden. Bei ihr stellte sich folgendes heraus:

Generaloberst Model, der den Nordangriff bei «Zitadelle» führen sollte, hatte Hitler Vortrag über die Lage an seiner Angriffsfront und über seine Absichten gehalten.

Model genoss das besondere Vertrauen Hitlers, nachdem er sich in den Feldzügen 1941 und 1942 zunächst als Führer eines Panzer-Korps, dann

der 9. Armee in schweren Abwehrkämpfen der H.Gr. Mitte durch besondere Energie und Standfestigkeit ausgezeichnet hatte.

Ich kannte Model gut aus der Zeit, als er unter mir die 8. Abteilung des Gen.Stabs hatte, der die Beobachtung der technischen Entwicklung und ihre Auswertung für die vom Gen.Stab zu stellenden Forderungen oblag. Er hatte in dieser Stelle sehr nützlich nach der Art eines Hechtes im Karpfenteich der Ämter des Ministeriums gewirkt. Später hatte er mir als Chef des Gen.Stabs der 16. Armee im Rahmen der H.Gr. A, deren Generalstabschef ich war, bei den Vorbereitungen der Westoffensive unterstanden.

Model war zweifellos ein besonders befähigter Generalstabsoffizier, klug, von klarem Urteil und schneller Auffassungsgabe. Mittelgross, eher zierlich als kräftig gebaut, mit vollem schwarzem Haar und lebhaften Augen, die manchmal einen stechenden Blick annehmen konnten, wirkte er jung und frisch und war zäh und von grosser Leistungsfähigkeit. Seine hervorstechendste Eigenschaft war eine aussergewöhnliche Energie, die allerdings der Rücksichtslosigkeit nicht entbehrte. Mit ihr verband er grosse Sicherheit im Auftreten und Bestimmtheit bei der Äusserung seiner Meinung. Seiner Veranlagung nach war er ein Optimist, der Schwierigkeiten nicht anerkannte. Dies, seine unzweifelhafte Tatkraft sowie schliesslich die Tatsache, dass er sich um ein gutes persönliches Verhältnis zu den Spitzen des Regimes bemühte (er hatte sich von Himmler einen SS-Adjutanten geben lassen, was natürlich im Offizierkorps starke Kritik auslöste), mussten ihn Hitler empfehlen. Dass Ehrgeiz bei dieser Einstellung Models auch eine gewisse Rolle gespielt hat, wird man wohl nicht ganz verneinen können. Doch darf man annehmen, dass er aus Überzeugung an Hitler bzw. die nationalsozialistische Idee geglaubt hat. Dem Regime hat er kritikloser gegenüber gestanden als die überwiegende Zahl der höheren militärischen Führer. Doch darf man Model nicht etwa unter die wenigen Soldaten einreihen, die Hitler geistig hörig geworden sind. Er hat seine militärischen Ansichten auch Hitler gegenüber rückhaltlos vertreten. In jedem Fall war Model ein tapferer Soldat, der seine Person rücksichtslos einsetzte und das gleiche von seinen Untergebenen, oft in brüsker Form, verlangte. Stets war er an den kritischen Stellen der von ihm befehligten Front zu finden. So war Model so recht ein Soldat nach Hitlers Sinn.

Model ist nicht dazu gelangt, als Führer einer kühnen Operation den Lorbeer des Sieges zu pflücken. Er wurde mehr und mehr der Mann, den Hitler einsetzte, um auf einer bedrohten oder ins Wanken geratenen Front die Lage wieder herzustellen und hat in diesen Aufgaben Aussergewöhnliches geleistet. Wie Hitler denken mochte, war er ein Ober-

befehlshaber, «der nicht operierte, sondern stand». Als Model schliesslich im Ruhrkessel das Ende kommen sah, hat er seinem Leben freiwillig ein Ende gesetzt. Sicher nicht, wie so viele Parteigrössen, um sich der Verantwortung zu entziehen, sondern weil er die Vernichtung seiner H.Gr. nicht überleben wollte.

Generaloberst Model hatte nun anlässlich seines Vortrages bei Hitler nachdrücklich auf die Schwierigkeiten hingewiesen, denen sein Angriff infolge des starken Ausbaus des feindlichen Stellungssystems begegnen werde. Auch Nachrichten über eine ausserordentliche Verstärkung der feindlichen Panzerabwehr, insbesondere durch Einführung einer neuen Panzerbüchse, der unsere Panzer IV nicht gewachsen wären, hatten in seinen Darlegungen eine grosse Rolle gespielt. Dem ihm übertragenen Durchbruchangriff hatte er infolgedessen von vornherein einen Sechstageplan zugrunde gelegt.

Diese Ausführungen hatten Hitler offenbar stark beeindruckt. Er fürchtete, dass unser Angriff nicht oder zum mindesten nicht schnell genug durchschlagen würde, um zu einem grossen Einkreisungserfolg zu führen. Er sah nach seinen Darlegungen eine weitere Verstärkung unserer Panzerkräfte für notwendig an. Sie könne bis 10. Juni durch Zuführung erheblicher Mengen von Panzern der Typen «Tiger» und «Panther», von Sturmgeschützen, sowie einer Abteilung überschwerer Panzer «Ferdinand» (eine Porsche-Konstruktion, die sich dann als unbrauchbar erweisen sollte) erfolgen. Ausserdem müssten die Panzer IV und die Sturmgeschütze «Panzerschürzen» (anhängbare Schutzschilde zur Verstärkung der Panzerung) erhalten, um den neuen sowjetischen Panzerbüchsen gewachsen zu sein. Im Ganzen stellte Hitler annähernd eine Verdoppelung unserer Panzerzahl in Aussicht.

Er wünschte jedoch zu der Frage einer Verschiebung von «Zitadelle» zunächst die Ansicht der beiden Oberbefehlshaber zu hören. Beide sprachen sich gegen eine solche aus, eine Auffassung, die auch der Chef des Generalstabes, General Zeitzler, teilte.

Feldmarschall v. Kluge, der sich offenbar durch den unmittelbaren Vortrag Models bei Hitler übergangen fühlte, erklärte in seiner temperamentvollen Art, dass die Angaben Models über ein angeblich vorhandenes 20 Kilometer tiefes feindliches Stellungssystem übertrieben seien. In den Luftbildern seien auch sämtliche verfallenen Gräben aus früheren Kampfhandlungen enthalten. Des Weiteren wies der Feldmarschall darauf hin, dass wir bei längerem Abwarten in die Hinterhand geraten könnten. Es könne dazu kommen, dass wir gezwungen sein würden, Kräfte von der «Zitadelle»-Front abzuziehen. Dabei hatte er wohl in erster Linie bereits die Gefährdung des Orelbogens im Auge.

Auch ich sprach mich gegen die von Hitler angeregte Verschiebung aus, und zwar aus folgenden Gründen:

Der Zuwachs an Panzern, den wir erhalten sollten, würde durch den Zufluss an Panzern auf sowjetischer Seite vermutlich mehr als ausgeglichen werden. Die monatliche Panzerproduktion des Gegners betrage sicher mindestens 1500 Stück. Auch würden bei längerem Zuwarten die jetzt noch durch die Verluste des Winterfeldzuges und die kürzlich erlittenen Niederlagen in ihrer Moral wie in ihrem Kampfwert stark abgesunkenen Verbände des Feindes ihre Angriffskraft wiedergewinnen. Schliesslich würde der Ausbau der feindlichen Stellungen immer stärker werden.

Des Weiteren spräche gegen eine Verschiebung von «Zitadelle» die Tatsache, dass damit die Gefahr auf der Abwehrfront der H.Gr. erheblich wachsen werde. Jetzt könne der Gegner am Donez und Mius noch nicht offensiv werden. Im Juni werde dies jedoch der Fall sein.

Besonders wies ich darauf hin, dass die ganze Frage wesentlich von der *Gesamtlage* bestimmt werde. Bei einer Verschiebung von «Zitadelle» und etwaigem baldigem Verlust von Tunis bestände die Gefahr, dass der Beginn von «Zitadelle» mit einer feindlichen Landung auf dem Festland zusammenfalle und wir dann auf zwei Fronten entscheidend zu kämpfen haben würden.

So verlockend die weitere Verstärkung unserer Panzerkräfte auch sei, so müsse meines Erachtens doch an dem alsbaldigen Angriff festgehalten werden. Im Falle einer Verschiebung würde die H.Gr. jedenfalls neben dem Zuwachs an Panzern auch weiterer Infanterie-Divisionen zur Überwindung des feindlichen Stellungssystems bedürfen.

Ich schloss damit, dass «Zitadelle» wohl kein leichtes Unternehmen werden würde, dass man aber an dem Entschluss baldigen Schlagens festhalten und, wie ein Reiter, als erstes «das Herz über das Hindernis werfen müsse». Ein Vergleich, der, wie mir alsbald klar wurde, Hitler, welcher Pferde und Reiter nicht schätzte, allerdings nicht ansprechen konnte.

Der Chef des Gen.Stabs der Luftwaffe schloss sich der Ansicht der beiden Oberbefehlshaber an, indem er erklärte, dass vom Standpunkt der Luftwaffe eine Verschiebung von «Zitadelle» keinen Vorteil biete. Ein wesentlicher Zuwachs an Fliegerkampfkraften stehe nicht in Aussicht. Er bestätigte, dass der Gegner nach dem Bild der Luftlage eine entscheidende Offensive im Bereich der H.Gr. Süd zu planen scheine.

Generaloberst Guderian schlug vor, die gesamten Panzerkräfte auf *einer* Angriffsfront, sei es bei H.Gr. Süd oder bei H.Gr. Mitte, zusammenzufassen.

Hitler wiederholte alsdann nochmals seine Argumente für einen Aufschub bis 10. Juni. Hinsichtlich des Zuwachses an Panzern auf beiden Seiten sagte er, dass ein mögliches Mehr an Panzern auf sowjetischer Seite durch die technische Überlegenheit der zusätzlichen «Tiger», «Panther» und «Ferdinand» aufgehoben werden würde. Weitere Infanterie-Divisionen könne er jedoch nicht zur Verfügung stellen.

Bezüglich der Gefahr, dass bei Verschiebung von «Zitadelle» diese unter Umständen mit einer feindlichen Invasion auf dem Festland zusammenfallen könnte, bemerkte er, dass infolge Eintreffens von Flakschiffen und leichten Übersetzmitteln im Mittelmeer der Nachschub nach Tunis aufrecht zu erhalten sein werde, so dass wir uns dort behaupten würden. Selbst bei einem Verlust von Tunis würde der Feind sechs bis acht Wochen brauchen, ehe er eine Landung durchführen könne. Mitte Juni würde also nicht mit einer solchen zu rechnen sein.

Abschliessend erklärte Hitler, sich die Frage der alsbaldigen Durchführung oder einer Verschiebung von «Zitadelle» nochmals überlegen zu wollen und entliess uns in unsere HQ.

Während wir dort auf das Stichwort warteten, durch das Aufmarsch und Bereitstellung der Kräfte für die Offensive, die aus Ausbildungs- und Tarnungsgründen vorerst noch weitverteilt hinter der Front der Heeresgruppe lagen, ausgelöst würden, kam am 11. Mai der Befehl, dass die Operation «Zitadelle» bis Mitte Juni verschoben werde.

Zwei Tage später, am 13. Mai, kapitulierten die letzten Teile der Afrika-Armee auf der Kap-Bon-Halbinsel!

Die folgenden Wochen waren mit der weiteren Auffrischung und vor allem Ausbildung der Angriffsverbände und der Überprüfung und Verstärkung unserer Abwehrfront am Donez und Mius ausgefüllt. Die von Hitler versprochenen Panzer kamen, aber nicht in der zugesagten Zeit. So wurde «Zitadelle» immer weiter hinausgeschoben, bis der Juli heran-nahte. Sechs Wochen waren seit dem Ende in Tunis nun verflossen!*)

In grösstem Ausmass wurden ferner Täuschungsmassnahmen eingeleitet, um dem Gegner unsere operative Absicht zu verschleiern. Sie sollten, sobald der Aufmarsch für «Zitadelle» begann, in grossen Marschbewegungen aller für den Angriff zunächst entbehrlichen Kraftfahr-

*) Insgesamt hätte die H.Gr. Anfang Mai für «Zitadelle» über 686 Panzer und 160 Sturmgeschütze verfügt. Bis zum 3. Juli waren an der «Zitadelle»-Front insgesamt 1'081 Panzer (davon allerdings fast die Hälfte noch Panzer III) und 376 Sturmgeschütze einsatzbereit. Die Zahl unserer Panzer hat also auch nicht annähernd die Zahlen erreicht, die die Sowjets später aus Propagandagründen in die Welt posaunt haben. Noch weniger haben unsere Panzerverluste im Verlauf von «Zitadelle» den feindlichen Angaben entsprochen. Nach diesen hätten wir weit mehr Panzer verloren, als wir überhaupt jemals zur Verfügung gehabt haben.

einheiten in Richtung auf das Donezgebiet gipfeln, in dem Angriffs-Vorbereitungen schon jetzt vorgetäuscht wurden. Sie gingen bis zur Anfertigung von Panzer-Attrappen, die zur Täuschung der feindlichen Luftaufklärung in das Donezgebiet transportiert wurden.

In dieser Zeit des Wartens, aber auch zunehmender Spannung, hat weiterhin ein reger Gedankenaustausch zwischen dem Ob.Kdo.d.H.Gr. und dem OKH über die weitere Entwicklung der Lage sowie über die Frage, ob man angesichts der vorgeschrittenen Zeit noch an «Zitadelle» festhalten könne, stattgefunden.

Das *Feindbild* zeigte inzwischen durch ein näheres Heranschieben der feindlichen operativen Reserven an die Front, dass diese ihre Auffrischung anscheinend beendet hatten. Wenn der Gegner vorerst auch noch in der Abwehr blieb, so zeichnete sich doch ab, dass er eine Offensive sowohl an der Mius- wie an der Donez-Front und – vielleicht zeitlich gestaffelt – gegen die Front beiderseits Charkow vorbereitete. Das gleiche Bild ergab sich im Bereich der H.Gr. Mitte hinsichtlich der Vorbereitung eines feindlichen Angriffs auf den Orelbogen. Auch an anderen Stellen der Ostfront liessen sich mögliche Angriffsabsichten des Feindes erkennen. Ob der Gegner allerdings bald von sich aus die Offensive einleiten würde, ob er auf die zweite Front warten oder ob er erst im Gegenschlag gegen eine deutsche Offensive zum Angriff übergehen würde, blieb nach wie vor ungewiss.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. hat in diesem Meinungs austausch mit dem OKH immer wieder auf folgendes hingewiesen; dass:

1. jedes weitere Hinausschieben unseren Angriff schwerer machen würde,

2. zugleich auch das Risiko an der Abwehrfront der Heeresgruppe, insbesondere im «Donez-Balkon» erheblich zunähme, da die dort verfügbaren Kräfte einer feindlichen Grossoffensive auf die Dauer nicht gewachsen bleiben könnten,

3. dass ungeachtet dieses Risikos es, im Falle der Durchführung von «Zitadelle», nach wie vor darauf ankomme, alles an einen schnellen und durchschlagenden Erfolg dieser Operation zu setzen, selbst unter Inkaufnahme von Krisen im Donezgebiet, die vielleicht dort zu einem Ausweichen zwingen könnten.

Wiederum wurde der Standpunkt der Heeresgruppe betont, dass der Gegner in diesem Jahre die *Entscheidung* gegenüber der H.Gr. Süd suchen werde, dass diese hierzu auf ihrem *Nordflügel stark* sein und im Übrigen *operative Freiheit* erhalten müsse im Sinne der Vorschläge, die wir im Februar/März bezüglich beweglicher Operationsführung und eines Schlagens aus der Nachhand gemacht hätten.

Auf eine Anfrage des Generalstabschefs, wie das Ob.Kdo.d.H.Gr. zu der Durchführung von «Zitadelle» nunmehr überhaupt stehe, antwortete ich, dass «Zitadelle» in jedem Fall ein schwerer Angriff sein werde, der im Erfolgsfall weitere Teilschläge ermöglichen könne, aber nicht etwa das Freiwerden von Kräften (für andere Kriegsschauplätze) in absehbarer Zeit sichern werde. Die Frage, ob «Zitadelle» nunmehr noch zweckmässig sei oder nicht, lasse sich nur vom Standpunkt der *Gesamtkriegführung* beantworten. Man könne die Operation nur durchführen, wenn man für absehbare Zeit, also bis in den Herbst, auf jeden Kräfteabzug von der Ostfront verzichte. Glaube man, dass die Westmächte vor dem Herbst eine Landungsoperation grossen Stils *nicht* durchführen würden, so sei «Zitadelle» noch möglich. Desgleichen, wenn man es sich zutraue, die Westmächte irgendwo landen zu lassen, um sie erst später zu schlagen, dann, wenn sie aus ihrem Landekopf herauszutreten gezwungen sein würden.

Bei diesem Gedankenaustausch befand sich das Ob.Kdo. weitgehend in Übereinstimmung mit dem Chef des Generalstabs des Heeres und der Operationsabteilung des OKH. Dagegen gelang es nicht, eine klare Stellungnahme Hitlers zu derartigen operativ doch bedeutungsvollen Fragen zu erlangen. In einem Schreiben, das ich in diesen Wochen an den Generalstabschef richtete, stand daher folgender bezeichnender Satz:

«Da eine telefonische Aussprache über alle wichtigen Fragen zwischen der Heeresgruppe und OKH wegen der grossen Entfernung nicht möglich ist, halte ich entweder eine engere persönliche Verbindung oder eine dem weiten Absetzen der obersten Führung entsprechende operative Handlungsfreiheit im Osten für erforderlich. Der Zustand, dass die Oberbefehlshaber der Heeresgruppen über die Gesamtlage nur durch den Wehrmachtsbericht unterrichtet werden, ist ebenso unerträglich, wie das Fehlen jeder geistigen Verbindung zwischen den obersten Führungsstellen.»

Bei nachträglicher Sicht wird man geneigt sein zu sagen, dass die Oberbefehlshaber der Heeresgruppen angesichts des immer weiter verzögerten Beginns von «Zitadelle» dem OKH hätten erklären müssen, dieser Angriff habe nunmehr seinen Sinn verloren und dürfe nicht mehr geführt werden. War er doch darauf angelegt gewesen, den Gegner möglichst frühzeitig, also noch im Zustand der Schwäche, zu treffen. Davon konnte allmählich nicht mehr die Rede sein.

Was mich betrifft, so lag der Grund dafür, dass dieses nicht geschehen ist (was ein Fehler gewesen sein mag) in folgendem:

Erstens hätte der Verzicht auf «Zitadelle» ein weiteres Abwarten im

Osten bedingt mit all den Gefahren, die ein solches im Hinblick auf die zu erwartende zweite Front bedeutet hätte. Schien es doch nunmehr so, als ob die Sowjets sich tatsächlich Zeit lassen wollten, ehe sie selbst zur Offensive schritten.

Zweitens waren wir, jedenfalls beim Ob.Kdo.d.H.Gr. Süd, überzeugt, dass unser Angriff zwar schwer sein, dass er aber zum Erfolg führen werde. Zweifelhafter schien uns eher die Frage, ob wir eine feindliche Offensive im Donezgebiet würden abwehren können. Doch blieben wir überzeugt, dass wir nach einem Sieg bei Kursk auch mit einer Krise im Donezgebiet fertig werden, ja aus ihr vielleicht einen grossen Sieg würden machen können. Dass unsere Ansicht hinsichtlich eines möglichen Erfolges unseres «Zitadelle»-Angriffs nicht ganz so abwegig gewesen ist, wie es heute scheinen mag, ergibt sich aus dem Ablauf der Operation und den Gründen, die zu ihrer Einstellung geführt haben. Hierüber wird noch zu sprechen sein.

Etwas anders lagen die Verhältnisse für das Ob.Kdo. der Heeresgruppe Mitte. Hier würde ein Erfolg des Gegners im Bereich des Orelbogens sofort auf «Zitadelle» einwirken. Ein Ausweichen, wie es für uns schliesslich im Donezgebiet möglich sein würde, konnte im Orelbogen nicht erfolgen, da dieser die Basis des Angriffs der 9. Armee bildete. Konnte das Ob.Kdo.d.H.Gr. Mitte also nicht mit Zuversicht auf die Abwehr der zu erwartenden feindlichen Entlastungsoffensive gegen den Orelbogen rechnen, so musste sie die Durchführung des bis Juli hinausgezögerten Unternehmens «Zitadelle» ablehnen. Da dies unseres Wissens nicht geschehen ist, wird das Ob.Kdo. angenommen haben, den Orelbogen in jedem Fall behaupten zu können.

Immer noch auf die Entscheidung wartend, ob «Zitadelle» nun durchgeführt werden würde oder nicht, sollte ich am Jahrestage der Eroberung von Sewastopol nach Bukarest fliegen, um dem Marschall Antonescu das Krimschild in Gold zu überreichen. Der Flug musste im letzten Augenblick verschoben werden, da Hitler für den 1. Juli alle Oberbefehlshaber und Kommandierenden Generale der für «Zitadelle» vorgesehenen Verbände des Heeres und der Luftwaffe in sein ostpreussisches Hauptquartier befahl.

In dieser Besprechung, die wie immer vor einem solchen Gremium lediglich ein Vortrag Hitlers war, gab er seinen endgültigen Beschluss bekannt, die Operation «Zitadelle» nunmehr durchzuführen. Der Angriff sollte am 5. Juli beginnen.

Hitler begründete zunächst eingehend die seinerzeit erfolgte Verschiebung. Sie sei notwendig gewesen im Hinblick auf die personelle

und materielle Auffrischung und Verstärkung der für den Angriff bestimmten Verbände. Nunmehr seien diese personell voll aufgefüllt. Materiell seien wir zum erstenmal den Sowjets an Panzern überlegen.

Neuartig und nach seinen früheren Ausführungen nicht gerade überzeugend war seine Behauptung, die Verschiebung sei vor allem auch deshalb notwendig gewesen, weil bei frühem Losschlagen die Hilferufe der Sowjets eine alsbaldige Landung der Westmächte im Bereich des Mittelmeers zur Folge gehabt haben würden. Wir hätten dem seinerzeit nichts entgegenzusetzen gehabt. Auf Widerstand der Italiener wäre nicht zu rechnen gewesen. Auf dem Balkan hätte der Gegner die Unterstützung der dortigen Völker gefunden. Jetzt sei diese kritische Phase im Wesentlichen überwunden. Wir hätten auf Sardinien, Sizilien und dem Peloponnes sowie auf Kreta nunmehr einigermaßen ausreichende Kräfte.

Man wird sich erinnern, dass Hitler am 4. Mai auf meinen Hinweis hinsichtlich der Gefahr einer baldigen feindlichen Landung erklärt hatte, dass wir uns in Tunis würden behaupten können und dass – selbst wenn dies nicht mehr der Fall sein werde – die Westmächte 6–8 Wochen Zeit brauchen würden, ehe sie eine Landung durchführen könnten. Danach hatte er also damals keineswegs mit der Möglichkeit eines schnellen Eingreifens der Feindmächte auf sowjetischen Wunsch hin gerechnet.

Aus dem, was Hitler jetzt sagte, ging aber ferner hervor, dass er, in dem Bestreben, überall sicher zu gehen, auf Grund des Verlustes der Afrika-Armee unsere Kräfte im Mittelmeergebiet weiter verstärkt hatte. Er war also nicht bereit, der Notwendigkeit Rechnung zu tragen, alles an den Erfolg von «Zitadelle» zu setzen. Eine Einstellung, die sich auch während der Durchführung der Operation noch erweisen sollte.

Den Entschluss, «Zitadelle» nunmehr durchzuführen, begründete er zutreffend damit, dass wir nicht warten könnten, bis der Gegner, vielleicht erst im Winter oder erst nach Errichtung einer zweiten Front, zum Angriff antreten werde. Auch sei ein baldiger, durchschlagender Angriffserfolg in Rücksicht auf dessen Wirkung auf unsere Verbündeten wie auf die Heimat erwünscht.

Nachdem Hitler vor allen beteiligten höheren Führern seinen Entschluss, jetzt zum Angriff zu schreiten, bekanntgegeben und dessen Notwendigkeit vom Standpunkt der obersten Führung aus begründet hatte, war naturgemäss nicht mehr die Möglichkeit gegeben, diesen Entschluss noch umzustossen. Ganz abgesehen davon, dass wir uns ein weiteres Zuwarten im Osten in der Tat nicht mehr leisten konnten.

Ein Versuch von mir, im Interesse von «Zitadelle» die Rückkehr des Feldmarschalls v. Richthofen zur Führung der Luftflotte 4 zu erreichen, blieb leider ergebnislos und führte nur zu einem scharfen Zusammenstoss

mit Göring. Dieser war nicht bereit, zuzugeben, wie ausschlaggebend eine Persönlichkeit wie Richthofen als Führer der Kampfverbände war.

Zu erwähnen, weil aufschlussreich, nicht für die augenblickliche Lage, wohl aber für das Denken von Hitler, sind noch einige Äusserungen, die er in seinen Vortrag eingeflochten hatte.

Er behauptete, dass man, um die derzeitige Lage gerecht zu würdigen, sich erinnern müsse, dass die Lage 1936 (Rheinlandbesetzung), 1938 (Österreich), 1939 und 1940 viel gefahrdrohender gewesen sei. Jetzt käme es darauf an, *Europa* an seinen *Grenzen* zu verteidigen, also die italienischen Inseln und den Balkan. Eine Preisgabe des letzteren wie des Donezgebietes sei untragbar. Im Übrigen sei er durchaus zuversichtlich.

Amerikanische Zeitungen bezifferten die Verluste der Sowjetunion, einschl. derer der Zivilbevölkerung durch Hunger, auf 30 Millionen Menschen. Er rechne mit einem Ausfall an Wehrfähigen in Höhe von 12 bis 14 Millionen. Angesichts solcher Verluste und der Ernährungsschwierigkeiten müsse der Gegner doch einmal zusammenbrechen oder wie China in Agonie versinken.

Sollten diese Ausführungen wohl bei den zahlreichen Zuhörern die Zuversicht stärken, so dürfte das Folgende wohl nur bei wenigen Widerhall gefunden haben. Hitler erklärte, dass Versprechungen an sowjetische Teilvölker im Kriege wegen der Rückwirkung auf die eigenen Soldaten nicht in Frage kämen. Diese müssten wissen, wofür sie kämpften, nämlich um Lebensraum für ihre Kinder und Enkel. Es sei der Fehler im Ersten Weltkrieg gewesen, dass wir kein Ziel gehabt hätten.

Schliesslich wiederholte Hitler, was er mir persönlich schon früher einmal gesagt hatte, dass am 24. August 1939 der Beschluss Italiens, neutral zu bleiben, früher nach London als nach Berlin gelangt sei. Nur dieser Beschluss habe es der britischen Regierung ermöglicht, Frankreich zum Miteintritt in den Krieg zu bestimmen.

Die Aufmarschbewegungen für «Zitadelle» und die letzten grosszügigen Täuschungsmassnahmen in unserem Bereich liefen nunmehr an. Ich selbst überreichte am 3. Juli in Bukarest das Krimschild, ein Akt, der dazu beitragen konnte, durch meinen Besuch in Bukarest den Sowjets das unmittelbar bevorstehende Losbrechen unserer Offensive zu verschleiern. Am 3. Juli abends war ich wieder in meinem HQ.

Der Angriff

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. begab sich am 4. Juli mit einem Gefechtsstab dicht hinter die Angriffsfront, um die Operationen der beiden Armeen

straff leiten zu können. Als Gefechtsstand diente uns unser in einem Walde abgestellter Befehlszug. Er bestand aus je einem Wohn- und Arbeitswagen für den Chef und mich, Arbeits- und Schlafwagen, sowie einem Speisewagen für die Abteilung Ia (Operations-Abt.) und eine verkleinerte Abteilung Ic (Feindnachrichten-Abt.), sowie die sonstigen Persönlichkeiten, deren Anwesenheit unbedingt erforderlich war.

Fernsprech- und Funkwagen, Wagen für die Stabswache und für 2-cm-Flak gehörten ebenfalls dazu. Die Benutzung dieses Befehlszuges hat sich ganz ausserordentlich bewährt. Man hatte alle Gehilfen und technischen Einrichtungen, die für die Führung benötigt wurden, zur Hand und doch zugleich bequeme Arbeits- und ausreichende Unterkunftsbedingungen, sowie die Möglichkeit schnellen Ortswechsels. Hinter einem Frontabschnitt, in dem eine wichtige Operation im Gange war, abgestellt, konnte man mit Kraftwagen oder Flugzeug leicht zu allen Befehlshabern oder Truppen gelangen. Mehrfach bin ich mit dem Zuge auch zu einer längeren Fahrt entlang der Front unterwegs gewesen, tagsüber Stäbe und Truppen eines Abschnitts besuchend, nachts in den nächsten Abschnitt weiterfahrend.

Am 5. Juli brach der Angriff auf den Fronten beider Armeen los, nachdem am Abend vorher die 4. Pz.-Armee sich durch einen handstreichartigen Teilangriff in den Besitz von Beobachtungsstellen gesetzt hatte, die für die Angriffsführung unentbehrlich waren.

Es ist in diesem Zusammenhang nur möglich, aber auch nur erforderlich, den Verlauf von «Zitadelle» mit wenigen Strichen zu zeichnen. So aufschlussreich es auch für den militärisch Interessierten sein mag, die ständig wechselnden Lagen und die aus ihnen sich ergebenden Führungsfragen und Entschlüsse, wenigstens im Bereich der H.Gr. Süd, zu verfolgen. Denn deren Kampf war doch nur in den allerersten Tagen ein in voraus festgelegter Bahn verlaufender Durchbruchangriff. Sobald die Angriffsverbände Bewegungsfreiheit jenseits des feindlichen Stellungssystems gewonnen hatten, ergaben sich für das Ob.Kdo.d.H.Gr. wie für die der Armeen immer neue Lagen und Entschlüsse, wenn auch an dem Grundgedanken der Operation unverändert festgehalten worden ist.

Auf der Angriffsfront der *H.Gr. Mitte* gelang der *9. Armee* in den beiden ersten Angriffstagen im Bereich ihres mittleren und linken Angriffskorps ein bis zu 14 Kilometer tiefer Einbruch in das feindliche Stellungssystem. Das rechte Angriffskorps gewann dagegen nur unbedeutenden Raum, die Anschlusskorps blieben im Wesentlichen hängen.

Bereits am zweiten Angriffstage setzten sich immer steigende Gegenangriffe des Feindes gegen Front und Flanken des Stosskeils der Armee ein. Der Gegner setzte zu ihnen auch die operativen Reserven an, die im

Nordwestteil des Kursker Bogens und vor der Südostfront des Orelbogens gestanden hatten. Ein Zeichen, dass er den Kursker Bogen unter allen Umständen halten wollte, aber auch dafür, dass durch «Zitadelle» im Erfolgsfall recht erhebliche Feindkräfte hätten eingekreist werden können. Trotz dieser Gegenangriffe kam der Stosskeil der 9. Armee, wenn auch nunmehr nur in 10 Kilometer Breite, noch weiter vorwärts. Am 9. Juli lief sich der Angriff jedoch vor einer Höhenstellung des Gegners um Olchowatka – etwa 18 Kilometer vorwärts der Ausgangsstellung der 9. Armee – fest. Das AOK beabsichtigte, nach Abwehr feindlicher Gegenangriffe und Verlagerung des eigenen Angriffsschwerpunkts unter Einsatz seiner Reserven, die Offensive etwa am 12. Juli wieder aufzunehmen, um den Durchbruch zu vollenden. Es sollte jedoch nicht dazu kommen. Der Gegner trat am 11. Juli mit starken Kräften von Osten und Nordosten zur Offensive gegen die den Orelbogen haltende 2. Pz.-Armee an. Die Entwicklung der Lage dort zwang das Ob.Kdo.d.H.Gr. Mitte, den Angriff der 9. Armee einzustellen, um starke schnelle Kräfte von ihr in den Kampf der 2. Pz.-Armee werfen zu können.

Auch im Angriffsabschnitt der *H.Gr. Süd* erwies sich der erste Durchbruch durch das feindliche Stellungssystem als schwer. Besonders fühlbar machte sich das Fehlen von Infanterie-Divisionen für den ersten Durchbruch, wie die relative Schwäche der Angriffs-Artillerie.

Bei der *Armee-Abt. Kempf* gelang es dem rechten Flügelkorps, dem 11. AK (General Rauss) nicht, im Angriff bis an den als neue Abwehrfront vorgesehenen Korodscha-Abschnitt, sondern nur bis auf die Höhen westlich des Koren-Abschnitts vorzudringen. Wurde somit das ursprüngliche Ziel auf diesem äussersten rechten Flügel der Angriffsoperation auch nicht erreicht, so konnte man doch mit dem Erfolg des Korps in der Folge zufrieden sein. Es hatte durch seinen mit grossem Schwung vorgetragenen Angriff die Kräfte der ostwärts Woltschansk stehenden Gruppe feindlicher operativer Reserven auf sich gezogen. Es errang diesen gegenüber in den folgenden Tagen einen grossen Abwehrerfolg, der dem Feind sehr erhebliche Einbussen, auch an Panzern, brachte. Schliesslich konnte sich die H.Gr. auch mit einer Abwehrfront am Koren zufrieden geben, da damit die Breite der eigentlichen Angriffsfront noch nicht beeinträchtigt wurde.

Auch das 3. *Pz.-Korps* hatte schwer zu kämpfen. Der erste Angriff über den Donez beiderseits Bjelgorod gelang nur unter erheblichen Schwierigkeiten. Später schien das Korps vor einer rückwärtigen Stellung des Gegners – etwa 18 Kilometer vorwärts des Donez – festzuliegen. Der Oberbefehlshaber der *Armee-Abt.* war im Hinblick auf die bereits ein-

getretene Schwächung der Truppe im Zweifel, ob der Angriff nicht auch hier eingestellt werden solle. Nach einer Rücksprache mit dem Kom.Gen. des 3. Pz.-Korps, General Breith, und seinen Div.-Kommandeuren, entschied ich jedoch, dass die Offensive fortzusetzen sei. Zumal das Ob.Kdo. d.H.Gr. dem Korps noch die 198. Inf.-Div., die als Reserve hinter der 1. Pz.-Armee an der Donezfront gestanden, trotz des dort wachsenden Risikos zugeführt hatte. Am 11. Juli gelang dem Korps denn auch der endgültige Durchbruch durch diese letzte feindliche Stellung. Der Weg war frei, um im unbefestigten Gelände den Kampf mit den heraneilenden schnellen Verbänden der ostwärts Charkow gestandenen operativen Reserven des Gegners aufzunehmen.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. ordnete an, dass, während der rechte Flügel des 3. Pz.-Korps weiter in Richtung Korodscha vorzustossen habe, dessen linker Flügel zunächst im Zusammenwirken mit der 4. Pz.-Armee die feindliche 69. Armee, die sich zwischen unsere beiden Angriffs-Armeen geschoben hatte, zu vernichten habe.

Die 4. Pz.-Armee hatte in schweren Kämpfen in den beiden ersten Tagen die erste und zweite feindliche Stellung durchbrochen. Am 7. Juli gelang dem linken Pz.-Korps der Armee (48. Pz.-Korps, Gen. v. Knobelsdorff) der Durchbruch in das freie Gelände bis etwa 11 Kilometer vor Obojan. In den folgenden Tagen hatte es sich starker von Nordosten, Norden und Westen geführter feindlicher Gegenangriffe zu erwehren, in denen namhafte Teile der angreifenden Feindverbände zerschlagen werden konnten. Hier und bei den vor dem 2. SS-Pz.-Korps auftretenden Feindkräften handelte es sich bereits um Verbände der operativen Reserve des Gegners, nämlich um 3 Pz.- und 1 mech. Korps, die unter dem Befehl der sowjetischen 69. und 1. Pz.-Armee in den Kampf geworfen worden waren. Weitere schnelle Korps führte der Gegner von ostwärts Charkow heran.

Auch dem rechten Pz.-Korps der Armee (2.SS-Pz.-Korps, Obergruppenführer Hauser) gelang der Durchstoss ins freie Gelände. Am 11. Juli stand es im Angriff auf Prochorowka und hatte weiter westlich einen Übergang über den Pssel erkämpft.

Am 12. Juli warf der Feind neue Kräfte aus seinen operativen Reserven in den Kampf gegen Front und Flanken der Angriffsfront der H.Gr. Beide Armeen wiesen am 12./13. Juli alle diese Angriffe ab. Am 14. Juli konnte das SS-Korps im Nachstossen Prochorowka erreichen, das 48. Pz.-Korps bereits Einblick in das Pssel-Tal westlich Obojan gewinnen. In diesen Kämpfen waren weiterhin namhafte Teile der feindlichen operativen Reserven teils zerschlagen, teils schwer mitgenommen worden.

Im Ganzen hatte der Feind nunmehr 10 Pz.- bzw. mech. Korps gegen die H.Gr. neu in den Kampf geworfen. Dies waren im Wesentlichen alle greifbaren Reserven, die der Gegner vor unserer Front bereitgestellt hatte, mit Ausnahme der Gruppen, die vor unserer Donez- und Miusfront standen, wo sich feindliche Angriffe nun vorzubereiten schienen. Der Feind hatte bis zum 13. Juli bereits 24'000 Gefangene, 1'800 Panzer, 267 Geschütze und 1080 Pak an unserer «Zitadelle»-Front eingebüsst.

Die Schlacht stand auf ihrem Höhepunkt! Die Entscheidung über Sieg oder Fehlschlag schien bevorzustehen. Wohl war dem Ob.Kdo. d.H.Gr. seit dem 12. Juli bekannt, dass die 9. Armee den Angriff hatte einstellen müssen und der Gegner gegen die 2. Panzer-Armee zur Offensive übergegangen war. Aber der Entschluss des Ob.Kdos.d.H.Gr., die Schlacht nicht vorzeitig – vielleicht dicht vor dem endgültigen Erfolge – abubrechen, stand fest. Noch hatte es das 24. Pz.-Korps mit der 17. Pz.-Division und der SS-Division «Wiking» in der Hand, um sie als Trumpf in die Schlacht zu werfen.

Um dieses Korps stand das Ob.Kdo.d.H.Gr. allerdings seit Beginn der Offensive oder eigentlich schon seit Beginn ihrer Vorbereitung im Kampf mit Hitler. Man wird sich erinnern, dass wir immer wieder den Standpunkt vertreten hatten, dass man – wenn «Zitadelle» überhaupt durchgeführt werden sollte – *alles* an das Gelingen dieses Unternehmens setzen müsse, selbst auf ein erhebliches Risiko im Donezgebiet hin. Aus diesem Gedanken heraus hatte das Ob.Kdo. hinter der Mius- und Donezfront, wie bereits früher erwähnt, als Eingreif-Reserven nur zwei schnelle Div. (23. Panzer- und 16. Pz.-Gren.-Div.) belassen, das 24. Pz.-Korps aber zum Einsatz bei «Zitadelle» – zunächst als H.Gr.-Reserve – vorgesehen. Es hatte jedoch mehrfacher Vorstellungen beim OKH bedurft, bis Hitler, der jedes Risiko im Donezgebiet scheute, sein Einverständnis gab, dass das Korps hinter die «Zitadelle»-Front gezogen werden konnte. Immerhin stand es nunmehr westlich Charkow bereit; allerdings unter der Bestimmung des Korps zur Reserve des OKH, womit es der unmittelbaren Befehlsgewalt der H.Gr. entzogen wurde.

So stand die Schlacht, als Feldmarschall v. Kluge und ich für den 13. Juli ins Führerhauptquartier berufen wurden. Es wäre wohl richtiger gewesen, wenn Hitler sich seinerseits einmal zu den beiden H.Gr. begeben hätte oder – wenn er auf Grund der Gesamtlage glaubte, nicht von seinem HQ abwesend sein zu können – den Chef d. Gen.Stabs zu uns entsandt hätte. Aber Hitler ist während des ganzen Ostfeldzuges nur selten dazu zu bewegen gewesen, sich an die Front zu begeben. Seinem Generalstabschef aber gestattete er dies auch nicht.

Die Besprechung am 13. Juli begann mit der Erklärung *Hitlers*, dass

die Lage auf Sizilien, wo die Westmächte am 10. Juli gelandet waren, ernst geworden sei. Die Italiener kämpften überhaupt nicht. Der Verlust der Insel sei wahrscheinlich. Der nächste Schritt des Gegners könnte eine Landung auf dem Balkan oder in Unteritalien sein. Die Bildung neuer Armeen in Italien und auf dem Westbalkan sei nötig. Die Ostfront müsse Kräfte abgeben, daher könne «Zitadelle» nicht weiter fortgeführt werden. Es war also genau die Lage entstanden, vor deren möglichem Eintreten ich am 4. Mai in München gewarnt hatte, falls «Zitadelle» verschoben werden würde!

Feldmarschall v. Kluge meldete, dass die Armee Model nicht weiter vorwärts komme und bereits 20'000 Mann Verluste habe. Ausserdem sei die H.Gr. gezwungen, alle schnellen Kräfte von der 9. Armee wegzuziehen, um die tiefen Einbrüche, die der Gegner bereits an drei Stellen der Front der 2. Pz.-Armee erzielt habe, aufzufangen. Der Angriff der 9. Armee könne schon aus diesem Grunde nicht mehr fortgesetzt und auch nicht später wieder aufgenommen werden.

Ich erklärte demgegenüber, dass – was die H.Gr. Süd angehe – die Schlacht jetzt auf dem entscheidenden Punkt angekommen sei. Nach den Abwehrerfolgen der letzten Tage gegen fast die gesamten in den Kampf geworfenen operativen Reserven des Gegners läge der Sieg in greifbarer Nähe. Jetzt den Kampf abubrechen, würde voraussichtlich bedeuten, dass man den Sieg verschenke! Wenn die 9. Armee wenigstens vorerst die ihr gegenüberstehenden Feindkräfte binden und vielleicht später den Angriff wieder aufnehmen würde, so würden wir zunächst die z. Z. mit unseren Armeen im Kampf stehenden und bereits erheblich mitgenommenen Feindgruppen endgültig zu schlagen suchen. Alsdann würde die H.Gr. – wie bereits am 12. Juli dem OKH gemeldet – wieder nach Norden antreten, den Pssel östlich Obojan mit zwei Pz.-Korps überschreiten, um dann, nach Westen eindrehend, die im Westteil des Kursker Bogens stehenden Kräfte des Gegners zu einer Schlacht mit verwandter Front zu zwingen. Um diese Operation nach Norden und Osten offensiv abdecken zu können, müsste jedoch der Armee-Abt. Kempf das 24. Pz.-Korps nunmehr sofort zugeführt werden. Naturgemäss werde die Kraft der H.Gr. in jedem Fall nur ausreichen, die Offensive bis südlich Kursk fortzuführen. Sollte also ein Wiederantreten der 9. Armee – auch nach Überwindung der Krise im Orelbogen – nicht mehr in Frage kommen, dann müssten wir wenigstens versuchen, mit den Feindkräften, mit welchen wir z. Z. im Kampfe ständen, soweit aufzuräumen, dass wir Luft bekämen. Andernfalls, wenn man sie nur halb geschlagen losliesse, würden wir alsbald Krisen nicht nur im Donezgebiet, sondern auch an der «Zitadelle»-Front haben.

Da Feldmarschall v. Kluge auch eine spätere Wiederaufnahme des Angriffs der 9. Armee für ausgeschlossen, vielmehr deren Zurücknahme in die Ausgangsstellungen für erforderlich erklärte, entschied Hitler – zugleich in Rücksicht auf die Notwendigkeit einer Abgabe von Kräften nach dem Mittelmeergebiet – dass «Zitadelle» abzurechnen sei. Das 24. Pz.-Korps wurde, im Hinblick auf die gegen das Donezgebiet drohenden feindlichen Angriffe, der H.Gr. nicht zur freien Verfügung gestellt.

Immerhin erklärte sich Hitler damit einverstanden, dass die H.Gr. Süd noch versuchen sollte, die ihr z. Z. gegenüberstehenden Feindkräfte so weit zu schlagen, dass sie auf der «Zitadelle»-Front die Möglichkeit zum Herausziehen von Kräften erhielte.

Nach meiner Rückkehr zur H.Gr. und einer Besprechung mit den beiden Armee-Führern ergingen am 16. Juli die Befehle für die Schläge, die die H.Gr. dem Gegner noch versetzen wollte, ehe sie den Kampf im Kursker Bogen abbrach.

Die 4. Pz.-Armee sollte in zwei kurzen Schlägen nach Norden und Westen die südlich des Pssel stehenden Feindkräfte endgültig zerschlagen.

Die *Armee-Abt. Kempf* hatte diese Angriffe nach Osten abzudecken und zugleich, zusammen mit der 4. Pz.-Armee, eine inzwischen auf der Grenze beider Armeen eingeschlossene Feindgruppe zu vernichten.

Als dann beabsichtigte die H.Gr. mit beiden Armeen auf ihre Ausgangsstellung, zum Teil geländemässig etwas verbessert, zurückzugehen, um Kräfte freimachen zu können. Ob sich dabei noch die Möglichkeit ergeben würde, durch einen Panzerstoss nach Westen die vor dem 52. AK stehenden Feindkräfte aufzurollen, sollte von der Entwicklung der Lage abhängen.

Die *Luftflotte 4*, deren Einsatz im «Zitadelle»-Gebiet aus Witterungsgründen in diesen Tagen nicht möglich war, wurde ersucht, an der Mius-Donetz-Front einzugreifen, um die dort erkannten feindlichen Angriffsvorbereitungen zu zerschlagen.

Leider sollte aus diesen Plänen nichts mehr werden.

Das OKH befahl am 17. Juli die sofortige Herauslösung des ganzen 2. SS-Pz.-Korps zu seiner Verfügung und am 18. Juli die Abgabe von zwei weiteren Pz.-Divisionen an die H.Gr. Mitte.

Angesichts dieser Verminderung seiner Kräfte sah sich das Ob.Kdo. d.H.Gr. gezwungen, auf die geplanten Angriffsschläge zu verzichten, den Kampf abzubrechen und die Armeen auf die Ausgangsstellungen zurückzunehmen.

Am 17. Juli griff der Gegner nunmehr an der *Mius- und Donezfront* wie erwartet an. Sowohl bei der 6. wie bei der 1. Pz.-Armee erzielte er

grössere, wenn auch nur örtliche Einbrüche. Infolgedessen gelang es dem Ob.Kdo.d.H.Gr. neben dem bereits in Richtung auf das Donezgebiet abgedrehten 24. Pz.-Korps, auch das SS-Pz.-Korps, das Hitler für Italien vorgesehen hatte, wenigstens zur Verwendung im Donezgebiet vorerst noch zu behalten.

Wenn somit die H.Gr. die Schlacht auch vor gefallener Entscheidung, vielleicht dicht vor dem Siege – wenigstens auf ihrer Front –, hatte abbrechen müssen, so war es doch gelungen, dem Gegner schwere Schläge zu versetzen. Neben den feindlichen Schützen-Divisionen und Pz.-Brigaden, die ursprünglich in der Front gestanden hatten, war es gelungen, die Masse der schnellen Verbände der operativen Reserven des Feindes, soweit sie im Kursker Bogen und vor der Charkower Front gestanden hatten, zum mindesten teilweise zu zerschlagen. Im Ganzen hatten 11 feindliche Panzer- bzw. mech. Korps und 30 Schützen-Divisionen im Kampf gegen die Armeen der H.Gr. gestanden.

Sie hatten an Gefangenen rund 34'000 Mann verloren. Die Zahl der Toten des Gegners wurde auf 17'000 geschätzt. Für den Feind günstig gerechnet, musste hierzu mindestens die doppelte Zahl von Verwundeten kommen, so dass der Feind einen Gesamtausfall von etwa 85'000 Mann gehabt haben dürfte.

Dem standen an Verlusten auf deutscher Seite bei den beiden Armeen 20'720 Mann, davon 3'330 Tote, gegenüber. Alle Divisionen, bis auf eine Pz.-Div., waren noch angriffsfähig, wenn auch einzelne, namentlich die wenigen Inf.-Div., erheblich gelitten hatten.

Schlussbetrachtung

Das Fehlschlagen von «Zitadelle» kann man auf mancherlei Ursachen zurückführen, von denen eine wesentliche das Fehlen des Überraschungsmomentes gewesen ist. Trotz aller Täuschungs- und Verschleierungsmassnahmen konnte die Offensive den Gegner nicht mehr unvorbereitet treffen.

Man würde aber fehlgehen, wenn man die Ursachen des Fehlschlages vorwiegend im *Taktischen* sehen wollte.

Die Operation «Zitadelle» ist von der deutschen obersten Führung vor gefallener Entscheidung *abgebrochen* worden:

In erster Linie auf Grund *strategischer* Einwirkungen, die von einem anderen Kriegsschauplatz (Mittelmeer) bzw. von einer anderen Front (2. Pz.-Armee im Orelbogen) ausstrahlten, und

erst in zweiter Linie auf Grund eines *taktischen* Misserfolges, nämlich des Steckenbleibens des Angriffs der 9. Armee, das zum mindesten eine schnelle Entscheidung der Schlacht in Frage stellte.

Beides wäre vorauszusehen bzw. zu vermeiden gewesen, wenn die deutsche oberste Führung aus der im Frühjahr 1943 gegebenen *Gesamtlage* eindeutig die Folgerung gezogen hätte, dass *alles* daran zu setzen sei, *im Osten* nunmehr zu einem Remis oder wenigstens einer Erschöpfung der Angriffskraft der Sowjets zu gelangen. Wenn sie zugleich bereit gewesen wäre, *kräftemässig* und *zeitlich* entsprechend dieser Folgerung zu handeln.

Kräftemässig würde wahrscheinlich ein nicht allzu grosses Mehr, namentlich an Inf.-Div., ausgereicht haben, um einen Angriffserfolg auch bei der 9. Armee zu ermöglichen, wie auch den ersten Durchbruchkampf der Armeen der Hr.Gr. Süd zu erleichtern und somit die Entscheidung der Schlacht zu beschleunigen. Es würde ebenfalls genügt haben, die Front der 2. Pz.-Armee soweit zu verstärken, dass der Gegner hier wenigstens nicht zu einem *schnellen*, die 9. Armee in ihrem Rücken bedrohenden Erfolg kommen konnte. Die Kräfte für diese Verstärkungen wären doch wohl auf den sog. OKW-Kriegsschauplätzen zu finden gewesen. Allerdings nur unter Inkaufnahme eines erheblichen Risikos in Norwegen, Frankreich und auf dem Balkan und bei *rechtzeitiger* Räumung Nordafrikas, wo man die dort kämpfende H.Gr. ohnehin nicht hat versorgen können. Den Preis dieses Risikos und Verzichtes zu zahlen aber ist Hitler nicht bereit gewesen. Er hätte es vielleicht getan, wenn er die Fehler, die die Westmächte machen sollten, hätte voraussehen können. Den Fehler, noch ein Jahr damit zu verbringen, den Kampf gegen die deutsche Zivilbevölkerung mittels ihrer Terror-Bombenangriffe zu führen, ehe sie zu einer entscheidungsuchenden Invasion schritten. Den Fehler, dass sie, an der Südspitze Italiens landend, ihre «zweite Front» Schritt für Schritt durch den ganzen «italienischen Stiefel» vorwärts schieben würden, anstatt die weit besseren Operationsmöglichkeiten auch auszunutzen, die ihnen die volle Luft- und Seeherrschaft gab.

Zeitlich gesehen würde die Durchführung der Operation «Zitadelle» bereits Ende Mai oder spätestens Anfang Juni in jedem Fall das Zusammenfallen dieses Unternehmens mit einer feindlichen Landung auf dem Festland verhindert haben. Zudem wäre der Gegner noch im Zustand nicht voll wieder hergestellter Operationsfähigkeit getroffen worden. Hätte die deutsche Führung zugleich die vorerwähnten Folgerungen hinsichtlich des Kräfteinsatzes gezogen, so würde für «Zitadelle» auch bei dem dann unvermeidlichen Verzicht auf Erhöhung der Panzerzahlen

ein Übergewicht der deutschen Seite zu erzielen gewesen sein, das wohl für einen Sieg ausgereicht hätte.

So ist das Fehlschlagen von «Zitadelle» darauf zurückzuführen, dass die deutsche Führung sowohl kräftemässig wie zeitlich einem Risiko auszuweichen versucht hat, das sie hätte auf sich nehmen müssen, wenn sie den Erfolg dieser letzten grossen deutschen Angriffsoperation im Osten sicherstellen wollte.

An der Leistung von *Truppe* oder *Truppenführung* hat der Misserfolg jedenfalls nicht gelegen. Beide haben sich erneut aufs Höchste bewährt. Die Gegenüberstellung der beiderseitigen Verluste zeigt, wie überlegen an Können unsere Truppen auch damals der Gegenseite gewesen sind.

Es erübrigt sich zu erörtern, ob ein *Schlagen aus der Nachhand*, wie es ursprünglich vom Ob.Kdo.d.H.Gr. Süd vorgeschlagen worden war, die bessere Lösung dargestellt hätte. Da die Sowjets tatsächlich bis Mitte Juli gezögert haben, zur Offensive überzugehen, ist der Gedanke, deutscherseits aus der Vorhand zu schlagen, jedenfalls nicht falsch gewesen. Dass die Sowjets allerdings in jedem Fall auf Drängen ihrer Verbündeten spätestens im Sommer 1943 offensiv geworden wären, darf man wohl annehmen.

15. Kapitel

DER ABWEHRKAMPF 1943/44

Die Initiative geht auf den Gegner über. Führungsfragen. Kampf gegen eine Hydra. Erste Schlacht im Donezgebiet. Die Schlacht westlich Bjelgorod und der Kampf um Charkow. Grosskampf auf der ganzen Front. Besuch mit Feldmarschall v. Kluge bei Hitler. Die Frage der obersten Führung. Die Oberbefehlshaber, Armeechefs und der Stab der H.Gr. General Zeitler. Der Rückzug hinter den Dnjepr. «Verbrannte Erde». Der Kampf um die Dnjeprlinie. Schlacht um Kijew. Die Frage der Behauptung von Nikopol und der Krim. Neue Schlacht im Dnjeprbogen. Schlacht auf der ganzen Front. Rechtzeitige Aufgabe des Dnjeprbogens wird durch politische Bedenken Hitlers verhindert. Hitlers Beurteilung der Lage. Erneuter Vorschlag, die oberste Führung abzugeben. Hitler eisig. Zusammenstoss mit Hitler anlässlich einer Ansprache. Ein Zwischenruf. Nikopol muss doch aufgegeben werden. Der Kessel bei Tscherkassy. Die eingeschlossenen Korps werden gerettet! Rowno und der Gauleiter Koch. Eigene und feindliche Verluste und ihr Ausgleich. «Die Stunde schlägt!» Hitler baut auf die Erschöpfung des Gegners und auf eine frühe Schlammerperiode. Die H.Gr. trifft Massnahmen, um der Gefahr einer Umgehung und Zertrümmerung ihres Nordflügels zu begegnen. Der Kampf geht trotz des Schlammes weiter. Feindliche Durchbrüche. Der 1. Panzer-Armee droht die Einschliessung. Dramatischer Kampf mit Hitler um den Durchbruch der Armee nach Westen. Hitler gibt nach. Wenige Tage später: Entlassung der Feldmarschälle v. Kleist und v. Manstein. Abschied von der H.Gr.

Führungsfragen

Mit dem Abbrechen der Operation «Zitadelle» ist die Initiative auf dem östlichen Kriegsschauplatz endgültig auf die sowjetische Seite übergegangen. Es war unausbleiblich, dass – nachdem es uns nicht gelungen war, starke Kräfte des Gegners im Kursker Bogen einzukreisen, und auch der Kampf gegen die in die Schlacht geworfenen operativen Reserven des Feindes vor der Entscheidung hatte abgebrochen werden müssen – nunmehr sein Kräfteübergewicht zur Auswirkung kam. Sein

Angriff auf den Orelbogen war nur die Einleitung für den Übergang zur grossen Offensive überhaupt.

Wie nicht anders zu erwarten war, legten die Sowjets das Schwergewicht ihrer Operationen während des ganzen zweiten Halbjahrs 1943 und weiterhin bis zum Eintritt der frühjährlichen Schlammperiode 1944 auf den Südflügel der Ostfront gegen die *Heeresgruppe Süd*. Die operativen, kriegswirtschaftlichen und politischen Gründe hierfür wurden schon dargelegt. Dass sie in diese entscheidungsuchende Operation später noch den Südflügel der Heeresgruppe Mitte (2. Armee) einbezogen, ergab sich aus der Lage und der Gruppierung ihrer Kräfte bei Abschluss von «Zitadelle». Die übrigen Teiloffensiven, die die Sowjets in jener Zeitspanne im Bereich der Heeresgruppe Mitte geführt haben, dürften jedoch – ebenso wie ihr Angriff auf die Heeresgruppe A im Kubanbrückenkopf – in erster Linie den Zweck gehabt haben, die deutsche Führung daran zu hindern, auch ihrerseits kräftemässig den Schwerpunkt in den Bereich der Heeresgruppe Süd zu legen.

Jedenfalls konnte man wohl kaum fehlgehen in der Annahme, dass die sowjetische Führung im zweiten Halbjahr 1943 das Ziel vor Augen haben würde, das zu erreichen, was ihr im Winterfeldzug 1942/43 versagt geblieben war: Die Vernichtung der Heeresgruppe Süd und damit zugleich der Heeresgruppe A an den Gestaden des Asowschen oder des Schwarzen Meeres. Ein Erfolg, der sich entscheidend auf die gesamte Ostfront ausgewirkt und den Sowjets zugleich den Weg auf den Balkan geöffnet hätte.

Diesen Erfolg des Gegners zu verhindern ist das Ziel des Kampfes gewesen, den die Heeresgruppe Süd vom Zeitpunkt des Abbrechens der Operation «Zitadelle» bis zum Einsetzen der Schlammperiode im Frühjahr 1944 geführt hat. Ein Kampf, an dem späterhin auch die H.Gr. A sowie der Südflügel der Heeresgruppe Mitte beteiligt gewesen sind.

Ehe auf eine – im Hinblick auf die Fülle der Ereignisse nur skizzenhaft mögliche – Schilderung des Verlaufs dieses Feldzuges eingegangen wird, seien die Bedingungen aufgezeigt, unter denen das Ob.Kdo.d.H.Gr. und die ihm unterstellten Armeen diesen Kampf zu führen gehabt haben. Diese Bedingungen, die für den Verlauf dieses Feldzuges letzten Endes ausschlaggebend gewesen sind, waren:

Die ausserordentliche *zahlenmässige Überlegenheit des Gegners* sowohl an Zahl seiner Verbände wie auch zunehmend an Material, und das Handicap, das der Führung der Heeresgruppe dadurch auferlegt wurde, dass die oberste deutsche Führung vielfach *glaubte, politischen und kriegswirtschaftlichen Erwägungen den Vorrang* vor den operativen Notwendigkeiten einräumen zu müssen.

Das *Übergewicht an Kräften* auf der Sowjetseite war im Bereich der Heeresgruppe Süd bereits bei Abschluss von «Zitadelle» ausserordentlich. Am 17. Juli 1943 standen den 29 Infanterie- und 13 Panzer- bzw. Panzer-Grenadier-Divisionen der Heeresgruppe 109 sowjetische Schützen-Divisionen, 9 Schützen-Brigaden, 10 Panzer-Korps, 7 mech. Korps und 7 Kavallerie-Korps gegenüber, dazu 20 selbständige Panzer-Brigaden, 16 Panzer-Regimenter und 8 Pak-Brigaden. Bis zum 7. September traten vor der Heeresgruppe 55 weitere Schützen-Divisionen, 2 Panzer* bzw. mech. Korps, 8 Panzer-Brigaden und 12 Panzer-Regimenter neu auf, vorwiegend aus den Frontabschnitten oder Reserven vor Heeresgruppe Mitte und Nord kommend. Schliesslich sollte das Kräfteverhältnis etwa 7:1 für die Sowjets betragen.*)

Diese zahlenmässige Überlegenheit hat es den Sowjets ermöglicht, nicht nur – und oft an mehreren Stellen zugleich – mit erdrückender Überlegenheit offensiv zu werden. Sie gestattete dem Gegner auch, seine häufig schweren Verluste überraschend schnell auszugleichen. So konnte er vor der Front der Heeresgruppe allein in der Zeit von Anfang Juli bis September 48 Schützen-Divisionen und 17 Panzer* bzw. mech. Korps einmal, zum Teil sogar zweimal zur Auffrischung aus der Front ziehen und dazu allen Divisionen monatlich 10 Prozent Ersatz zuführen.

Die ausserordentliche organisatorische Leistung, die hierin, wie im Ausbau der Kriegsproduktion, auf sowjetischer Seite festzustellen ist, ist deutscherseits doch wohl nicht erwartet worden. Wir standen in der Tat einer Hydra gegenüber, der für jeden abgeschlagenen Kopf zwei neue zu wachsen schienen.

Im Bereich der Heeresgruppe ist es demgegenüber nur ganz selten möglich gewesen, einzelne abgekämpfte Divisionen zur Auffrischung in Ruhe zu legen. Seit Beginn von «Zitadelle» haben vielmehr fast alle dauernd im Kampf gestanden. Der Ersatz an Soldaten wie an Material konnte die Ausfälle auch nicht annähernd decken.

Unter diesen Umständen musste die Überbeanspruchung der Truppe immer stärker, der Verschleiss der Kräfte zunehmend grösser werden. Letzterer insbesondere in Bezug auf den Kern der Truppe, die erfahrenen Frontkämpfer und Offiziere. Bis Ende August waren bei der Heeresgruppe allein 7 Divisionskommandeure, 38 Regiments- und 252 Bataillons-Kommandeure ausgefallen!

*) Wenn auch die sowjetischen Divisionen zahlenmässig schwächer waren als die deutschen, so wurde ihre Kampfkraft doch wesentlich durch die fallweise Zuteilung selbständiger Pz.-Brigaden oder -Regimenter erhöht. Die Kampfkraft eines sowjetischen Pz.-Korps entsprach etwa der einer deutschen Pz.-Div. Ein mech. Korps war einer Pz.-Gren.-Div. überlegen, da es eine Pz.-Brig. besass.

Es bleibt für immer bewundernswert, was die deutsche Truppe trotz allem geleistet und dass sie sich nach wie vor dem Gegner wertmässig überlegen gezeigt hat. Der Zwang, stets Höchstes zu fordern – einfach weil keine andere Wahl blieb – bedeutete für die Führer eine weit schwerere seelische Belastung, als das Durchstehen der unvermeidlichen Krisen.

Selbstverständlich hat das Ob.Kdo.d.H.Gr. Hitler ein völlig ungeschmincktes Bild dieser Verhältnisse gegeben und auf die Gefahr der dauernden Überbeanspruchung hingewiesen. Aber die Decke war eben zu kurz! So bereitwillig das deutsche Volk auch damals noch seine Söhne gegeben hat, um der Front zu helfen, der Ersatz reichte nicht aus. So erstaunlich die Tatkraft gewesen ist, mit der Hitler die Kriegsproduktion gesteigert hat, so konnte diese doch nicht mehr mit der der Gegner Schritt halten. Wenn wir im zweiten Halbjahr 1943 monatlich etwa 500 Panzer produzieren konnten, so betrug die sowjetische Panzerproduktion bereits das mehrfache. Von den Lieferungen der Westmächte ganz zu schweigen.

Trotzdem sind wir beim Ob.Kdo.d.H.Gr. der festen Zuversicht gewesen, dass es uns schliesslich doch gelingen werde, den Ansturm der östlichen Massen zum Stehen zu bringen. Neben dem Vertrauen, das wir in die Überlegenheit des deutschen Soldaten zu setzen berechtigt waren, mag dabei auch die Erfahrung des Winterfeldzuges 1942/43 mitgesprochen haben, den wir trotz schwerster Krisen mit einem Erfolg hatten abschliessen können. Ausserdem konnte nach den Berechnungen des OKH angenommen werden, dass die Menschenreserven der Sowjetunion allmählich zur Neige gingen. Das Reservoir aus älteren Jahrgängen, aus dem sie bisher für ihre Neuaufstellungen hatte schöpfen können, schien im Wesentlichen verbraucht zu sein. Stand als Ersatz für die Front aber jeweils nur der dienstfähig werdende Jahrgang zur Verfügung, so war mit weiteren Neuaufstellungen des Gegners in grösserem Umfang nicht mehr zu rechnen. Zwar war ein sowjetischer Jahrgang sicherlich dreimal stärker als ein deutscher. Aber *dieser* Überlegenheit hofften wir schliesslich standhalten und die Angriffskraft des Gegners erschöpfen zu können. (Tatsächlich stieg die Zahl der feindlichen Schützen- Divisionen von Frühjahr 1943 bis zum Ende des Krieges nur noch von 513 auf 527, die der Panzer- bzw. mech. Brigaden von 290 auf 302.)

Voraussetzung allerdings war, dass auf deutscher Seite so geführt wurde oder, richtiger gesagt, geführt werden konnte, wie es den Forderungen der operativen Lage entsprach.

In dieser Hinsicht hat jedoch die Führung der Heeresgruppe während jenes Feldzuges 1943/44 dauernd unter einem Handicap gestanden, das in verhängnisvoller Weise ihre Operationsmöglichkeiten einengte.

Wenn, was offensichtlich war, die sowjetische Führung die Entscheidung in diesem Feldzuge *gegenüber der Heeresgruppe Süd* suchte, so blieb deutscherseits gar nichts anderes übrig, als sich hier für diese Entscheidung so stark wie möglich zu machen. Der Kampf war so zu führen, dass der Gegner die angestrebte Entscheidung *nicht* erreichte.

Dazu war zweierlei nötig:

Im Bereich der Heeresgruppe Süd (wie überhaupt) musste die Kampf-führung sich nach den *operativen* Erfordernissen richten und zum Ziel haben, die Angriffskraft des Gegners zu erschöpfen, nicht aber bestimmte Gebiete um jeden Preis zu halten.

Der *Kräfte-schwerpunkt* musste deutscherseits im Rahmen der Gesamtkriegsführung nunmehr eindeutig nach dem *Osten* und innerhalb der Ostfront *vorausschauend* zur Heeresgruppe Süd gelegt werden.

In beiderlei Hinsicht aber hat die Führung der Heeresgruppe während des ganzen Feldzuges 1943/44 einen unentwegten Kampf mit Hitler um die Anerkennung der operativen Erfordernisse zu führen gehabt.

Auf Grund *politischer* und *kriegswirtschaftlicher* Erwägungen bestand Hitler auf dem Halten zunächst des Donezgebiets, später des Dnjeprbogens (und zugleich bei Heeresgruppe A des Kuban und der Krim).

Damit war die Heeresgruppe Süd mit ihrem rechten Flügel zunächst im Mius-, Donez-, später im Dnjeprbogen sozusagen in einer Stellung festgenagelt, deren Halten operativ gesehen zum Fehler werden musste. Indem sie weit nach Osten in die Feindfront hineinragte, bot sie dem Gegner die Möglichkeit eines Angriffs von zwei Seiten, wobei unsere Armeen das Meer im Rücken hatten. Vor allem aber wurde die Front der Heeresgruppe durch das Halten dieser vorspringenden Bastionen in verhängnisvollem Ausmasse verlängert. Es mussten in ihrer Verteidigung Kräfte festgelegt werden, die auf dem Nordflügel der Heeresgruppe einfach nicht zu entbehren waren. Auf *diesem* aber, nicht im Donez- oder im Dnjeprgebiet, lag die *operative Entscheidung*. Gelang es den Sowjets, den Nordflügel der Heeresgruppe unter Einsatz erdrückender Überlegenheit zu zerschlagen, dann war das Ziel der Einkreisung der Heeresgruppen Süd und A am Schwarzen Meer erreicht. Dies um so durchschlagender, je mehr Kräfte um kriegswirtschaftlicher oder politischer Erfordernisse willen auf dem operativ nicht entscheidenden Südflügel der Heeresgruppe festgelegt waren. Es ging also ganz einfach um die Frage, ob die operativen oder die kriegswirtschaftlichen und politischen Gesichtspunkte für die militärische Führung auf dem deutschen Südflügel ausschlaggebend sein sollten. Praktisch gesagt, so wie die Lage nun einmal war, ob wir das Donez- bzw. Dnjeprgebiet notfalls freiwillig aufgeben oder ob wir bei dem Versuch, diese Gebiete um jeden

Preis zu halten, auch noch die Heeresgruppen Süd und A opfern sollten. Das Ob.Kdo.d.H.Gr. Süd hat, um diese Frage eindeutig klar zu stellen, bereits am 21. Juli und auch später noch oft, die deutsche oberste Führung um eine klare operative Weisung auf längere Sicht ersucht. Wir wünschten eindeutig zu erfahren, ob (Anfrage der Heeresgruppe beim OKH vom 21. Juli)

entweder die Heeresgruppe unter allen Umständen das Donezgebiet zu halten habe, auch auf die Gefahr hin, dass sie durch einen feindlichen Durchbruch Richtung Dnjepr abgeschnitten würde. Das sei nur möglich, wenn das OKH in der Lage wäre, diese vorauszusehende Entwicklung auf dem Nordflügel der Heeresgruppe, durch Zuführung von Kräften, bzw. durch Eingreifen der Heeresgruppe Mitte, zu verhindern;

oder ob es darauf ankomme, dass der Russe sich im Laufe dieses Sommers verblute. In diesem Falle müsste notfalls im Donezgebiet Schritt für Schritt ausgewichen werden, um ausreichende Kräfte für den Nordflügel frei zu bekommen.

Die Antwort, die wir daraufhin durch den Chef des Generalstabes erhielten, lautete «Der Führer will beides». Wie so oft dachte Hitler, dass schliesslich sein Wille sich als stärker erweisen würde als die realen Gegebenheiten.

Zur Frage des *Kräfte-schwerpunkts* ist zu sagen, dass, wer nicht bereit ist, notfalls zur Kräfteersparung Gebiete aufzugeben, auch nicht in der Lage sein wird, auf dem *entscheidenden Punkt* stark genug zu sein. Je mehr Hitler – vom Standpunkt der Gesamtkriegführung aus nicht ganz zu Unrecht – auf dem Halten des Donezgebietes bzw. des Dnjepr-Bogens beharrte, desto notwendiger wäre es gewesen, *vorausschauend* den Nordflügel der Heeresgruppe Süd stark zu machen. Nur dadurch war zu erreichen, dass dem Gegner dort kein entscheidender Durchbruch zur Einkreisung der Heeresgruppen Süd und A am Schwarzen Meer und zum Balkan glückte. Dies war selbstverständlich nur auf Kosten anderer Kriegsschauplätze bzw. der Fronten der Heeresgruppen Nord und Mitte möglich. Wenn man aber warten wollte, bis der Gegner durch seine Erfolge die Notwendigkeit der Schwerpunktbildung im Bereich der Heeresgruppe Süd bewiesen hatte, dann war damit zu rechnen, dass es zu spät sein würde.

Einer solchen Führung der Operationen aber standen jene Auffassungen bzw. Eigenschaften Hitlers entgegen, über die bereits in dem Kapitel «Hitler in der Ausübung des militärischen Oberbefehls» berichtet worden ist. Sein Wunsch, immer mehrere Ziele zugleich zu verfolgen. Seine Abneigung, irgend etwas freiwillig aufzugeben oder den von ihm unabhängigen Willen der feindlichen Führung vorausschauend in Rechnung

zu stellen. Schliesslich das immer erneute Hinauszögern eines ihm unwillkommenen, aber notwendigen Entschlusses.

So brachte er es ebensowenig über sich, rechtzeitig der Räumung des Donezgebietes (wie später der des Dnjeprbogens) zuzustimmen, wie Kräfte für die entscheidende Stelle dadurch zu gewinnen, dass er, ehe der Gegner ihn dazu zwang, Frontbegradigungen an weniger wichtigen Frontabschnitten vornahm. Stattdessen hielt er sogar die 17. Armee in dem operativ völlig wertlos gewordenen Kubanbrückenkopf fest, in der falschen Hoffnung, dass das Belassen der Armee dort von den Sowjets als strategische Bedrohung gewertet werden würde.

Wie im Rahmen der Ost- so auch in dem der Gesamt-Kriegführung hat Hitler sich im Sommer 1943 offenbar nicht zu einer klaren Entscheidung über den Schwerpunkt der militärischen Kriegführung durchringen können. Noch Mitte August – als die Lage im Osten bereits anfangs recht prekär zu werden – erklärte er dem Generalstabschef, dass ihm der *Süden*, das Mittelmeergebiet, wichtiger sei als der Osten, dass er also weitere Kräfte von letzterem nach Italien bringen wolle. Wenn er dieser – recht abwegigen – Ansicht war, dann hätte er allerdings seine *Gesamt-Kriegführung* bereits im Frühjahr 1943 anders einrichten müssen. Das Anstreben eines politischen Remis im Osten unter Ausnutzung der durch die sowjetischen Rückschläge im Februar/März gegebenen Lage wäre ebenso notwendig gewesen, wie die rechtzeitige Aufgabe Nordafrikas zugunsten der Verteidigung Italiens und des Balkans.

Stattdessen ist die deutsche oberste Führung in diesem Feldzug 1943/44 in Bezug auf die Vereinigung ausreichender Kräfte an dem entscheidenden Punkt der Ostfront stets gegenüber den Massnahmen des Gegners im Nachzuge geblieben. Der Führung der Heeresgruppe aber war es dadurch nicht möglich, Erfolge des überlegenen Gegners *vorzubeugen*, sondern allenfalls ihre operativen Auswirkungen zu begrenzen.

Sie stand unter dem Handicap, einerseits durch die Bindung an das Donezgebiet in ihrer operativen Entschliessungsfreiheit eingeengt zu sein und andererseits für den operativ entscheidenden Nordflügel nicht genug Kräfte zu haben. Sie war gezwungen, einen wesentlichen Teil ihrer Verbände an der operativ falschen Stelle festzulegen, um das Donezgebiet und später den Dnjeprbogen zu halten. Zugleich musste sie ihre Reserven dauernd von einem Flügel zum anderen werfen, um an der einen Stelle die Lage wenigstens einigermaßen wieder herzustellen oder einer gefährlichen Krise zu begegnen, ohne zugleich verhindern zu können, dass der Gegner inzwischen an anderen Stellen dank seiner Überlegenheit zu Erfolgen kam.

Kampf gegen eine Hydra

Mit dem Abbruch der Operation «Zitadelle» begann für die Heeresgruppe Süd ein Abwehrkampf, der – unter den vorerwähnten Bedingungen geführt – nichts anderes sein konnte als ein System von Aushilfen.

Für den passiven Abwehrkampf, auf der gesamten weitgedehnten Front einem vielfach überlegenen Gegner gegenüberstehend, war die Heeresgruppe zu schwach. Es kam für sie darauf an, auch auf die Gefahr von Rückschlägen in den jeweils weniger gefährdeten Frontabschnitten, Kräfte rechtzeitig da zusammen zu bringen, wo es galt, einen feindlichen Durchbruch aufzufangen oder wo sich die Möglichkeit bot, dem Gegner einen Schlag zu versetzen. Um jeden Preis musste vermieden werden, dass infolge tiefer feindlicher Durchbrüche Teile der Heeresgruppe abgeschnitten wurden und das Los der 6. Armee bei Stalingrad teilen. Sich «im Felde zu behaupten» und dabei im höchstmöglichen Masse die Angriffskraft des Gegners zu verbrauchen, wurde Sinn dieses Kampfes.

Erste Schlacht im Donezgebiet

Der erste Angriffsschlag des Gegners richtete sich wie erwartet gegen die Front um das Donezgebiet.

Am 17. Juli war der Feind, wie bereits erwähnt, gegen die 6. Armee am Mius und gegen die 1. Panzer-Armee am mittleren Donez mit starken Kräften zur Offensive angetreten. An beiden Fronten konnte er erhebliche Einbrüche erzielen, einen Durchbruch jedoch nicht erzwingen.

Die 6. Armee konnte unter Einsatz der beiden als Reserven im Donez-Gebiet belassenen schnellen Verbände den feindlichen Angriff auffangen, nachdem der Gegner einen Brückenkopf auf dem westlichen Miusufer nördlich von Kuibischew in einer Breite von 20 und einer Tiefe von 15 km gewonnen hatte.

Bei der 1. Panzer-Armee gelang es dem Feind, den Donez südostwärts Isjum in einer Breite von fast 30 km zu überschreiten. Durch Einsatz der beiden von Charkow herankommenden Divisionen des 24. Panzer-Korps wurde jedoch verhindert, dass der Gegner südlich des Flusses weiter Raum gewann.

Konnten somit die feindlichen Angriffe auch bis Ende Juli zum Stehen gebracht werden, so blieb die Lage im Donezgebiet auf die Dauer doch kaum haltbar.

Nachdem das Unternehmen «Zitadelle» ohnehin auf Befehl Hitlers



Die Kämpfe der Heeresgruppe Süd vom 17. 7. bis 30. 9. 1943

am 17. Juli endgültig auch von Heeresgruppe Süd hatte abgebrochen werden müssen, entschloss sich das Ob.Kdo.d.H.Gr., vorübergehend von diesem Flügel stärkere Panzerkräfte wegzunehmen, um mit ihnen die Lage im Donezgebiet zu bereinigen. Wir hofften, den Gegner im Verlauf der Operation «Zitadelle» doch soweit angeschlagen zu haben, dass

wir an dieser Front mit einer gewissen Kampfpause würden rechnen können.

Für die spätere Entwicklung auf dem Nordflügel der Heeresgruppe hat sich dieser Entschluss fraglos verhängnisvoll ausgewirkt, da der Feind früher als wir erwartet hatten dort zur Offensive antrat. Wenn ersterer also ein Fehler war, so ist er doch bedingt gewesen durch die von Hitler als unerlässlich bezeichnete Notwendigkeit, das Donezgebiet zu halten. Auch blieb die durch diesen Entschluss entstandene vorübergehende Schwächung des Nordflügels praktisch auf die Wegnahme des Generalkommandos des 3. Panzer-Korps und der 3. Panzer-Division beschränkt, da Hitler für den Gegenschlag im Donezgebiet – aber auch nur für diesen – das SS-Panzer-Korps, welches er für Italien bestimmt hatte, nochmals der Heeresgruppe zur Verfügung stellte.

Das Oberkommando beabsichtigte, da die für das Donezgebiet vorgesehenen beiden Generalkommandos und vier Panzer-Divisionen ohnehin nur nacheinander anrollen konnten, mit den beiden vorderen Divisionen des SS-Korps zunächst durch einen kurzen Schlag die Lage bei der 1. Panzer-Armee südlich des Donez in Ordnung zu bringen. Alsdann sollte mit allen Panzerkräften der grosse feindliche Brückenkopf im Bereich der 6. Armee beseitigt und die Miusfront wieder hergestellt werden. Hitler verbot jedoch kurzerhand den Einsatz im Bereich der 1. Panzer-Armee, obwohl durch ihn keineswegs ein längeres Verbleiben des Korps im Donezgebiet nötig geworden wäre. Da diesem Eingriff in die Führung der Heeresgruppe bereits ein anderer während des Angriffs «Zitadelle» vorangegangen war (Hitler hatte damals den Einsatz des 24. Panzer-Korps bei Armee-Abteilung Kempf verhindert), sah ich mich veranlasst, beim OKH gegen solche Einnisierungen in die Führung der Heeresgruppe zu protestieren. Ich schrieb an General Zeitler:

«Wenn meine Bedenken hinsichtlich der kommenden Entwicklung der Lage nicht beachtet werden, meine Führungsabsichten, die nur darauf abzielen, die nicht durch mich entstandenen Schwierigkeiten der Lage auszugleichen, fortgesetzt durchkreuzt werden, so kann ich daraus nur den Schluss ziehen, dass beim Führer nicht das notwendige Vertrauen in die Führung der Heeresgruppe besteht. Ich bilde mir keineswegs ein, nie einen Fehler zu machen. Fehler macht jeder Mensch, selbst solche Feldherren wie Friedrich der Grosse und Napoleon. Ich darf aber darauf hinweisen, dass das AOK 11 unter sehr schwierigen Verhältnissen den Krim-Feldzug gewonnen und dass die Heeresgruppe Süd, Ende vorigen Jahres in eine fast aussichtslose Lage gestellt, diese doch gemeistert hat.

Wenn der Führer glaubt, einen Oberbefehlshaber oder ein Heeresgruppenkommando zu haben, das bessere Nerven hat als wir sie im

vergangenen Winter gezeigt haben, das mehr Initiative zeigt als wir auf der Krim, am Donez oder bei Charkow, das bessere Aushilfen findet wie wir im Feldzug auf der Krim oder im letzten Winterfeldzug, oder das die Entwicklung, weil sie kam wie sie kommen musste, klarer vorausgesehen hat als wir, so bin ich gerne bereit, meinen Posten an diesen abzutreten.

Solange ich jedoch an dieser Stelle stehe, muss ich auch die Möglichkeit haben, von meinem Kopf Gebrauch zu machen.»

Am 30. Juli setzte der Gegenangriff der vom Nordflügel der Heeresgruppe herangeführten Panzerkräfte im Bereich der 6. Armee ein. Er führte zur völligen Wiederherstellung der Lage an der Miusfront. Das Kräfteverhältnis in diesem Kampf war bezeichnend für die derzeitige Lage, aber auch für die Überlegenheit der deutschen Truppe. Der Gegner hatte in seinem Brückenkopf nicht weniger als 16 Schützen-Divisionen, 2 mech. Korps, 1 Panzer-Brigade und 2 Pak-Brigaden eingesetzt. Der deutsche Gegenangriff wurde von nur 4 Panzer-Divisionen, 1 Panzer-Grenadier-Division und 2 Infanterie-Divisionen geführt. Bei seinen vorhergehenden Angriffen und durch den deutschen Gegenangriff verlor der Feind rund 18'000 Gefangene, 700 Panzer, 200 Geschütze und 400 Pak.

Die Schlacht westlich Bjelgorod und der Kampf um Charkow

War es somit in den ersten Augusttagen gelungen, die Lage im Donez-Gebiet im Bereich der 6. Armee wiederherzustellen, so blieb doch die schwärende Wunde in der Front der 1. Panzer-Armee am Donez bestehen. Sie konnte nicht mehr ausgebrannt werden, da sich inzwischen über dem Nordflügel der Heeresgruppe ein Gewitter zusammenbraute.

Der Gegner hatte der Armee-Abteilung Kempf und der 4. Panzer-Armee, als diese auf die Ausgangsstellung vor «Zitadelle» zurückgenommen wurden, bereits scharf nachgedrängt. Um die Monatswende ergaben Funk- und Luftaufklärung, dass er im Kursker Bogen starke Panzerkräfte sammelte, offenbar unter Heranführung neuer Kräfte aus dem Bereich des Mittelabschnitts. Auch im Donezbogen südostwärts Charkow wurden Angriffsvorbereitungen erkannt.

Am 2. August meldete die Heeresgruppe dem OKH, dass sie mit alsbaldigem Losbrechen einer Offensive gegen ihre Nordfront westlich Bjelgorod rechne. Diese werde voraussichtlich ergänzt werden durch einen Angriff südostwärts Charkow mit dem Ziel, unsere Kräfte im Gebiet um Charkow in die Zange zu nehmen und den Weg zum Dnjepr für den Feind frei zu machen. Die Heeresgruppe beantragte die Rückgabe der

beiden an Heeresgruppe Mitte abgegebenen Panzer-Divisionen sowie die Belassung des SS-Panzer-Korps zur Verwendung auf dem Nordflügel. Sie ordnete ausserdem die Rückbeförderung des 3. Panzer-Korps mit der 3. Panzer-Division aus dem Donezgebiet nach Charkow an.

Am 3. August brach zunächst der feindliche Angriff gegen die 4. Panzer-Armee und die Front der Armee-Abteilung Kempf westlich Bjelgorod los. Es gelang dem Gegner, auf der Grenze der beiden deutschen Armeen einen Durchbruch zu erzielen und denselben in den folgenden Tagen nach der Tiefe und Breite wesentlich zu erweitern. Die 4. Panzer-Armee wurde nach Westen, die Armee-Abteilung Kempf nach Süden auf Charkow zurückgedrängt. Bereits am 8. August klaffte zwischen den beiden Armeen im Gebiet nordwestlich Charkow eine Lücke von 55 km. Der Weg nach Poltawa und darüber hinaus an den Dnjepr schien dem Gegner offen zu stehen.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. hatte die Heranführung des 3. Panzer-Korps (2 SS-Panzer-Divisionen, die Hitler nunmehr der Heeresgruppe endgültig beliess, und die 3. Panzer-Division) auf Charkow angeordnet. Es sollte von Armee-Abteilung Kempf zum Stoss in die Ostflanke des feindlichen Durchbruchskeils angesetzt werden. Zugleich sollte die 4. Panzer-Armee mit den beiden von der Heeresgruppe Mitte wieder zugeführten Panzer-Divisionen und einer weiteren Panzer-Grenadier-Division gegen dessen Westflanke vorstossen.

Es war aber klar, dass damit, und mit den Kräften der Heeresgruppe überhaupt, die Lage auf die Dauer nicht mehr zu meistern sein würde. Die Ausfälle unserer Divisionen hatten eine besorgniserregende Höhe erreicht. Bei zwei Divisionen hatte die langdauernde Überbeanspruchung zum Versagen geführt. Auch war bei dem schnellen Vorwärtskommen des Gegners eine grosse Zahl von Panzern, die sich in den Instandsetzungswerkstätten hinter der Front befanden, verlorengegangen.

Demgegenüber hatte der Gegner die Einbussen, die er im Verlauf von «Zitadelle» erlitten hatte, anscheinend schneller ausgleichen können als wir erwartet hatten. Vor allem aber hatte er starke neue Kräfte von anderen Fronten herangeführt.

Es erwies sich, wie vorauszusehen, eindeutig, dass er nunmehr die Entscheidung gegen die Heeresgruppe Süd herbeizuführen entschlossen war. Nicht nur dass er an die Durchbruchsfront immer neue Kräfte heranzuführte, auch auf unsere Front ostwärts und südostwärts Charkow stand ein feindlicher Angriff unmittelbar bevor. Zugleich zeichneten sich erneut Angriffsabsichten des Gegners an der Donez- und Miusfront ab.

Als am 8. August der Generalstabschef bei uns erschien, um sich über die Lage zu unterrichten, sagte ich ihm denn auch klar, dass es jetzt nicht

mehr um Einzelfragen gehen könne. Die Frage sei nicht, ob man anderwärts die eine oder andere Division für die Heeresgruppe Süd freimachen könne, oder ob man den Kuban-Brückenkopf räumen solle oder nicht. Es komme vielmehr darauf an, dass auch deutscherseits alles daran gesetzt werde, die vom Gegner offenbar angestrebte Vernichtung des deutschen Südflügels zu verhindern. Wolle man dies Ziel erreichen, so müsse man entweder sofort das Donezgebiet aufgeben, um Kräfte für den Nordflügel der Heeresgruppe freizubekommen und im Süden wenigstens den Dnjepr halten zu können. Oder es sei unerlässlich, dass das OKH von anderen Fronten schnellstens mindestens 10 Divisionen an die Front der 4. Panzer-Armee und an die der nördlich anschliessenden 2. Armee der Heeresgruppe Mitte und weitere 10 Divisionen in Richtung auf den Dnjepr herantühre. Auch diesmal geschah jedoch nichts Durchgreifendes, obwohl das Ob.Kdo.d.H.Gr. immer erneut auf eine Entscheidung drängte.

Dafür verschärfte sich die Lage immer mehr. Während der Gegner die 4. Panzer-Armee weiter nach Westen drängen konnte, zeichnete sich seine Absicht ab, zugleich die Armee-Abteilung Kempf in der von ihm geschlagenen Lücke westlich zu umgehen, um sie in Charkow einzuschliessen. Am 12. August griff er auch unsere Front ostwärts und südostwärts Charkow an. Die dort in allzu breiter Front stehenden Divisionen gaben nach. Die Gefahr einer Einschliessung der Armee-Abteilung Kempf um Charkow rückte in bedrohliche Nähe.

Wie immer forderte Hitler, diesmal vor allem aus politischen Rücksichten, dass die Stadt unter allen Umständen gehalten werden müsse. Ihr Fall könne ungünstige Rückwirkungen auf die Haltung der Türkei und Bulgariens haben. Mochte dem nun sein wie ihm wolle, das Ob.Kdo.d.H.Gr. war nicht bereit, im Kampf um Charkow eine Armee zu opfern.

Am 22. August wurde Charkow aufgegeben, um Kräfte für die beiden bedrohten Flügel der Armee-Abteilung Kempf freizubekommen und deren Einkreisung verhindern zu können. An die Spitze der Armee-Abteilung, die in 8. Armee umbenannt wurde, war inzwischen mein ehemaliger Generalstabschef General Wöhler getreten. Ich hatte mit General Kempf gut zusammengearbeitet. Dem von Hitler ausgehenden Wechsel hatte ich jedoch nicht widersprochen. Wöhlers auf der Krim so oft in schweren Krisen bewährte Ruhe und Umsicht musste in der gegebenen Lage besonders wertvoll sein.

Im Übrigen war der 22. August ein ausgesprochener Krisentag.

Im Donezgebiet hatte der Gegner wiederum angegriffen. Die 6. Armee hatte einen drohenden Durchbruch zwar aufhalten können, die Lage aber wiederherzustellen, reichten ihre Kräfte nicht aus. Bei der 1. Panzer-

Armee war ein erneuter Grossangriff des Gegners zwar zum Stehen gebracht worden, aber auch ihre Kräfte gingen zu Ende. Während bei der 8. Armee die Räumung Charkows ohne Einbussen durchgeführt werden konnte, stand die 4.Pz.-Armee in schweren Kämpfen, in denen sie auf ihrem Südflügel allerdings einen Abwehrerfolg erzielen konnte.

Immerhin war es bis zum 23. August durch den angriffsweisen Einsatz der früher erwähnten aus dem Donezgebiet und aus dem Bereich der Heeresgruppe Mitte zurückgekommenen Panzer-Verbände gelungen, den feindlichen Durchbruch auf Poltawa zunächst wenigstens aufzufangen. Eine wenn auch dünne und noch lückenhafte Front war wieder im Bereich der 8. und 4. Panzer-Armee von hart südlich Charkow bis südwestlich Achtyrka hergestellt worden. Während die Verbindung zwischen der 4. Panzer-Armee und dem linken Flügel der Heeresgruppe Mitte (2. Armee) hatte aufrechterhalten werden können, klaffte in der Front der 4. Panzer-Armee südwestlich Achtyrka noch eine breite Lücke. Sie wurde Ende des Monats durch Angriff unter gleichzeitiger Begradigung der Front geschlossen.

Gegen welche Überlegenheit die beiden Armeen der Heeresgruppe zu kämpfen hatten, zeigte die Feindlage vom 23. August. Gegenüber der 4. Panzer-Armee hatte der Feind unter dem Kommando der «Woronesch-Front» allein 3 Armeen, darunter eine Panzer-Armee eingesetzt, während eine vierte Armee anscheinend noch in zweiter Linie folgte. Gegenüber der 8. Armee stand die «Steppen-Front» mit nicht weniger als 6 Armeen, dabei eine Panzerarmee, im Kampf!

Aufschlussreicher für die Gesamtlage der Heeresgruppe ist jedoch noch eine Gegenüberstellung der beiderseitigen Kräfte in den einzelnen Armee-Abschnitten unter Angabe der Frontbreiten, die das Ob.Kdo.d.H.Gr. dem OKH am 20./21. August vorgelegt hat.

	Frontbreite	Zahl der Div.	geschätzte Kampfkraft	Zahl der Feindverbände vor der Armee: (ohne inzwischen herausgezogene Verbände)
6. Armee	250 km	10 Inf. 1 Pz.	- 3½ Div. ½ Div.	31 Sch.Div. 2 mech. Korps 7 Pz.Brig. 7 Pz.Reg. mit insges. etwa 400 Pz.
1. Pz.Armee	250 km	8 Inf. 3 Pz.- bzw. Pz.- Gren.- Div.	- 5½ Div. - 1¼ Div.	32 Sch.Div. 1 Pz.Korps 1 mech. Korps 1 Pz.Brig. 6 Pz.Regtr. 1 Kav.Korps insges. etwa 220 Pz.

8. Armee	210 km	12 Inf. 5 Pz.	- 5 ¼ Div. - 2 ⅓ Div.	44–55 Sch.Div. 3 mech. Korps 3 Pz.Korps 11 Pz.Brig. 16 Pz.Regtr. insges. etwa 360 Pz.
4. Pz.Armee	270 km	8 Inf. 5 Pz.	- 3 ⅓ Div. - 2 ⅓ Div.	20–22 Sch.Div. 1 mech. Korps 5 Pz.Korps 1 Pz.Brig. 2 Pz.Regt. insges. etwa 490 Pz.

H.Gr. insges. 980 km 38 Inf.Div.
14 Pz.Div.

Bei der Bewertung der Kampfkraft der Feindkräfte war angenommen, dass sie bei der Masse der Schützen- und Panzer-Verbände noch zwischen 30 und 50 Prozent läge. Eine geringe Zahl noch frischer Divisionen und einzelner Panzer- bzw. mech. Korps mochte noch eine Kampfkraft von 70 und 80 Prozent haben. Zweifellos hatte also auch der Gegner sehr starke Verluste gehabt, da die Minderung der Kampfkraft seiner Verbände etwa der der deutschen gleichkam.

Was nicht auszugleichen war, blieb die Überzahl der Feindverbände, zumal bereits in den nächsten Tagen der Gegner neue Kräfte von der Orel-front heranzuführen sollte.

Die Zusammenstellung zeigt ferner, wie nachdrücklich der Feind, namentlich was die Panzerverbände anbetraf, seinen Schwerpunkt gegen den Nordflügel der Heeresgruppe gelegt hatte. Seine Absicht, unter allen Umständen einen Durchbruch in Richtung auf den Dnjepr zu erzwingen, geht unverkennbar aus der Massierung der Kräfte vor der 8. Armee und dem rechten Flügel der 4. Panzer-Armee hervor. In der Folge erweiterte er sie durch Heranzuführung immer neuer Kräfte zu dem Versuch einer nördlichen Umfassung der 4. Panzer-Armee und deren Abdrängung von Kijew.

Es ist aber aus dieser Zusammenstellung auch zu ersehen, dass gegenüber dem Beginn der Operation «Zitadelle» die Zahl der Verbände der Heeresgruppe Süd im Vergleich mit den früher erwähnten Verstärkungen des Gegners (55 Schützen-Divisionen und 2 Panzer- bzw. mech. Korps und zahlreiche Panzer-Brigaden usw.) nur unbedeutend zugenommen hatte. Die Zunahme betrug bis Ende August 9 Infanterie- und 1 Panzer-Division. Hiervon entfielen jedoch 4 Infanterie-Divisionen auf das 7. AK, das auf dem Nordflügel von Heeresgruppe Mitte zur 4. Panzer-Armee übergetreten war. Da dadurch die Front dieser Armee um 120 km verlängert wurde, stellten diese 4 Divisionen keinen Kräftezuwachs dar.

Immerhin blieb ein Mehr von 5 Infanterie-Divisionen und 1 Panzer-Division. Vor «Zitadelle» gegeben, hätte dieses zum mindesten den ersten Angriffserfolg der Heeresgruppe beschleunigen und dadurch den Verlauf der Schlacht nicht unwesentlich zu unseren Gunsten beeinflussen können. Dass sie damals leichter anderwärts freizumachen gewesen wären als nach «Zitadelle», nach deren Abbrechen die Lage überall gespannter geworden war, dürfte keinem Zweifel unterliegen.

Grosskampf auf der ganzen H.Gr.-Front

Während bis zum 27. August auf dem Nordflügel der Heeresgruppe von Charkow bis Sumy durch die Wiederherstellung einer einigermaßen geschlossenen Front eine – wenn auch sicherlich nur kurz befristete – Entspannung eintrat, gestaltete sich die Lage im Donezgebiet um so bedrohlicher.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. forderte daher kategorisch *entweder* – bei gleichbleibendem Auftrag – die Zuführung weiterer *Kräfte oder Bewegungsfreiheit* für seinen Südflügel, um den Feind hier in einer kürzeren rückwärtigen Linie zum Stehen zu bringen.

Auf diese Forderung hin entschloss sich Hitler endlich, von seinem Führerhauptquartier in Ostpreussen zu einer kurzen Besprechung nach dem Süden zu kommen. Sie fand am 27. August in Winniza, seinem ehemaligen Hauptquartier, statt.

Bei dieser Besprechung wurde Hitler von mir und von den gleichfalls anwesenden Oberbefehlshabern der unterstellten Armeen, sowie von einem Kommandierenden General und einem Divisionskommandeur, ein sehr klares Bild der Lage und vor allem des Zustands der seit langem überbeanspruchten Truppe gegeben. Ich wies besonders darauf hin, dass einem Gesamtausfall von 133'000 Mann bisher nur Ersatz von 33'000 gegenüberstehe. Wenn auch der Gegner in seiner Kampfkraft stark geschwächt sei, so erlaube ihm doch die grosse Zahl seiner Verbände immer wieder angriffsfähige Divisionen in den Kampf zu werfen. Ausserdem werde er weiterhin Kräfte aus anderen Abschnitten der Ostfront herbringen.

Als Ergebnis der augenblicklichen Lage stellte ich fest, dass mit den vorhandenen Kräften das Donezgebiet nicht zu halten sein werde, dass aber die weit grössere Gefahr für den gesamten Südflügel der Ostfront auf dem Nordflügel der Heeresgruppe liege. Die 8. und die 4. Panzer-Armee würden nicht in der Lage sein, auf die Dauer einen Durchbruch des Gegners in Richtung auf den Dnjepr zu verhindern.

Ich stellte Hitler vor die klare Alternative:

entweder rasche Zuführung neuer Kräfte, mindestens 12 Divisionen, zur Heeresgruppe sowie Austausch abgekämpfter mit solchen von ruhigen Fronten, *oder Aufgabe des Donezgebiets*, um innerhalb der Heeresgruppe Kräfte freizubekommen.

Hitler, der bei dieser Besprechung durchaus sachlich war, wenn er auch, wie stets, auf technische Einzelheiten abzuschweifen versuchte, stimmte zu, dass die Heeresgruppe Süd durchgreifend unterstützt werden müsse. Er versprach, dass er aus den Abschnitten der Heeresgruppe Nord und Mitte alle irgend entbehrlichen Verbände heranzuführen werde. Die Möglichkeit eines Austausches abgekämpfter Divisionen gegen solche ruhiger Fronten werde innerhalb weniger Tage geklärt werden.

Bereits am nächsten Tage zeigte sich, dass aus diesen Zusagen nichts werden sollte.

Die Sowjets hatten den linken Flügel der Heeresgruppe Mitte (2. Armee) angegriffen und einen örtlichen Durchbruch erzielt, der diese Armee in der Folge zum Ausweichen nach Westen zwang. Auch im Bereich der 4. Armee dieser Heeresgruppe war durch einen feindlichen Angriffserfolg eine örtlich kritische Lage entstanden.

Feldmarschall v. Kluge erschien am 28. August im Führerhauptquartier mit dem Ergebnis, dass von einem Abziehen von Kräften aus seinem Bereich nicht mehr die Rede war. Auch bei der Heeresgruppe Nord war nunmehr angeblich keine Division entbehrlich. Hinsichtlich der anderen Kriegsschauplätze wollte Hitler zunächst die Weiterentwicklung der Lage abwarten, d.h. ob die Engländer nun in Apulien oder auf dem Balkan landen, oder – was ebenso unwahrscheinlich wie unwichtig war – ihre Kräfte auf Sardinien festlegen würden.

Leider nahmen die Sowjets keinerlei Rücksicht auf diesen Wunsch Hitlers, seine Entscheidung hinauszuschieben. Sie griffen weiter an. Die Lage wurde zunehmend kritischer.

Die 6. Armee wurde durchbrochen, ihr an der Küste kämpfendes Korps drohte vom Gegner eingeschlossen zu werden. 2 Divisionen, die das OKH schon früher entgegen dem Wunsch der Heeresgruppe, die sie für den Nordflügel hatte haben wollen, ins Donezgebiet antransportiert hatte, genügten nicht, um die Lage wieder herzustellen. Die Heeresgruppe befahl daher am 31. August die Zurücknahme der 6. Armee auf eine vorbereitete rückwärtige Stellung. (Schildkrötenstellung.) Der erste Schritt zur Räumung des Donezgebietes war damit getan. Am Abend dieses Tages gab dann auch Hitler endlich dem Ob.Kdo.d.H.Gr. die Freiheit, die 6. Armee und den rechten Flügel der 1. Panzer-Armee «wenn

die Lage es unbedingt erfordere und keine andere Möglichkeit mehr bestehe» schrittweise zurückzunehmen. Die Zerstörung aller kriegswichtigen Betriebe im Donezgebiet wurde angeordnet.

Diese Bewegungsfreiheit – einige Wochen früher gewährt – würde der Heeresgruppe die Möglichkeit gegeben haben, den Kampf auf ihrem Südflügel kräftesparend zu führen. Sie hätte Verbände für den entscheidenden Nordflügel gewinnen und trotzdem das Vorgehen des Gegners im Süden in einer verkürzten Front, vielleicht noch vorwärts des Dnjepr, zum Stehen bringen können. Jetzt vermochte sie nur noch dazu zu dienen, den Südflügel vor einer Niederlage zu bewahren. Doch blieb zweifelhaft, ob ein endgültiges Frontmachen vorwärts des Dnjepr noch möglich sein würde.

Während die 1. *Panzer-Armee*, soweit ihr rechter Flügel nicht im Zusammenhang mit dem Ausweichen der 6. Armee zurückgenommen werden musste, am mittleren Donez halten konnte, verschärfte sich die Lage auf dem Nordflügel der Heeresgruppe erneut.

Die 8. *Armee*, im Gebiet südlich Charkow von Norden und Osten angegriffen, konnte einem feindlichen Durchbruch nur durch eine, wenn auch geringfügige Zurücknahme und dadurch entstandene Verkürzung ihrer Front zuvorkommen.

Die 4. *Panzer-Armee* war durch das Ausweichen der nördlich anschließenden 2. Armee der Heeresgruppe Mitte gezwungen worden, ihren linken Flügel zurückzubiegen. Ihre ohnehin bereits allzu dünn besetzte Front wurde dadurch noch weiter gestreckt. Dass das südlichste Korps der 2. Armee (13.) infolge Versagens seiner Führung nach Süden in den Bereich der Panzer-Armee auswich, brachte dieser neben vier mehr oder weniger zerschlagenen Divisionen leider eine weitere, nunmehr nach Norden gerichtete Front von 90 km ein. Es war vorauszusehen, dass die Armee – sobald der Gegner, dessen Angriffskraft zeitweilig nachgelassen hatte, mit neuen Kräften wieder offensiv werden würde – dem Ansturm kaum mehr gewachsen sein könnte. Um so weniger, als nunmehr die Bedrohung ihrer Nordflanke hinzugetreten war.

Diese weitere Zuspitzung der Lage, vor allem aber das Hinauszögern jeder Entscheidung Hitlers hinsichtlich der Zuführung weiterer Kräfte veranlasste mich am 3. September ins Führerhauptquartier nach Ostpreussen zu fliegen. Ich bat Feldmarschall v. Kluge ebenfalls dorthin zu kommen. Gemeinsam mit ihm wollte ich die Frage einer Kräfteverteilung, die den offensichtlichen Absichten des Gegners Rechnung trug, klären. Zugleich wollten wir die Notwendigkeit einer vernünftigen *Gesamtführung*, d.h. die Beseitigung des Dualismus OKW-Kriegsschauplätze – Ostkriegsschauplatz, zur Sprache bringen. Tags zuvor hatte ich in einem

Brief an General Zeitzler gefordert, dass nun endlich etwas Durchgreifendes geschehen müsse, um an dem entscheidenden Punkt der Ostfront einen wirklichen Schwerpunkt zu bilden. Angesichts der Entwicklung der Lage auf den inneren Flügeln der Heeresgruppe Süd und Mitte sei die vorausschauende *Versammlung einer starken Armee vorwärts Kijew erforderlich*.

Wenn man mit Kräftezuführungen von anderen Kriegsschauplätzen warten wolle, bis die Westgegner sich irgendwo durch eine Landung festgelegt haben würden, dann werde man im Osten zu spät kommen.

Im Übrigen dürfte es nicht allzu schwer sein, aus der Verteilung der Seestreitkräfte und des Schiffstransportraums des Gegners Anhaltspunkte für die feindlichen Absichten im Grossen, d.h. wo die Gefahr einer Landung drohe, zu gewinnen. Diesen Brief hatte Zeitzler Hitler zu lesen gegeben. Wie er mir sagte, hatte der Brief bei Hitler einen Wutausbruch ausgelöst. Er hatte erklärt, ich wolle nur geniale Operationen führen und im Kriegstagebuch gerechtfertigt erscheinen. Eine reichlich naive Auffassung!

Die Unterredung zwischen Hitler, Feldmarschall v. Kluge und mir verlief leider völlig ergebnislos. Hitler erklärte, weitere Kräfte weder von anderen Kriegsschauplätzen, noch von Heeresgruppe Nord abziehen zu können. Auch hinsichtlich der Schaffung eines einheitlichen Oberbefehls durch Übertragung der Verantwortung für alle Kriegsschauplätze auf den Chef des Generalstabes verhielt sich Hitler völlig ablehnend.

Er behauptete, dass auch dessen Einfluss auf die Gesamtführung nichts ändern oder bessern könne. Selbstverständlich begriff Hitler durchaus, dass der Vorschlag eines für *alle* Kriegsschauplätze *verantwortlichen* Generalstabschefs im Grunde darauf hinauslief, dass er zwar die letzte Entscheidung behalten, aber auf die eigentliche Führung der Operationen verzichten solle. Dazu aber war er nicht bereit, ebensowenig wie zum Verzicht auf die Führung im Osten durch Ernennung eines Oberbefehlshabers Ost.

Da auch in den nächsten Tagen keinerlei Massnahmen des OKH erfolgten, die der Lage bei Heeresgruppe Süd Rechnung getragen hätten, legte ich in einem Fernschreiben vom 7. September erneut die Lage auf der Front der Heeresgruppe dar. Ich wies darauf hin, dass der Feind bereits 55 Divisionen und 2 Panzer-Korps usw., die nicht nur aus seinen Reserven, sondern zum erheblichen Teil aus anderen Abschnitten der Ostfront stammten, gegen die Heeresgruppe eingesetzt habe. Ferner dass noch immer neue Feindkräfte von dorthier im Anrollen seien. Ich forderte nochmals dringend *durchgreifende* Massnahmen des OKH, wenn es gelingen solle, die Lage bei der Heeresgruppe zu halten.

Darauf erschien am 8. September Hitler in unserem Hauptquartier in Saporoshje, wohin er auch den Oberbefehlshaber der Heeresgruppe A, Feldmarschall v. Kleist, und Generaloberst Ruoff, dessen 17. Armee noch immer im Kubangebiet stand, befohlen hatte.

Bei dieser Besprechung konnte ich nur erneut sehr eindringlich auf den Ernst der Lage bei der Heeresgruppe, den Zustand ihrer Kräfte, sowie auf die Folgen, die eine Niederlage ihres Nordflügels nicht nur für die Heeresgruppe Süd, sondern auch für Heeresgruppe A haben würde, hinweisen.

Ich erklärte, dass die Lage auf dem rechten Flügel der Heeresgruppe *vorwärts* des Dnjepr nicht mehr wiederherzustellen sei. Dem Gegner sei es gelungen, auf dem Nordflügel der 6. Armee in unsere Front eine Lücke von 45 Kilometer Breite zu schlagen, in der nur noch Reste von zwei Divisionen kämpften. Bereits angesetzte Gegenangriffe der wenigen verfügbaren Panzerkräfte würden diese Lücke nicht mehr schliessen können. Ob wir wollten oder nicht, wir würden zum Zurückgehen hinter den Dnjepr gezwungen sein, insbesondere im Hinblick auf die möglichen Auswirkungen der ausserordentlich gespannten Lage auf dem Nordflügel der Heeresgruppe.

Um die erforderlichen Kräfte zu dessen Stützung zu gewinnen, schlug ich vor, dass die Heeresgruppe Mitte *sofort* auf die Dnjepr-Linie zurückzunehmen sei. Dadurch würde ihre Front um ein Drittel gekürzt werden und eine Kräfteersparnis eintreten, die es erlauben könne, endlich an dem entscheidenden Punkt der Ostfront genügend stark zu werden.

Hitler sah nunmehr die Notwendigkeit der Zurücknahme des rechten Flügels der Heeresgruppe in die Linie Melitopol – Dnjepr grundsätzlich ein, wenn er auch immer noch hoffte, sie durch Zuführung neuer Sturmgeschütz'Abteilungen vermeiden zu können. Wie immer glaubte er, dass der Einsatz technischer Mittel genügen würde, um eine Entwicklung aufzuhalten, die nur durch Eingreifen mehrerer Divisionen hätte geändert werden können.

Hinsichtlich des Freimachens von Kräften aus dem Bereich der Heeresgruppe Mitte durch deren Zurücknahme auf den oberen Dnjepr erklärte er jedoch, dass ein so schnelles Ausweichen auf eine so grosse Entfernung nicht durchführbar wäre. Eine so weitreichende Bewegung würde bis in die Schlammperiode hineinführen. Auch werde zuviel Material (wie schon bei der Räumung des Orel-Bogens) verlorengehen. Allenfalls wäre ein Ausweichen auf eine weiter ostwärts gelegene Zwischenlinie möglich, die naturgemäss nicht die gleiche Kräfteersparnis bringen konnte.

Es war dies eine Frage beweglicher Operationsführung, zu der das Ob.Kdo.d.H.Gr. Süd auf Grund unserer Erfahrungen im Krim-Feldzug

und im Winterfeldzug 1942/43 einen grundsätzlich anderen Standpunkt einnahm, als das OKH, aber auch als die anderen Heeresgruppen. Wir waren in jenen Feldzügen gezwungen gewesen, immer schnell und beweglich zu operieren, und es hat auch ohne vorherige langwierige Planung und Vorbereitung gehen müssen. Hitler und die anderen Oberkommandos aber glaubten, weiträumige Bewegungen nicht so schnell einleiten und durchführen zu dürfen. Allerdings war die schnelle Durchführung einer Räumung auf Fronten, die längere Zeit festgestanden hatten, dadurch erschwert, dass Hitler – um das Standhalten auch bei vorübergehender Unterbrechung des Nachschubs zu gewährleisten – die Anhäufung eines Drei-Monats-Bedarfs im Bereich der Armeen angeordnet hatte.

Wenn Hitler sich also auch zu einer so weit gehenden Massnahme, wie sie die von mir vorgeschlagene Frontverkürzung bei Heeresgruppe Mitte bedeutete, immer noch nicht entschliessen konnte, so erkannte er doch die Notwendigkeit einer durchgreifenden Verstärkung der Heeresgruppe Süd an.

Auf Vorschlag des Generalstabschefs entschied er, dass die Heeresgruppe Mitte ein Korps zu 2 Panzer- und 2 Infanterie-Divisionen sofort auf der Naht zwischen ihr und der 4. Panzer-Armee bereitzustellen habe. Dadurch sollte der Gefahr einer Umfassung unseres Nordflügels vorgebeugt werden.

Ausserdem sagte er die Erfüllung meiner Forderung zu, vier weitere Divisionen zur Sicherung der Dnjepr-Übergänge heranzuführen. Schliesslich beschloss er, um Kräfte freizumachen, nun endlich die Räumung des operativ längst wertlos gewordenen Kuban-Brückenkopfs. Sie konnte laut Vortrag des Feldmarschalls v. Kleist bis 12. Oktober bewerkstelligt sein.

Leider gelang es nicht zu erreichen, dass die diesbezüglichen Befehle sofort, d.h. noch von unserem Hauptquartier aus, herausgegeben wurden. Aber als ich mich auf dem Flugplatz von Hitler verabschiedete, wiederholte er mir vor Besteigen seiner Maschine nochmals die Zusage auf Zuführung der versprochenen Kräfte.

Noch am Nachmittag dieses Tages gaben wir den Befehl an die 6. und an die 1. Panzer-Armee, nunmehr zum beweglichen Abwehrkampf überzugehen, der so zu führen sei, dass der Halt der Truppe gewährleistet und möglichst viel Zeit für die Räumung herausgeholt werde.

Was die Fronten der 8. und der 4. Panzer-Armee anbetraf, so hoffte das Ob.Kdo.d.H.Gr., bei Erfüllung der Zusage Hitlers, die Lage auf dem Nordflügel der letzteren Armee durch einen Gegenangriff des von der Heeresgruppe Mitte abzugebenden Korps wiederherzustellen. Mit den auf den Dnjepr anrollenden Divisionen würden wir die Front stützen

können. Dann bestand die Möglichkeit, den Gegner auf dem Nordflügel noch vorwärts des Dnjepr – etwa in der Höhe von Poltawa – zum Stehen zu bringen. Damit hätte sich eine wesentliche Verkürzung der Front nicht nur gegenüber der augenblicklichen Lage ergeben, sondern auch gegenüber derjenigen, die eintrat, als die Heeresgruppe infolge des Ausbleibens der Verstärkungen auf ihrer *ganzen* Front hinter den Dnjepr zurückgehen musste.

Leider brachte bereits der nächste Tag dem Ob.Kdo.d.H.Gr. eine neue Enttäuschung. Der mir von Hitler beim Abschied fest zugesagte Befehl für die Zuführung von vier Divisionen in die Dnjepr-Linie erging nicht. Die Bereitstellung des Korps auf unserem Nordflügel durch Heeresgruppe Mitte wurde verzögert. Ob, wann und in welcher Stärke es wirklich verfügbar sein würde, blieb ungewiss.

Ich ersuchte den Chef des Generalstabs, dem Führer zu melden, dass unter diesen Umständen mit der Möglichkeit feindlicher Durchbrüche auf die Dnjepr-Übergänge einschliesslich Kijew gerechnet werden müsse. Angesichts der immer wieder verzögerten Entscheidung in der obersten Führung und des Nichtinnehaltens von Zusagen, auf die das Ob.Kdo.d.H.Gr. schliesslich seine Massnahmen hatte aufbauen müssen, hielt ich es jedoch für erforderlich, dieser Meldung einen Absatz einzufügen, der seiner Deutlichkeit halber allerdings nur schriftlich übermittelt werden konnte. Er sei hier im Wortlaut angeführt, weil er klar die Divergenz der Auffassungen zwischen der obersten Führung und dem Ob.Kdo. d.H.Gr. aufzeigt:

«Die Heeresgruppe hat seit Abschluss der Winterkämpfe gemeldet, dass sie mit den ihr zur Verfügung stehenden Kräften ihre Front in der Verteidigung nicht werde halten können und immer erneut, aber vergeblich, auf einen durchgreifenden Kräfteausgleich innerhalb der Ostfront oder mit anderen Kriegsschauplätzen gedrängt, der angesichts der Bedeutung des von ihr verteidigten Gebiets und der klar vorauszusehenden Tatsache, dass der Russe den Schwerpunkt seiner Offensive gegen die Heeresgruppe Süd richten würde, unumgänglich war.

Stattdessen sind ihr nach Abschluss von ‚Zitadelle‘ Kräfte entzogen und nach eingetretener Krise immer unzureichend und verspätet zugeführt worden.

Wären die Kräftezuführungen, die die Lage doch erzwungen hat, vorausschauend rechtzeitig erfolgt (unter entsprechendem Verzicht auf anderen Fronten), so wäre die jetzige Krise, die die Gesamtentscheidung im Osten und damit des Krieges bringen kann, vermieden worden.

Ich stelle das nicht etwa fest, um nachträglich eine Verantwortlichkeit für die Entwicklung der Lage im Osten zu konstruieren, sondern um zu

erreichen, dass wenigstens in Zukunft das Notwendige rechtzeitig geschieht.»

Hitler konnte sich jedoch offenbar nicht dazu entschliessen, den unserer Ansicht nach unabdingbaren Entschluss zu fassen, die Heeresgruppe Mitte freiwillig in die Dnjepr-Linie zurückzunehmen, um ausreichende Kräfte freizumachen und dadurch die Lage auf dem Südflügel der Ostfront halten zu können. Das Drängen des Generalstabschefs und der Operations-Abteilung des OKH vermochten ihn ebensowenig zu diesem Entschluss zu bringen, wie eine erneute Eingabe des Ob.Kdo.d.H.Gr. Süd. Diese brachte zum Ausdruck, dass es sich bei einer – von Hitler befürchteten – feindlichen Offensive gegen die H.Gr. Mitte doch nur um Fesselungsangriffe handeln würde. Der Gegner werde durch sie versuchen, uns an einer durchgreifenden Schwerpunktbildung auf dem Nordflügel der H.Gr. Süd zu verhindern. Im Übrigen werde ein Ausweichen der Heeresgruppe Mitte auf die Dnjepr-Linie weder operativ noch kriegswirtschaftlich von wesentlichem Nachteil sein.

Als nichts geschah, um die Bildung der uns zugesagten Kräftegruppe auf unserem Nordflügel endlich bei der Heeresgruppe Mitte durchzusetzen, während andererseits der Gegner immer neue Verbände gegen diesen Flügel heranführte, ergab sich die Gefahr, dass die 4. Panzer-Armee, von Norden umfasst, nach Süden von Kijew abgedrängt werden würde. Damit wäre nicht nur die Bildung einer neuen Front hinter dem Dnjepr unmöglich geworden, sondern die Einkreisung der Heeresgruppe in bedrohliche Nähe gerückt.

Unter Darlegung dieser Lage meldete das Ob.Kdo.d.H.Gr. am 14. September, dass es nunmehr gezwungen sei, am kommenden Tage den Befehl zum Zurückgehen auch ihres Nordflügels hinter den Dnjepr beiderseits Kijew zu geben. Schon vorher hatte die 8. Armee die Weisung erhalten, zu beweglicher Kampfführung überzugehen. Der Gedanke, man würde den Gegner in einer kürzeren Front vorwärts des Dnjepr in Höhe von Poltawa zum Stehen bringen können, war infolge des Zögerns Hitlers gegenstandslos geworden.

Auf diese Meldung hin erhielten wir die Antwort, dass der Befehl nicht eher herausgegeben werden solle, als bis Hitler mich am 15. September noch einmal gesprochen habe. Ich antwortete, dass eine solche Besprechung nur Zweck habe, wenn ich mit ihm allein nur in Anwesenheit des Generalstabschefs sprechen könne.

In dieser Besprechung legte ich Hitler nochmals die seit seinem Besuch eingetretene Verschärfung auf unserer Front dar. Ich erklärte ihm, dass die jetzt auf dem Nordflügel der Heeresgruppe eingetretene Krise nicht nur für diese, sondern in weiterer Folge für die gesamte Ostfront tödlich

werden könne. Es gehe nicht allein um die Möglichkeit, die Dnjepr-Linie oder irgendwelche wirtschaftlich wichtigen Gebiete zu halten, sondern um das Schicksal der Ostfront! Ich fügte hinzu, dass die jetzt eingetretene Krise die Folge der Nichtabgabe von Kräften der Heeresgruppe Mitte sei. Das Ob.Kdo.d.H.Gr. Süd habe seinerseits, auch in kritischen Lagen, vom OKH befohlene Abgaben von Kräften loyal durchgeführt. Es sei nicht einzusehen, warum dies nicht auch bei anderen Heeresgruppen möglich sein solle. Zumal es völlig belanglos sei, wenn dann die Heeresgruppe Mitte ihre Front zurücknehmen müsse. Deren Halten werde ihr ohnehin nicht das Mindeste nützen, wenn die Front der 4. Panzer-Armee zusammenbreche. Der Zustand, dass eine auch von der obersten Führung als dringend notwendig anerkannte Abgabe von Kräften, wie in diesem Fall von Heeresgruppe Mitte, nicht durchzusetzen sei, erscheine mir unmöglich. Wo sollten wir hinkommen, wenn die Oberbefehlshaber Befehle nicht mehr ausführten? *Ich* jedenfalls würde mir zutrauen, die Ausführung meiner Befehle zu erreichen! (Dass Hitler in diesem Fall gegenüber dem Ob.Kdo.d.H.Gr. Mitte nichts durchgesetzt hatte, lag natürlich daran, dass er nicht rechtzeitig die erforderliche Verkürzung der dortigen Front ins Auge gefasst und ihre schnelle Durchführung trotz aller Bedenken befohlen hatte.)

Ich schloss mit der Feststellung, dass es z. Z. sehr fraglich sei, ob die 4. Panzer-Armee über den Dnjepr zurückkommen würde. Selbstverständlich würde die Heeresgruppe alles tun, um diese Operation glatt ablaufen zu lassen. Es müsse aber gefordert werden, dass nunmehr auf den vier zur Verfügung stehenden Bahnen gleichzeitig laufend je eine Division aus dem Bereich der Heeresgruppe Mitte auf den Nordflügel der Heeresgruppe Süd herangeführt würde, solange als es die Wiederherstellung der Lage dort erfordere. (Dass damit die Zurücknahme der Heeresgruppe Mitte auf die Dnjepr-Linie unvermeidlich werden würde, verstand sich von selbst.) Es gehe hier um das Schicksal der Ostfront und es gäbe keinen anderen Ausweg als die sofortige Zuführung starker Kräfte in das Gebiet von Kijew.

Obwohl Hitler die in meinen Ausführungen liegende unmissverständliche Kritik seiner Führung ruhig hinnahm, war diese Besprechung für ihn sicher nicht sehr erfreulich. Das Ergebnis war jedenfalls ein sofort herausgegebener Befehl des OKH. Nach diesem sollte die Heeresgruppe Mitte, am 17. September beginnend, auf vier Bahnen gleichzeitig vier Divisionen im Höchsttempo der Heeresgruppe Süd zuführen. Ausserdem wurden Infanterie-Einheiten und Ersatz zur Auffüllung unserer Divisionen, insgesamt 32 Bataillone, aus dem Westen in Aussicht gestellt.

Nach meiner Rückkehr in unser Hauptquartier erging am 15. Sep-

tember abends der Befehl der H.Gr. zur Zurücknahme aller Armeen in die Linie Melitopol – Dnjepr (bis oberhalb Kijew) – Desna-Abschnitt.

Der Leser wird vielleicht den Eindruck haben, dass während jener Wochen des Kampfes der Heeresgruppe vorwärts des Dnjepr die Tätigkeit ihres Oberkommandos im Wesentlichen in Auseinandersetzungen mit dem OKH bzw. mit Hitler bestanden habe. In der Tat haben die immer erneut erforderlichen Versuche, zu erreichen, dass seitens der obersten Führung das Notwendige rechtzeitig, das Unvermeidliche nicht immer zu spät getan würde, einen erheblichen Teil unserer Arbeits- und Nervenkraft gekostet. Zumal man beim Ob.Kdo.d.H.Gr. gewohnt war, Entscheidungen schnell zu treffen, und es wenig der Natur ihres Oberbefehlshabers entsprach, Selbstverständliches fortwährend wiederholen oder immer erneut fordern zu müssen. Letzten Endes ist gerade dieser Kampf um die rechtzeitige Anerkennung operativer Notwendigkeiten das entscheidende Merkmal jenes Feldzuges 1943/44 auf deutscher Seite gewesen.

Im Übrigen macht der Versuch, den Schleier, der vor den Absichten des Gegners liegt, etwas zu lüften, sein voraussichtliches Handeln zu ergründen und dementsprechend über die Verteilung und Verwendung der eigenen Kräfte zu entscheiden, immer den einen, wesentlichen Teil dessen aus, was man im militärischen als die Aufgabe der höheren Führung bezeichnen kann. Der Ansatz der Kräfte für eine bestimmte Operation und deren Durchführung ist der andere Teil. Wenn dieser Teil der Führungsaufgabe in Vorstehendem weniger in Erscheinung tritt, so deshalb, weil uns eben die Möglichkeit, wirkliche Operationen zu führen (wie sie etwa der früher erwähnte Gedanke eines Schlages aus der Nachhand gewesen wäre), nicht mehr gegeben war.

Im Einzelnen zu schildern, wie trotzdem das Ob.Kdo.d.H.Gr. versucht hat, die Schläge des überlegenen Gegners zu parieren, wenn es ihm schon versagt war, nach der Palme des Sieges zu greifen, würde jedoch allein für diesen Feldzug den Umfang eines Buches bedingen. Ich muss mich darauf beschränken zu sagen, dass es unser Bestreben gewesen ist, soweit es mit den verfügbaren Kräften möglich war, die Initiative nicht völlig dem Gegner zu überlassen. Wo auch nur einigermaßen ausreichende Kräfte zur Verfügung standen, galt es den Feind frontal anrennen zu lassen und blutig abzuweisen. In anderen Fällen musste versucht werden, durch rechtzeitiges örtliches Ausweichen seine Pläne, uns mit überlegenen Kräften zu überrennen, zu vereiteln. Immer wieder kam es darauf an, unter Zusammenfassung von Panzerkräften Durchbrüche des Gegners aufzufangen und dabei – wenn möglich – Blößen, die er sich etwa durch zu weites Vorwagen gab, zu Gegenschlägen auszunutzen. Die Führung

dieses Kampfes im Einzelnen lag bei den unterstellten Armeen. Ihre Behandlung würde den Rahmen dieser Schilderung überschreiten.

Es ist aber festzustellen, dass die Zusammenarbeit zwischen dem Ob.Kdo.d.H.Gr. und denen der Armeen von gegenseitigem Vertrauen getragen gewesen ist.

Die Oberbefehlshaber der letzteren, unterstützt von vortrefflichen Generalstabschefs, haben immer wieder in schwierigen Lagen Aushilfen gefunden. Sie haben in schweren Krisen nicht die Nerven verloren. Stets zeigten sie Verständnis, wenn das Ob.Kdo.d.H.Gr. im Interesse der Gesamtlage gezwungen war, durch Befehle einzugreifen oder einer Armee trotz angespannter Lage Kräfte fortzunehmen. Sie alle waren Männer, die ihre Sache verstanden.

Generaloberst Hollidt, der Oberbefehlshaber der 6. Armee, hatte auf der Krim unter mir eine Division geführt und war uns daher aus dieser Zeit gut bekannt. Er war eine feste, ernste, gediegene Persönlichkeit. Wenn er vielleicht kein Mann des grossen Wurfs oder Schwunges war, so zeichnete er sich um so mehr durch klares, nüchternes Denken und ein immer sachliches Urteil aus. Man konnte sich auf ihn unbedingt verlassen. Als Infanterist fühlte er besonders mit der kämpfenden Truppe, was unter den gegebenen Verhältnissen verständlicherweise manchmal auf seine Stimmung drückte. Sein Generalstabschef, *General Bork*, war, bei zweifelloser Tüchtigkeit, vielleicht keine allzu glückliche Ergänzung zu seinem Oberbefehlshaber, jedenfalls nach dem Eindruck, den wir beim Ob.Kdo.d.H.Gr. hatten. Es genügt ja nicht, zwei tüchtige Soldaten als Befehlshaber und Chef zusammen zu spannen. Wesentlich ist, dass die betreffenden Persönlichkeiten sich in ihren Gaben ergänzen und dass namentlich der Chef, dem ja praktisch die Hauptlast im Verkehr mit den über- wie mit den nachgeordneten Kommandostellen zufällt, für diese Aufgabe besondere Eignung mitbringt.

Generaloberst v. Mackensen, der Oberbefehlshaber der 1. Panzer-Armee, hatte von seinem Vater, dem Feldmarschall des Ersten Weltkrieges und Generaladjutant des Kaisers, die liebenswürdige Art im Umgang mit Menschen, das kavalierrässige und persönlich Korrekte geerbt. Aus der Reiterwaffe hervorgegangen – er war wie sein Vater 1. Leibhusar gewesen – war er eigentlich kein Husarentyp, sondern eher bedächtig und in seiner Arbeit sehr genau. So war er im Frieden ein vorzüglicher Chef der Eisenbahn-Abteilung des Generalstabs gewesen. Als Generalstabschef einer Armee in Polen und im Westen hatte er die Aufgabe der Führung einer Armee bereits beherrschen gelernt. In der Gefangenschaft in Werl sollte er sich mir später als guter, immer hilfsbereiter Kamerad erweisen.

Im Übrigen fand er eine besonders glückliche Ergänzung in seinem Generalstabschef, *General Wende*. Wie ich bereits bei der Schilderung des Winterfeldzuges 1942/43 erwähnt habe, war zu dessen Beginn Wenck als Chef die Seele des Oberkommandos der 3. rumänischen Armee am Don gewesen. Alsdann war er Generalstabschef bei Mackensen geworden. Mochte die Lage bei der 1. Panzer-Armee auch noch so kritisch sein, wir waren sicher, dass Wenck, gestützt durch das Vertrauen seines Oberbefehlshabers, immer noch eine Aushilfe finden würde. Musste er meinem Chef Busse die Lage auch manchmal schwarz schildern, so schloss er doch mit dem Satz: «Na, irgendwie werden wir's schon hinkriegen». Sein Optimismus, seine Frische und Unverwüstlichkeit, wie der Charme, den er im Umgang mit Menschen entwickelte, hatten ihm bei uns den Namen «der Sonnenvogel» eingetragen. Eine Ironie des Schicksals war es übrigens, dass ein Mann wie Wenck als Leutnant durch die Wehrkreisprüfung, deren Bestehen das Tor zur Generalstabs-Laufbahn öffnete, gefallen war und nur auf gutes Zureden hin sie ein zweites Mal – mit vollem Erfolg – wiederholt hatte.

Über den Oberbefehlshaber der 8. Armee, *General Wöhler*, habe ich bereits früher gesprochen. Die Standfestigkeit dieses echten, aufrechten und geraden Niedersachsen bewährte sich auch weiterhin. Die Freundschaft, die uns aus den Tagen auf der Krim, wo er mein Generalstabschef gewesen war, verband, machte die Zusammenarbeit besonders leicht. Sehr jung in die Stellung eines Armeeführers gelangt, wusste er sich durch die Kraft seiner Persönlichkeit überall sofort Autorität zu verschaffen. Er scheute sich auch keineswegs mit einem höheren SS-Führer, einem Schützling Himmlers, gehörig deutsch zu reden.

Wöhler fand eine hervorragende Stütze an seinem Generalstabschef, *General Speidel*, der sich bereits unter Wöhlers Vorgänger, General Kempf, besonders bewährt und an den Leistungen der Führung der Armee-Abteilung Kempf wesentlichen Anteil gehabt hatte. Speidel – immer ruhig und sachlich – vereinte mit einer vorzüglichen Beherrschung der Generalstabsarbeit ein weit über den Durchschnitt hinausgehendes Allgemeinwissen.

Generaloberst Hoth, der Oberbefehlshaber der 4. Panzer-Armee, war mein Vorgänger als Divisionskommandeur in Liegnitz gewesen, also nicht unerheblich älter als ich. Er hatte bereits eine Panzergruppe geführt als ich noch Kommandierender General war und besass auf dem Gebiete der Verwendung von Panzerverbänden grosse Erfahrung. Um so höher war es ihm anzurechnen, dass er sich im Bereich der Heeresgruppe Süd der Führung des jüngeren Oberbefehlshabers in vollkommenster Loyalität unterordnete. Klein, zierlich gebaut, war er körperlich frisch, sehr

lebendig, immer liebenswürdig und der Fröhlichkeit im Kreise jüngerer Kameraden zugetan. Er hatte ein besonders warmes Herz für die Truppe. Seine Ansichten vertrat er klar und bestimmt. Seine Führung zeichnete sich durch grosse Wendigkeit in schwierigen Lagen aus. Durch seine soldatische Gradheit hat er später selbst den amerikanischen Richtern in Nürnberg imponiert.

Hoths impulsive Natur wurde vortrefflich ergänzt durch den Generalstabschef, *General Fangohr*, der, ein unermüdlicher und dabei immer frischer Arbeiter, die Gedanken seines Oberbefehlshabers ebenso schnell und gut in die Tat umzusetzen verstand, wie er auch selbst in schwierigen Lagen Vorschläge für Aushilfen zu machen wusste.

Konnte so das Ob.Kdo.d.H.Gr. der Führung der ihm unterstellten Armeen voll vertrauen, so glaube ich, dass auch diese mit der Führung der Heeresgruppe zufrieden sein konnten. In jedem Fall dürften sie immer gewusst haben, woran sie bei uns waren. Wenn es dem Ob.Kdo.d.H.Gr. öfters auch nicht gelungen ist, von Hitler eindeutige operative Weisungen zu erhalten (es sei denn die, dass alles gehalten werden müsse), so hat es doch den unterstellten Armeen seinerseits stets eindeutig gesagt, was *unsere* operative Absicht sei. Wir waren bemüht, den Armeen klare Weisungen zu geben, ohne in ihre Führung einzugreifen, ausser, dass die Wahrung des Zusammenhanges der Kampfhandlungen uns dazu zwang. Es kam aber nicht vor, dass eine Entscheidung, die das Ob.Kdo.d.H.Gr. zu treffen hatte, verzögert wurde. Wenn wir eine Zusage gaben, wussten die Armeen, dass sie von uns auch gehalten werden würde; ebenso aber, dass an Befehlen, die vom Ob.Kdo.d.H.Gr. ergingen – auch hinsichtlich Abgabe von Verbänden –, nicht zu rütteln war.

Wenn es so zu einem wirklichen Vertrauensverhältnis zwischen dem Ob.Kdo.d.H.Gr. und denen der Armeen gekommen ist, so gebührt das Hauptverdienst daran meinen nächsten Mitarbeitern, in erster Linie meinem Chef, *General Busse*, und unserem vortrefflichen Ia, *Oberstleutnant Schulz-Büttger*. Geht doch der Verkehr zwischen Oberkommandos in Bezug auf operative und taktische Fragen weitgehend über den Chef bzw. den Ia. Ich wenigstens habe als Oberbefehlshaber durchaus nicht die Neigung gehabt, immer selbst am Telefon zu hängen. Vor allem habe ich vermieden, die unterstellten Oberbefehlshaber telefonisch mit «Ratschlägen» zu versehen, wie es leider die Gepflogenheit mancher höherer Führer zu sein pflegt.

Busse und Schulz-Büttger ergänzten sich im Übrigen besonders gut.

Schulz-Büttger, ein Mann, den man gern haben musste, war ebenso klug wie bescheiden und blieb, auch wenn er gelegentlich sarkastisch werden konnte, doch stets verbindlich. Dieser besonders befähigte Offi-

zier und charakterlich wertvolle Mann ist leider auch eines der vielen Opfer des 20. Juli geworden.

Busse, über dessen Wert für mich ich schon früher gesprochen habe, traf mit dem, was er sagte, meist den Nagel auf den Kopf. Er konnte notfalls recht energisch werden. Wenn einer der Armeechefs wieder einmal – sicherlich nicht unberechtigt – die Lage der betreffenden Armee in schwarzen Farben schilderte und die Möglichkeit der Erfüllung der ihr gestellten Aufgabe bezweifelte, dann pflegte Busse zu antworten: «Na, so ist es auch wieder nicht». Es war dies aber nicht etwa eine leicht-hin hingeworfene, sondern eine auf Erfahrung in vielen Krisen beruhende Bemerkung, der zugleich Vorschläge für Aushilfen oder die Zusage von Abhilfe durch die Heeresgruppe folgten.

Zu manchen Befehlen, die wir von oben erhielten, gab Busse allerdings nur den resignierenden Kommentar: «Einer allein kanns nicht mehr verstehen». Wie überhaupt bei uns im engeren Kreise kein Blatt vor den Mund genommen wurde.

Die Anordnungen, deren Unvereinbarkeit mit der Wirklichkeit bei uns so drastisch zum Ausdruck gebracht wurde, waren im Übrigen nicht die geistigen Kinder der Operationsabteilung des OKH oder des «Kugelblitzes». Sie gingen vielmehr auf Hitler zurück.

General Zeitzler hatte den Namen «Kugelblitz» erhalten, weil sein Erscheinen als Generalstabschef im OKH etwa wie der Einschlag eines Blitzes gewirkt hatte und er von seinen Untergebenen auch blitzartige Erfüllung seiner Aufträge verlangte. Die Kugelform war seinem Äusseren entlehnt. Von kleiner Figur, hatte er eine gewisse Neigung zur Rundlichkeit, die noch durch einen runden Kopf, rote Backen und eine beginnende Glatze unterstrichen wurde. Auch seine Beweglichkeit glich der einer Kugel.

Zeitzler war mein Freund nicht gewesen. Als junger Generalstabs-offizier hatte er vor dem Kriege der Abteilung Landesverteidigung des OKW angehört. Letzteres stand dem OKH, in dem ich damals «Erster Oberquartiermeister des Generalstabs» war, nicht gerade freundlich gegenüber. Ich ging damals wohl kaum fehl in der Vermutung, dass Zeitzler zu jener Zeit zu denen gehörte, die für eine Einflussnahme des OKW auch auf die Führung des Heeres plädierten. Wenn dem so gewesen ist, dann hat Zeitzler dies später schwer zu büssen gehabt. Als Generalstabschef sollte er seinen ehemaligen Herren, Keitel und Jodi, gegenüberstehen. Von der Heerführung auf der Mehrzahl der Kriegsschauplätze ausgeschaltet, musste er erkennen, wohin es geführt hatte, dass man zwei Führungsgremien statt eines geschaffen hatte.

Im Kriege war Zeitzler Generalstabschef bei einem Panzer-Korps,

dann bei der 1. Panzer-Armee gewesen und hatte sich hier unter dem späteren Feldmarschall v. Kleist durch seine Energie, seine Tüchtigkeit und sein taktisches Können besonders ausgezeichnet. Hitler war auf ihn aufmerksam geworden und hatte ihn im Frühjahr 1942 als Generalstabschef nach dem Westen geholt. Er nahm mit Recht an, dass Zeitzlers Energie sich auf die Verbesserung der Verteidigungsbereitschaft an den französischen Küsten ausserordentlich nutzbringend auswirken werde. Bei der Entlassung des Generaloberst Halder hatte Hitler dann Zeitzler zu dessen Nachfolger gemacht.

Wenn Zeitzler, der nicht nur energisch, sondern auch rücksichtslos sein konnte, sicher in vielem ein Soldat nach dem Sinne Hitlers war, so hatte dieser sich doch getäuscht, wenn er glaubte, in ihm ein willenloses Werkzeug zu finden. In jedem Fall hat Zeitzler von dem Augenblick an, in dem unser Oberkommando den Oberbefehl über die Heeresgruppe Don übernahm, unsere Auffassungen und Wünsche Hitler gegenüber fast stets mit Energie und Zähigkeit vertreten, ohne Rücksicht darauf, dass solche Kämpfe mit Hitler alles andere als angenehm waren. Letzterer hat mir selbst einmal gesagt: «Zeitzler kämpft für Ihre Vorschläge wie ein Löwe». Nur ein Mann von der Robustheit Zeitzlers konnte überhaupt diese täglichen oder zumeist nächtlichen Auseinandersetzungen mit Hitler durchhalten und sich mit immer neuen Enttäuschungen abfinden. Ein Generalstabschef im Sinne eines Moltke oder Schlieffen ist Zeitzler allerdings nicht gewesen und hätte es, wie sich die Stellung des Generalstabschefs unter Hitler entwickelt hatte, auch nicht sein können.

Jedenfalls war die Zusammenarbeit zwischen dem Ob.Kdo.d.H.Gr. und dem Generalstabschef durchaus vertrauensvoll. Nicht zum wenigsten hat dazu die Persönlichkeit des Chefs der Operationsabteilung, des Generals Heusinger, beigetragen. Er stand mir seit der Zeit, als er in der Operationsabteilung im Frieden unter mir gearbeitet hatte, besonders nahe. Er war ein ebenso befähigter Generalstabsoffizier wie wertvoller Charakter und liebenswerter Mensch.

Der Rückzug hinter den Dnjepr

Der am 15. September abends nach meiner Rückkehr aus dem Führerhauptquartier ergangene Befehl der Heeresgruppe zum Zurückgehen der Armeen in die Dnjepr-Linie bestimmte, dass das Tempo dieser Bewegung allein von der Erhaltung der Kampfkraft der Truppe abhängig gemacht werden solle. In ihm war ausdrücklich gesagt, «dass bei allen Entschlüssen und Befehlen der Gesichtspunkt voranzustehen habe, dass man mit einer

intakten Truppe jede Schwierigkeit meistert, dass dagegen mit Truppen, die ihre Kampfkraft oder ihren Halt verloren haben, insbesondere ein Rückzug nicht durchzuführen ist». Wo immer es möglich sein würde, sollten die Armeen den Gegner anrennen lassen, um seine Angriffskraft zu erschöpfen und Zeit für die Räumung zu gewinnen.

Die 6. *Armee* hatte ihre beiden südlichen Korps in die vorbereitete Stellung zwischen Melitopol und dem Dnjepr-Knie südlich Saporoshje zurückzunehmen. Ihr nördliches Korps war in den ausgebauten Brückenköpf von Saporoshje zurückzuführen. Es trat mit diesem Abschnitt unter den Befehl der 1. Panzer-Armee, während die 6. Armee nunmehr zur Heeresgruppe A übertrat, deren 17. Armee vom Kuban auf die Krim zurückgenommen wurde.

Die 1. *Panzer-Armee* hatte den Dnjepr bei Saporoshje und Dnjepropetrowsk zu überschreiten, um die Front von Saporoshje bis 30 km ostwärts Kremenschug zu übernehmen. Der Brückenkopf von Dnjepropetrowsk sollte nach durchgeführtem Übergang aufgegeben, der von Saporoshje musste auf ausdrücklichen Befehl Hitlers gehalten werden. Das rechte Flügelkorps der 8. Armee, das ebenfalls auf Dnjepropetrowsk zurückzuführen war, trat unter den Befehl der 1. Panzer-Armee.

Der Armee wurde ferner befohlen, so frühzeitig wie möglich das 40. Panzer-Korps mit 2 Panzer-Divisionen, 1 Panzer-Grenadier-Division und der SS-Kavallerie-Division südlich des Dnjepr zur Verschiebung nach dem linken Heeresgruppenflügel bereitzustellen. Diese Anordnung wurde jedoch durch den Befehl Hitlers, den Brückenkopf Saporoshje zu halten, durchkreuzt. Die Folgen werden später besprochen werden.

Die 8. *Armee* hatte den Uferwechsel im Bereich der ausgebauten Brückenköpfe Kremenschug und Tscherkassy zu vollziehen. Durch Zusammenfassung starker Panzerkräfte auf ihrem linken Flügel sollte die Armee sich die Möglichkeit erkämpfen, auf den Übergang Tscherkassy zurückzugehen. Da die Armee hinter dem Dnjepr die Front bis 30 Kilometer südlich Kijew übernehmen musste, trat das von der 4. Panzer-Armee über Kanew zurückzuführende 24. Panzer-Korps nach Erreichen des Dnjepr unter den Befehl der 8. Armee.

Die 4. *Panzer-Armee* hatte das vorgenannte Korps bei Kanew, die Masse der Armee bei Kijew über den Strom zurückzuführen und dafür zu sorgen, dass hinter dem Dnjepr der Anschluss nach Norden an den rechten Flügel der Heeresgruppe Mitte wieder hergestellt wurde.

Der mit diesem Befehl eingeleitete Rückzug in die Melitopol – Dnjepr-Stellung angesichts eines weit überlegenen und scharf nachdrängenden Gegners stellt wohl die schwierigste Operation dar, die die Heeresgruppe im Verlauf des Feldzuges 1943/44 durchzuführen hatte.

Verhältnismässig einfach gestaltete sich diese Aufgabe noch auf dem rechten Flügel im Bereich der 6. Armee. Diese konnte ihre Kräfte frontal auf die ausgebaute Stellung nördlich Melitopol und den Brückenkopf Saporoshje zurücknehmen. In diesem Frontabschnitt lag die Gefahr im Wesentlichen in der Überlegenheit der nachdrängenden Feindkräfte insbesondere an Panzerverbänden, die in die Absetzbewegungen hineinstossen konnten.

Ausserordentlich schwierig war dagegen die Rückführung der drei anderen Armeen hinter den Strom. Aus einer Front von 700 km Breite waren sie auf insgesamt 5 Dnjepr-Übergänge zusammenzuziehen. Nach Überschreiten des Stromes aber mussten sie hinter demselben wieder eine Verteidigungsfront in gleicher Breite bilden, ehe der Gegner seinerseits auf dem Südufer Fuss fassen konnte. Allein das notwendige Zusammenführen der Kräfte jeder der Armeen auf ein bzw. zwei Übergänge bot dem verfolgenden Gegner eine grosse Chance. Vor allem aber hatte er die Möglichkeit, die Zeitspanne, während welcher die deutschen Kräfte zwangsläufig über die Übergänge von Dnjeppropetrowsk, Kremmentschug, Tscherkassy, Kanew, und Kijew geschleust werden mussten, auszunutzen, um zwischen diesen auf und über den Dnjepr durchzustossen.

Noch schwieriger aber gestaltete sich der Rückzug dieser Armeen dadurch, dass die ganze Mitte der Heeresgruppe, der linke Flügel der 1. Panzer-Armee und die 8. Armee, nicht senkrecht auf den Dnjepr zurückgehen durften. Sie mussten vielmehr noch nördlich des Stroms – nahezu parallel zu diesem – nach Westen zurückgeführt werden, um an die Dnjepr-Übergänge zu gelangen, deren Benutzung die rechtzeitige Herstellung einer Verteidigungsfront hinter dem Strom in der gesamten Breite der Front der Heeresgruppe ermöglichen konnte. Vor allem hatte sich die 8. Armee den Weg zu ihrem westlichen Übergang, Tscherkassy, im Zuge des Rückmarsches erst zu erkämpfen. Auf dem linken Flügel der Heeresgruppe, bei der 4. Panzer-Armee, aber bestand auf Grund der Entwicklung der Lage auf dem Südflügel der Heeresgruppe Mitte weiterhin die Gefahr, dass diese Armee überhaupt von Kijew abgedrängt wurde.

Dass dieser ausserordentlich schwierige Rückzug trotz mancher örtlicher Krisen gelang, ist der wendigen Führung der Armeen und der hervorragenden Haltung der Truppe zu verdanken. Nur eine Führung, die sich der feindlichen Überlegenheit fühlte, nur eine Truppe, die – wenn es auch rückwärts ging – nicht das Gefühl hatte, geschlagen zu sein, konnte diese Leistung vollbringen. Es gelang dem Gegner nicht, das Zusammenziehen der Armeen auf die wenigen Stromübergänge zu verhindern,

oder sie von ihnen abzudrängen. Trotz seiner Stärke konnte er aber auch nicht die Gunst der Lage, die ihm das Zusammenziehen unserer Armeen auf die Übergänge bot, ausnutzen, um den Dnjepr abseits derselben mit starken Kräften zu überschreiten, und dadurch die geplante Stromverteidigung von vornherein aus den Angeln zu heben. Dass er an einigen Stellen jenseits des Flusses Fuss fassen konnte, war bei dem Fehlen von Kräften zur vorsorglichen Sicherung des Stromes nicht zu verhindern. Hierauf wird noch zurückzukommen sein.

Verbrannte Erde

Die ausserordentlich schwierigen Bedingungen, unter denen diese Bewegungen ablaufen mussten, machten es für die deutsche Führung unerlässlich, alle Massnahmen zu ergreifen, die geeignet waren, das Nachdrängen des Gegners zu erschweren. Es kam darauf an, zu verhindern, dass der Feind unmittelbar nach Erreichen des Dnjepr seine Offensive noch aus der Verfolgung heraus fortführen konnte.

Aus diesem Grunde musste nun auch deutscherseits zum Mittel der «verbrannten Erde» gegriffen werden, das die Sowjets in den vergangenen Jahren bei ihren Rückzügen angewendet hatten.

In einer Zone von etwa 20–30 Kilometer vorwärts des Dnjepr wurde alles, was dem Gegner die sofortige Fortführung seiner Offensive in breiter Front über den Strom erleichtern konnte, zerstört, vernichtet oder zurückgeführt; also alles, was ihm im Aufmarschgebiet vor der Dnjepr-Stellung Deckung oder Unterkunft hätte bieten und alles, was seinen Nachschub, insbesondere auch die Verpflegung seiner Truppen, hätte erleichtern können.

Zugleich waren auf Grund besonders ergehender Einzelanordnungen des Wirtschaftsstabes Göring aus dem zu räumenden Gebiet Vorräte, Wirtschaftsgüter und Maschinen, die der Kriegsproduktion dienen, zurückzuführen. Diese Massnahme wurde jedoch von der Heeresgruppe auf wichtige Maschinen, Sparmetalle, Getreide und Ölsaaten, sowie auf Pferde und Vieh beschränkt. Von einer «Plünderung» dieser Gebiete ist selbstverständlich nicht die Rede gewesen. Plünderung war etwas, was im deutschen Heer – im Gegensatz zu anderen – nicht geduldet worden ist. Scharfe Kontrollen wurden eingerichtet, um jeden Transport etwa unrechtmässig mitgenommenen Gutes zu verhindern. Die von uns mitgeführten Güter oder Bestände aus Fabriken, Lagern, Sowchosen usw. waren im Übrigen sowjetisches Staats- und nicht Privateigentum.

Da die Sowjets in den von ihnen wieder gewonnenen Gebieten sofort

alle wehrfähigen Männer bis zu 60 Jahren in die Wehrmacht einreihen und die gesamte übrige Bevölkerung rücksichtslos, auch im Kampfgebiet, zur Arbeit für ihre militärischen Zwecke einsetzen, war von der deutschen obersten Führung die Herübernahme auch der Bevölkerung hinter den Dnjepr befohlen worden. Tatsächlich hat sich diese Zwangsmassnahme allerdings auf die Wehrpflichtigen, die sofort wieder Soldaten geworden wären, beschränkt. Dagegen entschloss sich ein erheblicher Teil der Bevölkerung dazu, sich unserem Rückzug freiwillig anzuschliessen, um den gefürchteten Sowjets zu entinnen. Es bildeten sich grosse Trecks, wie wir sie später in Ostdeutschland erleben sollten. Ihnen wurde von den Armeen jede mögliche Hilfe zuteil. Sie wurden nicht «verschleppt», sondern in Gebiete westlich des Dnjepr geleitet, in denen für ihre Unterbringung und Versorgung von Seiten der deutschen Kommandobehörden Vorsorge getroffen wurde. Die fliehende Bevölkerung konnte alles, auch an Pferden und Vieh, mitnehmen, was nur irgend zu transportieren war. Auch Transportmittel haben wir der Bevölkerung von uns nach Möglichkeit zur Verfügung gestellt. Dass das Kriegsgeschehen ihr viel Leid und unvermeidliche Härten gebracht hat, ist nicht zu bestreiten. Aber diese waren doch nicht zu vergleichen mit dem, was der Bombenterror für die Zivilbevölkerung in Deutschland bedeutet hat, oder gar mit dem, was später im deutschen Osten geschehen ist. In jedem Fall waren alle deutscherseits getroffenen Massnahmen durch die *Kriegsnotwendigkeit* bedingt.

Welche ausserordentliche technische Leistung in dieser Rückzugsbewegung enthalten war, mögen wenige Zahlen zeigen. Allein 200'000 Verwundete waren zurückzubringen. Die Gesamtzahl der Züge, die Heeresgut und Räumungsgut zu befördern hatten, betrug etwa 2'500. Die Zahl der Zivilpersonen, die sich uns anschlossen, hat sicherlich viele 100'000 Köpfe betragen. Dieser Rückzug wurde in verhältnismässig kurzer Zeit und – infolge der Notwendigkeit, den Dnjepr an den wenigen Übergangsstellen zu überschreiten – unter besonders erschwerten Bedingungen durchgeführt. Er bewies – entgegen anderen Auffassungen dass derartige Operationen auch schnell durchgeführt werden können.

Am 30. September stand die Heeresgruppe mit allen Armeen in der Melitopol–Dnjepr-Linie.

Der Kampf um die Dnjepr-Linie

Mit Überschreiten des Dnjepr hatte die Heeresgruppe ein Zweifellos (wenigstens im Sommer) starkes natürliches Hindernis zwischen sich

und den Gegner gebracht. Dass trotzdem auf eine dauernde Entspannung der Lage in ihrem Bereich nicht zu rechnen sein würde, war jedoch sicher.

Der *Feind* würde – dies war unsere Überzeugung – weiterhin die Entscheidung in *diesem Abschnitt* der Ostfront und nirgendwo anders suchen. Nach wie vor winkten ihm hier, operativ wie kriegswirtschaftlich und politisch gesehen, die lockendsten Ziele. Er würde also, bis zur Grenze seiner Versorgungsmöglichkeiten auf dem Südflügel, immer neue Kräfte, sei es aus seinen Reserven, sei es von anderen Frontabschnitten, in den Kampf gegen die Heeresgruppe Süd werfen. Dass ihm dabei nach wie vor die Möglichkeit verbliebe, auch an anderen Stellen Fesselungsangriffe oder Teiloffensiven zu führen, war allerdings nicht zu bestreiten. Aber eine entscheidende Bedeutung würde diesen, auch wenn sie zu örtlichen Erfolgen führen sollten, gegenüber dem Geschehen auf dem Südflügel der Ostfront kaum beizumessen sein.

Wie stand demgegenüber für die Heeresgruppe Süd die Chance, sich zu behaupten? Konnte mit der Aussicht gerechnet werden, dass der Gegner sich im Angriff auf die Dnjepr-Linie endgültig verblutete?

Man hätte im Herbst 1943 diese Frage weit zuversichtlicher beantworten können, wenn die Dnjepr-Linie eine stark ausgebaute Verteidigungsstellung gewesen wäre. Davon war man jedoch weit entfernt.

Wohl hatte das Oberkommando der Heeresgruppe bereits im Winter 1942/43 beim OKH die beschleunigte Befestigung der Dnjepr-Linie gefordert. Von sich aus konnte es diese nicht durchführen, da das Gebiet des Dnjepr zu jener Zeit noch nicht im Operationsgebiet lag. Hitler hatte jedoch diesen Ausbau abgelehnt. Einmal, weil er rückwärtige Stellungen grundsätzlich als eine Versuchung zum Ausweichen betrachtete.

Zum andern, weil er alle Arbeitskräfte und vor allem alles Material in den Atlantik-Wall zu stecken wünschte. Trotzdem hatte die Heeresgruppe, als sich in den ersten Monaten des Jahres 1943 das Kampf geschehen dem Dnjepr näherte, auf eigene Hand den Ausbau von Brückenköpfen bei Saporoshje, Dnjeppetrowsk, Kremenschug und Kijew durchgeführt, um dem Gegner in jedem Fall die Möglichkeit zu nehmen, an diesen wichtigen Stromübergängen die rückwärtigen Verbindungen der Heeresgruppe zu durchschneiden. Als sich mit dem Abbrechen der Operation «Zitadelle» der endgültige Übergang zur Defensive ergab, hatte das Oberkommando sofort den Ausbau der gesamten Dnjeprstellung unter Heranziehung von Arbeitskräften aus der Bevölkerung im grösstmöglichen Massstab in Angriff genommen. Jedoch konnten nur leichte Feldstellungen entstehen. Die Heeresgruppe war sowohl in Bezug auf die Zuweisung von Baumaschinen wie hinsichtlich der wichtigsten Baumaterialien – Beton, Stahl, Hindernisdraht und Minen – auf den

Nachschub durch das OKH, für Holz aus dem Bereich des Reichskommissariats Ukraine angewiesen. Hitler aber gab weiterhin dem Atlantik-Wall den unbedingten Vorrang. So konnte die Dnjepr-Linie, wenigstens solange der Strom nicht zugefroren war, wohl als eine starke Stütze der Verteidigung gelten, aber doch nur dann, wenn es möglich war, sie einer Feldstellung entsprechend ausreichend stark zu besetzen.

Hier aber lag nach wie vor die Schwäche auf deutscher Seite. Die Stärken der deutschen Verbände waren durch die pausenlosen Kämpfe der letzten zweieinhalb Monate erschreckend abgesunken. Der Ersatz sowohl an Personal wie an leichten und schweren Waffen, vor allem an Panzern, konnte die Lücken auch nicht annähernd schliessen. Zum erheblichen Teil lag dies daran, dass Hitler – wie früher erwähnt – immer weitere Neuaufstellungen von Divisionen in der Heimat befahl.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. hatte bereits während des Rückzuges auf den Dnjepr dem OKH eine eindeutige Darstellung der Kräfterlage gegeben. Sie liess es zweifelhaft erscheinen, ob das Halten der Dnjepr-Linie auf die Dauer möglich sein würde. Wir hatten dabei zum Ausdruck gebracht, dass die Verteidigung am Fluss selbst durch Infanterie-Divisionen geführt werden müsse, während die Panzer-Verbände als bewegliche Reserven zurückzuhalten seien, um da, wo der Gegner mit überlegenen Kräften einen Übergang versuchen würde, rechtzeitig eingreifen zu können.

Hierzu hatte das Oberkommando melden müssen, dass bei den ihm verbliebenen drei Armeen für eine 700 Kilometer lange Dnjepr-Front einschliesslich dreier im Anrollen befindlicher Divisionen insgesamt 37 Infanterie-Divisionen zum Einsatz in der unmittelbaren Stromverteidigung zur Verfügung stünden (fünf weitere Divisionen, die keine eigene Kampfkraft mehr darstellten, waren anderen angegliedert worden). Es würden also auf jede Division etwa 20 Kilometer Frontbreite entfallen. Die durchschnittliche Zahl der für den Kampf in der *vorderen Linie* verfügbaren Soldaten betrage aber je Division zurzeit nur noch etwa 1'000 Mann. Sie werde nach Eintreffen des in Aussicht gestellten Ersatzes auf nicht mehr als 2'000 steigen. Dass mit solchen Frontstärken eine entscheidende Verteidigung auf die Dauer auch hinter dem Dnjepr nicht zu führen sei, liege auf der Hand.

Bezüglich der 17 Panzer-, bzw. Panzer-Grenadier-Divisionen, über die die Heeresgruppe nunmehr verfügte, sei festzustellen, dass kaum eine derselben noch eine wirkliche Angriffskraft besitze. Die Zahl der Panzer sei ebenso abgesunken, wie die Stärke der Panzer-Grenadier-Regimenter.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. hatte daher verlangt, dass den anrollenden drei Infanterie-Divisionen weitere folgen müssten. Es glaubte, dies um so mehr fordern zu können, als die Front der Heeresgruppe Mitte durch

deren Zurücknahme auf den oberen Dnjepr um ein Drittel verkürzt werde. Auch könne man nicht annehmen, dass der Feind – wenigstens auf dem Südflügel dieser Heeresgruppe – eine entscheidungsuchende Offensive ansetzen werde, die ihn nur in die Pinsker-Sümpfe führen würde.

Ebenso wichtig sei es, dass die Verbände der Heeresgruppe Süd bevorzugt durch Ersatz an Personal und Material aufgefüllt wurden. Sie würden, wie bisher, so auch weiterhin, die Hauptlast des Kampfes an der Ostfront zu tragen haben. Auch dürfe es nicht noch einmal zu einer Munitionskrise kommen, wie sie bereits während des Rückzuges eingetreten war.

Es sei sicher, dass es von der Erfüllung dieser Forderungen abhängen werde, ob die feindliche Offensive im Kampf um die Dnjepr-Linie zum Scheitern gebracht werden könne.

Letzten Endes kam es also darauf an, ob die deutsche oberste Führung zu jener Zeit noch über die Kräfte und Mittel verfügte, um den Kampf in jenem Abschnitt der Ostfront, in dem der Feind 1943 die Entscheidung suchte, erfolgreich durchzuführen.

Man konnte damals keinesfalls sagen, dass dies angesichts der Überzahl von Verbänden, über die die Sowjets *insgesamt* verfügten, von vornherein aussichtslos sein werde. Auch wenn der Gegner willens war, in diesem Jahre alles an eine siegreiche Entscheidung auf dem Südflügel zu setzen, so zogen doch die Nachschubmöglichkeiten ihm für seinen Kräfteinsatz in diesem Frontabschnitt schliesslich eine gewisse Grenze. Es kam also darauf an, dass die deutsche oberste Führung hier dem zu erwartenden feindlichen Kräfteinsatz *rechtzeitig* und *ausreichend* durch eine entsprechende Schwerpunktbildung begegnete. Sicherlich war dies nur möglich, wenn sie sich entschloss, in den anderen Abschnitten der Ostfront wie auf den anderen Kriegsschauplätzen erhebliche Risiken einzugehen. Geschah dies, so war anzunehmen, dass ein Scheitern der sowjetischen Offensive gegenüber der Heeresgruppe Süd voraussichtlich eine entscheidende Abnützung der sowjetischen Offensivkraft bedeuten würde. Ein Erfolg, der ausschlaggebend für die Fortführung des Krieges sein konnte.

Um diese Frage der rechtzeitigen und ausreichenden Stärkung des Südflügels der Ostfront ist denn auch weiterhin der Kampf des Ob.Kdo. d.H.Gr. mit der deutschen obersten Führung gegangen. Ich möchte jedoch darauf verzichten, die diesbezüglichen, immer erneuten Erörterungen zwischen uns und der obersten Führung zu wiederholen. Hervorzuheben ist nur, dass der Chef des Generalstabes und die Operations-Abteilung in dieser Frage mit uns durchaus übereinstimmten. So sagte mir am 3. Okto-

ber General Heusinger, dass er vorgeschlagen habe, die Krim zu räumen und die Heeresgruppe Nord in eine verkürzte Linie zurückzunehmen, um im Rahmen der Ostfront Kräfte für die Heeresgruppe Süd freizumachen. Desgleichen habe er den Vorschlag gemacht, in einer weit nach rückwärts abgesetzten Linie einen wirklichen «Ostwall» auszubauen. (Hitler bezeichnete neuerdings die seinerzeit gegen seinen Willen ausgebauten Dnjepr-Stellung als «Ostwall».) Der Führer habe jedoch sowohl die Aufgabe der Krim wie eine Zurücknahme der Heeresgruppe Nord und den Ausbau eines rückwärtigen Ostwalls abgelehnt. Nur die Möglichkeit einer Heranführung von Verbänden von anderen Kriegsschauplätzen werde geprüft. Aber auch hier würde, wenn überhaupt, nur von wenigen Divisionen die Rede sein.

Kehren wir nunmehr zur Lage am Dnjepr zurück.

Bereits Ende September hatten sich die Absichten des Gegners in Bezug auf die Fortführung seiner Offensive über den Dnjepr abgezeichnet.

Starke Kräfte waren der 6. Armee gefolgt, die, seit Mitte des Monats zur Heeresgruppe A übergetreten, in die Melitopol–Dnjepr-Stellung zurückging.

Zwei feindliche Armeen in vorderer, eine weitere in zweiter Linie, mit insgesamt 20 Schützen-Divisionen und 2 Panzer- bzw. mech. Korps folgten der 1. Panzer-Armee in Richtung auf den Brückenkopf Saporoshje.

Zwei Armeen mit 15 Schützen-Divisionen, dahinter eine Panzer-Armee mit 3 Korps, waren im Vorgehen gegen den Dnjepr zwischen Dnjepropetrowsk und Kremenschug.

Zwei Armeen mit etwa 12 Schützen-Divisionen, 2 Panzer- und 1 mech. Korps, dahinter eine Panzer-Armee zu ebenfalls 3 Korps, bewegten sich gegen den Dnjepr zwischen Tscherkassy und Rshischtschew.

In Richtung auf Kijew und den Dnjepr-Abschnitt nördlich der Stadt waren dagegen zunächst nur 3 feindliche Schützen-Korps und 1 mech. Korps im Vorgehen erkannt worden. Offenbar wollte der Gegner den Schwerpunkt seiner Operationen zunächst gegen den Dnjeprbogen richten. Allerdings konnte der Feind gerade in den Abschnitt beiderseits Kijew am schnellsten weitere Kräfte von der Mittelfront heranzuführen.

Gelang es der Heeresgruppe auch bis zum 30. September, ihre Kräfte unter den früher geschilderten schwierigen Bedingungen über den Strom zurückzuführen, so war es doch nicht möglich, zu verhindern, dass der Feind an zwei Stellen auf dem Südufer des Dnjepr Fuss fasste.

Halbwegs Dnjepropetrowsk und Kremenschug glückte es ihm, unter Ausnutzung der dortigen Inseln, den Strom beiderseits der Grenze zwischen der 1. Panzer- und der 8. Armee zu überschreiten. Die Besatzung des Ufers war zu schwach, den Übergang zu verhindern. Um aber den

Feind im Gegenangriff sofort über den Strom zurückzuwerfen, fehlte das 40. Panzer-Korps, dessen frühzeitige Bereitstellung als bewegliche Reserve südlich des Dnjepr das Ob.Kdo.d.H.Gr. seinerzeit befohlen hatte. Es stand noch im Brückenkopf Saporoshje. Hitler hatte – wie schon dargelegt – während des Rückzuges befohlen, dass die Brückenköpfe Saporoshje, Dnjeppropetrowsk, Krementschug und Kijew gehalten werden sollten. Eine Anordnung, gegen welche nichts einzuwenden gewesen wäre, wenn die Heeresgruppe genügend Kräfte zu ihrer Verteidigung gehabt hätte. Da dies nicht der Fall war, hatte das Ob.Kdo.d.H.Gr. die Räumung der Brückenköpfe nach beendetem Stromübergang vorgesehen, womit hinsichtlich der drei letztgenannten sich Hitler stillschweigend abfand. Dagegen hatte er durch ausdrückliche Befehle, trotz aller Gegenvorstellungen, auf dem Halten eines sogar noch erweiterten Brückenkopfes Saporoshje bestanden. Ausser der Notwendigkeit, den grossen Dnjepr-Staudamm mit seinem Kraftwerk in der Hand zu behalten, hatte er angeführt, dass der Gegner es kaum wagen würde, gegen die Melitopol-Front der 6. Armee vorzugehen, solange wir den Brückenkopf hielten. Der letztere Gesichtspunkt war, operativ gesehen, durchaus beachtenswert. Nur verfolgte Hitler wieder zuviel Ziele auf einmal. Die Folge dieses Befehls, Saporoshje zu halten, war jedenfalls, dass die 1. Panzer-Armee das 40. Panzer-Korps nicht rechtzeitig freimachen konnte. Damit entfiel die Möglichkeit, den halbwegs Dnjeppropetrowsk und Krementschug über den Strom gekommenen Feind im Gegenangriff zu vernichten, ehe er südlich des Stromes stark genug geworden war, sich in einem breiten Brückenkopf zu behaupten.

Ein zweiter Übergang war dem Feinde ebenfalls bereits Ende September unter Ausnutzung der Dnjepr-Schleife südlich Perejaslaw (westlich des Übergangs von Kanew) gelungen. Offenbar plante er hier einen Übergang grossen Stils. Er führte nicht weniger als 4 Panzer- und 1 mech. Korps gegen den Stromabschnitt beiderseits der Dnjepr-Schleife heran. Er hatte mehrere Fallschirm-Brigaden südlich des Stromes abspringen lassen und presste innerhalb kurzer Zeit 8 Schützen-Divisionen und 1 Panzer-Korps in die enge Stromschleife hinein.

Eine weitere Krisenstelle ergab sich auf dem äussersten Nordflügel der Heeresgruppe. Hier hatte der Gegner auf der Grenze zwischen der 4. Panzer-Armee und der H.Gr. Mitte die Dessna, welche zunächst gehalten werden sollte, überschreiten können. Die seinerzeit vom OKH befohlene Kräftebereitstellung durch die 2. Armee, die einer solchen Entwicklung begegnen sollte, war nicht erfolgt.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. hatte Mitte September sein Hauptquartier von

Saporoshje nach Kirowograd verlegt, einer ansehnlichen Stadt, die das Zentrum des Gebietes des grossen Dnjeprbogens bildet. Von dort aus hatte ich die sich abzeichnenden Krisenstellen an der Dnjepr-Front der 1. Panzer- und 8. Armee sowie die Front bei Kijew aufgesucht. Der damals gewonnene Eindruck war, dass die 4-Panzer-Armee die Dnjepr-Front wohl werde halten können, während die Krisenstelle an der Grenze der beiden anderen Armeen anscheinend kaum mehr völlig zu beseitigen sein würde.

Anfang Oktober bezog der Stab der Heeresgruppe alsdann das für die Führung auf der Gesamtfrent günstiger gelegene ehemalige Führerhauptquartier in Winniza. In einem Walde gelegen, war dieses seinerzeit mit ausserordentlichem technischen Aufwand, wie eigener Wasser-, Licht- und Kraftversorgung, für Hitler und den Stab des OKW ausgebaut worden. Die Arbeits- und Unterkunftsräume, die wir nunmehr bezogen, lagen in geschmackvollen, aber einfach gebauten und eingerichteten Holzhäusern. Erstaunlich war ein Netz von versenkten Postenständen, das das ganze Waldlager durchzog. Hitler hatte wohl bewacht werden wollen, aber diese Bewachung sollte seinen Augen entzogen bleiben. Wir hatten glücklichem weise keinen Anlass, uns derart zu sichern. Die Oberquartiermeister-Abteilung fand in den ehemaligen Unterkünften des OKH in der Stadt Winniza selbst Platz. Winniza war ein am Bug malerisch gelegener grosser Kurort, dessen Kuranstalten nunmehr als Lazarette Verwendung fanden. Diesen stattete ich, sobald es die Arbeit erlaubte, Besuche ab. Ich konnte dabei feststellen, dass die Betreuung unserer Verwundeten durch Ärzte und Schwestern mit grosser Hingabe erfolgte und die Einrichtung unserer Lazarette allen Anforderungen entsprach.

Bereits der *Oktober 1943* sah die Heeresgruppe im entscheidenden Kampf um die Dnjepr-Linie. Während in den nördlichen Abschnitten der Ostfront der Spätherbst zumeist eine Regem und damit Schlammperiode brachte, die grössere Angriffsoperationen auch für die Sowjets schwierig machte, war dies im Süden nicht der Fall. Der Kampf ging hier vielmehr unvermindert weiter.

Entsprechend der bereits Ende September erkannten Gliederung der Feindkräfte ergaben sich im Bereich der Heeresgruppe vier Abschnitte, gegen die sich der Druck des Gegners richtete:

der Brückenkopf Saporoshje, dessen Beseitigung der Feind anscheinend als Voraussetzung der Fortführung seiner Offensive gegen die südlich anschliessende 6. Armee ansah,

die beiden Dnjepr-Abschnitte, in denen es dem Gegner bereits gelun-

gen war, auf dem Südufer Fuss zu fassen und schliesslich auf dem Nordflügel der 4. Panzer-Armee *nördlich Kijew*.

Nachdem zu Anfang Oktober starke Feindangriffe auf den Brückenkopf Saporoshje hatten abgewiesen werden können (allerdings um den Preis, dass das 40. Panzer-Korps nicht rechtzeitig zur Beseitigung des feindlichen Brückenkopfes zwischen Dnjepropetrowsk und Kremenschug frei wurde), erneuerte der Gegner seinen Angriff nach Heranführung weiterer Kräfte. Mittels einer Artilleriewirkung, wie er sie bisher noch nicht gezeigt hatte (zum erstenmal traten hier Artillerie-Divisionen auf), gelang ihm unter Einsatz von nicht weniger als zehn Divisionen und starken Panzerkräften der Einbruch in die Brückenkopfstellung. Nach schweren Kämpfen musste der Brückenkopf aufgegeben werden. Wenn auch die Zurücknahme der Verteidigungskräfte über den Dnjepr und die Sprengung der erst wenige Monate vorher wiederhergestellten Eisenbahnbrücke sowie des Überganges über den Staudamm gelang, so waren doch die im Brückenkopf eingesetzten Divisionen erheblich mitgenommen worden. Ob sie zur Verteidigung des Stromes selbst nunmehr noch ausreichen würden, war fraglich. Der von Hitler erzwungene Versuch, Saporoshje zu halten, war jedenfalls zu teuer bezahlt worden.

An der Einbruchsstelle des Gegners halbwegs Dnjepropetrowsk und Kremenschug war es zwar durch Einsatz der beweglichen Reserven der 1. Panzer- und 8. Armee gelungen, dem Feinde zunächst Halt zu gebieten, nicht aber ihn vom Südufer zu vertreiben. Er führte immer neue Kräfte heran, um seinen Brückenkopf nach der Breite und Tiefe auszuweiten. Auf die Entwicklung der Lage hier, die entscheidend für die weitere Kampfführung im Dnjeprbogen werden sollte, wird noch zurückzukommen sein.

Zur gleichen Zeit versuchte der Feind unter stärkstem Kräfteinsatz, seinen auf dem linken Flügel der 8. Armee gewonnenen Brückenkopf in der Dnjepr-Schleife bei Perejasslaw zu erweitern. Durch den Einsatz schneller Verbände, die von der 8. und der 4. Panzer-Armee herangeführt wurden, gelang es jedoch, seine auf breiter Front unternommenen Übergangsversuche abzuweisen bzw. übergegangene Feindkräfte zu vernichten. Das gleiche Schicksal ereilte auch die vom Gegner dort – wie südwestlich Tscherkassy – abgesetzten Fallschirm-Brigaden. So blieb er hier in seinem engen Brückenkopf südlich Perejasslaw, aus dem ein Heraustreten recht schwierig war, im Wesentlichen unter unserer Kontrolle.

Im Bereich der 4. Panzer-Armee gelang es dem Feind im Laufe des Oktober unmittelbar nördlich Kijew auf dem Westufer des Flusses Fuss

zu fassen. Ebenso konnte er diesen auf breiterer Front im Bereich des nördlichsten Korps der Armee im Anschluss an einen Erfolg überschreiten, den er gegenüber dem rechten Flügel der nördlich anschliessenden 2. Armee erzielt hatte. An dieser Stelle zeigte sich die Gefahr, die erfahrungsgemäss an den Grenzen zweier Befehlsbereiche lauert. Wie schon früher konnten die von der Heeresgruppe beabsichtigten Massnahmen zur Bereinigung der Lage an der Heeresgruppen-Grenze nicht zur Ausführung kommen, weil die 2. Armee die Befehle des OKH zur Bereitstellung bzw. Abgabe von Kräften zu diesem Zweck nicht ausführte, sondern dieselben an anderen Stellen einsetzte. Selbst scharfe Proteste meinerseits beim OKH führten nicht dazu, dass dieses seine Befehle durchsetzte. Immerhin gelang es der 4. Panzer-Armee in den Abschnitten der beiden nördlich Kijew eingesetzten Korps, die Höhenstufe westlich des Dnjepr, die vom Flusslauf einige Kilometer abgesetzt war, zu halten. Jedoch blieb die Lage hier weiterhin bedrohlich, da mit dem Versuch des Gegners, gegen Kijew von Norden her einzuschwenken, gerechnet werden musste, sobald er neue Kräfte hergebracht haben würde.

Besorgniserregend aber war vor allem, dass diese einleitenden Kämpfe um die Dnjepr-Linie bereits den Einsatz aller schnellen Verbände der Heeresgruppe nötig gemacht hatten. Der Verschleiss ihrer Kampfkraft nahm ebenso zu wie bei den in den Kampfabschnitten stehenden Infanterie-Divisionen. Die erneute Bildung beweglicher Reserven wurde damit immer schwieriger, die Zuführung weiterer Kräfte immer dringlicher.

Die Schlacht im Dnjepr-Bogen

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. musste nach wie vor deren Nordflügel als den entscheidenden ansehen. Gelang es dem Gegner, diesen endgültig zu schlagen, dann stand ihm der Weg zu einer weit ausholenden Umfassung der Heeresgruppe Süd sowie der Heeresgruppe A offen. Tatsächlich aber richtete der Feind im Oktober seine Hauptanstrengungen offenbar darauf, im Dnjeprbogen selbst zum Erfolg zu kommen. Dies und die Forderung Hitlers, das Dnjeprgebiet und die Krim aus kriegswirtschaftlichen sowie aus politischen Gründen unbedingt zu halten, zwang das Ob.Kdo.d.H.Gr. dazu, eine entscheidende Schlacht im Dnjeprbogen anzunehmen.

Während des ganzen Oktober führte die feindliche «Steppenfront», deren Oberkommando das bei weitem aktivste auf der Feindseite zu sein schien, immer neue Kräfte in den südlich des Dnjepr auf der Grenze

der 1. Panzer-Armee und der 8. Armee gewonnenen Brückenkopf heran. Bis Ende Oktober setzte es hier nicht weniger als 5 Armeen (darunter 1 Panzer-Armee) mit 61 Schützen-Divisionen und 7 Panzer- bzw. mech. Korps, die schätzungsweise über mehr als 900 Panzer verfügten, ein. Gegenüber dieser Übermacht konnten sich die inneren Flügel der beiden deutschen Armeen nicht halten. Sie waren gezwungen, nach Osten bzw. Westen zurückzuschwenken. Eine breite Lücke tat sich zwischen den Armeen auf. Der Weg in die Tiefe des Dnjeprbogens auf Kriwoi Rog und damit auch auf Nikopol, dessen Besitz Hitler als im kriegswirtschaftlichen Interesse unabdingbar ansah, lag dem Gegner offen.

Vor allem aber musste ein weiteres Vorgehen des Feindes zur Abschnürung der 1. Panzer-Armee im Ostteil des Dnjeprbogens führen. Diese letztere Gefahr war für das Ob.Kdo.d.H.Gr. das entscheidende. Keinesfalls war es willens, diese Armee einschliessen zu lassen.

Inzwischen hatte unser Drängen auf Zuführung weiterer Kräfte wenigstens den Erfolg gehabt, dass das OKH zwei neuaufgefüllte Panzer-Divisionen (14. und 24.) sowie 1 Infanterie-Division zur Verfügung gestellt hatte. 3 weitere Panzer-Divisionen (die ebenfalls aufgefrischte 1. Panzer-Division und die Leibstandarte sowie die neuaufgestellte 25. Panzer-Division) waren in Aussicht gestellt worden. Die endgültige Zuweisung und der Termin ihres Eintreffens war allerdings noch ungewiss.

Wie anders würde sich die Lage gestaltet haben, wenn diese 5 Panzerverbände der Heeresgruppe 4 Wochen früher, also bei deren Eintreffen am Dnjepr, zur Verfügung gestanden hätten! Oder – wenn dies aus Auffrischungsgründen nicht zu leisten gewesen war – welche operativen Möglichkeiten würden sich dem Ob.Kdo.d.H.Gr. geboten haben, wenn sie von langer Hand auf diese Kräfte hätte rechnen können und zugleich operative Bewegungsfreiheit auf ihrem Südflügel gehabt hätte!

So wie die Lage sich jetzt gestaltet hatte, durften wir jedoch nicht einmal warten, bis alle 5 Panzer-Divisionen eingetroffen sein würden. Bis dahin konnte das Schicksal der 1. Panzer-Armee sich bereits entschieden haben.

Wir mussten uns also dazu entschliessen, mit den zunächst verfügbaren 2 Panzer- und 1 Infanterie-Division einen Gegenschlag gegen den Gegner zu führen. Unter dem Befehl des 40. Panzer-Korps sollten diese Kräfte aus dem Bereich des zurückgebogenen Flügels der 8. Armee von Westen her in Flanke und Rücken der Feindkräfte stossen, die sich im Vorgehen Richtung Kriwoi Rog befanden. Die 1. Panzer-Armee hatte ihrerseits alle verfügbaren Panzer- und Infanteriekräfte gegen diesen Gegner einzusetzen, um sich die lebenswichtige Verbindung über Kriwoi

Rog offenzuhalten. Um ihr dies zu ermöglichen, hatte das Ob.Kdo. d.H.Gr. der Armee aufgegeben, im Bereich des den Dnjepr beiderseits Dnjeppropetrowsk haltenden 30. Korps nur noch Sicherungen am Strom zu belassen. Mit der Masse der Kräfte dieses Korps jedoch in eine verkürzte Front nördlich Saporoshje – nördlich Kriwoi Rog zurückzugehen, um Verbände für den Einsatz an der entscheidenden Stelle freizubekommen. Hitler musste sich wohl oder übel mit dieser Aufgabe eines Teils des Dnjepr-Ufers abfinden.

Der Ende Oktober geführte Gegenschlag im Bereich nördlich Kriwoi Rog, vor dessen Toren der Feind bereits stand, führte im vorbildlichen Zusammenwirken der beiden beteiligten Armeen (das 40. Panzer-Korps trat im Verlauf der Operationen zur 1. Panzer-Armee) zu einem schönen Erfolg. Die Absicht des Gegners, die 1. Panzer-Armee im Ostteil des Dnjeprbogens abzuschneiden, wurde vereitelt. Stattdessen erlitt er einen schweren Rückschlag. Neben sehr hohen blutigen Verlusten (nach Meldungen der Armeen etwa 10'000 Tote) fielen 350 Panzer und über 350 Geschütze nebst 5'000 Gefangenen in unsere Hand. Diese Zahlen zeigten gegenüber früheren Gefangenen- und Beutezahlen das ausserordentliche Anwachsen der materiellen Ausstattung der Roten Armee im Vergleich zu den Mannschaftsstärken. Jedenfalls konnten 2–3 Panzer- bzw. mech. Korps und 8 Schützen-Divisionen des Gegners als stark, weitere als erheblich mitgenommen angesehen werden. Es war gelungen, wieder eine durchlaufende Front der 1. Panzer- und 8. Armee herzustellen. Zu einem Zurückwerfen des Gegners auf das Nordufer des Dnjepr reichten jedoch die Kräfte gegenüber dem nach wie vor weit überlegenen Feinde nicht aus. Dies kam – wenn überhaupt – erst nach Eintreffen der in Aussicht stehenden 3 weiteren Panzer-Divisionen in Frage. Vorausgesetzt, dass sich bis dahin nicht anderwärts neue Krisen ergaben. Dies sollte alsbald der Fall sein.

Während die der 1. Panzer-Armee unmittelbar drohende Gefahr beseitigt war, stieg eine neue, vielleicht noch bedrohlichere in ihrem Rücken herauf. Am 28. Oktober hatte der Gegner mit weit überlegenen Kräften im Bereich der Heeresgruppe A die 6. Armee, welche die Front zwischen dem Dnjepr und der Küste des Asowschen Meeres hielt, angegriffen. Er hatte einen tiefen Durchbruch erzielt. In der Folge wurde die 6. Armee – für uns überraschend schnell – nach Westen zurückgenommen. Ihr Nordflügel (4. und 29. AK) schwenkte dabei in einen weit gedehnten Brückenkopf südlich des Dnjepr zurück, durch den wenigstens vorläufig der Rücken der 1. Panzer-Armee und zugleich das Gebiet von Nikopol gedeckt wurde. Der Rest der Armee wich weiter nach Westen in Richtung auf den Dnjepr-Übergang von Berislaw und den

Unterlauf des Dnjepr aus. Die Nogaische Steppe bot allerdings für ein rüheres Wiederfrontmachen der Armee keinerlei Anklammerungspunkte.

Diese Entwicklung der Lage im Bereich der 6. Armee bedeutete eine schwere Gefahr für die im Ostteil des Dnjeprbogens stehende 1. Panzer-Armee. War es auch durch den Gegenschlag des 40. Panzer-Korps gegen den auf Kriwoi Rog durchgestossenen Feind gelungen, die Lage dieser Armee vorerst wieder zu festigen, so war der Gegner doch keineswegs entscheidend geschlagen. Der von der Heeresgruppe geplante Hauptschlag aber war hier nicht vor Mitte November zu führen, da die drei weiteren zugesagten Panzer-Divisionen nicht früher eingetroffen sein konnten. Bis dahin aber würde der Südflügel der 6. Armee voraussichtlich hinter den unteren Dnjepr geworfen, die 17. Armee auf der Krim abgeschnitten sein und der Gegner die Möglichkeit haben, von Süden her gegen den Rücken der 1. Panzer-Armee über den Dnjepr beiderseits Nikopol vorzugehen. Die Lage der 1. Panzer-Armee, die schon jetzt in einem schmalen, nach Osten bis Saporoshje reichenden Schlauch mit der Front nach Norden und Osten stand, musste dann mehr als bedenklich werden. Konnte man dieser Entwicklung nicht begegnen, dann würde nichts übrig bleiben als die 1. Panzer-Armee aus dem Ostteil des Dnjeprbogens nach Westen herauszuziehen. Dies hätte bedeutet, dass man den Dnjeprbogen mehr oder weniger aufgab, in jedem Fall Nikopol mit seinen Manganerzlagern verlor und die Krim ihrem Schicksal überliess.

Einer solchen Entwicklung gegenüber, insbesondere aber um einer Rückenbedrohung der 1. Panzer-Armee zuvorzukommen, schlug ich dem OKH folgende operative Aushilfe vor:

Das 40. Panzer-Korps sollte, nach seinem Freiwerden aus der Schlacht nördlich Kriwoi Rog, überraschend mit 2, möglichst 3 Panzer-Divisionen aus dem von der 6. Armee südlich Nikopol noch gehaltenen Brückenköpf in die Nordflanke der Feindkräfte stossen, die durch die Nogaische Steppe die 6. Armee in Richtung auf den Unterlauf des Dnjepr verfolgten. Der Zweck dieses Stosses sollte sein, der 6. Armee ein Frontmachen vorwärts des Dnjepr und das Offenhalten der Verbindung zur 17. Armee auf der Krim zu ermöglichen. Zugleich damit wäre die Rückenbedrohung der 1. Panzer-Armee beseitigt worden.

Spätestens bis zum 12. November sollte das Korps dann wieder nördlich des Dnjepr verfügbar sein, um zusammen mit den inzwischen eintreffenden weiteren 3 Panzer-Divisionen an dem vorgesehenen Schlag im Bereich der 1. Panzer-Armee teilzunehmen. Sollte dieser den erhofften durchschlagenden Erfolg haben, dann könnte vielleicht ein noch-

maliges Eingreifen, nunmehr mit allen vorgenannten Panzerkräften, im Bereich der 6. Armee in Frage kommen, der dieser die Wiedergewinnung der Front Melitopol – Dnjepr ermöglichen würde.

Dieser Vorschlag fand naturgemäss die begeisterte Zustimmung von Hitler, eröffnete er ihm doch die Aussicht, Nikopol und die Krim zu behalten.

Zur Durchführung dieses Planes ist es jedoch nicht gekommen, weil die 6. Armee so schnell hinter den Unterlauf des Dnjepr zurückgenommen wurde, dass ein Vorstoss des 40. Panzer-Korps aus dem Brückenkopf von Nikopol keinen Erfolg mehr versprach. Alsdann liessen auch die Ereignisse auf dem Nordflügel der Heeresgruppe den Einsatz der noch im Anrollen befindlichen 3 Panzer-Divisionen im Dnjepr-Bogen nicht mehr zu.

Es wäre daher überflüssig gewesen, diesen Plan hier überhaupt zu erwähnen, wenn er nicht eine eindringliche Lehre enthielte. Die Lehre, dass – auch wenn man zu operativen Aushilfen gezwungen ist – man doch niemals, auch nur vorübergehend, den Grundgedanken der eigenen Operationsführung ausser acht lassen sollte.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. hatte immer wieder die entscheidende Bedeutung des Nordflügels der Heeresgruppe in den Vordergrund gestellt. Dass dort in absehbarer Zeit ein neuer Grossangriff des Gegners erfolgen würde, war vorauszusehen. Im Sinne der Gesamtkonzeption der Heeresgruppe hätte es also gelegen, vorausschauend einem Erfolge des Gegners an dieser Stelle vorzubeugen. Dazu hätte man nach dem erfolgreichen Schlage bei Kriwoi Rog das 40. Panzer-Korps aus dem Dnjeprbogen heraus und hinter den Nordflügel der Heeresgruppe ziehen müssen, wo auch der Einsatz der anrollenden 3 weiteren Panzer-Divisionen vorzusehen war.

Angesichts der Entwicklung der Lage bei der 6. Armee wäre damit allerdings das Herausziehen der 1. Panzer-Armee aus dem Ostteil des Dnjeprbogens unvermeidlich geworden. Dies hätte die Preisgabe von Nikopol und die Räumung der Krim zwangsläufig zur Folge haben müssen.

Dass Hitler, der die insgesamt der Heeresgruppe zur Verfügung gestellten 5 Panzer-Divisionen ausdrücklich für die Wiederherstellung der Lage im Dnjeprbogen hergegeben hatte, einer solchen Operationsführung niemals zugestimmt haben würde, ist sicher. Er hätte nach wie vor auf dem Versuch, den Dnjeprbogen und die Krim zu halten, bestanden. Dies ändert nichts daran, dass das Ob.Kdo.d.H.Gr., so wie vorstehend skizziert, hätte operieren sollen.

Der von mir gemachte Vorschlag war wohl im Hinblick auf die be-

drohte Lage der 1. Panzer-Armee berechtigt, im Sinne der Gesamtführung der Heeresgruppe aber doch ein Fehler. Er hat dazu geführt, dass das 40. Panzer-Korps im Dnjeprbogen festgelegt blieb.

Wenn ich so mit meinem Vorschläge der eigenen operativen Grundkonzeption entgegen gehandelt habe, so hat dazu zweierlei beigetragen. Einmal war es die Hoffnung, im Besitz der Dnjepr-Linie beiderseits Nikopol mit den frischen Panzerkräften dem Gegner überraschende Schläge nacheinander auf beiden Ufern des Stromes versetzen zu können. Ein verlockendes Operieren auf der inneren Linie also, durch das im Fall des Gelingens die Lage auf dem Südflügel wieder hergestellt worden wäre. Zum anderen aber war gerade für mich und meine Mitarbeiter, die mit mir seinerzeit den schweren Kampf der 11. Armee um die Krim geführt hatten, der Gedanke besonders schmerzlich, dass sie unweigerlich wieder aufgegeben werden müsse, wenn wir nicht jene Operation wagten. Trotzdem wäre es richtiger gewesen, den Gesichtspunkt, dass der Nordflügel der Heeresgruppe der operativ wichtigere war, nicht – auch nur vorübergehend – ausser acht zu lassen.

In diese kritische Zeit fiel ein Wechsel in der Führung der 1. Panzer-Armee. Generaloberst von Mackensen wurde abberufen, um eine Armee in Italien zu übernehmen. Er wie ich bedauerten diese Trennung nach so langer vertrauensvoller Zusammenarbeit. Sein Nachfolger wurde General Hube, ein bewährte Frontsoldat, der als Infanterie-Offizier im Ersten Weltkriege einen Arm verloren hatte. Dies hinderte ihn jedoch nicht, in den nachfolgenden Jahren als Turnierreiter hervorzutreten. Als Ausbilder und als Erzieher des Offizierkorps hatte er einen grossen Ruf; eine generalstabsmässige Ausbildung hatte er jedoch nicht genossen. Bei Stalingrad hatte er ein Panzer-Korps geführt. Er war eine frische, tatkräftige Persönlichkeit. Leider ist er im Jahre 1944 durch ein Flugzeugunglück ums Leben gekommen, nachdem er auf dem Obersalzberg die Brillanten zum Ritterkreuz in Empfang genommen hatte.

Die Schlacht um Kijew

Anfang November trat der Gegner mit starken Kräften erneut zu einem Angriff gegen den Nordflügel der Heeresgruppe, die Dnjepr-Front der 4. Panzer-Armee, an. Unklar war, ob es sich dabei um eine Offensive mit weitgesteckten Zielen handelte, oder ob der Feind zunächst beabsichtigte, westlich des Dnjepr den erforderlichen Aufmarschraum zu gewinnen. Es zeigte sich alsbald, dass die Verbände der 4. Panzer-Armee gegenüber den weit überlegenen Russen sich nicht am Dnjepr

würden behaupten können. Bereits am 5. November zeichnete sich ab, dass Kijew verlorengehen würde.

Für das Ob.Kdo.d.H.Gr. ergab sich daraus, dass es nunmehr nötig war, alle in seinem Bereich noch verfügbar zu machenden Kräfte, insbesondere aber die noch im Anrollen befindlichen 3 Panzer-Divisionen, auf den Nordflügel der Heeresgruppe zu werfen. Da Hitler diese Divisionen jedoch ausdrücklich für den Einsatz im Bereich des unteren Dnjepr zur Verfügung gestellt hatte, musste das Einverständnis des OKH eingeholt werden. Konnte dieses nicht weitere starke Kräfte zur 4. Panzer-Armee heranzuführen, so blieb nichts anderes übrig, als im Dnjeprbogen zu verzichten. Da eine Entscheidung zu dieser grundsätzlichen Frage nicht zu erreichen war, flog ich am 7. November selbst ins Führerhauptquartier.

Bei dieser Besprechung erklärte Hitler, dass er nicht gewillt sei, «diese erste und einzigartige Chance», die der Vorschlag der Heeresgruppe hinsichtlich eines Eingreifens bei der 6. Armee zwecks Erhaltung der Krim biete, fahren zu lassen. Bei Kijew würden wir doch zu keinem so durchschlagenden Erfolge kommen können, dass die Panzerkräfte dort bald für den Südflügel frei werden würden. Weder die Krim noch die Verteidigung am Unterlauf des Dnjepr würden solange halten.

Ich erwiderte dagegen, dass wir bei Festhalten an dem Plan für die Kampfführung im Dnjeprbogen bzw. im Bereich der 6. Armee ein nunmehr allzu grosses Risiko auf unserem Nordflügel und damit in Bezug auf die Gesamtlagen der Heeresgruppen Süd und A eingehen würden. So schwer auch mir der Verzicht auf den Schlag südlich des unteren Dnjepr werde, so sei es doch unerlässlich, jetzt mit allen drei im Eintreffen befindlichen Panzer-Divisionen bei Kijew einzugreifen.

Hitler erklärte darauf, dass aus militärischen wie aus politischen Gründen der sich im Bereich des unteren Dnjepr anbietende Erfolg erzwungen werden müsse. Es sei notwendig, dem Heer wieder das Bewusstsein zu geben, dass es noch erfolgreiche Schläge führen könne. Hinzu komme die kriegswirtschaftlich unabdingbare Notwendigkeit, die Manganervorkommen von Nikopol in der Hand zu behalten. Auch dürfe man den Gegner nicht in den Besitz der Krim als Basis für eine Luftkriegführung gegen das rumänische Erdölgebiet gelangen lassen.

Ich bestand demgegenüber darauf, dass – wenn ich auch die Gründe Hitlers durchaus würdige – das Risiko auf unserm Nordflügel nunmehr zu gross werde. Ginge es bei der 4. Panzer-Armee schief, dann werde über kurz oder lang das Schicksal der Heeresgruppen Süd und A besiegelt sein.

Hitler gab die Grösse des Risikos zu, erklärte aber, dass es in unserer

Lage eingegangen werden müsse. Er sei bereit, es auf sich zu nehmen.

Immerhin gelang es mir, zu erreichen, dass er für unseren Nordflügel die Zuführung der schon so oft versprochenen 4. Panzer-Division von der 2. Armee (sie kam im Übrigen auch diesmal nicht), einer SS-Brigade Nordland und später noch der 2. Fallschirmjäger-Division zugestand. Auch fand er sich in der Folge damit ab, dass nicht nur eine (die bereits für den Einsatz bei der 4. Panzer-Armee freigegebene 25. Panzer-Division), sondern auch die beiden anderen (1. Panzer-Division und Leibstandarte) im Bereich der 4. Panzer-Armee und nicht im Dnjeprbogen verwendet wurden. Dagegen mussten die beiden Panzer-Divisionen des 40. Panzer-Korps (14. und 24.) bei der 1. Panzer-Armee belassen werden. Die Möglichkeit sollte offengehalten werden, doch später noch einen Schlag im Bereich der 6. Armee zu führen. Im Übrigen hätten sie dort auch solange nicht fortgezogen werden können, als Hitler nicht bereit war, die 1. Panzer-Armee aus ihrer gefährdeten Lage im Dnjeprbogen nach Westen herauszuziehen und damit auf Nikopol und die Krim zu verzichten.

In den nächsten Tagen entwickelte sich die Lage bei der 4. Panzer-Armee in bedrohlicher Schnelligkeit zu unseren Ungunsten. Die elf Infanterie-Divisionen der Armee, die infanteristisch fast durchweg nur noch Regimentsstärken hatten, waren dem Druck des überlegenen Gegners nicht mehr gewachsen. Dieser hatte bereits in der ersten Welle seiner Offensive 17 bis 20 voll aufgefüllte Schützen-Divisionen, 3 bis 4 Panzer-Korps und 1 Kav.-Korps zum Einsatz gebracht. Auch zwei als bewegliche Reserve der Armee verfügbare Panzer-Divisionen waren zu schwach, um die Durchbrüche des Gegners aufzufangen.

Nach schwerem Kampf musste Kijew geräumt werden, um die Einschliessung des 7. AK in der Stadt zu verhindern. Das Korps wurde von Kijew nach Süden zurückgeworfen und konnte erst etwa 50 Kilometer südlich der Stadt das Vorgehen des Gegners zum Stehen bringen. Dabei gelang es nur durch Heranführung der 10. Panzer-Grenadier-Division von der 8. Armee das weitere Aufrollen unserer Dnjepr-Front nach Osten zu verhindern. Auf dem Westflügel des 7. AK ging der für die Ausladung der anrollenden Kräfte und die Versorgung der 8. Armee wichtige Eisenbahnknotenpunkt Fastow (60 Kilometer südwestlich Kijew) verloren.

Die beiden nördlich Kijew am Dnjepr stehenden Korps wurden weit nach Osten, das 13. AK bis Shitomir, das 49. AK auf Korosten zurückgeworfen. Beide für die Verbindung zur Heeresgruppe Mitte und die Versorgung der 4. Panzer-Armee wichtigen Bahnknotenpunkte wurden vom Gegner erreicht.

Die 4. Panzer-Armee war somit in drei weit voneinander getrennte Gruppen auseinandergerissen.

Der einzige Lichtblick in dieser kritischen Lage war, dass auch der Gegner nunmehr seine Kräfte in zwei Angriffsrichtungen zersplittert hatte, nach Süden und nach Westen. Dabei waren die nach Westen vorgehenden Teile des Feindes solange nicht von unmittelbar entscheidender Wirkung, als sie nicht nach Süden zur weit ausholenden Umfassung der Heeresgruppe eindrehen konnten. Sie nach Möglichkeit daran zu hindern, war die Aufgabe der nach Westen zurückgeworfenen beiden Korps solange, bis die von der Heeresgruppe herangeführten Verstärkungen eingreifen konnten.

Es sollten jedoch noch kritische Tage vergehen, ehe ab Mitte November die vom Ob.Kdo.d.H.Gr. eingeleiteten Gegenmassnahmen wirksam werden konnten. Diese sollten in einem Gegenschlage bestehen, der unter dem Befehl des hierzu von der Heeresgruppe freigemachten Gen.Kdos. des 48. Panzer-Korps von den drei im Eintreffen bzw. Anrollen befindlichen frischen Panzer-Divisionen (25., 1. ,Lb.St.) gegen feindliche Panzerkräfte geführt werden sollte, die von Kijew in südwestlicher Richtung vorgingen. Diese waren die z. Z. bedrohlichste Feindgruppe. Anschliessend daran sollte dann das Korps nach Westen eindrehen, um den in Richtung Shitomir dem 13. AK nachdrängenden Feind zu schlagen.

Nach einem Erfolg hier würde es vielleicht möglich sein, noch der von Kijew längs des Dnjepr nach Süden angreifenden Feindgruppe in den Rücken zu stossen. Zur weiteren Verstärkung der 4. Panzer-Armee führte die Heeresgruppe von der 8. Armee noch zwei Panzer- (3. und 10.) und zwei Panzer-Grenadier-Divisionen (20. und SS-Reich) sowie die 198. Infanterie-Division heran. Dass damit die Front der 8. Armee über Gebühr geschwächt wurde, war sicher. Doch war die Heeresgruppe nun einmal darauf angewiesen, im Augenblick weniger wichtige Frontteile zugunsten der jeweils entscheidenden Stelle weitgehend zu schwächen.

Leider musste, da die Versammlung des 48. Panzer-Korps nicht vor Mitte November beendet sein konnte, die Lage südwestlich Kijew sich aber immer mehr zuspitzte, das Ob.Kdo.d.H.Gr. die zuerst verfügbare 25. Panzer-Division zu einem vorzeitigen Einsatz bei Fastow freigeben, um durch Angriff mit begrenztem Ziel den Aufmarschraum für das Panzer-Korps offen zu halten. Wiederum zeigte sich, dass neu aufgestellte Divisionen ohne Osterfahrung zunächst einmal Lehrgeld zu zahlen hatten. Zudem fiel der Divisionskommandeur, der mit der Aufklärungs-Abteilung seiner Division zur Erkundung vorausgeeilt war, bei der ersten Feindberührung aus. So führte der Angriff der Division nicht zu dem erhofften Erfolg, der Wiedernahme des Bahnknotenpunkts Fastow. Viel-

mehr bedeutete dieser erste Feindeinsatz im Osten für die Truppe – abgesehen von den eintretenden Verlusten – einen psychologischen Rückschlag, der von der höheren Führung hätte vermieden werden sollen. Immerhin gelang es durch den Angriff und durch den Einsatz der von der 8. Armee herangeführten Kräfte, den Gegner auf der Front südlich Kijew zum Stehen zu bringen und ein weiteres Aufrollen der Dnjepr-Front zu verhindern.

Am 15. November konnte das 48. Panzer-Korps zu dem geplanten Gegenschlag antreten.

Er führte dazu, dass die von Kijew nach Südwesten vorgehenden feindlichen Panzer-Korps, die das erste Ziel bildeten, geschlagen wurden. Alsdann wurde unter Eindrehen nach Westen dem 13. AK Entlastung gebracht. Shitomir wurde wieder genommen. Der als letztes geplante Stoss des Korps nach Osten längs der grossen Strasse Shitomir-Kijew in den Rücken der Feindfront südlich Kijew, blieb jedoch im Schlamm stecken. War es somit auch nicht möglich, den Gegner vom Westufer des Dnjepr zu vertreiben, so war es doch gelungen, bis Anfang Dezember die Krise bei der 4. Panzer-Armee zunächst zu überwinden. Die Armee stand nunmehr in einer Front nach Norden vom Dnjepr, 40 Kilometer südlich Kijew, bis in die Gegend nördlich Shitomir. Das weiterhin um Korosten isoliert bleibende 49. AK hatte Korosten wieder nehmen und damit die Bahnverbindung nach dem Bereich der Heeresgruppe Mitte freikämpfen können. Nach Meldung der 4. Panzer-Armee hatte der Gegner etwa 20'000 Mann an Toten verloren. Dass gegenüber nur 5'000 Gefangenen 600 feindliche Panzer, 300 Geschütze und über 1'200 Pak als Beute bzw. als vernichtet gemeldet wurden, zeigte erneut das immer stärkere Anwachsen der Materialausstattung der Roten Armee*). Von den insgesamt an der Kijew-Front aufgetretenen Feindkräften konnten zwei Drittel der Schützen-Divisionen sowie 4 Panzer-, 1 mech. und 1 Kav.-Korps als stark mitgenommen angesehen werden.

Leider hatte das anfängliche schnelle Ausweichen der Korps der 4. Panzer-Armee nach Süden bzw. nach Westen Hitler zu der Auffassung gebracht, dass die Führung dieser Armee in andere Hände gelegt werden solle. Trotz meines Einspruchs, dass nicht Fehler in der Führung der Armee, sondern die Überlegenheit des Feindes und die Schwäche unserer abgekämpften Divisionen zwangsläufig zum Verlust der Dnjepr-Front geführt hätten, glaubte Hitler, dass Generaloberst Hoth nach der überhohen Beanspruchung der letzten Jahre einer Ausspannung bedürfe.

*) Bei solchen Meldungen über erbeutetes und vernichtetes Material sind sicher viele Doppelzählungen vorgekommen. Immerhin geben sie, auch wenn man einen Teil abstreicht, ein zutreffendes Bild.

Hoth wurde in die Führerreserve versetzt. Ich bedauerte seine Ablösung ganz besonders, erhielt aber wenigstens die Zusage, dass er nach einem Urlaub eine Armee im Westen bekommen solle. Sein Nachfolger wurde der als Führer der 6. Panzer-Division und später des 11. AK in der Heeresgruppe bewährte General Rauss, ein ehemals österreichischer Offizier.

Neue Schlacht im Dnjeprbogen

Während an der Front der 4. Panzer-Armee die Kämpfe noch im Gange waren, hatte der Gegner sich Mitte November bereits wieder von seinem Rückschlag bei Kriwoi Rog erholt. Er war zu einem neuen Grossangriff mit frischen Kräften im Dnjeprbogen gegen die Nordfront der 1. Panzer-Armee und den anschliessenden (Front nach Osten stehenden), rechten Flügel der 8. Armee angetreten. Auch versuchte er auf der Ostfront der 1. Panzer-Armee den Dnjepr südlich Saporoshje zu überschreiten und griff die Dnjepr-Front der 8. Armee beiderseits Tscherkassy an. Später erweiterte er seine Offensive noch durch einen Angriff von Süden gegen den Brückenkopf Nikopol. (Die in diesem stehenden Korps der 6. Armee waren der 1. Panzer-Armee unterstellt worden.) Die Absicht des Gegners, nunmehr endgültig die 1. Panzer-Armee im Ostteil des Dnjeprbogens einzukreisen und zu vernichten, lag auf der Hand.

Diese Entwicklung der Lage in der zweiten Novemberhälfte veranlasste das Ob.Kdo.d.H.Gr., an das OKH hinsichtlich der weiteren Führung der Operationen heranzutreten.

In einer Eingabe vom 20. November gingen wir davon aus, dass der Gegner, trotz seines derzeitigen Masseneinsatzes vor der Front der Heeresgruppe, noch über starke operative Reserven verfüge. Nach den vorliegenden Nachrichten seien 44 Schützen-Divisionen und eine grosse Anzahl von Panzer-Brigaden, die die Sowjets 1943 neu aufgestellt hatten, bisher nicht eingesetzt worden. Ausserdem seien 33 Schützen-Divisionen und 11 Panzer- bzw. mech. Korps hinter der feindlichen Front in Auffrischung anzunehmen. In jedem Fall sei daher damit zu rechnen, dass der Gegner seine Offensive gegen den Südflügel der Ostfront auch den Winter hindurch fortsetzen werde. Dabei werde der Hauptdruck des Feindes sich gegen den Nordflügel der Heeresgruppe richten. Auch bei günstigem Verlauf unseres im Gange befindlichen Gegenschlages im Bereich der 4. Panzer-Armee werde der Gegner hier westlich des Dnjepr doch einen genügenden Aufmarschraum für eine Wiederaufnahme der Offensive behaupten können. Infolgedessen werde es ausgeschlossen

sein, von dem operativ entscheidenden Nordflügel der Heeresgruppe Kräfte für ein Eingreifen im Dnjeprbogen freizumachen.

Selbst wenn es dort trotzdem gelänge, gegenüber der jetzt angelauenen neuen feindlichen Offensive einen Abwehrerfolg zu erzielen und zugleich die Lage im Bereich der 4. Panzer-Armee vorerst zu stabilisieren, werde sich doch folgendes im Hinblick auf die weitere operative Entwicklung ergeben.

Die Heeresgruppe werde den Winter über mit mehr oder weniger völlig verbrauchten Divisionen eine deren Kräfte weit übersteigende Front zu halten haben. Sie würde nicht über ausreichende Reserven verfügen, um bei feindlichen Grossangriffen, notfalls an mehreren Stellen zugleich, eingreifen zu können.

Die Heeresgruppe werde also in völliger operativer Abhängigkeit vom Gegner bleiben, ein Zustand, der in Anbetracht der abgesunkenen Kampfkraft ihrer Verbände besonders bedrohlich sei. Ein in derartiger Abhängigkeit vom Gegner zu führender Kampf werde nicht den Erfolg haben, dass dessen Angriffskraft entscheidend geschwächt werde.

Der Zustand, dass die Sowjets uns dauernd das Gesetz des Handelns vorschreiben könnten, ohne dass wir die Möglichkeit hätten, rechtzeitig Reserven zu bilden, um seine Schläge abzuwehren oder ihnen zuvorzukommen, werde für uns zu überhohen Einbussen nicht nur an Gelände, sondern auch an Waffen und Menschen führen.

Die Vorbedingung für eine erfolgreiche Weiterführung des Kampfes seien *ausreichende und schlagkräftige Reserven*. Wenn diese nicht von anderen Kriegsschauplätzen herangeführt werden könnten, so müssten sie durch eine durchgreifende Frontverkürzung auf dem Südflügel der Ostfront (unter Heranziehung der 17. Armee von der Krim über See) gewonnen werden. Ein Kampf ohne Reserven wäre von der Heeresgruppe den Winter über nicht durchzuhalten.

Bis Ende November entwickelte sich die Lage auf dem Südflügel der Ostfront wie folgt.

Südlich des unteren Dnjepr (Heeresgruppe A) war die 6. Armee mit ihrem rechten Flügel hinter dem Unterlauf des Dnjepr verschwunden, nur bei Cherson noch einen engen Brückenkopf haltend. Die 17. Armee war auf der Krim abgeschnitten und sperrte die Zugänge zu dieser.

Der Brückenkopf südlich des Dnjepr vorwärts Nikopol hatte dagegen in seiner ganzen Ausdehnung behauptet werden können, obwohl die im Süden befehlige 4. Ukrainische Front ihre Hauptkräfte – 18 Divisionen und starke Panzerkräfte – hier zum Angriff eingesetzt hatte.

Vor den Zugängen zur Krim und am Unterlauf des Dnjepr verhielt der Feind vorerst.

Im *Dnjepr-Bogen* hatte der Gegner südlich Saporoshje den Strom auf schmaler Front überschreiten und einen kleinen Brückenkopf bilden können. Im Übrigen hatte die 1. Panzer-Armee einen vollen Abwehrerfolg erzielt. Zwar war sie von dem immer erneut angreifenden Gegner stellenweise etwas zurückgedrängt worden, aber dieser hatte nirgends einen Durchbruch erzwungen. Allerdings hatte der Kampf den Einsatz der letzten Reserven der Armee verlangt. Ende November stand sie in einer durchlaufenden Front von nördlich Saporoshje bis nordwestlich Kriwoi Rog. Von dort bog sie nach Norden zum Anschluss an die 8. Armee um.

Sehr schwierig war die Lage der 8. Armee geworden. Nicht zuletzt natürlich als Folge der Abgabe von 4 schnellen und 1 Infanteriedivision an die 4. Panzer-Armee, welche die Lage bei Kijew Anfang November erforderlich gemacht hatte. Der Gegner hatte seine Basis südlich des Dnjepr im Abschnitt Kremenschug stromaufwärts so erweitern können, dass nunmehr die Übergangsstelle Kremenschug in seiner Hand war. Darüber hinaus hatte er südwestlich Kremenschug eine, wenn vorerst auch schmale Lücke in die nach Osten gerichtete Front der Armee geschlagen.

Auf der Nordfront der 8. Armee am Dnjepr war dem Feind ein Übergang beiderseits Tscherkassy geglückt. Da die Armee über Reserven nicht mehr verfügte, war sie gezwungen gewesen, auf einer Breite von fast 100 Kilometer das Dnjepr-Ufer freizugeben, um hinter einem sumpfigen Flussabschnitt, der 50 Kilometer südlich den Strom begleitete, eine neue, allerdings nur hauchdünne Verteidigungsfront aufzubauen.

Obwohl die Heeresgruppe der 8. Armee je zwei schnelle Verbände von der 1. Panzer- und der 4. Panzer-Armee zugeführt hatte, sobald die Lage dieser Armeen es erlaubte, war es fraglich, ob die 8. Armee die Lücke in ihrer Ostfront schliessen und der Lage bei Tscherkassy Herr werden könne. Dies Beispiel zeigt, in welchem Masse das Ob.Kdo.d.H.Gr. gezwungen war, die Panzer-Verbände hin und her zu werfen. Wobei der Versuch, die Lage an einer Stelle durch Zuführung von schnellen Divisionen wieder herzustellen, zwangsläufig eine Krise bei derjenigen Armee zur Folge hatte, die die Verbände abgeben musste.

Jedenfalls war Ende November die Dnjepr-Linie von nördlich Saporoshje bis westlich Tscherkassy und wiederum von südlich Kijew bis in den Bereich der Heeresgruppe Mitte hinein in der Hand des Gegners.

Auf dem *Nordflügel der Heeresgruppe*, bei der 4. Panzer-Armee, hatte sich die Lage nach dem erfolgreichen Gegenschlag des 48. Panzer-Korps

vorübergehend entspannt. Es konnte aber keinem Zweifel unterliegen, dass der Gegner hier nur erneut Kräfte sammeln wollte, um dann den entscheidenden Stoss in die tiefe Flanke der Heeresgruppe zu unternehmen. Trotzdem hatte der Zwang, den Kampf um den Dnjeprbogen fortzuführen, die Rückgabe der früher erwähnten zwei schnellen Verbände an die 8. Armee unumgänglich gemacht.

Die 4. Panzer-Armee stand Anfang Dezember mit ihrem rechten Flügel noch am Dnjepr. Sie hatte hier mit dem 24. Panzer-Korps*) stromaufwärts des Überganges von Kanew Anschluss an den linken Flügel der 8. Armee. Etwa südlich Kijew bog ihre Front scharf nach Westen vom Dnjepr ab und verlief in geschlossener Linie (7., 48. Panzer, und 13. AK) bis in die Gegend nördlich Shitomir. Hiervon abgesetzt stand, Front nach Osten, das 59. AK um Korosten.

Schlacht auf der ganzen Front

Den Monat *Dezember* hindurch dauerten die Versuche der Sowjets, im *Dnjeprbogen eine Entscheidung* zu erzwingen, an. Nur kurze Pausen, die der Gegner benötigte, um abgekämpfte Verbände durch frische zu ersetzen oder zusätzlich neue in den Kampf zu werfen, unterbrachen sein unaufhörliches und zweifellos verlustreiches Anstürmen gegen diese weit nach Osten vorspringende Bastion.

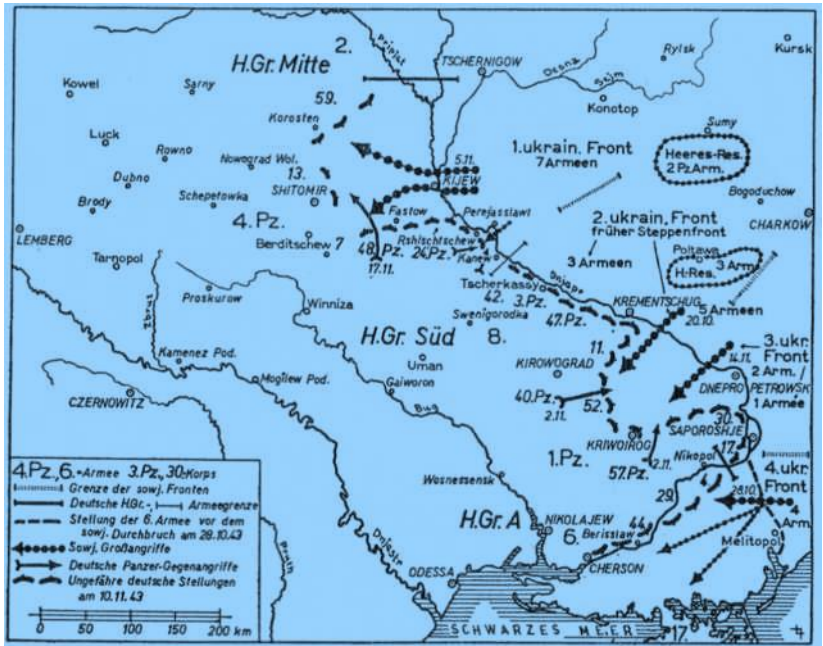
Im Dnjeprbogen selbst griff die 3. *Ukrainische Front* mit zwei Armeen immer erneut die Nordfront der 1. Panzer-Armee (30. AK und 57. Panzer-Korps) an, wobei sie trotz erheblicher Überlegenheit zu keinen nennenswerten Erfolgen kam.

Gleichzeitig setzte die 2. *Ukrainische Front* (bisher Steppenfront) nicht weniger als 6 Armeen und 1 Panzer-Armee an, um den linken Flügel der 1. Panzer-Armee und die nach Osten gerichtete Front der 8. Armee über den Haufen zu rennen. Offenbar beabsichtigte der Gegner, durch Einsatz stärkster Panzer-Kräfte im Gebiet nordwestlich Kriwoi Rog auf der Grenze der beiden deutschen Armeen nach Südwesten durchzubrechen. Dann würde er durch weiteren Vorstoss in Richtung auf den Unterlauf des Dnjepr die 1. Panzer-Armee im Ostteil des Dnjeprbogens einkreisen können. Ein zweiter Schwerpunkt dieser Offensive zeichnete sich gegenüber dem Nordteil der nach Osten gerichteten Front der 8. Armee

*) Wenn hier Pz.-Korps auf deutscher Seite genannt werden, so bestanden diese zu jener Zeit keineswegs aus Panzer-Divisionen. Es handelt sich vielmehr um die Gen.Kdos. von Pz.-Korps, denen je nach der Lage Pz.- oder Inf.-Div. unterstellt waren.

südlich des Dnjepr ab. Zusammen mit einem später vielleicht geplanten Vorstoss aus seinem bei Tscherkassy gewonnenen Brückenkopf wollte der Feind hier wohl zu einer Einkreisung der 8. Armee gelangen.

Zugleich griff die 4. Ukrainische Front mit drei Armeen von Süden her gegen den Brückenkopf von Nikopol und damit gegen den Rücken der 1. Panzer-Armee an.



Der Kampf um die Dnjepr-Linie

Während hier seine Angriffe abgewiesen wurden, war es unausbleiblich, dass der mit erdrückender Überlegenheit geführte Angriff der 2. Ukrainischen Front gegen den linken Flügel der 1. Panzer-Armee gegen die 8. Armee wenigstens zu gewissen Erfolgen führte. Zweimal gelangen dem Gegner im Bereich seiner vorerwähnten Schwerpunkte tiefere Durchbrüche. Sie zwangen zu einem schrittweisen Nachgeben unserer Front zwischen dem Gebiet von Kriwoi Rog (das aber gehalten werden konnte) und dem Dnjepr.

In beiden Fällen vermochte das Ob.Kdo.d.H.Gr. – allerdings nur unter

bedenklicher Schwächung im Augenblick weniger bedrohter Abschnitte – ein Panzer-Korps mit mehreren Divisionen an der gefährdeten Stelle zusammenzubringen, um im Gegenangriff die Durchbrüche des Gegners aufzufangen und ihre operative Auswirkung zu verhindern. Es war aber unausbleiblich, dass in diesen schweren Kämpfen die Kampfkraft der deutschen Verbände immer mehr aufgezehrt wurde. Die Infanterie-Divisionen kamen überhaupt nicht mehr aus dem Kampf heraus. Die Panzer-Verbände mussten wie eine Feuerwehr von einem Abschnitt der Front zum anderen geworfen werden. Sicherlich betrug die blutigen Verluste des Gegners bei seinen unaufhörlichen Angriffen ein Mehrfaches der unseren, aber er konnte sie ersetzen. Dagegen blieben alle Vorstellungen, die das Ob.Kdo.d.H.Gr. bei der obersten Führung erhob, dahingehend, dass hier im Dnjeprbogen unsere Kräfte an einer operativ falschen Stelle verbraucht würden, ohne wesentliche Ergebnisse. Weder konnte das OKH den notwendigen Ersatz an Personal und Material geben, um das Schwinden der Kampfkraft auszugleichen. Noch war bei Hitler der Gedanke an ein rechtzeitiges Aufgeben dieser Bastion durchzusetzen, um Kräfte zu sparen und diese für den operativ weit wichtigeren Nordflügel der Heeresgruppe freizumachen. Alle Warnungen, dass selbst die derzeitigen Abwehrerfolge im Dnjeprbogen die Gefahr einer Einkreisung der 1. Panzer-Armee auf die Dauer nicht bannen könnten, solange der Feind immer neue Kräfte heranzuföhre, blieben ergebnislos. Dagegen alle Vorstellungen, dass es darauf ankomme, durch eine Frontverkürzung im Süden Reserven zu bilden. Im Gegenteil war schliesslich, wie bereits erwähnt, nichts übrig geblieben, als zwei Divisionen, die auf dem Nordflügel der Heeresgruppe weit besser am Platze gewesen wären, in den Dnjeprbogen zu werfen.

Es bedurfte erst einer tödlichen Krise auf dem Nordflügel der Heeresgruppe, um Hitler – aber selbst dann noch immer zögernd – zur Anerkennung der operativen Notwendigkeiten zu bringen.

Als Grund für das Festhalten des Dnjeprbogens führte Hitler nach wie vor die Bedeutung von Nikopol und der Krim für unsere Kriegführung an. Noch immer hatte er die Hoffnung nicht aufgegeben, dass nach erfolgreicher Abwehr der feindlichen Angriffe im Dnjeprbogen doch noch ein Schlag nach Süden möglich sein würde, um die Krim wieder freizukämpfen. Daneben hat aber bei ihm zweifellos die Erwartung eine Rolle gespielt, dass der Gegner sich schliesslich verbluten werde, wenn er – Hitler – nur wie vor Moskau 1941 das Festhalten jeden Fussbreit Bodens verlange. Immer wieder führte er auch gegenüber Vorschlägen zu Frontverkürzungen das Argument ins Treffen, dass dann auch der Feind Verbände freibekomme. Dies war selbstverständlich nicht zu

bestreiten. Was Hitler geflissentlich übersah, war folgendes. Ein Angreifer mag sich wohl vor einer ausreichend besetzten Verteidigungsfront verbluten. Jedoch muss der Versuch, Fronten zu halten, die nur noch in der Art einer Sicherungslinie besetzt werden können, dazu führen, dass überschwache Verteidigungskräfte in allzu hohem Masse verbraucht werden. Wenn es dem Gegner nicht gelingt, sie einfach zu überrennen.

Auf dem *Nordflügel der Heeresgruppe* hatten zwar die früher erwähnten Schläge des 48. Panzer-Korps der 4. Panzer-Armee eine Atempause verschafft. Es bestand jedoch kein Zweifel, dass der Gegner hier wieder zur Offensive antreten werde, sobald er die erlittenen Einbussen ausgeglichen haben würde. Diesen Zeitpunkt nach Möglichkeit hinauszuzögern, den Gegner weiter zu schwächen, musste die Aufgabe der 4. Panzer-Armee sein. Da die Armee nunmehr mit ihren Hauptkräften in einer nach Norden gerichteten Front zwischen dem Dnjepr und der Gegend nördlich Shitomir stand, blieb zudem nach wie vor die Gefahr, dass der Feind versuchen würde, ihren Westflügel zu umgehen. Das bei Korosten isoliert stehende 59. AK würde dies nicht verhindern können.

Die Kräfte der Armee reichten in keinem Falle dazu aus, durch einen Angriff in Richtung Kijew den Gegner insgesamt vom Westufer des Dnjepr zu vertreiben. Das Ob.Kdo.d.H.Gr. wollte daher wenigstens versuchen, für den Westflügel der 4. Panzer-Armee eine gewisse Sicherheit zu schaffen. Je länger es zudem gelang, die durch den Einsatz des 48. Panzer-Korps wieder gewonnene Initiative auf diesem Flügel in der Hand zu behalten, desto besser.

Das Ob.Kdo. trug daher der 4. Panzer-Armee auf, die Lage auf dem z. Z. offenen Westflügel im Gebiet Shitomir – Korosten zu weiteren Angriffsschlägen mit begrenzten Zielen auszunutzen. Auf seine Anweisung wurde das 48. Panzer-Korps aus der nach Norden gerichteten Front der Armee wieder freigemacht. Es wurde – unter weitgehenden Tarnungs- und Täuschungsmassnahmen – in Nachtmärschen in die offene Westflanke der nördlich Shitomir stehenden feindlichen 60. Armee geführt. Der anschliessende, überraschende Angriff rollte diese Armee von Westen her auf. Ihre Verbände wurden weitgehend zerschlagen. Unmittelbar im Anschluss daran führte das Korps einen weiteren Schlag gegen eine südostwärts Korosten in der Versammlung befindliche Feindgruppe, von der mindestens drei mech. Korps erheblich mitgenommen wurden.

So gelang es schliesslich nicht nur, Teile der sich vorwärts des Dnjepr erneut bildenden Offensivgruppe vor deren Antreten zu zerschlagen, sondern auch das Gebiet vor dem linken Flügel der 4. Panzer-Armee wieder unter eine gewisse Kontrolle zu bringen.

Immerhin blieb gewiss, dass sich auf diesem Flügel der Heeresgruppe ein neues schweres Gewitter zusammenbraue. Am 24. Dezember brach es los.

Ich erhielt die ersten Meldungen über den Beginn eines feindlichen Angriffs beiderseits der Strasse Kijew – Shitomir, während ich der 20. Panzer-Grenadier-Division, die hinter der bedrohten Front in Reserve lag, einen Besuch abstattete. Ich wollte den Weihnachtsfeiern ihrer Regimenter beiwohnen. Zunächst klangen die Nachrichten nicht allzu bedrohlich. Nur bei der südlich der Strasse Kijew – Shitomir eingesetzten 25. Panzer-Division schien es mulmig auszusehen. Die Abendmeldungen, die ich nach meiner Rückkehr in unser Hauptquartier Winniza erhielt, zeigten aber bereits an, dass sich ein feindlicher Durchbruchversuch grossen Stils in Richtung Shitomir anbahnte.

In den nächsten Tagen ergab sich folgendes Feindbild:

Die im Abschnitt Kijew befehlige 1. Ukrainische Front hatte im Gebiet westlich der Stadt stärkste Kräfte zu einem Durchbruch auf breiter Front an und südlich der Strasse nach Shitomir zusammengezogen. In dieser Hauptstossgruppe hatte der Gegner die 38., 1. Garde- und 1. Panzer-Armee angesetzt, die zunächst über 18 Schützen-Divisionen und 6 Panzer- bzw. mech. Korps verfügten. In den nächsten Tagen wurde auch die 18. Armee in dieser Gruppe festgestellt.

Nach Süden wurde dieser Hauptangriff durch die 40. sowjetische Armee südlich Fastow erweitert.

Auf dem Nordflügel der Angriffsfront ging die kürzlich geschlagene 60. Armee, der der Feind neue Kräfte zugeführt hatte, sowie weiter nördlich die 13. Armee in Richtung auf Korosten mit mindestens 14 Schützen-Divisionen und 1 Kav.-Korps vor. Allerdings waren diese Verbände zum Teil durch den früher erwähnten Angriff unseres 48. Panzer-Korps stark geschwächt worden. Bedrohlich war, dass hinter dieser Armee anscheinend die 3. Garde-Panzer-Armee mit nicht weniger als 6 Panzer- bzw. mech. Korps in der Versammlung begriffen war. Auch 3–4 dieser Korps waren freilich in den rückliegenden Kämpfen erheblich mitgenommen worden. Aber der Hydra wuchsen nur allzu schnell neue Köpfe! Jedenfalls deutete diese Ansammlung schneller Verbände auf die Absicht der feindlichen Führung hin, den Durchbruch auf Shitomir durch eine weitausgehende Umfassung über Korosten zu ergänzen.

Wohl stand hinter dem hauptsächlich bedrohten Frontabschnitt, in dem das neu eingeschobene Gen.Kdo. 42 den Befehl führte, um Shitomir das 48. Panzer-Korps mit zwei kampfkraftigen Panzer-Divisionen, der 168. Infanterie-Division und der (im Bereich der Heeresgruppe neu gebildeten) 18. Artillerie-Division zum Eingreifen bereit. Es war jedoch

fraglich, ob diese Kräfte ausreichen würden, um den Stoss des so vielfach überlegenen Gegners aufzufangen. Selbst wenn dies jedoch gelang, fehlten doch die Kräfte, der drohenden Gefahr eines Durchstosses des Gegners über Korosten mit anschliessender Umfassung des Nordflügels der Heeresgruppe zu begegnen.

Am 25. Dezember sandte daher das Ob.Kdo.d.H.Gr. ein Fernschreiben an das OKH, in dem die Feind-, wie die eigene Lage nebst den daraus zu ziehenden Folgerungen dargelegt wurden. Es wurde gemeldet, dass die 4. Panzer-Armee mit ihren derzeitigen Kräften die Offensive des Gegners nicht auffangen könne. Sie würde damit ihre Aufgabe, die tiefe Flanke der Heeresgruppen Süd und A zu decken, nicht mehr erfüllen. Sie müsse *durchgreifend* verstärkt werden. Falls das OKH hierzu keine Kräfte mehr habe, dann sei das Ob.Kdo.d.H.Gr. dazu gezwungen, mindestens 5 bis 6 Divisionen dem rechten Flügel der Heeresgruppe zu entnehmen. Dass dieser dann nicht mehr im Dnjeprbogen in der derzeitigen Stellung stehenbleiben könne, liege auf der Hand. Das Ob.Kdo.d.H.Gr. fordere daher Bewegungsfreiheit für den rechten Heeresgruppen-Flügel.

Gleichzeitig wurde die 4. Panzer-Armee angewiesen, mit allen verfügbaren Kräften zunächst den Durchbruch der feindlichen Hauptstossgruppe in Richtung Shitomir im Bereich des 42. AK aufzufangen.

Ihr Nordflügel (13. und 59. AK) habe den Kampf so zu führen, dass dem Gegner ein Eindrehen und Durchstossen auf Shitomir verwehrt bleibe. Die im Bereich der 6. Armee (welche vorübergehend wieder unter den Befehl der Heeresgruppe getreten war) am Unterlauf des Dnjepr bereits freigemachte 17. Panzer-Division wurde der 4. Panzer-Armee zugeführt.

Auf Rückfragen des OKH (zweifellos von Hitler ausgehend), die wiederum nur auf halbe Lösungen im Bereich des Dnjeprbogens hinzielten, meldete das Ob.Kdo.d.H.Gr., dass

«der Zeitpunkt für einen Versuch, die Lage auf dem Nordflügel der Heeresgruppe durch Einzelmassnahmen, wie die Zuführung einzelner Divisionen, zu meistern, vorbei sei!»

Nach dem Ausmass der Kräfte, die der Gegner hier eingesetzt habe, könnte selbst ein vorübergehendes Auffangen seiner Offensive keine Wendung mehr herbeiführen. Zumal der Feind mit Sicherheit weitere Teile seiner Winterreserven in diesen Kampf werfen würde. *Die Lage sei vielmehr so, dass in den nächsten Wochen im Gebiet Korosten – Shitomir – Berditschew – Winniza – südlich Kijew die Entscheidung darüber fallen werde, ob der Südflügel des Ostheeres von seinen rückwärtigen Verbindungen abgeschnitten und im weiteren Verlauf nach Südwesten abgedrängt würde.*

Um dieser Gefahr zu begegnen, seien durchgreifende Massnahmen

unerlässlich. Die Lage gleiche der der Heeresgruppe im Winter 1942/43, als eine Rochade mit der 1. und 4. Panzer-Armee vom rechten zum linken Flügel der Heeresgruppe (aus dem Gebiet von Rostow nach dem Dnjepr) die einzige Aushilfe zur Wiederherstellung der Front gewesen sei. Jetzt müsse die 1. Panzer-Armee im Dnjeprbogen freigemacht und mit mindestens 5–6 Divisionen auf den linken Flügel der Heeresgruppe in Richtung Berditschew verschoben werden. Dies sei nur dadurch möglich, dass der Ostteil des Dnjeprbogens aufgegeben und die Front dort in eine bereits vorbereitete Stellung in Linie Dnjeprknie westlich Nikopol – Kriwoi Rog zurückgenommen würde.

Durch die dadurch eintretende Frontverkürzung könnten 12 Divisionen eingespart werden. 6 davon seien, wie gesagt, mit Panzer-AOK 1 nach dem Nordflügel der Heeresgruppe zu verschieben. Die übrigen seien der 6. Armee, die den Befehl auch über den bisherigen Abschnitt der 1. Panzer-Armee zu übernehmen habe, zu belassen, um eine Verteidigung am Unterlauf des Dnjepr aufbauen zu können.

Die nach dem Nordflügel der Heeresgruppe zu werfenden Kräfte der 1. Panzer-Armee würden nach Möglichkeit von Osten her gegen den feindlichen Durchbruchkeil auf Shitomir anzusetzen sein.

Ergänzend hierzu müsste das OKH weitere Kräfte dem Nordflügel der 4. Panzer-Armee zuführen, um die dort drohende feindliche Umfangsbewegung aufzufangen. Später werde mit diesen Kräften möglichst von Westen her in Ergänzung des Angriffs der 1. Panzer-Armee gegen die feindliche Hauptstossgruppe anzutreten sein.

Die derzeitige Lage im Dnjeprbogen, in dem die Angriffe des Gegners vorübergehend erlahmt waren, erlaube diese Umgliederung ohne allzu grosses Risiko. Die vorgeschlagene Rückverlegung der Front werde jedoch schwierig werden, wenn man warte, bis der Gegner hier erneut angriffsbereit sei.

Im Hinblick hierauf, wie auf die Lage der 4. Panzer-Armee, wäre eine *schnelle* Entscheidung der obersten Führung unerlässlich.

Als trotz Drängen am 28. Dezember noch immer keine Entscheidung Hitlers auf den vorerwähnten Antrag erfolgt war, sondern nur die Zuführung einiger Divisionen zur 4. Panzer-Armee in Aussicht gestellt wurde, erliess das Ob.Kdo.d.H.Gr. am 29. Dezember die entsprechenden Befehle. *Panzer-AOK 1* hatte bis 1. Januar den Befehl, in seinem bisherigen Abschnitt an das AOK 6 zu übergeben und bis spätestens 3. Januar das Kommando über die bisherige Front der 4. Panzer-Armee vom Dnjepr bis etwa 45 km südostwärts Berditschew zu übernehmen (24. Panzer-, 7. AK). Hinter dem linken Flügel dieser Front sollte das 3. Panzer-Korps mit 4 Divisionen (6. Panzer-, 17. Panzer-, 16. Panzer-

Grenadier-, 101. Jäger-Division), die aus dem Dnjeprbogen bzw. von der 6. Armee weggezogen wurden, versammelt werden. Weitere Divisionen würden folgen. Wenn diese von der Heeresgruppe somit befohlene Verschiebung der 1. Panzer-Armee nicht mit noch stärkeren Kräften eingeleitet wurde, so lag dies einmal an den begrenzten Transportmöglichkeiten. Zum andern aber daran, dass das Ob.Kdo.d.H.Gr. die Räumung des Ostteils des Dnjeprbogens ohne Zustimmung Hitlers nicht befehlen konnte, weil sie unmittelbare Rückwirkungen auf die Lage der Heeresgruppe A haben musste. Selbst für ein H.Gr.Kdo. endet die Möglichkeit zu selbständigen Entschlüssen gegenüber der obersten Führung leider dort, wo die Machtbefugnis zur Koordinierung der Operationen im *Heeresrahmen* beginnt.

An die der 4. Panzer-Armee verbleibende Front sollten die vom OKH zur Verfügung gestellten Kräfte (Gen.Kdo. 46. Panzer-Korps mit 16. Panzer-Division, 1. Infanterie-Division und 4. Gebirgs-Division) herangeführt werden.

Ob diese Kräfte zu den geplanten Gegenschlägen dieser beiden Gruppen gegen die Flanken des nach Südwesten vordrängenden feindlichen Hauptstosskeils ausreichen würden, blieb jedoch fraglich. Vorerst kam es jedenfalls darauf an, den Feind zum Stehen zu bringen.

Am 30. Dezember meldete das Ob.Kdo. die von ihm getroffenen Anordnungen dem OKH. Am 31. Dezember gab Hitler nachträglich sein Einverständnis. Der in jedem Fall notwendigen Entscheidung über die Aufgabe des Ostteils des Dnjeprbogens und damit des Brückenkopfes von Nikopol wich er jedoch weiter aus.

Während die vom Ob.Kdo.d.H.Gr. befohlenen Kräfteverschiebungen anliefen, entwickelte sich die Lage im Bereich der 4. Panzer-Armee bis 31. Dezember weiterhin bedrohlich.

Der feindlichen Hauptstossgruppe war ein breiter Durchbruch nach Südwesten in Richtung Winniza gelungen. Die Front der 4. Panzer-Armee südlich Kijew (24. Panzer- und 7. AK) hielt zwar noch, hatte jedoch ihren Westflügel erheblich zurückbiegen müssen. Anschliessend daran klaffte eine Lücke von 75 km Breite in jenem Gebiet, das für die Versammlung des 3. Panzer-Korps vorgesehen war. Erst 45 km südostwärts Berditschew begann eine neue dünne Front der 4. Panzer-Armee, die im Wesentlichen hart ostwärts der Strasse Berditschew – Shitomir verlaufend nördlich dieser Stadt wiederum endete. Um Shitomir mit Front nach Osten und Norden kämpfte das 13. AK. Zwischen ihm und dem 59. AK, das bis westlich Korosten zurückgedrängt worden war, klaffte wiederum eine Lücke von 75 km, in der das 26. Panzer-Korps weiter rückwärts versammelt werden sollte.

Zum Glück waren vorerst die Feindkräfte im Kampf gegen die vorgenannten, getrennten Gruppen der 4. Panzer-Armee gebunden. Die Chancen, die die breiten Lücken den schnellen Verbänden des Gegners für ein Durchstossen auf die rückwärtigen Verbindungen der Heeresgruppe oder für die Einkesselung der Gruppen der 4. Panzer-Armee boten, hatte der Feind bisher noch nicht in vollem Ausmass ausgenützt oder überhaupt erkannt.

Anfang *Januar* verschärfte sich die Gesamtlage der Heeresgruppe in zunehmendem Masse.

Im Dnjeprbogen, wie gegen den Brückenkopf Nikopol, bereitete sich eine neue Feindoffensive gegen die 6. und 8. Armee vor. Brach sie los, ehe die vom Ob.Kdo.d.H.Gr. verlangte Aufgabe des Ostteils des Dnjeprbogens durchgeführt war, dann konnte die Lage auf diesem Flügel mehr als ernst werden. Vor allem aber würde es alsdann nicht möglich sein, die Panzer-Divisionen, die als weitere Welle dem Panzer-AOK 1 nach dem Nordflügel folgen sollten und deren Herauslösen aus der Front das Ob.Kdo.d.H.Gr. bereits angeordnet hatte, freizubekommen. Tatsächlich brach am 3. Januar ein feindlicher Grossangriff im Gebiet ostwärts Kirowograd los. Die beiden Divisionen lagen vorerst fest.

Die weitere Zuführung von Kräften auf den Nordflügel der Heeresgruppe wurde aber immer dringlicher. Der Gegner hatte inzwischen die grossen Chancen, die ihm die in die Front der 4. Panzer-Armee geschlagenen Lücken boten, erkannt.

Im nunmehrigen Bereich der *1. Panzer-Armee*, deren Ob.Kdo. am 3. Januar den Befehl im Abschnitt südlich und südwestlich Kijew übernommen hatte, stiess der Feind nach Süden bis etwa 50 km nördlich Uman vor. Hier brachten ihn die vordersten Teile des eintreffenden 3. Panzer-Korps zunächst zum Stehen.

Besonders kritisch sah es im Bereich der *4. Panzer-Armee* aus. Sie hatte angesichts der Gefahr, auf beiden Flügeln umfasst zu werden, bis zum 4. Januar in eine Front zurückweichen müssen, die 60 km ostwärts Winniza begann, nach Norden in Richtung Berditschew (um das bereits gekämpft wurde) verlief, um dann etwa 60 km westlich der Stadt an der ehemaligen sowjetisch-polnischen Grenze zu endigen.

In der weiter nördlich klaffenden breiten Lücke zur Heeresgruppe Mitte war das 59. AK an und nördlich der grossen von Shitomir nach Rownow führenden Strasse ebenfalls bis an die ehemalige polnische Grenze zurückgegangen.

Diese Entwicklung der Lage in den ersten Januartagen veranlasste mich, am 4. Januar ins Führerhauptquartier zu fliegen, um bei Hitler

endlich die Möglichkeit einer durchgreifenden Kräfteverlagerung vom rechten zum linken Heeresgruppen-Flügel zu erreichen.

Zunächst schilderte ich ihm die im Dnjeprbogen drohende neue Gefahr und die überaus kritische Lage im Bereich der 4. Panzer-Armee.

Alsdann erläuterte ich eingehend unsere Absicht, den diese Armee bedrängenden Gegner mit dem 3. Panzer-Korps der 1. Panzer-Armee von Osten, mit dem hinter dem Nordflügel der 4. Panzer-Armee eintreffenden 26. Panzer-Korps von Nordwesten her in seinen Flanken anzugreifen./) Ich erklärte Hitler zugleich, dass durch die beabsichtigten Gegenangriffe bestenfalls vorübergehend die unmittelbar drohende Gefahr gebannt, die Lage des Nordflügels der Heeresgruppe keineswegs aber auf die Dauer gefestigt werden könne. Die Gefahr für den gesamten Südflügel der Ostfront müsse tödlich werden, wenn die Lage auf dem Nordflügel der Heeresgruppe nicht endgültig wieder herzustellen sei. Die Heeresgruppe Süd wie die Heeresgruppe A würden dann in Rumänien oder am Schwarzen Meer enden.

Wenn die oberste Führung also nicht namhafte neue Kräfte heranzubringen könne, dann sei die Zurücknahme des Südflügels der Heeresgruppe unter Aufgabe von Nikopol (was natürlich den Verzicht auf die Krim einschliesse) zwecks Kräftegewinnung für den entscheidenden Nordflügel nicht mehr aufzuschieben.

Ich möchte hier einschalten, dass die Aufgabe des Ostteils des Dnjeprbogens nach Ansicht des Ob.Kdo.d.H.Gr. nur der erste Schritt zu einer der Gesamtlage wirklich Rechnung tragenden Verlagerung des Schwerpunktes auf deren Nordflügel sein konnte.

Um eine solche Umgruppierung in dem erforderlichen durchgreifenden Masse durchführen zu können, war eine weit radikalere Verkürzung der Front im Süden nötig.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. hatte daher schon vorsorglich eine weiter westlich gelegene Verteidigungsstellung erkunden und ihren Ausbau einleiten lassen, was Hitler selbstverständlich bekannt war. Dieselbe verlief vom Unterlauf des Bug in allgemein nördlicher bzw. nordwestlicher Richtung unter Ausnutzung günstiger Flussabschnitte bis an die Südgrenze des Gebietes, in dem z. Z. die Kämpfe des Nordflügels der Heeresgruppe tobten. Ihre Einnahme würde zu einer Verkürzung der Fronten der 6. und 8. Armee, die durch das Festhalten des Dnjeprbogens nunmehr auf 900 km Länge gedehnt worden waren, auf etwa die Hälfte führen. Durch eine solch radikale Frontverkürzung und die damit verbundene

*) Hitler bewies bei dieser Gelegenheit einen guten Blick. Er bezweifelte, ob wir auf beiden Flügeln der 4. Panzer-Armee würden schlagen können. Er sollte damit Recht behalten.

Einsparung wirklich namhafter Kräfte – in Verbindung mit der Überführung der 17. Armee von der Krim auf das Festland – werde endlich die erforderliche Schwerpunktbildung auf dem Nordflügel möglich sein. Trotzdem behielte der Südflügel genügend Kräfte, um die vorerwähnte Linie auch gegen einen weit überlegenen Feind zu halten. Gewiss, auch der Gegner würde Kräfte einsparen. Eine verkürzte und damit zur nachhaltigen Verteidigung ausreichend stark zu besetzende Front im Süden würde aber selbst gegenüber noch massierteren Feindangriffen «die Verteidigung als die stärkere Form» zur Geltung bringen. Andererseits könne der Gegner, angesichts seines von uns zerstörten Bahnnetzes, kaum im gleichen Masse und im gleichen Tempo seinerseits Kräfte von seinem Südflügel in das Gebiet westlich Kijew verschieben, um hier die Oberhand zu behalten.

Naturgemäss musste die Räumung des Dnjeprbogens zunächst einmal die Voraussetzung für eine derart durchgreifende Zurücknahme des deutschen Südflügels schaffen. Die letztere schon jetzt zu fordern, wäre bei der bekannten Einstellung Hitlers durchaus unzweckmässig gewesen. Er war nun einmal nicht der Mann, die Notwendigkeit einer weit vorausschauenden Führung der Operationen anzuerkennen.

Im Gegenteil, er lehnte selbst jetzt noch die Räumung des Dnjeprbogens, zwecks Gewinnung von Kräften für den Nordflügel der Heeresgruppe, und die Aufgabe von Nikopol kategorisch ab.

Hierzu führte er aus, dass der dann unvermeidliche Verlust der Krim den Unfall der Türkei und anschliessend den Bulgariens und Rumäniens zur Folge haben werde.

Weiterhin erklärte er, dass er nicht in der Lage sei, der Heeresgruppe noch weitere Kräfte für ihren Nordflügel zuzuführen. Er würde diese allenfalls der Heeresgruppe Nord entnehmen können, aber nur unter deren Zurücknahme auf den Peipus-See. Als Folge wäre der Abfall Finnlands möglich. Wir verlören damit die Herrschaft über die östliche Ostsee und Erztransporte aus Schweden würden dann nicht mehr möglich sein. Ausserdem büssten wir damit die unentbehrlichen Übungsgewässer für unsere U-Boote ein.

Vom Westen könne er erst Kräfte geben, wenn eine feindliche Landung abgeschlagen sei oder die Briten – was er glaube – sich in Portugal festlegen würden. Er müsse jetzt eben um Zeitgewinn kämpfen, bis eine Klärung im Westen erreicht sei, und bis unsere Neuaufstellungen verwendungsfähig sein würden. Ab Mai würde auch der U-Boot-Krieg wieder wirksam werden.

Auf der Feindseite seien im Übrigen so viele Gegensätze vorhanden, dass diese eines Tages auseinanderfallen werde. Zeitgewinn sei also alles.

Er sähe die Gefahr bei der Heeresgruppe zwar genau so ernst an wie ich, aber er müsse hier das Risiko in Kauf nehmen, bis er mehr Kräfte zur Verfügung habe. Es war völlig aussichtslos, diese Argumente Hitlers zu widerlegen. Er konnte mir, wie in solchen Fällen meistens, entgegenhalten, dass mir die Übersicht über die Bereiche, denen sie entnommen waren, nicht zu Gebote stand. Ich konnte nur immer wieder auf den Ernst der Lage auf unserm Nordflügel hinweisen und betonen, dass die vom Ob.Kdo.d.H.Gr. eingeleiteten Gegenmassnahmen in keinem Falle eine endgültige Überwindung der Krise herbeiführen könnten. Es sei – auf welchem Wege auch immer – unerlässlich, dass schnellstens hinter dem Nordflügel der Heeresgruppe eine *neue Armee etwa im Gebiet um Rowno* versammelt werde, um der Gefahr einer Umfassung grossen Stils durch den Gegner begegnen zu können.

Da vor dem grossen Kreise, in dem solche Erörterungen anlässlich des «Lagevortrages» stattfanden, eine weitere Diskussion mit Hitler keinen Erfolg versprach, bat ich, ihn allein, nur in Gegenwart des Generalstabschefs, sprechen zu können. Offenbar widerwillig und misstrauisch, was ich nun vorbringen werde, gab Hitler seine Einwilligung. Die Abgesandten des OKW, Görings, die Adjutanten, der Geschichtsschreiber Hitlers sowie die beiden Stenographen verschwanden. Letztere hatten sonst jedes Wort, das bei diesen Lagevorträgen fiel, mitzuschreiben. Da sie keine Karten vor sich hatten, konnten sie allerdings den Sinn des Vorgetragenen oft gar nicht erfassen.

Ich war bereits mit der Absicht ins FHQ geflogen, neben der Lage der Heeresgruppe nochmals die Frage der militärischen Gesamtführung in diesem Kriege anzuschneiden.

Nachdem alle Anwesenden ausser dem General Zeitzler den Raum verlassen hatten, bat ich Hitler, ganz offen sprechen zu dürfen.

Mit ziemlich eisiger, jedenfalls verschlossener Miene antwortete Hitler «Bitte sehr». Ich begann darauf mit den Worten: «Man muss sich klar sein, mein Führer, dass die überaus kritische Lage, in der wir uns jetzt befinden, nicht allein auf die unbestreitbare Überlegenheit des Gegners zurückgeführt werden darf. Sie ist auch die Folge der Art, in der bei uns geführt wird.» Indem ich diese Worte aussprach, verhärteten sich augenblicklich die Züge Hitlers. Er starrte mich an mit einem Blick, der in mir das Gefühl auslöste: jetzt will er deinen Willen, ihm Weiteres zu sagen, niederzwingen. Ich kann mich nicht erinnern, jemals bei einem Menschen einen Blick wahrgenommen zu haben, der so die Macht seines Willens ausdrückte. Einer der in Berlin beglaubigten Botschafter hat in seinen Erinnerungen den Eindruck wiedergegeben, den er von Hitler bei seiner ersten Begegnung empfangen habe. In seiner Schilderung

hebt auch er hervor, welche Wirkung von Hitlers Augen – in jenem Fall sei es eine gewinnende gewesen – ausgehen konnte. In der Tat waren sie in seinem sonst grobzügigen Gesicht wohl das einzig anziehende, in jedem Fall aber das ausdrucksvollste. Jetzt starrte er mich mit diesen Augen an, als wollte er durch seinen Blick einen Gegner zu Boden zwingen. Blitzartig durchzuckte mich der Gedanke an einen indischen Schlangenbeschwörer. Es war sozusagen ein wortloser Kampf, der sich innerhalb weniger Sekunden zwischen uns abspielte. Ich verstand, dass er mit dem Blick seiner Augen sicherlich schon so manchen eingeschüchtert oder, um einen zwar vulgären, aber in diesem Fall treffenden Ausdruck zu gebrauchen, «kleingekriegt» habe. Ich fuhr jedoch fort und sagte ihm, dass es eben mit der Art, in der bei uns die Führung gehandhabt werde, nicht gehen könne. Ich müsse auf meinen ihm bereits zweimal gemachten Vorschlag zurückkommen. Er brauche für die Gesamtkriegführung *einen, aber einen wirklich verantwortlichen* Generalstabschef, auf dessen Rat allein er sich dann in Bezug auf die militärische Führung stützen müsse. Als Folge einer solchen Regelung sei für die Ostfront – wie dies in Italien und im Westen ja auch der Fall sei – die Ernennung eines Oberbefehlshabers notwendig, der im Rahmen der Gesamtkriegführung volle Selbständigkeit haben sollte.

Wie anlässlich der beiden vorigen Gelegenheiten, bei denen ich Hitler die Notwendigkeit einer grundlegenden Änderung seiner Handhabung der militärischen Führung (also praktisch, wenn auch nicht formell, seinen Verzicht auf diese) vorgetragen hatte, verhielt er sich auch diesmal völlig ablehnend. Er erklärte, dass nur er, der alle Mittel des Reiches in der Hand habe, den Krieg auch militärisch wirksam führen könne. Nur er sei in der Lage, zu entscheiden, welche Kräfte für die einzelnen Kriegsschauplätze verfügbar wären, und wie demzufolge dort operiert werden müsse. Auch würde sich Göring niemals den Anordnungen eines anderen fügen.

Was die Frage der Einsetzung eines Oberbefehlshabers für den östlichen Kriegsschauplatz betreffe, so fiel der von mir bereits einmal erwähnte Ausspruch, dass kein anderer die gleiche Autorität haben werde wie er. «Selbst mir gehorchen die Feldmarschälle nicht! Glauben Sie, dass sie zum Beispiel etwa Ihnen besser gehorchen würden? Ich kann sie notfalls absetzen, kein anderer würde diese Autorität haben», rief er mir zu. Meine Antwort, dass *die* Befehle, die ich gäbe, befolgt würden, nahm er ohne weitere Gegenäußerung hin und brach dann das Gespräch ab.

Wiederum war ich also bei dem Versuch gescheitert, Hitler auf gütlichem Wege dazu zu bringen, eine Änderung unserer obersten militärischen

Führung vorzunehmen, die – ohne nach aussen hin sein Prestige zu gefährden – den militärischen Notwendigkeiten Rechnung getragen hätte. Dass er nicht bereit war, wenn auch nicht formell, so doch praktisch, die militärische Führung an einen Soldaten abzugeben, beruhte wohl einerseits auf seinem übersteigerten Glauben an sich selbst. Er war auch nicht bereit, nicht einmal unter vier Augen, zuzugeben, dass er Fehler gemacht habe oder eines militärischen Ratgebers bedürfe. Zum anderen wird auch das Misstrauen mitgespielt haben, das den Diktator bestimmte, das Heer für alle Fälle in *seiner* Hand behalten zu wollen.

Wiederum aber war mir klar, dass jeder Versuch, die an sich notwendige Änderung mit Gewalt zu erzwingen, zum Zusammenbruch der Front führen werde. Der Gedanke, dass dann der Russe nach Deutschland gelangen würde, schloss für mich den Weg der Gewaltanwendung ebenso aus, wie der an die angelsächsische Forderung bedingungsloser Kapitulation.

So musste ich ohne ein befriedigendes Ergebnis, sowohl hinsichtlich einer Erleichterung der Lage der Heeresgruppe wie in Bezug auf eine vernünftige Regelung unserer obersten Führung, in mein Hauptquartier zurückkehren. Keinesfalls aber würden wir den Kampf um eine endliche Bewegungsfreiheit unseres rechten Heeresgruppen-Flügels im Dnjeprbogen und um eine Verstärkung des Nordflügels der Heeresgruppe aufgeben.

Auf Grund des negativen Ergebnisses der Besprechung im Führerhauptquartier blieb für die Heeresgruppe nichts anderes übrig, als den Kampf im Dnjeprbogen fortzusetzen. Auf ihrem Nordflügel musste er so geführt werden, dass eine Einkreisung der 4. Panzer-Armee wie auch ein Durchbruch des Gegners nach Süden verhindert wurde, der das Abschneiden der rückwärtigen Verbindungen des Südflügels zur Folge gehabt haben würde.

Gegen die im *Dnjeprbogen* von uns noch immer zu haltende Bastion stürmte der Feind den Januar hindurch in unverminderter Stärke an. Seine Angriffe richteten sich mit besonderer Wucht gegen die Ostfront der 8. Armee. Aber auch der nunmehr vom AOK 6 befehligte Abschnitt hatte sich immer erneuter Angriffe zu erwehren. Diese richteten sich sowohl gegen die im Dnjeprbogen nach Norden gerichtete Front der Armee wie von Süden her gegen den Brückenkopf Nikopol.

Wenn unsere Front in jenem Januar nicht nur im Brückenkopf Nikopol, sondern auch im Dnjeprbogen gehalten hat, so war dies der Hingabe der deutschen Truppen, des deutschen Soldaten schlechthin, zu verdanken. Seiner Leistung in diesen ununterbrochenen, schwersten Abwehrkämpfen kann man mit Worten überhaupt nicht gerecht werden.

Hier zeigte sich der deutsche Soldat als das Sinnbild der Treue, des Pflichtgefühls, des Gehorsams und der Hingabe an Deutschland!

Dank dieser Haltung der deutschen Truppe wie auch der Aushilfen, die die Führung der beiden Armeen immer wieder fand, blieben die Erfolge des nunmehr zahlen- und materialmässig vielfach überlegenen Gegners in diesem Kampfraum weiterhin begrenzt. Die Front der 8. Armee wurde wohl etwas nach Westen zurückgedrängt. Kirowograd wurde aufgegeben. Aber ein entscheidender Durchbruch zwecks Einkesselung unserer Kräfte im Dnjeprbogen gelang dem Gegner nach wie vor nicht.

Um so schwieriger aber gestaltete sich die Lage auf dem *linken Flügel der Heeresgruppe*.

Dass die *4. Panzer-Armee* dem überlegenen Feinddruck nicht voll standhalten konnte, sondern Berditschew aufgeben, und, um den Zusammenhang des Hauptteils ihrer Front wenigstens einigermaßen zu wahren, weiter nach Westen bzw. Südwesten Raum geben musste, war nicht das Schlimmste.

Weit gefährlicher war vielmehr, dass der Gegner um den 6. Januar offenbar die Chancen erkannt hatte, die ihm die Lücke zwischen der 1. Panzer-Armee und dem rechten Flügel der 4. Panzer-Armee bot, ebenso wie der weite freie Raum, der sich zwischen der 4. Panzer-Armee und der Heeresgruppe Mitte aufgetan hatte. In diesem wick nur das vereinzelt, schwache 59. AK in Richtung Rowno kämpfend zurück.

Es wurde offensichtlich, dass der Russe vor der Front der 4. Panzer-Armee nunmehr verhielt, um dafür seine Chancen in deren offenen Flanken auszunutzen.

Mit drei Armeen (18., 1. Garde, 3. Garde-Pz.) strebte er nunmehr an, den Nordflügel der 4. Panzer-Armee zu zertrümmern, während er seine 60. und 13. Armee weiter nördlich zu überholender Verfolgung in Richtung Rowno vorgehen liess.

Zugleich aber stiess der Feind mit starken Kräften (1. Pz.- u. 40. Armee) in der Lücke zwischen der deutschen 1. und 4. Pz.-Armee weiter nach Süden vor. Seine Spitzen gelangten bis etwa 30 Kilometer nördlich Uman, der Versorgungsbasis der 1. Pz.-Armee, und nahe an Winniza, dem bisherigen Hauptquartier des Ob.Kdos.d.H.Gr. Dieses war wenige Tage vorher nach Proskurow verlegt worden, da die von Winniza nach dem rechten H.Gr.Flügel laufenden Nachrichtenverbindungen durch den Vorstoss des Gegners bereits gefährdet waren. Panzerkräfte des Feindes konnten sogar schliesslich bei Shmerinka die wichtigste Versorgungsbahn der H.Gr. zeitweise blockieren (die weiter südlich führenden Nachschubbahnen liefen über rumänisches Gebiet und hatten nur eine geringere Leistungsfähigkeit).

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. hatte in dieser Lage zwischen zwei Wegen zu wählen. Sollte es der Gefahr eines weiteren Vorstosses des Gegners in der nahezu offenen Nordflanke der H.Gr. entgegentreten, die die Möglichkeit einer späteren, weit ausholenden Umgehung ihres Nordflügels in sich schloss? Oder war es wichtiger, den endgültigen Durchbruch des Feindes durch die Lücke zwischen der 1. Pz.- und der 4. Pz.-Armee zu verhindern. Für beide Aufgaben zugleich reichten die Kräfte nicht aus.

Wir entschieden uns, zunächst der zweiten Gefahr vorzubeugen. Sie war im Augenblick die dringlichere. Liess man dem Gegner die Möglichkeit, in dieser Lücke mit starken Kräften über den oberen Bug nach Süden zu stossen, so stand die Abschnürung der 8. und 6. Armee bevor.

Das weitere Vorgehen des Gegners in der Nordflanke der H. Gr. In Richtung Rowno würde sich dagegen erst in späterer Zeit lebensbedrohend auswirken können. Hier mussten schliesslich Kräfte, die Hitler früher oder später doch heranzuführen gezwungen sein würde, eine Entlastung bringen.

Waren dagegen die beiden Armeen des Südflügels erst einmal abgeschnitten, dann würde es nicht mehr möglich sein, sie wieder herauszuheben. Dem einzig richtigen Entschluss, den Südflügel der H.Gr. weiträumig zurückzunehmen, um Kräfte zur Bewältigung der Krise auf dem Nordflügel zu gewinnen, stand nach wie vor das kategorische Veto Hitlers entgegen.

Aus diesen Erwägungen heraus entschlossen wir uns, zunächst alle verfügbare Kräfte zu einem Schlag gegen den Feind zusammenzufassen, der in der Lücke zwischen der 1. Pz.- und der 4. Pz.-Armee im Vorgehen nach Süden war.

Diese Lücke war um so gefährlicher, als der Durchbruch des Gegners in Richtung Uman die 1. Panzer-Armee gezwungen hatte, ihren im Gebiet südwestlich Kijew stehenden Westflügel nach Süden zurückzubiegen. Dieser stand nun sozusagen Rücken an Rücken mit der im Dnjeprbogen Front nach Osten stehenden 8. Armee. Da die inneren Flügel beider Armeen noch den Dnjepr beiderseits Kanew hielten, bildete die deutsche Stellung sozusagen einen Sack, der im Norden am Dnjepr festgebunden war, während die Längsseiten die vorgenannten nach Osten und nach Westen gerichteten Fronten der beiden Armeen bildeten. Kam der Gegner in der Lücke nördlich Uman zum Erfolg, dann war es ihm ein leichtes, diesen «Sack» im Süden abzuschnüren. Das vernünftigste wäre natürlich gewesen, ihn zu räumen. Er beanspruchte zu seiner Verteidigung unnütze Kräfte. Aber auch hier wollte Hitler das Dnjeprufer keinesfalls freiwillig aufgeben sehen. Er hoffte noch immer, aus dieser Frontausbuchtung heraus den Ostteil des Dnjeprbogens eines Tages wieder-

gewinnen zu können. So blieb sie bestehen. In nicht allzu ferner Zeit wurde aus dem «Sack» der Kessel von Tscherkassy.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. beabsichtigte, den Schlag gegen den in der Lücke zwischen der 4. und 1. Panzer-Armee vorgehenden Feind als Zangenangriff von drei Seiten zu führen.

Von *Osten* her – aus dem Bereich der 1. Panzer-Armee – hatte das 7. AK dem Gegner in die Flanke zu stossen. Es wurde in der vorerwähnten Frontausbuchtung dadurch freigemacht, dass auf Befehl der H.Gr. am Dnjepr nur noch eine schwache Flussicherung stehen blieb. Eine Massnahme, die sich dadurch belohnt gemacht hat, dass dies Korps später nicht mit in den Kessel von Tscherkassy geriet.

Von *Westen* her sollte das 46. Panzer-Korps in die andere Flanke des Feindes stossen. Es war z. Z. noch im Anrollen aus Frankreich.

Von *Süden* wurde das von der H.Gr. im Dnjeprbogen freigemachte 3. Panzer-Korps dem Gegner entgegengeworfen. Es hatte ihn in beweglicher Kampfführung aufzuhalten und zu fesseln, bis die beiden anderen Korps angriffsbereit sein konnten.

In der zweiten Hälfte des Januar konnte dieser Gegenschlag erfolgen. Allerdings zwang die geringe Zahl der verfügbaren Verbände dazu, ihn in zwei Abschnitten zu führen, da die Lücke zwischen der 4. und der 1. Panzer-Armee sich nunmehr auf nahezu 75 km erweitert hatte.

Zunächst schlugen das 7. AK und das 3. Pz.-Korps im Ostteil der Lücke die feindliche 40. Armee. Dann wurden durch einen gleichfalls konzentrisch geführten Angriff des 3. Pz.-Korps und des 26. Pz.-Korps, an dem neben den Pz.-Div. die 1. Inf.-Div., die 4. Geb.-Div. und die 18. Art.-Div. wesentlichen Anteil hatten, im Westteil der Lücke namhafte Teile der sowjetischen 1. Pz.-Armee eingekreist und zerschlagen. Bei letzterem Angriff – die Zahlen des erstgenannten liegen mir nicht mehr vor – verlor der Gegner neben schätzungsweise 8'000 Toten zwar nur 5'500 Gefangene, aber 700 Panzer, über 200 Geschütze und an 500 Pak. 14 feindliche Schützendivisionen und 5 Pz.- bzw. mech. Korps waren durch die beiden Schläge getroffen worden. Zweifellos war es jedoch dem Gegner gelungen, einen Teil wenigstens der Menschen aus der Einkreisung zu retten.

Während sich dieses alles abspielte, gingen naturgemäss die Erörterungen zwischen dem Ob.Kdo.d.H.Gr. und dem OKH über die Frage der Fortführung der Operationen weiter. Immer wieder wurde seitens der H.Gr. die Notwendigkeit betont, dem rechten H.Gr.-Flügel endlich Bewegungsfreiheit zu gewähren, das heisst auf das operativ seit langem falsche Festhalten desselben im Dnjeprbogen zu verzichten. In einem über den Generalstabschef an Hitler gerichteten Schreiben ging ich auf

die Argumente ein, die Hitler mir gegenüber am 4. Januar zur Begründung seines Festhaltens am Dnjeprbogen gebraucht hatte. Ich schrieb, dass die Haltung der Türkei, Bulgariens und Rumäniens nicht so sehr von der Frage der Krim, als von dem Vorhandensein eines intakten deutschen Südflügels vorwärts der Ostgrenzen der beiden letztgenannten Länder abhängen werde.

Immer erneut betonte das Ob.Kdo.d.H.Gr. ferner, die Gesamtent-scheidung für den ganzen Südflügel der Ostfront werde davon abhängen, dass rechtzeitig eine starke Armee im Gebiet um Rowno hinter dem linken H.Gr.Flügel bereitgestellt würde. Sei es nun durch Freimachen von Kräften des rechten Flügels der H.Gr. unter Zurückführung des-selben in eine verkürzte Front, sei es durch Zuführung von Verbänden der H.Gr. Nord oder Abtransport der 17. Armee von der Krim. Nur wenn wir diese Armee um Rowno rechtzeitig bereitstellen könnten, würde einer weit ausholenden Umfangsbewegung des Gegners in der Nordflanke der H.Gr. begegnet und damit das Abdrängen des ganzen Südflügels der Ostfront nach Rumänien verhindert werden können. Während der Generalstabschef des Heeres mit diesen unseren Auffassungen durchaus übereinstimmte und immer wieder versuchte, ihnen bei Hitler Gehör zu verschaffen, blieb dieser bei seinem Prinzip des starren Haltens um jeden Preis. Es war nicht möglich, von ihm eine operative Weisung zu erhalten, wie denn eigentlich – über den Tag und über das Festhalten hinaus – die Operationen auf weitere Sicht geführt werden sollten.

Eine solche Art der Führung war um so unmöglicher, als auch nach Ansicht des OKH der Gegner noch immer über starke operative Reserven verfügte, mit deren Einsatz früher oder später zu rechnen war. Wie sollte man vernünftig führen, wenn Hitler nicht einmal den Ob.Kdos. d.H.Gr. sagte, wie er sich die Fortführung der Operationen im Grossen dachte? Wie sollte – wenn jene feindlichen Reserven tatsächlich vorhanden waren – ihrem Eingreifen vorausschauend Rechnung getragen werden? Die Unmöglichkeit dieses Zustandes brachte ich in einem Schreiben zum Aus-druck, in dem es hiess:

«Jede Führung besteht – wenn sie erfolgreich sein soll – in einem verständnisvollen Zusammenspiel der verschiedenen Führungsinstanzen, das auf klaren Weisungen der Führung und einer übereinstimmenden Beurteilung der Feindlage beruht. Die Führung der H.Gr. kann nicht nur von einem Tag zum anderen denken. Sie kann nicht mit der Weisung, dass alles zu halten sei, auskommen, wenn sie zugleich die weitere Ent-wicklung in einer entscheidungsuchenden feindlichen Umfang sehen muss, der sie nichts entgegenzustellen haben wird.

Ich muss daher bitten, dass das OKH aus den ihm von der H.Gr. vorgelegten Beurteilungen entweder die unerlässlichen Folgerungen im Sinne der H.Gr. zieht, oder die Ansicht der H.Gr. durch Übermittlung seiner Beurteilung der weiteren Entwicklung der Lage entkräftet.

Wenn jedoch den von der H.Gr. auf Grund der Erkenntnisse ihres beschränkten Gesichtskreises angestellten Erwägungen nicht nur das Ohr der obersten Führung verschlossen, sondern auch deren Stimme stumm bleibt, dann kann von einem Zusammenspiel der Führungsinstanzen schlechterdings nicht mehr die Rede sein.»

Als auch auf diese Eingabe eine Antwort nicht erfolgte, wandte ich mich in einem langen persönlichen Schreiben an Hitler selbst. In diesem legte ich noch einmal eindeutig die Lage der H.Gr., die operativen Möglichkeiten, die sich dem Gegner böten, und den Zustand der Truppe dar. Ich liess keinen Zweifel darüber, wie die Entwicklung der Gesamtlage laufen müsse, wenn nicht im Sinne der Vorschläge der H.Gr. gehandelt werde. Besonders hob ich die unerlässliche Notwendigkeit hervor, baldigst starke Kräfte hinter dem Nordflügel der H.Gr. bereitzustellen, um der eindeutig vorauszusehenden Umgehung dieses Flügels der H.Gr. mit ihren weitreichenden Folgen zu begegnen. Im Hinblick auf diese Notwendigkeit wie auf die Gefahr, die auch in einer schliesslichen Abschnürung des Südflügels der H.Gr. im Dnjepr-Bereich drohte, schloss ich mit den Worten:

«Ich darf, mein Führer, zum Schluss noch folgendes sagen: Es handelt sich für uns nicht darum, einer Gefahr zu entgehen, sondern einer unter Umständen unvermeidlich kommenden so zu begegnen, dass wir sie meistern können.»

Dieses Schreiben sollte wenige Tage später anlässlich eines Zusammenstosses mit Hitler eine Rolle spielen.

Hitler berief am 27. Januar alle Oberbefehlshaber der Ostfront und eine grössere Zahl anderer höherer Offiziere in das Führerhauptquartier. Er wollte uns persönlich einen Vortrag über die Notwendigkeit national sozialistischer Erziehung innerhalb des Heeres halten. Je schwieriger die militärische Lage wurde, in desto stärkerem Masse legte er Gewicht auf den «Glauben» als Garantie des Sieges. Eine Einstellung, die er auch immer mehr bei der Auswahl der höheren Führer bis zu den Divisionskommandeuren herab zur Geltung zu bringen versuchte.

Schon anlässlich der Begrüssung bei dem vorangehenden einfachen Mittagessen war zu merken, dass er mir die Kritik nicht vergessen hatte, die aus meinen Darlegungen über die Gesamtführung am 4. Januar gesprochen hatte.

Nun brachte er es in seinem Vortrag fertig, den Führern eines

Heeres, das so viel geleistet hatte, folgendes an den Kopf zu werfen. Er sagte etwa: «Wenn es einmal zum Letzten kommen sollte, dann *müsste es doch eigentlich* so sein, dass die Feldmarschälle und Generale als die Letzten bei der Fahne aushielten.»

Ich bin es nie gewohnt gewesen, Beleidigungen einzustecken. Hitlers Worte mussten aber für jeden Soldaten als eine bewusste Brückierung der Führer des Heeres gelten, deren Mut und deren Willen, bis zum letzten ihre soldatische Pflicht zu erfüllen, er durch seine rhetorische Frage doch in Zweifel stellte.

Der ganze Zuhörerkreis, als Soldaten gewohnt, eine Ansprache eines Vorgesetzten stillschweigend anzuhören, schwieg. Ich aber empfand die in Hitlers Worten verborgene Beleidigung so stark, dass mir das Blut zu Kopf stieg. Als Hitler seine Bemerkung durch Wiederholung noch unterstrich, unterbrach ich ihn durch den Zwischenruf: «Das wird auch der Fall sein, mein Führer!»

Mit der Frage der persönlichen Einstellung zum nationalsozialistischen System oder zu Hitler selbst hatte dieser Zwischenruf natürlich nichts zu tun. Er sollte nur zeigen, dass wir uns auch von Hitler eine derartige moralische Herausforderung nicht bieten liessen. Wie mir nachher gesagt wurde, haben meine Kameraden in jenem Augenblick aufgeatmet, weil sie die Worte Hitlers ebenso empfanden wie ich.

Hitler aber hatte eine Unterbrechung einer Ansprache, die er als Staatsoberhaupt – und in diesem Falle auch noch als oberster Befehlshaber – hielt, wohl noch nicht erlebt. Die Jahre, in denen er in Volksversammlungen Zwischenrufe gehört hatte, waren längst dahin. Er geriet offenbar aus dem Konzept und rief mir, der ich wenige Schritte vor ihm sass, mit eisigem Blick zu: «Ich danke Ihnen, Feldmarschall von Manstein». Darauf schloss er seine Ansprache ziemlich abrupt ab.

Während ich bei General Zeitler Tee trank, wurde dort angerufen und mitgeteilt, dass Hitler mich in Gegenwart Keitels zu sprechen wünsche. Er empfing mich mit den Worten: «Herr Feldmarschall, ich muss es mir verbitten, dass Sie mich in einer Ansprache, die ich an die Generale halte, unterbrechen. Sie würden sich das auch nicht von Ihren Untergebenen gefallen lassen». Gegen das letztere war nichts zu sagen. Ich nahm also Hitlers Worte zur Kenntnis. Dann aber beging dieser, der offenbar sehr verärgert war, einen Fehler. Er fuhr nämlich fort: «Übrigens haben Sie mir vor einigen Tagen eine Denkschrift über die Lage geschickt. Sie soll wohl dazu dienen, Sie später einmal durch das Kriegstagebuch vor der Geschichte zu rechtfertigen.» Dies schlug nun wirklich dem Fass den Boden aus. Ich erwiderte: «Briefe, die ich an Sie persönlich richte, kommen selbstverständlich nicht in unser Kriegstage-

buch. Dieser Brief ist durch Kurier nur über den Chef des Generalstabes gegangen. Im Übrigen bitte ich zu entschuldigen, wenn ich jetzt einen englischen Ausdruck gebrauche. Ich kann zu Ihrer Auffassung nur sagen: *Ich bin ein gentleman*». Schweigen. Nach einer Pause Hitler: «Ich danke sehr». Bei dem abendlichen Lagevortrag, zu dem ich noch besonders herangeholt wurde, gab sich Hitler mir gegenüber wieder durchaus liebenswürdig. Er wünschte sogar meinen Rat über die Möglichkeit der Verteidigung der Krim zu hören, über welche der anwesende Oberbefehlshaber der 17. Armee, General Jänicke, ihm vorgetragen hatte. Dass er mir meine Entgegnung nicht vergessen würde, war allerdings sicher. Ich aber hatte andere Sorgen, als die des Verhältnisses des obersten Befehlshabers zu mir.

Während des *Monats Februar* sollten drei Abschnitte besonders im Vordergrund stehen, die durch die Namen Nikopol, Tscherkassy und Rowno gekennzeichnet sein mögen.

Der Verlust von Nikopol

Mit dem 2. Februar trat die 6. Armee auf Befehl Hitlers wieder zur H.Gr. A zurück. Die Begründung, welche er für diesen Entschluss dem General Zeitzler gab, war bezeichnend. Hitler wollte von der 6. Armee zwei Divisionen auf die Krim, die damals bereits einen verlorenen Posten darstellte, überführen. Die Unterstellung der 6. Armee unter die H.Gr. A begründete er nun damit, dass er diese Divisionen von der H.Gr. Süd nicht bekommen werde!

Für das Ob.Kdo.d.H.Gr. Süd bedeutete die Abgabe der 6. Armee in gewisser Hinsicht eine willkommene Entlastung. Wir hatten auch ohnehin Sorgen genug! Allerdings verloren wir mit der Armee auch ein Kräfte-reservoir, aus dem wir hätten schöpfen können, wenn wir die Freiheit gehabt hätten, die Armee rechtzeitig aus dem Ostteil des Dnjeprbogens und dem Brückenkopf Nikopol herauszuziehen. Gerade dies aber hatte Hitler verhindert. Jetzt sollte er durch den Feind zur Preisgabe dieser Gebiete gezwungen werden.

Am 31. Januar hatten wiederum neue, schwere Feindangriffe gegen die Nordfront der 6. Armee ostwärts Kriwoi Rog und von Süden gegen den Brückenkopf Nikopol eingesetzt. Sie führten zu einem Einbruch in die Front dieses Brückenkopfes. Nach dreitägigem Kampf gelang es dem Gegner, auch an der Nordfront der 6. Armee einen entscheidenden Durchbruch zu erzielen. Hier wurde das 30. AK von 12 feindlichen Schütz.-Div. und 2Pz.-Korps weitgehend zerschlagen, obwohl das Kräfteverhältnis der

Zahl der Divisionen nach nur 2:1 für den Gegner stand. Das Korps hatte 6 Divisionen in der Front und 2 Pz.-Div. hinter ihr gehabt. Aber diese Divisionen waren eben aus Mangel an infanteristischem Ersatz wie an Waffen nur noch als Kampfgruppen zu werten. Die beiden Pz.-Div. besaßen z. Z. noch fünf einsatzfähige Panzer! Schliesslich musste ja einmal der Zeitpunkt kommen, in dem die tapfere Truppe infolge dauernder Überbeanspruchung am Ende ihrer Kräfte war.

Da zu diesem Zeitpunkt die 6. Armee bereits aus dem Befehlsbereich der H.Gr. Süd ausgeschieden war, kann ich auf die weitere Entwicklung des Kampfes in diesem Abschnitt nicht eingehen. Tatsache war jedenfalls, dass mit dem Durchbruch des Gegners durch die Nordfront der 6. Armee die beiden in dieser stehenden, wie die beiden im Brückenkopf Nikopol kämpfenden Korps nahezu abgeschnitten waren. Ein Ergebnis, das das Ob.Kdo.d.H.Gr. oft genug vorausgesagt hatte. Jetzt sah sich auch Hitler gezwungen, der Aufgabe des Ostteils des Dnjepribogens und des Brückenkopfes Nikopol endlich zuzustimmen. Tatsächlich gelang es der 6. Armee, ihre Korps in schweren Kämpfen aus dieser Schlinge herauszubekommen, allerdings nur unter erheblichen Materialverlusten.

Eine rechtzeitige Preisgabe dieser auf die Dauer doch nicht zu haltenden Bastion hätte nicht nur die geordnete Rückführung aller in ihnen stehenden Kräfte, sondern das Freimachen von Divisionen für den weit wichtigeren Nordflügel der H.Gr. Süd ermöglicht. Stattdessen waren die Verbände der 6. Armee an einer operativ falschen Stelle verbraucht worden, und es blieb zweifelhaft, ob die Armee auf die Dauer dem Druck des nachdrängenden Gegners gewachsen bleiben würde.

Der Kessel von Tscherkassy

In der *Mitte der H.Gr.-Front* waren die schnellen Verbände der 1. Pz.-Armee nach dem erfolgreichen Gegenschlag gegen die feindliche 40. Armee im Ostteil der in unserer Front klaffenden Lücke zu dem bereits geschilderten zweiten Schlag in ihrem Westteil angetreten. Sogleich aber wuchsen der feindlichen Hydra auf dem soeben von unseren Pz.-Div. verlassenen Kampfplatz neue Köpfe.

Ende Februar brach der Gegner mit starken Kräften, vor allem mehreren Pz.- und mech. Korps, in den Nordwestteil des früher erwähnten vorspringenden Frontbogens ein, den die inneren Flügel der 1. Pz.-Armee und der 8. Armee noch immer in Anlehnung an den Dnjepstromaufwärts Tscherkassy halten mussten. Der Stoss führte den Feind

zwischen dem 7. AK und dem 42. AK weit nach Süden, bis in die Gegend von Swenigorodka.

Zur gleichen Zeit aber hatte der Russe auch die nach Osten gerichtete Front der 8. Armee im Gebiet südwestlich Tscherkassy angegriffen und sie unter Einsatz der 4. Garde- und der 5. Garde-Pz.-Armee mit frischen Verbänden durchbrochen. Es gelang diesen, so weit nach Westen durchzustossen, dass sie den von Nordwesten auf Swenigorodka bei der 1. Pz.-Armee durchgebrochenen Feindkräften die Hand reichen konnten. Damit war der früher geschilderte, nach Norden bis an den Dnjepr vorspringende Frontbogen und in ihm das 42. AK der 1. Pz.-Armee sowie das 11. AK der 8. Armee abgeschnitten. Diese Lage fand ich vor, als ich am 28. Januar in das Hauptquartier der H.Gr. zurückkehrte. Das Ob.Kdo.d.H.Gr. traf sofort durchgreifende Massnahmen, um die eingeschlossenen Korps freizukämpfen.

Die 1. *Pz.-Armee* erhielt den Befehl, so bald wie möglich den Kampf gegen die auf ihrem linken Flügel eingeschlossenen Kräfte der sowjetischen 1. Pz.-Armee zum Abschluss zu bringen. Das 3. Pz.-Korps war schnellstens dort freizumachen. Es sollte mit der 16., 17. Pz.-Div., der Lb.St. und dem schweren Pz.-Regiment Baeke, das sich bereits in der vorerwähnten Schlacht besonders bewährt hatte, an die neue Krisenstelle geworfen werden. Die 1. Pz.-Div. sollte sobald wie möglich folgen.

Der 8. *Armee* wurde aufgegeben, an ihrer Front das Gen.Kdo. des 47. Pz.-Korps mit 3 Pz.-Div. freizumachen und in Richtung auf die Durchbruchsstelle zu versammeln. Von der 6. Armee wurde noch die 24. Pz.-Div. zur Verstärkung dieser Stossgruppe heranbefohlen. Als sie jedoch dort eingetroffen war, befahl Hitler ihre Rückgabe an die H.Gr. A, weil die Lage im Brückenkopf Nikopol anfang, brenzlich zu werden. Sie konnte dort nur noch zu spät kommen.

Nach dem Befehl der H.Gr. sollten die beiden Korps, das der 1. Pz.-Armee von Westen, das der 8. Armee von Süden, die Feindkräfte in Flanke und Rücken angreifen, die das 42. und das 11. AK eingeschlossen hatten.

Es war eine verhältnismässig grosse Zahl von Divisionen, die das Ob.Kdo.d.H.Gr. einsetzte, um die beiden Korps herauszuhauen. Aber sie erschien nötig, da der Gegner nicht weniger als 26 Schützen-Divisionen und 7 bis 9 Pz., mech. und Kav.-Korps von Nordwesten und von Osten her in diesen Kampfraum hineingepresst hatte. Eine Vielzahl von Verbänden, die allerdings damit zu erklären war, dass auch die sowjetischen Divisionen nur noch geringe Stärken hatten, soweit es sich nicht um frische oder aufgefrischte Verbände handelte.

Die Aufgabe unserer beiden Stossgruppen sollte es sein, zunächst die

rückwärtigen Verbindungen dieser zahlreichen Feindkräfte abzuschneiden und sie alsdann in konzentrischem Angriff zu vernichten.

Leider verzögerte zunächst tiefer Schnee und dann eintretender Schlamm die Versammlung der beiden Stossgruppen erheblich. Immerhin gelang es ihnen nach dem Antreten, einen wesentlichen Teil der Feindkräfte, die den Tscherkassy-Kessel abgeschnitten hatten, wirksam zu fassen und weitgehend zu zerschlagen. Über 700 Panzer, mehr als



Die Kämpfe der Heeresgruppe Süd bis Mitte Februar 1944

600 Pak und etwa 150 Geschütze wurden vernichtet, aber nur etwas über 2'000 Gefangene von den beiden Korps gemeldet. Ein Zeichen, dass der Gegner vorwiegend aus mot. Verbänden bestanden hatte. Schliesslich aber setzte unergründlicher Schlamm oder Schnee dem Vorgehen ein Ende. Der Stosskeil des 3. Pz.-Korps war bis auf 13 Kilometer an die Südwestfront des Kessels herangekommen. Das 47. Pz.-Korps

hatte dagegen wohl einen grossen Teil der Feindkräfte auf sich gezogen.

Der Führungsstab des Ob.Kdos.d.H.Gr. war in unserem Befehlszug nach Uman gegangen, um für das Zusammenwirken der beiden Armeen in diesem Kampf sorgen zu können. Das Pz.-AOK 1 hatte in Uman seinen Sitz, auch das AOK 8 war von dort aus schnell zu erreichen. Zweimal versuchte ich, von Uman aus auch an die Front der Stossgruppen zu gelangen. Beide Male aber blieb mein Kübelwagen rettungslos im Schnee oder im Schlamm stecken. Das Wetter wechselte von Tag zu Tag zwischen Schneesturm und Tauwetter. Dabei zeigte sich wiederum, dass die sowjetischen Panzer bei Schnee oder aufgeweichtem Untergrund dank ihrer breiten Ketten den unseren an Geländegängigkeit überlegen waren.

Da keine Aussicht mehr bestand, dass die Panzerkräfte bis an den Kessel herankommen würden, befahl ich den Ausbruch der beiden eingeschlossenen Korps nach Südwesten. Sie waren inzwischen durch immer erneute Feindangriffe von allen Seiten zusammengedrängt worden. Der ihnen verbliebene Raum mass in der Nordsüd-Richtung etwa noch 45 Kilometer, in der Westost-Richtung aber nur 15 bis 20 Kilometer. Es war also höchste Zeit, wenn diese Korps noch gerettet werden sollten. Am 4. Februar hatten die Sowjets bereits zur Kapitulation aufgefordert.

Unter Führung ihrer Kommandierenden Generale, Stemmermann und Lieb, traten die Korps in der Nacht vom 16. zum 17. Februar zum Ausbruch nach Südwesten an, dem 3. Pz.-Korps entgegen. Dieses machte eine letzte Anstrengung, durch den unergründlichen Schlamm den Ausbrechenden wenigstens mit einigen Panzern entgegenzustossen.

Auf Weisung der H.Gr. hatten die beiden eingeschlossenen Korps ihre gesamte Artillerie und Munition zur Unterstützung des Ausbruchs einzusetzen. Da dieser durch wegeloses Gelände und tiefen Schlamm führte, mussten die Batterien nach Verschiessen ihrer Munition stehenbleiben. Nachhuten mit wenigen Geschützen deckten den Ausbruch gegen den von Norden, Osten und Süden andrängenden Feind.

Man kann sich vorstellen, mit welchen Gefühlen der Hoffnung und Sorge wir in unserem Befehlszuge auf die Nachricht warteten, ob der Ausbruch gelingen werde oder nicht. Um 1.25 Uhr in der Nacht vom 16. zum 17. Februar kam die erlösende Meldung, dass die erste Verbindung zwischen den ausbrechenden Korps und den Spitzen des 3.Pz.-Korps hergestellt sei. Der zwischen beiden stehende Gegner wurde buchstäblich über den Haufen gerannt. Am 28. Februar wussten wir, dass 30'000 bis 32'000 Mann aus dem Kessel herausgekommen waren. Da sich in diesem 6 Divisionen und 1 Brigade befunden hatten, musste dies im Hinblick auf die gesunkenen Frontstärken die Masse der fechtenden Truppen

sein. *) Bedrückend und sehr schmerzlich blieb, dass der grösste Teil der Schwerverwundeten bei diesem Ausbruch nicht hatte mitgenommen werden können. General Stemmermann fiel bei den Ausbruchskämpfen.

So war es gelungen, diesen beiden Korps das Schicksal zu ersparen, das die 6. Armee bei Stalingrad erlitten hatte. Hitler hatte auch hier das Halten des Kessels verlangt, schliesslich aber der vom Ob.Kdo. d.H.Gr. befohlenen Vorbereitung eines Ausbruchs nachträglich zugestimmt. Der Befehl zum Ausbruch selbst war dann vom Ob.Kdo.d.H.Gr. ohne vorherige Verständigung Hitlers gegeben worden, um jeder Möglichkeit eines Einspruches vorzubeugen.

Naturgemäss waren bei dem Ausbruch die Masse der Geschütze und schweren Waffen im Schlamm steckengeblieben. Nur einige waren unter übermenschlichen Anstrengungen von der Truppe mitgeführt worden. Die befreiten Divisionen mussten zunächst selbstverständlich aus der Front gezogen werden. Dass damit 6V2 Divisionen für den Kampf der H.Gr. ausfielen, machte die Lage noch schwieriger. Diese Notwendigkeit wurde aber durch die Freude über die gelungene Rettung wenigstens der Menschen der beiden Korps bei weitem aufgewogen.

Für die 1. Pz.-Armee und die 8. Armee blieb nunmehr die Aufgabe, wieder eine feste Verbindung zwischen ihren Fronten herzustellen und so bald wie möglich Panzerkräfte als Reserven freizumachen.

Nachdem ich Teile der ausgebrochenen Divisionen besucht hatte, kehrte der Führungsstab wieder nach Proskurow zurück. Die Lage auf dem linken Flügel der H.Gr. machte dies dringend.

Rowno

Aus den früher dargelegten Gründen hatte das Ob.Kdo.d.H.Gr. während des Monats Februar zunächst alles daran gesetzt, einen endgültigen Durchbruch des Gegners durch die Mitte ihrer Front zu verhindern. Sie hat dadurch die drohende Abschnürung des noch im Dnjeprbogen festgehaltenen rechten H.Gr.Flügels unmöglich gemacht. Alsdann war die Zwangslage entstanden, die im Kessel von Tscherkassy eingeschlossenen Korps herauszuhauen. Nachdem dieses geglückt war, musste die Entwicklung der Lage auf dem Nordflügel der H.Gr. in den Vordergrund unserer Erwägungen wie unserer Sorgen treten.

Hier stand die 4. Pz.-Armee in einer nunmehr nach Nordosten gerich-

*) Die Verpflegungsstärke der beiden Korps hatte vor der Einschliessung 54'000 Mann betragen. Jedoch war ein Teil der rückwärtigen Einheiten nicht in den Kessel geraten.

teten und zurzeit sogar einigermaßen durchlaufenden Front von nordostwärts Winniza bis westlich der kleinen Stadt Schepetowka. Letztere liegt etwa 75 Kilometer genau nördlich von Proskurow, dem Hauptquartier des Ob.Kdo.d.H.Gr. Bei Schepetowka endete die durchlaufende Front der Armee. Für eine Frontbreite von rund 240 Kilometern standen hier derzeit neun schwache, aber noch einsatzfähige Divisionen (5 Inf.-, 2 Pz.-, 2 Pz.-Gren.-Div.) unter drei Gen.Kdos. zur Verfügung. Z. Z. hatte vorerst an der Front der Armee der Druck des Gegners nachgelassen, da dieser wohl eine Pause in seinem Vorgehen einlegen musste. Trotzdem war klar, dass die Armee einem Angriff mit den vorgenannten Kräften gegenüber einem weit überlegenen Gegner kaum würde standhalten können.

Weit drohender in Bezug auf die Lage der H.Gr. war jedoch eine andere Gefahr.

Vor dem Westflügel der 4. Pz.-Armee dehnte sich weit nach Norden – bis an die Südgrenze der H.Gr. Mitte – nunmehr ein offener Raum, in dem so gut wie keine deutschen Kräfte standen. Der Feind würde – früher oder später – aus diesem Gebiet zu einer weit ausholenden Umgehung der 4. Pz.-Armee und damit der gesamten H.Gr. ansetzen können. Wenn auch der Nordteil dieses weiten, leeren Raumes, das Gebiet der Pinsker Sümpfe, für grössere Operationen ausfiel, so erstreckte sich doch unmittelbar nördlich der Front der 4. Pz.-Armee von Osten nach Westen eine etwa 60 Kilometer breite Landbrücke. Über sie führte die grosse Strasse von Kijew über Shitomir nach Rowno und weiter nach Westen in das Generalgouvernement auf Lemberg bzw. Lublin.

Zur Sperrung dieser Landbrücke im Zuge der genannten Strasse hatte das Ob.Kdo.d.H.Gr. das 13. AK auf den äussersten Nordflügel verschoben. Es wurde von meinem früheren Chef beim 38. AK, General Hauffe, mit grosser Tatkraft geführt. Leider ist Hauffe im März 1944 an der Spitze seines Korps gefallen. Mit den wenigen ihm zur Verfügung stehenden Kräften verzögerte er im Februar/März den Vormarsch des weit überlegenen Gegners beiderseits der vorgenannten grossen Strasse, sich immer wieder geschickt der vom Feinde angestrebten Umklammerung entziehend. Weiter nördlich – schon im Bereich der Pinsker Sümpfe – sicherte ostwärts von Kowel eine Gruppe von Polizeieinheiten die grosse von Kijew nach Polen führende Bahn.

Angesichts der Überlegenheit des Gegners konnte das isoliert fechtende 13. AK den feindlichen Vormarsch naturgemäss nur verzögern, nicht aber auf die Dauer verhindern. Schon Anfang Februar ging die Stadt Rowno verloren. Das 13. AK musste nach Westen auf Dubno zurückgehen.

Der in Rowno residierende Reichskommissar der Ukraine, Gauleiter Koch, hatte sich selbstverständlich rechtzeitig aus dem Staube gemacht. Nicht ohne den ihm unterstellten Behörden und Polizeikräften das Aushalten bis zum Letzten zur Pflicht zu machen. In Ostpreussen sollte er später ebenso ausreissen. Dagegen forderte Hitler den Kopf des Generals, dem die Schuld am Verlust der Stadt zuzuschreiben sei. Wie Zeitler mir sagte, plädierte sogar Keitel für die sofortige Erschiessung des Kampfkommandanten von Rowno. Als Zeitler dem energisch widersprach und erklärte, dass Hitler in jedem Fall doch zunächst wohl seine Generale werde hören wollen, schaltete sich Göring ein. Er sagte: «Nee, nee, das kommt gar nicht in Frage, wo würden wir hinkommen, wenn wir das jedesmal machen würden? Das ist auch gar nicht Aufgabe eines Staatsoberhauptes». Abgesehen davon, dass Göring der ganze Fall gar nichts anging, war gerade er sicherlich der letzte, der berechtigt gewesen wäre, andere wegen angeblicher Pflichtverletzung zu verdammen. Sein Ausspruch zeigte aber wieder einmal seinen bekannten Hass gegen die Generale, wie gegen das Heer überhaupt. Hitler ging übrigens nicht auf die Ansichten von Keitel und Göring ein, sondern ordnete eine kriegsgerichtliche Untersuchung an. Im Laufe dieser wurde nicht der zunächst angeklagte Kampfkommandant, sondern der als Zeuge geladene, im Gebiet von Rowno befehligende Divisionskommandeur zum Tode verurteilt. Ein Urteil, das Hitler jedoch auf meinen und des Armeeeoberbefehlshabers Einspruch hin und unter Anerkennung der Gründe, die zum Verlust Rownos geführt hatten, aufhob. Die Einrichtung «fliegender Standgerichte», die über den Kopf der verantwortlichen Befehlshaber hinweg Urteile fällen durften, hat es zu meiner Zeit noch nicht gegeben.

Doch kehren wir zur 4. Panzer-Armee zurück.

Wenn auch, wie bereits gesagt, an der Front der Armee eine unmittelbare Gefahr zurzeit noch nicht drohte, so war doch klar, dass jener weite, nur durch schwache Kräfte überwachte Raum nördlich ihrer Front demnächst zur Basis einer feindlichen Offensive werden würde. Mochte diese sich nun nach Westen auf Lemberg, oder nach Süden gegen die 4. Panzer-Armee unter Umgehung von deren Westflügel richten.

Man wird sich erinnern, dass das Ob.Kdo.d.H.Gr., diese Gefahr voraussehend, mehrfach die Bereitstellung einer Armee im Gebiet um Rowno gefordert hatte. Sie war nicht erfolgt. Die oberste Führung hatte weder Kräfte anderwärts (bei H.Gr. Nord oder durch Räumung der Krim) für diesen Zweck freigemacht, noch hatte sie dies der H.Gr. durch Gewährung operativer Bewegungsfreiheit für ihren Südflügel ermöglicht.

Dass das Ob.Kdo.d.H.Gr. nach Abschluss des Kampfes im Bereich des

Tscherkassy-Kessels starke Panzerkräfte von der Mitte der Front der H.Gr. nach dem linken Flügel derselben zog, war selbstverständlich. Sie konnten bis 15. März hinter dem linken H.Gr.Flügel eingetroffen sein. Aber, wie das Ob.Kdo.d.H.Gr. dem OKH gegenüber betonte, würden diese Kräfte bestenfalls dazu ausreichen, die Lage an der Front der 4. Pz.Armee im Falle eines erneuten feindlichen Grossangriffes einigermaßen zu halten. Keineswegs konnten sie genügen, einer weit-ausholenden Umfassung des Westflügels dieser Armee zu begegnen. Nach wie vor werde die Entscheidung auf dem Nordflügel der H.Gr. fallen. Infolgedessen sei die Heranführung von Kräften für diesen unerlässlich. Es geschah in dieser Hinsicht seitens der obersten Führung vorerst jedoch nichts Durchgreifendes.

Offenbar rechnete Hitler mit einer bereits eingetretenen Erschöpfung der sowjetischen Angriffskraft. Ausserdem erwartete er das baldige Eintreten der Schlammperiode, das auch für die Sowjets grössere Operationen ausschliessen würde.

Unser Angriff zur Befreiung der bei Tscherkassy eingeschlossenen Korps Mitte Februar war zwar in Schneestürmen, die mit Schlammperioden abwechselten, steckengeblieben. Mit dem Einsetzen der eigentlichen Schlammzeit war jedoch noch nicht zu rechnen.

Die erhoffte Erschöpfung der feindlichen Angriffskraft durfte man nur unter gleichzeitiger Berücksichtigung des Absinkens unserer eigenen Kampfstärken betrachten. Das Ob.Kdo.d.H.Gr. legte zur Beurteilung dieser Gesamtfragen dem OKH eine Reihe von Zahlen vor, die ein anschauliches Bild der beiderseitigen Verluste und ihres Ersatzes ergaben.

Wir hatten nach zahlreichen Gefangenenaussagen berechnet, dass die vor unserer Front eingesetzten Feindverbände in der Zeit vom Juli 1943 bis Januar 1944 etwa 1'080'000 Mann Ersatz erhalten haben mussten. Diese Zahl mochte also den Verlusten entsprechen, die der Gegner innerhalb dieser Zeitspanne erlitten hatte. Demgegenüber hatten die Verluste der H.Gr. in jener Zeit 405 409 Mann an Toten, Verwundeten und Vermissten betragen. Ihnen stand eine Ersatzzuführung von nur 221 893 Mann gegenüber. Mochten also auch die feindlichen Verbände weit stärker als die unsrigen gelitten haben, war es auch offensichtlich, dass der Kampfwert namentlich der Infanterie auf der Feindseite immer stärker zurückging, so zeigten diese Zahlen doch, dass das Kräfteverhältnis sich erheblich zu unseren Ungunsten verschoben hatte. Zu den hohen blutigen Verlusten des Gegners hätten eben noch grosse Zahlen von Gefangenen kommen müssen, die wir aber nur bei beweglicher Operationsführung dem Feinde hätten abnehmen können.

Bei den Panzerverbänden stand es zurzeit so, dass die sowjetischen

in der Front stehenden Panzer-Korps in einem Einzelfall nur noch 20, sonst aber im Durchschnitt 50–100 Panzer besaßen, gegenüber einem Soll von 200–250. Unsere Panzer-Divisionen verfügten demgegenüber im Durchschnitt bestenfalls noch über einige 30 einsatzfähige Panzer. Nur die zuletzt der Heeresgruppe zugeführten Panzerdivisionen standen besser, einige andere dagegen noch schlechter. Insgesamt hatte der Gegner vor unserer Front in der vorerwähnten Zeitspanne schätzungsweise 2'700 neue Panzer erhalten, wir dagegen (einschliesslich Sturmgeschützen) nur 872. Unberücksichtigt war bei dieser Aufstellung die grosse Zahl von Verbänden, über die der Feind noch als Reserve verfügte.

Kennzeichnend im Einzelnen mögen nachstehende Angaben der Armeen der Heeresgruppe sein, bei denen Doppelzählungen, zum Beispiel bei abgeschossenen Panzern, naturgemäss vorgekommen sein mögen. Nach diesen Meldungen hatte der Gegner verloren:

im Januar 17'653 Gefangene, 2'873 Panzer, 588 Gesch., 2'481 Pak. im Februar 7'700 Gefangene, 1'055 Panzer, 200 Gesch., 855 Pak.

Diese Zahlen zeigen einmal die ausserordentlich hohe Ausstattung an Material, über die die Rote Armee schon damals verfügte. Die Sowjets waren nicht mehr darauf angewiesen, allein Menschenmassen in den Kampf zu werfen. Zum anderen aber offenbaren sie eine auffallende Diskrepanz zwischen der Zahl der Gefangenen und denen des zerstörten oder erbeuteten Materials. Entweder war es den Sowjets gelungen, sich oftmals unter Preisgabe ihrer schweren Waffen der Gefangennahme zu entziehen (was zugleich auf ein Absinken der Kampfmoral hindeuten konnte) oder sie mussten ausserordentlich hohe blutige Verluste erlitten haben.

Was nun die Einstellung Hitlers – unter Berücksichtigung obiger Zahlen – zur Frage der Weiterführung der Operationen und damit zu der Möglichkeit einer gefährdenden Entwicklung der Lage auf dem Nordflügel der Heeresgruppe anging, so war ein Gespräch recht aufschlussreich, das ich am 18. Februar telefonisch mit General Zeitzler führte.

Ich hatte auf die Gefahr hingewiesen, die sich für den Nordflügel der Heeresgruppe voraussehen liess. Ich war dabei auf das beiderseitige Kräfteverhältnis gekommen, sowie darauf, dass dieses für uns noch immer ungünstig im Vergleich zu den anderen Heeresgruppen stand. Ich gebe die Niederschrift des mithörenden Offiziers nachstehend wieder.

Zeitzler: «Ich habe darüber, wie über seine Konsequenzen, erneut ein langes Gespräch mit dem Führer gehabt, bin aber wieder auf keine Gegenliebe gestossen.»

Ich: «Wie denkt er sich dann die weitere Kampfführung bei uns?»

Zeitler: «Er sagt, irgendwann muss der Russe ja schliesslich mal aufhören, anzugreifen. Seit Juli vorigen Jahres greift er in einemfort an. Ewig geht das ja nicht. Ich habe ihm darauf gesagt: Mein, Führer, wenn Sie jetzt Russe wären, was würden Sie tun? Er antwortete: Gar nichts! Ich erwiderte: *Ich* würde angreifen und zwar in Richtung Lemberg!»

Hitler aber rechnete weiterhin offenbar damit, dass Erschöpfung und Wetter in Kürze den feindlichen Angriffsoperationen ein Ende setzen würden. Im Mai könnte er dann, wie er mir seinerzeit gesagt hatte, über neu aufgestellte Divisionen verfügen. Hätte er das für diese benötigte Personal und Material in unsere kampferprobten Divisionen gesteckt, so würde sich unsere Lage wohl anders gestaltet haben.

Die Stunde schlägt . . .

Im März 1944 schlug die Stunde, in der für den grundlegenden Fehler der deutschen obersten Führung die Rechnung zu begleichen war. Für den Fehler, niemals etwas preisgeben zu wollen (sei es im Osten oder auf andern Kriegsschauplätzen), um stattdessen an der entscheidenden Stelle überlegen oder wenigstens stark genug sein zu können. In erster Linie also dafür, im Jahre 1943 nicht *alles* an eine *Entscheidung im Osten* gesetzt zu haben, um hier wenigstens noch ein Remis oder eine Erschöpfung der sowjetischen Angriffskraft zu erreichen, ehe im Westen eine wirkliche zweite Front entstehen würde.

Weiterhin für den Fehler, seit dem Scheitern der letzten deutschen Offensive, der Operation «Zitadelle», durch den Versuch, viel zu weit gestreckte Fronten mit unzureichenden Kräften halten zu wollen, die eigenen Kräfte über Gebühr und Notwendigkeit verbraucht zu haben.

Schliesslich für den Fehler, bis zum Letzten darauf zu beharren, dass der Südflügel der Ostfront in weit nach Osten vorspringenden Bastionen – zunächst im Donezgebiet und im Kuban, dann im Dnjeprbogen und auf der Krim – festgenagelt blieb, dem Gegner alle Chancen für eine Abschnürung bietend. Ein Fehler, bei dem die oberste Führung übersah, dass die Entscheidung nicht im Kampf um diese Bastionen selbst fallen werde. Dass sie vielmehr schliesslich *dort* fallen müsse, von wo aus der Gegner zu einem Abdrängen des ganzen deutschen Südflügels nach Süden in Richtung auf das Schwarze Meer bzw. nach Rumänien gelangen konnte. Diese entscheidende Stelle aber war, seit «Zitadelle», immer der Nordflügel der Heeresgruppe Süd gewesen.

Jetzt war es zu spät! Das entscheidende Jahr 1943 war verstrichen,

ohne dass es gelungen war, im Osten wenigstens noch ein Remis zu erreichen. Ob dies fernerhin noch möglich sein würde, hing nunmehr von dem Ausgang der für 1944 sicher zu erwartenden Invasion im Westen ab.

Auf dem Südflügel der Ostfront aber war zunächst die Rechnung zu bezahlen!

Wenn Hitler Ende Februar die Hoffnung ausgesprochen hatte, dass Erschöpfung der Kräfte beim Gegner und das Eintreten der Schlammperiode der feindlichen Offensive doch endlich ein Ziel setzen würden, so erwies sich diese Hoffnung zum mindesten als verfrüht.

Sicherlich hatte der Russe seine schwererkämpften Fortschritte dank der Haltung der deutschen Truppe mit ausserordentlichen Opfern bezahlen müssen. Es war offensichtlich, dass namentlich seine Infanterieverbände, in die er rücksichtslos alle Wehrfähigen der wiedereroberten Gebiete hineinpresste, an Kampfwert immer mehr nachliessen. Aber der Feind verfügte eben immer noch über frische oder aufgefrischte Verbände. Wenn auch bei seinen Panzer- und mech. Korps die Zahl der Panzer infolge der früher erwähnten hohen Verluste abgesunken war, so übertraf sie doch die der deutschen Panzer-Divisionen um ein Mehrfaches. Auf deutscher Seite hatte demgegenüber selbst das rigorose Auskämmen aller rückwärtigen Einheiten den Mangel an Ersatz nicht ausgleichen können. Bereits hatten wir Hunderttausende von «Hiwis» in die Trosse und Kolonnen eingestellt. Es waren dies russische, namentlich ukrainische und kaukasische Freiwillige, die ihren Dienst bei uns freiwillig und treu getan haben. Sie zogen den Kampf im deutschen *Heer* (trotz der von den Parteistellen in den besetzten Gebieten betriebenen Politik) der Rückkehr unter die bolschewistische Herrschaft vor.

Die Schlammperiode begann Anfang März, wenn auch von Frost noch unterbrochen, wirksam zu werden. Aber sie war für uns vorerst weit ungünstiger als für die Russen. Dass die sowjetischen Panzer dank ihrer breiteren Ketten den unseren im Schnee und Schlamm an Beweglichkeit überlegen waren, wurde bereits erwähnt. Zugleich aber traten auf der Feindseite nunmehr in grösster Zahl amerikanische Lastkraftwagen in Erscheinung. Diese fuhren noch querfeldein, als unsere Wagen schon ganz an die wenigen festen Strassen gebunden waren. So konnte der Gegner auch die Infanterie seiner Panzer- und mech. Korps schnell bewegen. Zudem machte sich, je schlimmer der Schlamm wurde, desto mehr der Ausfall von Zugmaschinen auf deutscher Seite spürbar. Das Ergebnis war, dass unsere schnellen Verbände nur unter grossem Zeitverlust über längere Strecken verschoben werden konnten, und dass sie im Kampf gegenüber dem beweglicheren Gegner in Nachteil gerieten.

Für das O.K.d.d.H.Gr. blieb bis zu dem Zeitpunkt, in dem der

Schlamm den feindlichen Angriffsoperationen ein vorläufiges Ziel setzen würde, wie auch für die spätere Zeit einer Wiederaufnahme des Kampfes, die Notwendigkeit eines starken Nordflügels bestehen.

Zwar würde zweifellos der Gegner auch weiterhin die Heeresgruppe A (6. Armee) und unsere 8. Armee angreifen. Nach wie vor bestand für ihn die Aussicht, diesen immer noch weit nach Osten vorgestaffelten Flügel zu zerschlagen, ihn gegen das Schwarze Meer zu drängen oder jedenfalls die Übergänge über den Bug und später über den Dnjestr zu gewinnen. Lockte hier doch das Ziel einer Wiedereroberung Bessarabiens und der Öffnung des Weges nach Rumänien und weiter auf den Balkan! Ein Gebiet, das Roosevelt dem «Onkel Joe» so gern überlassen wollte.

Immerhin hatte die deutsche Seite auf diesem Flügel die Möglichkeit, notfalls in elastischer Kampfführung auszuweichen und durch die damit zugleich zu erreichende wesentliche Verkürzung der Front der 6. Armee erhebliche Kräfte einzusparen. Es blieb möglich – sei es hinter dem unteren Bug oder dem unteren Dnjestr (jedenfalls also noch vorwärts der altrumänischen Grenze) –, in einer für entscheidende Verteidigung ausreichend besetzten Front den Gegner endgültig zum Stehen zu bringen.

Als sich daher bereits am 22. Februar neue Angriffsabsichten des Feindes vor dem Südflügel der 8. Armee abzeichneten, beantragte das Ob.Kdo.d.H.Gr., dass die Armee Bewegungsfreiheit zum Ausweichen erhalten sollte. Wir waren weder gewillt noch in der Lage, diesem Teil der Front Kräfte zuzuführen, die anderwärts (auf dem linken Flügel der Heeresgruppe) viel dringender benötigt wurden. Voraussetzung für eine solche elastische Kampfführung der 8. Armee war allerdings, dass die südlich anschliessende, noch weiter nach Osten vorgestaffelte 6. Armee sich der vorgeschlagenen Bewegung anschloss. Aus diesem Grunde hatte das Ob.Kdo. um das Einverständnis des OKH nachsuchen müssen.

Wie wohl nicht weiter zu verwundern ist, wurde es von Hitler nicht gegeben. Im Gegenteil musste die Heeresgruppe in der Folge noch Kräfte (3. und 24. Panzer-Division) zum Eingreifen bei der 6. Armee abgeben, als auf deren viel zu weit gedehnter Front ein neuer Rückschlag eintrat.

Weit grössere operative Chancen, als sich dem Gegner durch ein Vorwärtkommen längs der Küste des Schwarzen Meeres gegenüber der Heeresgruppe A eröffnen konnten, mussten sich für ihn jedoch ergeben, wenn er gegenüber dem Nordflügel der Heeresgruppe Süd zu einem entscheidenden Erfolge gelangte. Erreichte er es durch stärksten Kräfteeinsatz, vielleicht noch vor Einsetzen der Schlammperiode, die nach Norden gerichtete Front der 4. Panzer-Armee zu überrennen, dann würde er zunächst die für die Versorgung des ganzen Südflügels wesentlichste

Bahn, die von Lemberg über Shmerinka in die Südukraine führte, in die Hand bekommen. In der Folge aber würde der Gegner, weiter nach Süden vorgehend, in die tiefe Flanke und den Rücken des Südflügels gelangen.

Darüber hinaus war mit Sicherheit anzunehmen, dass der Feind den weiten, offenen Raum, der sich zwischen dem Nordflügel der Heeresgruppe Süd und dem Südflügel der Heeresgruppe Mitte aufgetan hatte, zur Versammlung einer neuen starken Stossgruppe ausnutzen würde. Deren Aufgabe würde die weitausholende Umgehung des linken Flügels der Heeresgruppe sein oder der von General Zeitler Hitler gegenüber erwähnte Stoss auf Lemberg. Das Ende Februar festgestellte Auftauchen des Ob.Kdo. der 1. weissrussischen Front in diesem Gebiet gab bereits einen untrüglichen Hinweis auf derartige Absichten. Durch eine solche Umgehung ihres linken Flügels würde die Heeresgruppe unweigerlich nach Süden, vielleicht noch ostwärts der Karpaten, abgedrängt werden. Über Lemberg aber würde den Sowjets der Weg nach Galizien oder in das eigentliche Polen offen stehen.

Einer derartigen Entwicklung der Lage musste unter allen Umständen vorgebeugt werden.

Sobald der Kampf um die Befreiung der bei Tscherkassy eingekreisten Korps beendet und anschliessend in diesem Gebiet eine Verbindung zwischen den Fronten der 1. Panzer- und der 8. Armee wieder hergestellt worden war, hatte das Ob.Kdo.d.H.Gr. eine durchgreifende Verschiebung von Kräften nach dem linken Heeresflügel angeordnet. Im Bereich der 1. Panzer- und der 8. Armee wurde das Gen.Kdo. des 3. Panzer-Korps mit der 1., 11., 16. Panzer-Division freigemacht. Ihnen sollte so bald als möglich noch die 17. Panzer-Division und die Artillerie-Division folgen, um bei Proskurow hinter der 4. Panzer-Armee bereitgestellt zu werden. Desgleichen wurden dieser von den genannten Armeen die 7. Panzer-Division, die Leibstandarte und eine schwere Panzer-Abteilung 503 zugeführt. Letztere Verbände hatte das Ob.Kdo. der 4. Panzer-Armee unter dem Gen.Kdo. des 48. Panzer-Korps um Tamopol zu versammeln. Während die Aufgabe des 3. Panzer-Korps das Verhindern oder Auffangen eines feindlichen Durchbruchs durch die Front nördlich Proskurow sein würde, sollte es Aufgabe des 48. Panzer-Korps sein, eine Umfassung des Westflügels über Tarnopol zu verhindern. Auch 3 vom OKH zugesagte Infanterie-Divisionen (68., 357., 359.) wurden in den Bereich der 4. Panzer-Armee herangeführt.

Das Herausziehen der genannten Divisionen aus der Front der abgehenden Armeen beanspruchte naturgemäss Zeit. Die Wege und Trans-

Portverhältnisse gestatteten zudem eine schnelle Verschiebung der Divisionen nicht mehr. So konnten sie nicht vor Mitte März in den vorgesehenen Gebieten hinter dem linken Heeresgruppen-Flügel eintreffen.

Anfang März ordnete das Ob.Kdo.d.H.Gr. ferner eine wesentliche Ausdehnung bzw. Verschiebung der Armeebereiche in Richtung auf den linken Flügel an. Dem Panzer-AOK 4 sollte dadurch die Führung in dem nunmehr besondere Bedeutung gewinnenden Gebiet zwischen Tarnopol und Dubno ermöglicht werden. Das AOK gab seine bisherige, bei Schepetowka endigende Front an die 1. Panzer-Armee ab und übernahm den Befehl im Gebiet ostwärts Tarnopol – Dubno. In diesem waren allerdings zunächst nur das um Tarnopol in Versammlung begriffene 48. Panzer-Korps, das um Dubno kämpfende 13. AK sowie eine Polizeigruppe bei Kowel verfügbar.

Die 1. Panzer-Armee gab dafür ihren Frontabschnitt nördlich Uman (7. AK) an die 8. Armee ab. Von dieser trat wiederum deren rechtes Flügelkorps auf Befehl des OKH zur 6. Armee über.

Anfang März verlegte das Ob.Kdo.d.H.Gr. sein Hauptquartier zunächst nach Kamenez-Podolsk, später nach Lemberg, um hinter dem entscheidenden linken Flügel der Heeresgruppe zu sein. Auf rumänisches Gebiet, innerhalb dessen unser Standpunkt hinter der Mitte der Heeresgruppen Front hätte liegen können, sollten wir auf Weisung Hitlers nicht gehen.

Ob die vorerwähnten Massnahmen genügen würden, eine noch vor Einsetzen der wirklichen Schlamperiode geführte Offensive des Gegners aufzufangen, war immerhin fraglich. Für die Zeit nach ihr würde es jedenfalls, wie das Ob.Kdo.d.H.Gr. dem OKH gegenüber immer wieder betonte, unerlässlich sein, Kräfte in der Stärke von 2 Armeen mit insgesamt 15–20 Divisionen auf Lemberg heranzuführen. Nur dann würde man der zu erwartenden grossangelegten Umgehung des linken Flügels der Heeresgruppe mit ihren vorstehend bereits angedeuteten Folgen begegnen können. (Dass hierzu die Neuaufstellungen, von denen Hitler gesprochen hatte, über deren Zahl jedoch das Ob.Kdo.d.H.Gr. nichts erfuhr, nicht genügen würden, war allerdings anzunehmen. Das Gewinnen von Kräften durch weitere Frontverkürzungen – im Bereich der Heeresgruppe Nord wie bei der 6. Armee – sowie die Evakuierung der 17. Armee von der Krim war unerlässlich.)

Es liegt auf der Hand, dass das Freimachen von Kräften innerhalb des Bereichs der Heeresgruppe in dem vorher geschilderten Umfang ein grosses Risiko für die 8. und für die 1. Panzer-Armee in sich schloss. Auch gegen sie würde der Gegner, solange Gelände und Witterung es ihm irgend gestatteten, seine Angriffe fortführen. Deren Ziele würden Durch-

brüche in Richtung auf den mittleren Bug und auf dessen Übergänge von Winniza bis Wosnensensk (an der Grenze zur 6. Armee) sein.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. hatte aber, so wie die Lage nun einmal war, nur zwischen zwei Übeln zu wählen. Das kleinere war zweifellos im Sinne der Gesamtlage die Möglichkeit, dass der Gegner im Bereich des rechten Flügels der 1. Panzer-Armee und gegenüber der 8. Armee vorwärts käme. Den operativen Auswirkungen eines solchen Vordringens des Feindes würde man immer noch durch ein Ausweichen der südlich anschließenden 6. Armee hinter den Bug oder schlimmstenfalls hinter den Dnjestr begegnen können. Ein entscheidender Erfolg des Gegners gegen den linken Flügel der Heeresgruppe aber würde in seinen operativen Folgen nicht mehr auszugleichen sein. Ihn zu verhindern, dem Russen keinesfalls den Weg in die tiefe Flanke der Heeresgruppen Süd und A oder auf Lemberg freizugeben, war das operative Ziel, das sich also das Ob.Kdo.d.H.Gr. für die Zeit bis zum Wirksamwerden der Schlammperiode zu setzen hatte. Die Möglichkeit, dass ihr rechter Flügel und damit die Heeresgruppe A zum weiteren Ausweichen nach Westen gezwungen werden könnte, musste in Kauf genommen werden.

Der Kampf geht trotz Schlamm weiter

Obwohl die Wetterlage unserer Luftaufklärung keinen Einblick in etwaige Kräfteverschiebungen oder Zusammenziehungen des Gegners erlaubte, beurteilte das Ob.Kdo.d.H.Gr. bereits Ende Februar die Absichten des Gegners wie folgt.

Die neu aufgetretene I. *weissrussische Front* würde Kräfte zu einer Umgehung des Westflügels der Heeresgruppe im Gebiet um Rowno versammeln.

Von der 1. *ukrainischen Front* war ein Angriff auf die nach Norden gerichtete Front beiderseits Proskurow, auf der nunmehr das Panzer-AOK 1 befehligte, zu erwarten.

Von der 2. *ukrainischen Front* nahmen wir an, dass sie ihre Angriffe gegen den rechten Flügel der 1. Panzer-Armee und gegen die 8. Armee erneuern und, wenn ihr das Überschreiten des Bug gelänge, die Richtung auf Tschernowitz nehmen würde.

Die 3. und 4. *ukrainische Front* würden weiterhin versuchen, gegenüber dem rechten Flügel der 8. Armee und gegen die 6. Armee zum Erfolg zu kommen.

Am 3. März brach der Angriff gegen den linken Flügel der Heeresgruppe im Bereich der 4. und 1. Panzer-Armee los. Der Gegner packte

das um Dubno stehende 13. AK mit überlegenen Kräften, dabei ein Panzer-Korps, scharf an und versuchte es zu umfassen. Sein Hauptstoss, den er mit 2 Panzer-Armeen und der 60. Armee führte, zielte auf einen Durchbruch über die Linie Proskurow – Tarnopol nach Süden. Seine Absicht war offenbar, die wichtigste Verbindung der Heeresgruppe zu zerschneiden, um – wenn das Wetter es ihm noch erlaubte bis an den Dnjestr durchzustossen. Gleichzeitig versuchte die feindliche 18. Armee, den rechten Flügel der 1. Panzer-Armee nach Südosten abzudrängen.

Nachstehende Übersicht vermittelt ein Bild des beiderseitigen Kräfteverhältnisses in dieser Zeitspanne.

<i>Feindkräfte am 9. März 1944</i>		<i>Eigene Kräfte Stand vom 29. Februar 1944 Frontbreiten:</i>	
Feind vor 6. Armee: (H.Gr. A)	62 Sch.-Div. 3 Pz.-/mech. Korps 1 Kav.-Korps 1 Pz.-Korps (in Auffrischung)	etwa 18 Inf.-Div. 3 Pz.-Div.	
Feind vor 8. Armee:	57 Sch.-Div. II Pz.-/mech. Korps	5 Inf.-Div. 4 Pz.-/Pz.-Gren.-Div.)	} 135 km
Feind vor 1. Pz.-Armee:	37–40 Sch.-Div. 11 Pz.-/mech. Korps	8 Inf.-Div. 1 Art.-Div. 1 Pz.-Div.	} 180 km
Feind vor 4. Pz.-Armee:	18 Sch.-Div. 5 Pz.-/mech. Korps 1 Kav.-Korps	8 Inf.-Div. 1 Sich.-Div. 1 Pol.-Verband 9½ Pz./Pz.-Gr.-Div.	} 510 km

Durch die Verschiebung der Armeegrenzen innerhalb der Heeresgruppe nach Westen Anfang März erhielt:

- 8. Armee v. 1. Pz.-Armee 3 Inf.-Div. auf 60 km Frontbreite
- 1. Pz.-Armee v. 4. Pz.-Armee 5 Inf.-Div, 3½ Pz.-/Gren.-Div. auf 200 km Frontbreite.

Als ich am 4. März die vorderste Front bei Schepetowka besuchte, war die Lage des dort kämpfenden 59. AK bereits recht ernst. Rechts und links von ihm hatte der Gegner unsere Front durchstossen. Die Einkesselung des Korps durch umfassenden Angriff des Feindes von Westen und Osten bereitete sich vor. Es musste, um diese Gefahr zu beseitigen, zurückgenommen werden. Dank der festen und ruhigen Führung durch den

Kommandierenden General, General Schulz, meinen früheren Chef auf der Krim, und durch Eingreifen der gerade herangekommenen 1. Panzer-Division gelang dies auch. Der Gegner versuchte jedoch weiterhin, dieses Korps durch überholende Verfolgung in Richtung auf Proskurow einzukreisen.

Die beiden hinter diesen Heeresgruppen-Flügel herangeführten Panzer-Korps wurden eingesetzt.

Das 3. Panzer-Korps wurde von Proskurow aus nach Nordwesten geworfen, um den in der Lücke zwischen der 1. Panzer- und der 4. Panzer-Armee vorgehenden Feind zu schlagen.

Das 48. Panzer-Korps hatte zum Angriff gegen die feindlichen Panzerkräfte anzutreten, die in Richtung Tarnopol und östlich nach Süden stiessen.

Im Ganzen hatte der Feind bis zum 7. März in diesem Kampfabschnitt 22–25 Schützen-Divisionen und 7 Panzer- bzw. mech. Korps eingesetzt.

Anfang März trat der Gegner ferner zu einer Offensive gegen den linken Flügel der 8. Armee an. Innerhalb zwei Wochen hatte der Feind es zuwege gebracht, die Verluste auszugleichen, die er bei dem Stoss unserer Panzer-Korps zwecks Befreiung der südwestlich Tscherkassy eingeschlossenen deutschen Kräftegruppe erlitten hatte. Kaum hatten wir die Panzer-Korps aus jenem Abschnitt weggezogen, um sie hinter den linken Heeresgruppen-Flügel zu führen, trat der Gegner zur Offensive in Richtung Uman an. Nicht weniger als 20 Schützen-Divisionen und 4 Panzer-Korps hatte er in diesem Abschnitt zum Durchbruch angesetzt. Es gelang ihm, das 7. AK zu zerschlagen. Am 9. März stand er vor den Toren von Uman.

Auch im Bereich der Heeresgruppe A (6. Armee) nahm der Feind seinen Angriff wieder auf und erzielte einen Durchbruch in Richtung auf Nikolajew an der Mündung des Bug.

Am 7. März hatte das Ob.Kdo.d.H.Gr. unter Schilderung der Lage dem OKH gemeldet, dass ihm nichts übrig bliebe, als zu versuchen, den Kampf, so gut es ginge, durchzustehen, bis schliesslich doch der Schlamm den feindlichen Operationen ein Ende setzen würde. Das Entscheidende auf weitere Sicht sei aber, dass nach Abschluss der Schlammperiode ausreichende Kräfte im Bereich Tarnopol – Lutsk – Lemberg zur Verfügung stehen würden, um einen Durchbruch des Gegners auf Lemberg – Lublin zu verhindern oder ihm in die Flanke zu stossen, wenn er versuchen würde, von Tarnopol nach Süden vorzugehen.

Zur Zeit galt es also für die Heeresgruppe um *Zeitgewinn* zu kämpfen und nach Möglichkeit ihre Verbände noch kampffähig zu erhalten – auch um den Preis der Aufgabe weiteren Geländes –, bis der Schlamm

den Gegner zum Einstellen seiner Angriffe zwingen würde. Leider sollte bis dahin noch geraume Zeit vergehen.

Zu diesem Zeitpunkt glaubte Hitler ein neues Mittel gefunden zu haben, um das Vorgehen des Gegners zum Stehen zu bringen. Orte, die als Verkehrsknotenpunkte oder aus sonstigen Gründen eine gewisse taktische Bedeutung gewannen, erklärte er zu «festen Plätzen». Sie sollten jeweils einen «Kampfkommandanten» erhalten, der mit seiner Ehre für die Verteidigung des «festen Platzes» verantwortlich war, und mit seinem Kopf für sie haftete. Die Armeen, in deren Abschnitten solche von Hitler selbst zu bestimmenden «festen Plätze» lagen, hatten für ihre rechtzeitige Bevorratung und eine entsprechende Besetzung zu sorgen. Hitler nahm an, dass diese Plätze durch Sperren wichtiger Strassen oder Abschnitte oder weil die Eroberung solcher Städte den Gegner lockte, dessen Vormarsch aufhalten würden. Jedoch war von vornherein klar, dass diese Erfindung Hitlers zu dem gewünschten Erfolg im Grossen nicht führen konnte. In der Praxis musste sie zur Folge haben, dass zur Verteidigung dieser Städte mehr Truppen eingesetzt würden, als ihre Behauptung lohnte. Abgesehen davon, dass diese Kräfte für solche Zwecke gar nicht verfügbar gemacht werden konnten. «Feste Plätze» ohne Festungswerke und mit zwangsläufig unzureichender Besetzung mussten dem Gegner früher oder später zum Opfer fallen, ohne den ihnen zugedachten Zweck erfüllen zu können. Das Ob.Kdo.d.H.Gr. hat daher in jedem Falle verlangt, und schliesslich auch erreicht, dass diese «festen Plätze» aufgegeben wurden, ehe sie hoffnungslos eingeschlossen waren. Nur bei Tarnopol ist dies später nicht gelungen. Hier konnten schliesslich nur die Reste der Besetzung noch ausbrechen. Leider hat diese Methode Hitlers später, d.h. im Jahre 1944, zu erheblichen Einbussen geführt.

Im Sinne eines Kampfes um Zeitgewinn und der Bewahrung der Armeen vor einer Einkreisung musste das Ob.Kdo.d.H.Gr., nachdem der Gegner die Front auf dem linken Flügel der 8. Armee durchbrochen hatte, am 11. März die Zurücknahme der 8. Armee, und zwei Tage später auch die des rechten Flügels der 1. Panzer-Armee hinter den Bug anordnen.

Auf dem linken Flügel hatte die 1. Panzer-Armee mit dem 3. Panzer-Korps im Gebiet von Proskurow den Kampf so weiterzuführen, dass die Verbindung zur 4. Panzer-Armee möglichst wiederhergestellt und deren rechter Flügel entlastet würde.

Aufgabe der 4. Panzer-Armee war es, ostwärts Tarnopol ein Durchstossen der feindlichen Panzerkräfte nach Süden in Richtung auf den Dnjestr und damit ein Abdrängen der 1. Panzer-Armee nach Südosten zu verhindern. Durch Einsatz der früher erwähnten vom OKH zugeführ-

ten Divisionen sollte zugleich die Verbindung Lemberg – Tarnopol – Proskurow wieder freiekämpft werden. Für eine an sich dringend notwendige Verstärkung der Kräfte in dem sich nach Norden erstreckenden Gebiet des 13. AK fehlte der Heeresgruppe zurzeit jede Möglichkeit.

Die Lage entwickelte sich jedoch nunmehr mit zunehmender Schnelligkeit. Bis zum 15. März gelang es dem Gegner, den linken Flügel der 8. Armee weitgehend zu zerschlagen. Eine breite Lücke tat sich von Uman bis Winniza zwischen dieser Armee und der 1. Panzer-Armee auf. Der Feind konnte im weiteren Vorgehen nach Südwesten den Bug im Bereich der 8. Armee mit den Anfängen von fünf Armeen, dabei eine Pz.-Armee, überschreiten. Wohl warf die 8. Armee alle irgend freizumachenden Kräfte von ihrem rechten auf ihren linken Flügel, um den über den Bug gelangten Gegner anzugreifen. Doch war es klar, dass sie ihn allenfalls örtlich abstoppen, nicht aber in diesem breiten Abschnitt den Bug als Verteidigungslinie gewinnen und die Verbindung zur 1. Pz.-Armee wieder herstellen könnte. Im Gegenteil, die starken, den Bug überschreitenden Feindkräfte würden die Möglichkeit haben, die 8. Armee nach Süden abzudrängen und ihr in überholender Verfolgung am Dnjestr zuzukommen.

Auch gegenüber dem rechten Flügel der 1. Pz.-Armee war dem Feind ein Durchbruch gelungen, der ihn südlich Winniza bis an den Bug führte. Die genannte Stadt wurde daraufhin sofort von Hitler zum «festen Platz» erklärt. Es war jedoch von vornherein klar, dass ihre nachhaltige Verteidigung nicht in Frage käme, da sie allein drei Divisionen beansprucht hätte. Woher hätten wir diese wohl nehmen sollen?

Auf dem linken Flügel der Armee westlich Proskurow zeichnete sich eine Umfassung durch die feindliche 3. Garde-Pz.-Armee mit drei Pz.-Korps ab.

Bei der 4. Pz.-Armee gelang es, durch einen erfolgreichen Angriff der vom OKH herangeführten Inf.-Divisionen, die Lage im Gebiet um Tarnopol zunächst wieder herzustellen. Dagegen war das 13. AK, das in Richtung Brody zurückweichen musste, von einer Einkreisung bedroht.

Das Gesamtbild ergab, dass keine Möglichkeit mehr bestand, auf dem rechten H.Gr.-Flügel den Bug wiederzugewinnen und zu halten. Bereits am 16. März zeichnete sich ab, dass die Feindkräfte, die den Fluss überschritten hatten, mit einer Pz.-Armee nach Westen in Richtung auf die nächstliegenden Übergänge über den Dnjestr vorgingen. Zwei weitere Armeen und eine Panzer-Armee drehten nach Süden gegen die Nordflanke der 8. Armee ein.

Zugleich sah sich die 1. Panzer-Armee einer drohenden Umfassung ihrer beiden Flügel gegenüber. Trotz des Erfolges bei Tarnopol war es fraglich,

ob die 4. Panzer-Armee ein Vorgehen des Gegners in Richtung Lemberg oder sein Eindrehen nach Süden auf die Dauer werde verhindern können.

Wie konnte es zu einer Entwicklung der Lage, die dem Gegner derart schnelle Fortschritte ermöglichte, kommen? War es doch bisher immer gelungen, das Tempo notwendig werdender Ausweichbewegungen zu bestimmen und feindliche Durchbrüche entweder aufzufangen oder wenigstens ihre operative Auswirkung zu verhindern, zum mindesten zu begrenzen.

Abgesehen von der erdrückenden Überlegenheit des Gegners, lag der wesentliche Grund naturgemäss in der nunmehr endgültigen Erschöpfung der Kräfte der Truppen. Die deutschen Divisionen waren in den pausenlosen Kämpfen seit Mitte Juli buchstäblich ausgebrannt. Die Stärke der Regimenter war auf Bruchteile ihrer früheren Bestände abgesunken, und auch die Kräfte waren durch die dauernde Überbeanspruchung erschöpft. Der in zu geringem Masse zugeführte, noch nicht kriegsgewohnte Ersatz konnte den Ausfall an erfahrenen Unterführern und Kämpfern nicht ausgleichen. Der Kern der Truppe war also weitgehend verzehrt. Wie sollten noch wirksame Gegenschläge geführt werden, wenn z.B. ein ganzes Pz.-Korps nur mehr über 24 einsatzfähige Panzer verfügte? Trotzdem hat die Truppe noch immer Erstaunliches geleistet. Wo immer sich um erfahrene, tapfere Kämpfer und Offiziere eine zahlenmässig auch nur einigermaßen ausreichende Gruppe zusammenfand, gelang es ihr, auch weit stärkere Feindkräfte zurückzuschlagen. Im Ganzen aber fehlten eben einfach die Menschen und Waffen, um die weiten Räume zu decken, in denen ein vielfach überlegener Gegner immer wieder durch unverteidigte Lücken stossen konnte. Die Truppe ist jedenfalls für die Schnelligkeit der feindlichen Fortschritte nicht verantwortlich zu machen. Dass in ganz wenigen Fällen auch ein Versagen vorkommen konnte, war unter den gegebenen Bedingungen nicht verwunderlich.

Galt das vorstehend Gesagte für die ganze Front der H.Gr., so bleibt doch zu erklären, warum gerade auf ihrem rechten Flügel im Bereich der 8. Armee und des rechten Flügels der 1. Pz.-Armee eine so schnelle, ungünstige Entwicklung der Lage eintrat. Die Führung der beiden Armeen trug keine Schuld daran. Diese Entwicklung war einmal der Tatsache zuzuschreiben, dass auf diesem Flügel der H.Gr. jene 6V2 Divisionen ausgefallen waren, welche nach ihrer Befreiung aus dem Tscherkassy-Kessel zur Auffrischung in das Generalgouvernement hatten verlegt werden müssen. Dieser Ausfall war nun einmal nicht zu ersetzen.

Darüber hinaus aber hatte das Ob.Kdo.d.H.Gr., wie früher erwähnt, zwei Pz.-Korps mit sechs Pz.-Div. diesen Armeen entnommen, um sie auf dem linken Flügel der H.Gr. zu verwenden. Wären diese Kräfte an Ort

und Stelle belassen worden, dann würde selbstverständlich die Lage beider Armeen sich wesentlich besser gestaltet haben. Somit trug das Ob.Kdo.d.H.Gr. zweifellos in dieser Hinsicht eine Verantwortung für die Rückschläge auf ihrem rechten Flügel. Aber wie würde sich die Gesamtlage der H.Gr. und damit jene des ganzen Südflügels der Ostfront gestaltet haben, wenn das Ob.Kdo.d.H.Gr. die genannten beiden Korps nicht noch gerade rechtzeitig auf dem linken H.Gr.Flügel zur Verfügung gehabt hätte? Zweifellos wäre dann schon zu Beginn des März 1944 der Nordflügel der H.Gr. völlig zerschlagen worden, seine Reste ostwärts der Karpaten nach Süden geworfen sein. Damit wäre die Einkreisung des gesamten Südflügels der Ostfront oder dessen Abdrängen auf den Balkan nicht mehr aufzuhalten gewesen.

In dieser so gespannten Lage wurde ich auf den Obersalzberg berufen. Wenige Tage vorher war bei mir der Adjutant der Wehrmacht bei Hitler, General Schmundt, erschienen. Er hatte mir ein etwas merkwürdiges Schriftstück zur Unterschrift vorgelegt. Es stellte – unter Bezugnahme auf die Propaganda, die der bei Stalingrad in Gefangenschaft geratene General v. Seydlitz entfaltet hatte – eine Art Loyalitätserklärung aller Feldmarschälle für Hitler dar. Der Gedanke dazu war wohl von Schmundt ausgegangen, der glaubte, damit Hitlers Vertrauen in das Heer stärken zu können. Offenbar hatte Hitler der Anregung zugestimmt, sie sogar lebhaft begrüßt. Da bereits alle Feldmarschälle ausser mir (bezeichnenderweise hatte Schmundt auch den zu diesem Kreise noch gar nicht gehörenden Generaloberst Model herangezogen), das Schriftstück unterzeichnet hatten, blieb mir nichts anderes übrig, als dies auch zu tun. Eine Ablehnung hätte bedeutet, dass ich der Propaganda von Seydlitz sympathisch gegenüberstünde. Ich sagte jedoch Schmundt, dass ich eine derartige Kundgebung von soldatischer Seite als recht überflüssig ansähe. Dass die deutschen Soldaten der Propaganda des Komitees Freies Deutschland nicht folgen würden, sei selbstverständlich. Eine Bekundung, dass wir zu unserer soldatischen Pflicht stünden, sei unnötig. Übrigens hatten Flugblätter des Komitees, die seinerzeit über dem Tscherkassy-Kessel abgeworfen waren, durchaus ihren Zweck verfehlt. Ebenso selbstverständlich ein Brief, den General v. Seydlitz an den im Kessel befehligen General Lieb gerichtet hatte. Auch mir war in jener Zeit ein solcher Brief, der den Anschein der Echtheit erweckte, auf den Schreibtisch gelegt worden. Ein ukrainischer Partisan hatte den abgeworfenen Brief gefunden und bei uns abgegeben. *)

*) Während in der Ostukraine, also in den Gebieten, in denen es nur eine deutsche Militärverwaltung gegeben hatte, eine Partisanenbewegung sich kaum bemerkbar gemacht hatte, war dies in der Westukraine in um so

Das vorerwähnte Schriftstück wurde am 19. März Hitler durch Feldmarschall v. Rundstedt im Beisein einer grösseren Anzahl von höheren Führern aller Wehrmachtteile feierlich übergeben. Dieser Akt schien Hitler stark zu bewegen. Wie wenig aber entsprach er im Grunde soldatischen Auffassungen!

Diese Aufforderung zu einer Art Loyalitätskundgebung lässt angesichts der Unzugänglichkeit Hitlers für Vorschläge, die ich ihm so oft gemacht hatte, und seiner ständigen Weigerung, unabdingbare Notwendigkeiten anzuerkennen, die Frage auftauchen, warum ich trotzdem auf meinem Posten geblieben bin.

Ich kann – im Hinblick auf das allgemeine dieser Frage – nur sagen, dass es mir, der ich nun seit Jahren durch schwerste Aufgaben an der Front in Anspruch genommen war, damals nicht gegeben gewesen ist, das Abgleiten des Regimes zum Schlechten, wie auch die wahre Natur Hitlers, in dem Ausmasse zu erkennen, wie es uns heute selbstverständlich erscheint. Gerüchte, wie sie in der Heimat umliefen, drangen kaum an die Front, vielleicht am allerwenigsten zu uns. Die Sorgen und die Aufgaben, die der Kampf uns brachte, liessen uns auch kaum zum Nachdenken über allgemeinere Fragen kommen. In dieser Hinsicht waren wir in einer grundsätzlich anderen Lage als die Soldaten oder Politiker in der Heimat oder in den besetzten Gebieten, in denen nicht gekämpft wurde.

Was aber das militärische Gebiet anbetraf, so konnte ich allerdings die Fehler der Führung Hitlers nicht übersehen. Warum ich seine gewaltsame Beseitigung im Kriege nicht für möglich hielt, habe ich bereits früher dargelegt.

Was aber meine Person und die Frage meines Verbleibens in meiner Stellung anbetraf, so hatte ich oft genug den Wunsch gehabt, sie zu

stärkerem Masse der Fall. Einmal, weil hier die grossen Wälder den Partisanengruppen sichere Unterschlupfe boten und ihre Überfälle auf Bahnen und Strassen erleichterten. Zum anderen aber auch, weil die Politik des Reichskommissars Koch die Bevölkerung den Partisanen geradezu in die Arme getrieben hatte. Im Übrigen gab es drei Arten von Partisanen. Sowjetische, die gegen uns kämpften, und die friedliche Bevölkerung terrorisierten. Ukrainische, die die Sowjetpartisanen bekämpften, dagegen Deutsche, die ihnen in die Hände fielen, nach Fortnahme der Waffen in der Regel freilassen. Schliesslich polnische Partisanenbanden, die gegen die Deutschen und gegen die Ukrainer kämpften. Das letztere war hauptsächlich im Bezirk Lemberg der Fall, der schon zu Galizien gehört. In ihm hatten die Polen in den grossen Städten, die Ukrainer auf dem Lande die Mehrheit. Der Bezirk wurde – im Gegensatz zum sonstigen Generalgouvernement – von dem Bezirkskommissar Wächter verständigt verwaltet. Er begünstigte zwar die Ukrainer, schützte aber doch auch die polnische Minderheit. Aus ukrainischen Freiwilligen konnte er eine ganze Division aufstellen.

verlassen. Oft genug hatte ich, wenn Hitler auf meine Vorschläge nicht einging oder sich in die Führung der H.Gr. einzumischen versuchte, dem Generalstabschef mitgeteilt, dass Hitler sich einen anderen Oberbefehlshaber suchen möge. Was mich – neben den Bitten meiner nächsten Mitarbeiter – jedoch immer wieder bewogen hatte, das Kommando nicht niederzulegen, lässt sich nicht mit dem Schlagwort, ich hätte «Schlimmeres verhüten wollen», abtun. Es war vielmehr die Überzeugung, dass wohl kein anderes Oberkommando als das unsere, so wie es in den Jahren schwerster Kämpfe sich bewährt hatte, in der Lage sein würde, die Aufgaben zu meistern, vor denen die Führung in unserem entscheidenden Frontabschnitt stand. Mein Weggang hätte nicht allein einen Wechsel in der Person des Oberbefehlshabers bedeutet, sondern noch mehr.

Es war das Gefühl, die mir unterstehenden Truppen, die ihrerseits unserer Führung vertrauten, nicht im Stich lassen zu dürfen. Es sei denn, dass ein sonst unabwendbares Schicksal der Truppe mich dazu zwingen würde, die Forderung auf Entlassung zu stellen, als letztes Mittel, um Unerlässliches bei Hitler zu erreichen. Dieser Fall sollte im Hinblick auf Untergang oder Rettung der 1. Pz.-Armee in Kürze eintreten.

Die vorerwähnte Zusammenkunft auf dem Obersalzberg gab mir die Möglichkeit, auf Grund der immer kritischer werdenden Lage Hitler folgende Vorschläge zu machen:

Sofortige *Zurücknahme der 6. Armee* hinter den Dnjestr. Sie stand noch immer in einem weit nach Osten vorgestaffelten Frontbogen am Unterlauf des Bug, der viel zu viel Kräfte beanspruchte. Ein Vorschlag, den auch der Oberbefehlshaber der H.Gr. A, Feldmarschall v. Kleist, selbst gemacht hatte.

Schnelles Herumwerfen starker Kräfte, die somit bei der 6. Armee eingespart werden könnten, nach Norden *in das Gebiet zwischen Dnjestr und Pruth* (der die Grenze Alt-Rumäniens bildete), um zu verhindern, dass die 8. Armee vom Dnjestr nach Südosten abgedrängt würde.

Klare Entscheidung, dass nunmehr der *H.Gr. A*, zusammen mit rumänischen Kräften, die Aufgabe zufalle, *Rumänien zu decken*, sei es am Dnjestr oder am Pruth.

Schnelle *Stützung des Nordflügels der H.Gr. Süd*, um dessen Abdrängen in die Karpaten bzw. ein Durchstossen des Gegners auf Lemberg zu verhindern.

Ich fügte hinzu, dass bei dieser Lösung zunächst eine Lücke zwischen den H.Gr. A und Süd in Kauf genommen werden müsse, wenn man nördlich der Karpaten eine starke Front bilden wolle. Wenn der Gegner später durch diese Lücke über Ungarn in Richtung auf den Balkan einzudrehen versuchen würde, so könne man ihm von Norden her in den

Rücken stossen, sobald die von Hitler für Mai angekündigten Verstärkungen greifbar sein würden.

Hitler lehnte jedoch ein Eingehen auf eine derart weitreichende operative Konzeption ab. Er entschied, dass die H.Gr. A am Bug stehen-zubleiben habe und kündigte für den Nordflügel der H.Gr. Süd nur Aus-hilfsmassnahmen kleinen Stils an.

In einer eingehenden Beurteilung der Lage, die ich am 22. März an General Zeitler schickte, wiederholte ich vorstehende Vorschläge noch-mals. Ich begründete sie damals mit dem Zustand der Truppe und mit der bereits eingetretenen Lage, die eine Schliessung der Front zwischen der 8. und 1. Panzer-Armee nicht mehr ermögliche. Es komme darauf an, dass die H.Gr. A, der die 8. *Armee* zu unterstellen sei, Rumänien decke, während die H.Gr. Süd ein Vorgehen des Gegners nördlich der Karpaten nach Westen verhinderte. Hierzu müsse die 4. *Panzer-Armee* nunmehr da, wo sie stehe, unbedingt halten können. Ihre Verstärkung sei also unerlässlich. Die 1. *Panzer-Armee* müsse vor allem die Verbind-ung mit der 4. Panzer-Armee wieder herstellen und verhindern, dass sie selbst nach Süden abgedrängt werde. Zwischen den beiden H.Gr. seien die Karpaten-Pässe durch ungarische Kräfte zu sperren.

Die Ungarn, die seinerzeit nur mehr oder weniger gezwungen in den Krieg eingetreten waren, hielten ihr eigentliches Augenmerk weiterhin auf das 1918 an Rumänien verlorene Siebenbürgen gerichtet. Es war bekannt, dass unsere Verbündeten – die Ungarn wie die Rumänen – sich mit solchem Misstrauen betrachteten, dass sie besonders gute Ver-bände in der Heimat bereithielten, um sie im Bedarfsfälle gegeneinander zur Hand zu haben. Nach den Niederlagen am Don im Winter 1942/43 waren die beiden rumänischen Armeen und später die ungarische Armee aus der Front gezogen worden.

Marschall Antonescu hatte jedoch wieder Kräfte für die Küstensicherung am Asowschen Meer zur Verfügung gestellt. Er beliess auch die im Rahmen der 17. Armee stehenden rumänischen Verbände zunächst im Kuban-Brü-ckenkopf, später auf der Krim. Jetzt stellte er neue Armeen für die Verteidi-gung Rumäniens im Rahmen der H.Gr. A bereit.

Die Ungarn hatten nach der Zurückziehung ihrer Armee aus der Front einige Divisionen im Reichskommissariat Ukraine belassen. Diese durften jedoch ausdrücklich nicht in den Kampf gegen die Sowjets verwickelt werden! Wir mussten die Ungarn, sobald die sowjetische Front heran-rückte, rechtzeitig zurücknehmen. Ihre Aufgabe war auf die Sicherung der Bahn und der Strassen gegen Partisanen im rückwärtigen Gebiet beschränkt.

Jetzt aber wurde die Lage auch für Ungarn kritisch. Wir konnten

die in ihrer Heimat stehende intakte ungarische Armee für die Verteidigung der Karpaten und des Gebietes nördlich davon bis zum Dnjestr nicht entbehren. Zugleich aber war die Haltung der ungarischen Regierung offenbar zweifelhaft geworden. Jedenfalls erschien am 15. März bei uns der vom OKH entsandte General Lindemann. Er brachte – für den Fall eines Umfalls der ungarischen Regierung – Weisungen für eine schnelle Entwaffnung der hinter unserer Front befindlichen ungarischen Kräfte mit. Zum Glück blieb uns jedoch diese Aufgabe erspart. Nach dem Besuch des Reichsverwesers Horthy auf dem Obersalzberg wurde uns am 23. März die 1. ungarische Armee mit 2 Korps unterstellt, deren jedes über 4 Infanterie- und 1 schnelle Division verfügte. Diese mussten jedoch erst jetzt mobil gemacht werden! Die Waffenausstattung der Ungarn genügte zudem nicht den Anforderungen, die der Kampf gegen sowjetische Panzerverbände stellte. Immerhin konnte erwartet werden, dass diese Kräfte in der Lage sein würden, sich in den Karpaten gegenüber den Sowjets zu behaupten. Im Gebirge konnten die Russen ihre Panzerkräfte doch nur sehr begrenzt einsetzen. Auch die Erinnerung an die Tapferkeit, mit der im Ersten Weltkrieg die ungarische Honved den Russen den Zugang in ihre Heimat an den Karpaten-Pässen erfolgreich verwehrt hatte, liess dies erhoffen. Voraussetzung war allerdings eine tatkräftige Führung auf ungarischer Seite. In dieser Hinsicht hinterliess ein Besuch des ungarischen Generals Lakatos (m. E. damals Generalstabschef oder Kriegsminister) und des Oberbefehlshabers der 1. ungar. Armee am 28. März keinen sehr ermutigenden Eindruck. Die beiden Generale verschanzten sich gegenüber unseren Forderungen hinter der Unfertigkeit ihrer Truppen (im März 1944!) und der mangelnden Panzerabwehr. Es schimmerte jedoch durch, dass gewisse hohe ungarische Kdo.-Stellen wohl nicht den Willen zu einer tatkräftigen Verteidigung der Grenze ihrer Heimat aufbrachten. Was mochten sie wohl von den Sowjets erwarten?

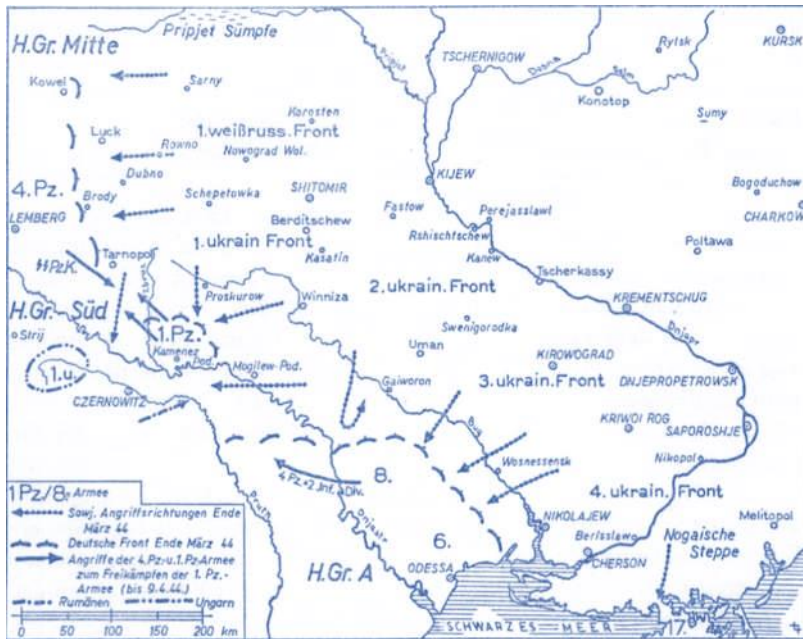
Schon am Abend des 19. März war mir nach dem Obersalzberg die Abendmeldung des Ob.Kdos.d.H.Gr. durchgegeben worden, nach der sich die Lage erneut verschärft hatte.

Es zeigte sich, dass die 8. *Armee*, obwohl sie alle verfügbar zu machenden Panzerkräfte auf ihren linken Flügel geworfen hatte, dessen westliche Umfassung und sein Abgedrängtwerden nach Süden nicht mehr werde verhindern können. Die gegebene Aushilfe – Herumwerfen von Kräften der alsdann zurückzunehmenden 6. Armee an diese Stelle – war von Hitler nach wie vor nicht zu erreichen. So blieb nur der Versuch, Marschall Antonescu dazu zu bewegen, rumänische Kräfte schon jetzt zur Verlängerung der Front der 8. Armee nach Nordwesten zur Ver-

fügung zu stellen. Er hatte an sich vorgesehen, sie erst zur Verteidigung am Pruth einzusetzen.

Neben dieser Verschärfung der Lage der 8. Armee trat eine solche aber in noch gefährlicherem Masse auf dem Nordflügel der H.Gr. ein.

Die 1. Pz.-Armee stand hier, nachdem ihr rechter Flügel sich am Bug nicht hatte behaupten können, in einer nunmehr nach Nordosten ge-



Entwicklung der Lage auf dem Südflügel
der Ostfront Ende März 1944

richteten Front, die vom Dnjestr (nordwestlich Mogilew Podolsk) bis etwa an den Zbruzk, der die Grenze zu Polen bildete, reichte.

Weiter westlich hatte die 4. Pz.-Armee, wie früher erwähnt, zunächst durch einen Gegenangriff mit neueingetroffenen Divisionen die Lage ostwärts Tarnopol vorübergehend wiederherstellen können.

Am 20. März gelang jedoch dem Gegner, der hierzu zwei Pz.-Armeen (1. und 4.) eingesetzt hatte, ein Durchbruch beiderseits der Grenze der beiden Armeen nach Süden in Richtung auf den oberen Dnjestr. Am

23. März näherten sich die Spitzen der feindlichen 1. Pz.-Armee bereits dem Dnjestr-Übergang nördlich Tschernowitz, die der feindlichen 4. Pz.-Armee dem südlich Kamenez Podolsk. Damit stand der Feind auf der rückwärtigen Verbindung der 1. Pz.-Armee. Das Ob.Kdo.d.H.Gr., hatte, sobald sich die Gefahr abzeichnete, der 1. Pz.-Armee den Befehl gegeben, ihre Front in eine verkürzte Linie zwischen dem Dnjestr und Proskurov zurückzunehmen, um Kräfte für das Freikämpfen ihres Rückens zu gewinnen. Es hatte der Armee zugleich eine Kräftegruppe der 4. Pz.-Armee unter dem Befehl des Generals Mauss unterstellt, die als einziger Pfeiler in dem von den beiden feindlichen Pz.-Armeen überschwemmten Gebiet im Rücken der 1. Pz.-Armee stehengeblieben war. Diese Gruppe sollte versuchen, die den feindlichen Panzerspitzen folgenden Hauptkräfte des Gegners zum Stehen zu bringen und damit ersteren den Nachschub abzuschneiden.

Es war aber klar, dass mit diesen Massnahmen die Lage auf dem Nordflügel der H.Gr. nicht wieder hergestellt werden konnte. Standen zwar zunächst nur feindliche Panzerkräfte auf den rückwärtigen Verbindungen tief im Rücken der 1. Pz.-Armee (so dass das Ob.Kdo. bereits deren Versorgung auf dem Luftwege einleiten musste), so war doch abzusehen, dass diese Armee in Kürze regelrecht eingeschlossen sein werde. Wenn man nördlich der Karpaten überhaupt noch eine haltbare Front herstellen wollte, dann war es unerlässlich, die 1. Pz.-Armee sofort aus der ihr drohenden Einschliessung herauszuführen.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. hatte am 23. März an das OKH den Antrag auf schnelle Heranführung von Kräften (die nach der inzwischen erfolgten Besetzung Ungarns dort nach unserer Ansicht wieder freizumachen waren) zwecks Freikämpfen der rückwärtigen Verbindungen der 1. Pz.-Armee gestellt.

Am 24. März erfolgte eine Antwort, die darauf hinauslief, dass die 1. Pz.-Armee ihre bisherige, nach Osten und Nordosten gerichtete weitgedehnte Front halten, sie zugleich nach Westen bis Tarnopol verlängern und ausserdem ihre rückwärtigen Verbindungen wieder freikämpfen solle.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. meldete daraufhin am 24. März mittags, dass es stattdessen der 1.Pz.-Armee den Befehl zum Durchbruch nach Westen geben werde, wenn es nicht bis 15.00 Uhr eine seinem früheren Antrag entsprechende Weisung erhalte.

Um 16.00 Uhr ging der salomonische Bescheid ein, der Führer sei mit dem Grundgedanken einverstanden, dass die 1. Pz.-Armee sich ihre Verbindung nach dem Westen freikämpfe. Er verlange jedoch weiterhin, dass sie im Wesentlichen die bisherige Front zwischen dem Dnjestr und

Tamopol zu halten habe. Woher die Armee dann die Kräfte nehmen sollte, den Stoss nach Westen zum Freikämpfen ihrer rückwärtigen Verbindungen zu führen, blieb ein Geheimnis. Es war genau wie bei Stalingrad im Dezember 1942. Damals wäre Hitler auch bereit gewesen, einem Ausbruchversuch der 6. Armee – der zum Entsatz nahe herangekommenen 4. Panzer-Armee entgegen – zuzustimmen. Aber auch damals hatte er das gleichzeitige Halten von Stalingrad verlangt, was hiess, dass die 6. Armee eben keine Kräfte für ihren Ausbruch bereitstellen konnte.

Auf einen Anruf von mir, in dem ich dem General Zeitler die völlige Unmöglichkeit der Forderung Hitlers nochmals klarlegte, antwortete dieser, dass Hitler eben den wirklichen Ernst der Lage nicht einsähe. Immerhin erfolgte am späten Abend die Aufforderung, dass ich am nächsten Tage zum Vortrag ins Führerhauptquartier kommen sollte.

Neben diesen Erörterungen gingen in jenen Tagen andere zwischen mir und dem Oberbefehlshaber der 1. Pz.-Armee einher. Generaloberst Hube war zwar darin mit dem Ob.Kdo.d.H.Gr. einig, dass die derzeitige Lage der 1. Pz.-Armee unhaltbar geworden sei. Auch er hielt es für unerlässlich, sie der drohenden Einschliessung zu entziehen. Er wollte jedoch die Armee nicht nach Westen durchbrechen lassen, sondern sie nach Süden über den Dnjestr zurückführen. Gewiss war dies im Augenblick der leichtere Weg. Nach Westen würde die Armee sich den Marsch in die Freiheit gegen zwei feindliche Panzer-Armeen zu erkämpfen haben. Nach Süden konnten sie zurzeit über den Dnjestr noch ohne ernsteren Kampf entkommen.

Ich konnte dieser Ansicht des Generaloberst Hube jedoch nicht beipflichten. Erstens war es unerlässlich, dass die 1. Pz.-Armee wieder den Anschluss nach Westen an die 4. Pz.-Armee gewann. Wie sollte sonst nördlich der Karpaten ein Durchbruch des Feindes nach Galizien verhindert werden? Der Versuch der Armee, nach Süden über den Dnjestr zu entkommen, würde bestenfalls damit endigen, dass sie in die Karpaten abgedrängt würde. Aber selbst dies war zweifelhaft. Wohl war der Weg nach Süden über den Dnjestr zunächst der weniger risikoreiche. Aber bei genauer Betrachtung würde er die Armee wohl in den Untergang führen. Sie besass kein Brückenmaterial für einen Dnjestr-Übergang auf breiter Front. Bei dem Versuch, den Fluss auf den wenigen festen Brücken zu überschreiten, würde sie unter der Einwirkung der feindlichen Luftwaffe die Masse ihres schweren Materials verlieren. Vor allem aber war der Gegner auch bereits südlich des Dnjestr im Vorgehen von Osten her. Die Armee würde also über kurz oder lang zwischen diese vorgehenden Feindkräfte und jene beiden Panzer-Armeen

geraten, die soeben ihre rückwärtigen Verbindungen durchschnitten hatten und sich anschickten, im Rücken der Armee den Dnjestr nach Süden zu überschreiten.

Ich liess General Hube also keinen Zweifel, dass das Ob.Kdo.d.H.Gr. ein Zurückgehen der Armee auf das Südufer des Dnjestr nicht zulassen, sondern den *Durchbruch nach Westen befehlen werde*. Noch vor meinem Abflug nach dem Obersalzberg erhielt die 1. Pz.-Armee einen vorbereitenden Befehl, zunächst durch Vorstoss nach Westen die Verbindung mit der früher erwähnten deutschen Kräftegruppe am Zbrucz herzustellen. Sie sollte versuchen, ihrerseits durch diesen Vorstoss der feindlichen Panzer-Armee, die auf Kamenez Podolsk vorging, den Nachschub abzuschneiden.

Nach Abflug von Lemberg am 25. März in früher Morgenstunde traf ich zum Mittag-Lagevortrag auf dem Berghof ein.

Ich schilderte Hitler die Lage der 1. Pz.-Armee dahin, dass ihre Ost- und Nordfront unter starkem feindlichen Druck stehe, dem die seit langem überforderten Divisionen – auch angesichts der unzureichenden Versorgung auf dem Luftwege – auf die Dauer nicht gewachsen sein würden. In der tiefen Westflanke der Armee stehe der Gegner auf ihren rückwärtigen Verbindungen, mit den Spitzen einer Pz.-Armee bereits auf das Südufer des Dnjestr vorgehend, mit einer zweiten nach Südosten auf Kamenez Podolsk in den Rücken der Armee zielend. Auch südlich des Dnjestr gehe der Gegner von Osten her vor, um den Fluss im Rücken der 1. Pz.-Armee zu sperren.

In dieser Lage bleibe nichts übrig, als mit den Panzerverbänden der Armee nach Westen durchzustossen, ihre Nachschubverbindungen freizukämpfen und die Fühlung zur 4. Pz.-Armee wieder herzustellen. Damit würde man vielleicht sogleich den Nachschub der im Rücken der 1. Pz.-Armee operierenden beiden feindlichen Pz.-Armeen unterbinden können. Diesen Stoss nach Westen müsste die Armee selbstverständlich mit ihren übrigen Kräften nach Osten und Nordosten abdecken. Wo dies im Einzelnen erfolge, sei eine Nebenfrage. Jedenfalls könne die Armee in ihrer derzeitigen weitgedehnten Ost- bzw. Nordostfront in keinem Fall stehenbleiben. Ihr Südflügel müsse allerdings die Anlehnung an den Dnjestr aufrechterhalten. Mit der Absicht des Generals Hube, die Armee auf das Südufer des Dnjestr zu führen, könne ich mich keinesfalls einverstanden erklären. Einmal im Hinblick auf die operative Notwendigkeit, die 1. und 4. Pz.-Armee nördlich der Karpaten zusammenzufassen. Ebenso aber auch, weil ein Ausweichen der Armee auf das südliche Dnjestrufer voraussichtlich dort zu ihrer erneuten Einkreisung und alsdann zu ihrem Untergang führen würde.

Ich fügte hinzu, dass das Gelingen des von mir vorgesehenen Durchbruchs der Armee nach Westen ein Entgegenstossen seitens der 4. Pz.-Armee zur Voraussetzung haben werde. Hierzu müssten dieser sofort Kräfte zugeführt werden.

Hitler erklärte darauf, dass er keine Kräfte für diesen Zweck freimachen könne. Solange er mit einer Invasion im Westen rechnen müsse, dürfe er dort keine Verbände abziehen. Auch unsere in Ungarn stehenden Divisionen wurden – aus politischen Gründen – dort als unentbehrlich bezeichnet. Weiterhin wollte Hitler nicht anerkennen, dass ein Durchbruch der 1. Panzer-Armee nach Westen zwangsläufig auch ein entsprechendes Zurücknehmen ihrer nach Osten gerichteten Front zur Folge haben müsse.

Anschliessend kam es zu einer scharfen Auseinandersetzung zwischen Hitler und mir, als ersterer versuchte, die Verantwortung für die ungünstige Entwicklung der Lage der H.Gr. mir zuzuschieben. Bereits einige Tage vorher hatte mir General Zeitler gesagt, Hitler habe geäussert, das Ob.Kdo.d.H.Gr. hätte die zahlreichen ihm im Laufe der Zeit zugeführten Kräfte verkleckert. Ich hatte Zeitler ersucht, Hitler von mir zu sagen, dass das Ob.Kdo.d.H.Gr. keine andere Wahl gehabt habe, als den vereinzelt Einsatz der zugeführten Divisionen, da sie nur einzeln und meist zu spät zur Verfügung gestellt worden seien. Hätte Hitler uns jemals – wenn auch erst auf längere Sicht – die von uns für den Nordflügel immer wieder geforderten starken Kräfte in Aussicht gestellt, bzw. uns operative Bewegungsfreiheit für den Südflügel gegeben, dann brauchte er sich jetzt nicht zu beklagen, dass seine tropfenweise gegebenen Kräfte nicht ausgereicht hätten! General Zeitler hatte mir durchaus zugestimmt. In der Tat war dies ja das entscheidende Moment für die ganze Entwicklung seit «Zitadelle» gewesen.

Jetzt behauptete Hitler, wir wollten «immer nur operieren». Im Herbst habe man ihm gesagt, der Dnjepr würde gehalten werden. Kaum habe er schweren Herzens seine Zustimmung zum Zurückgehen hinter diesen Strom gegeben, sei erklärt worden, man müsse weiter zurück, da ein Durchbruch bei Kijew erfolgt sei.

Ich erwiderte, dass dies so hätte kommen müssen. Durch *ihn* (Hitler) seien unsere Kräfte auf dem Südflügel festgehalten worden, um das Donez- bzw. später das Dnjepr-Gebiet zu behaupten, anstatt dass wir unseren Nordflügel hätten stark machen können.

Alsdann behauptete Hitler, nach dem Eindruck der Luftwaffe seien nur wenige feindliche Panzer zu sehen, vor denen ganze deutsche Truppenteile wegliefen, und deretwegen die Front dauernd zurückgenommen werde. Da Hitler Berichte der Luftwaffe nur von deren

Ob.Kdo. erhielt, nehme ich an, dass hier wieder einmal Göring seinem Hass gegen das Heer Luft gemacht hatte.

Ich entgegnete ziemlich scharf, dass, wenn die Truppe an manchen Stellen nicht mehr halten könne, dies auf ihre dauernde Überbeanspruchung, ihre Erschöpfung und ihre zusammengeschmolzenen Stärken zurückzuführen sei. Das Ob.Kdo. hätte ja oft genug darauf hingewiesen, dass bei den überdehnten Fronten und dem Zustand der Truppe (bei unzureichendem Ersatz) einmal der Zeitpunkt eintreten müsse, an dem diese mit ihren Kräften zu Ende sei. Dass das Ob.Kdo. d.H.Gr. keineswegs weich wäre, beweise die Tatsache, dass wir eine Reihe von höheren Führern abgelöst hätten. Alles an sich bewährte und tapfere Truppenführer, die aber dem Schwinden der Widerstandskraft der Truppe nicht mehr hätten Halt gebieten können. Dass die beiden neuaufgestellten, der 4. Pz.-Armee zugeführten Divisionen jetzt von 200 feindlichen Panzern überrollt worden seien, sei auf ihre mangelhafte Ausbildung und fehlende Kampferfahrung zurückzuführen. Auch darüber hätten wir ja oft genug berichtet.

Da diese Erörterungen zu nichts führen konnten, stellte ich schliesslich fest, dass ich wohl annehmen dürfe, es bestehe Übereinstimmung darüber, dass die 1. Pz.-Armee unter Zusammenfassung ihrer Panzerkräfte nach Westen durchzustossen habe. Einmal, um die Verbindung mit der 4. Pz.-Armee wieder herzustellen, zum anderen, um ihre eigenen rückwärtigen Verbindungen wieder freizukämpfen. Ferner darüber, dass die übrigen Kräfte diese Operation nach Norden und Osten abzudecken hätten. In welcher Linie dies möglich sein werde, werde sich ja zeigen. Der Befehl an die 1. Pz.-Armee müsse von mir noch heute gegeben werden. Ich wiederholte, dass ein Erfolg nur zu erwarten sein werde, wenn die 4. Pz.-Armee in die Lage versetzt würde, der 1.Pz.-Armee von Westen her entgegenzustossen. Hitler lehnte jedoch diese Forderung erneut ab. Eine zweite Besprechung für den Abend-Lagevortrag wurde befohlen. Trotz der Schärfe unserer Meinungsverschiedenheiten hatte Hitler übrigens auch diesmal durchaus die Formen gewahrt.

Nachdem ich den bekannten grossen Raum mit dem herrlichen Blick gen Salzburg, in dem diese Vorträge stattfanden, verlassen hatte, liess ich den Führeradjutanten, General Schmudt, hinausbitten. Ich ersuchte ihn, Hitler zu melden, dass ich es für zwecklos hielte, weiterhin das Kommando über die H.Gr. zu führen, wenn Hitler auf meine Vorschläge nicht einginge. Ich bäte, einen anderen mit der Führung der H.Gr. zu betrauen, wenn Hitler meinen Ansichten und Massnahmen nicht beistimmen zu können glaube.

Am Nachmittag erreichte mich in meinem Quartier Berchtesgaden

ein Anruf meines Chefs, General Busse. Generaloberst Hube hatte nochmals dringend beantragt, nicht nach Westen durchzubrechen, sondern nach Süden über den Dnjestr zurückzugehen. Am Abend kam ein erneuter Funkspruch der Armee, in dem der Durchbruch nach Westen als undurchführbar, der nach Süden als die notwendige Lösung bezeichnet wurde. General Busse hatte bereits auf den ersten Antrag ablehnend geantwortet, erbat aber meine endgültige Entscheidung. Sie lautete, dass es bei dem Durchbruch nach Westen zu bleiben habe.

Als ich zum Abend-Lagevortrag erschien, war die Stimmung Hitlers völlig verwandelt. Er begann etwa mit den Worten: «Ich habe mir die Sache noch einmal überlegt, ich stimme Ihrer Absicht bezüglich des Durchschlagens der 1. Pz.-Armee nach Westen zu. Schweren Herzens habe ich mich auch entschlossen, ein im Westen neu aufgestelltes SS-Pz.-Korps mit der 9. und 10. SS-Pz.-Div. sowie aus Ungarn die 100. Jäger-Division und die 367. Inf.-Division der 4. Pz.-Armee für die beantragte Stossgruppe zuzuführen.»

Ich meldete, dass ich inzwischen einen erneuten Antrag des Generals Hube, nach Süden ausbrechen zu können, abgelehnt und auf dem Durchbruch der Armee nach Westen bestanden hätte. Nach meiner Ansicht werde das Durchstossen dorthin gelingen, da die beiden feindlichen Pz.-Armeen anscheinend ihre Kräfte in Richtung auf die Dnjepr-Übergänge verzetteln würden. Anschliessend verlas der mich begleitende Ia, Oberstleutnant Schulz-Büttger, meinen Befehl an die 1. Pz.-Armee zum Durchbruch nach Westen.

Angesichts des überraschenden Nachgebens Hitlers trug ich anschliessend noch einige Gedanken über die weitere Operationsführung vor. Es müsse Aufgabe der H.Gr. Süd sein, im Gebiet zwischen den Karpaten und den Pripjet-Sümpfen eine stabile Front herzustellen. Das Ob.Kdo. habe die Versammlung der 1. ungar. Armee nördlich der Karpaten im Gebiet um Strij angeordnet, wo diese das Berggelände zwischen dem Gebirge und dem oberen Dnjestr zu sperren habe.

Die 8. Armee müsse nunmehr der H.Gr. A unterstellt werden, der die Deckung Rumäniens zufalle. Mit der Lücke zwischen den beiden H.Gr. müsse man sich vorerst abfinden. Sie sei an den Karpaten-Pässen durch die noch in Ungarn befindlichen Kräfte zu sperren.

Ich regte an, für den Südflügel einschl. der verbündeten Armeen eine einheitliche Befehlsführung zu schaffen. Vielleicht würde es zweckmässig sein, im Hinblick auf die Verteidigung Rumäniens den Marschall Antonescu mit einem deutschen Generalstabschef einzuschalten. Hitler ging jedoch auf diese Frage nicht ein. Er meinte nur, dass der Marschall aus politischen Gründen ablehnen werde.

Nach Ende dieser Besprechung, die im Gegensatz zu der am Vormittag recht harmonisch verlief, kam Hitler noch in das Vorzimmer, um zu fragen, ob wir auch etwas zu essen bekämen. Er las mir mit grosser Befriedigung eine türkische Pressemeldung vor, in der gesagt wurde, es sei für Deutschland höchste Zeit gewesen, in Ungarn zuzufassen. Die Dinge dort seien schon weiter gediehen gewesen, als man hätte annehmen können.

Am 26. März früh flog ich zur H.Gr. zurück. Die 8. Armee war inzwischen unter den Befehl der H.Gr. A getreten.

Am nächsten Tage war ich bei der 4. Pz.-Armee, um mit dieser den Vorstoss zu besprechen, den sie mit den von Hitler zugesagten neuen Kräften der 1.Pz.-Armee entgegen zu führen haben werde. General Rauss war zuversichtlich, dass es ihm gelingen werde, die Verbindung zur 1. Pz.-Armee herzustellen, obwohl er für seine Front nicht ohne Sorgen war. Tamopol, von Hitler zum «festen Platz» erklärt, war eingeschlossen worden. Auf dem linken Flügel der Armee drohte dem 13. AK bei Brody ein ähnliches Schicksal, das jedoch abgewendet werden konnte.

Jedenfalls konnte das Ob.Kdo.d.H.Gr., nachdem Hitler bei der Besprechung am 25. März unseren Forderungen nachgegeben hatte, zuversichtlich darauf rechnen, dass das Freikämpfen der 1. Pz.-Armee und damit die Zusammenfassung der letzteren und der 4. Pz.-Armee nördlich der Karpaten gelingen werde. Es sollte sich jedoch zeigen, dass der Erfolg bei der Besprechung vom 25. März zwar die Erhaltung der 1. Pz.-Armee gewährleistete, dass aber Hitler offenbar durch das ihm aufgenötigte Nachgeben der Zusammenarbeit mit mir überdrüssig geworden war. Das gleiche traf auf Feldmarschall v. Kleist zu. Dieser erschien zwei Tage nach mir auf dem Obersalzberg, um endlich die Zurücknahme seiner H.Gr. auf den unteren Dnjestr zu erreichen.

Am Morgen des 30. März wurde ich mit der überraschenden Meldung geweckt, dass die Kondor-Maschine Hitlers, die bereits Feldmarschall v. Kleist in dessen Hauptquartier abgeholt habe, demnächst in Lemberg landen werde. Sie sollte mich zusammen mit Kleist nach dem Obersalzberg bringen. Während ich mit dem mich begleitenden Ia, Schulz-Büttger, und meinem Ordonnanzoffizier Stahlberg auf dem Flugplatz Lemberg auf das Landen der Kondor wartete, sprach mein Chef mit General Zeitzler. Dieser teilte mit – was uns im Übrigen bereits klar war –, dass Hitler sowohl Kleist wie mich unserer Kommandos entheben wollte.

Nach der Ankunft in Berchtesgaden sprachen wir zunächst mit General Zeitzler, da Hitler uns erst vor dem Abendvortrag sprechen wollte. Zeitzler berichtete, dass nach den letzten Besprechungen auf dem Obersalzberg Göring und Himmler, wahrscheinlich auch Keitel, erneut

namentlich gegen mich gehetzt hätten. Dies habe wohl dazu beigetragen, Hitler zu dem Entschluss zu bringen, sich von Kleist und mir zu trennen. Er, Zeitler, habe, als ihm Hitler diese Absicht mitteilte, sofort auch seine Entlassung verlangt, da er immer voll mit mir übereingestimmt habe und nicht bleiben könne, wenn ich ginge. Hitler habe sein Gesuch, wie auch dessen schriftliche Wiederholung, schroff abgelehnt. Diese aufrechte Haltung war dem Chef des Gen.Stabes hoch anzurechnen! Ich darf die Schilderung dieser meiner letzten Begegnung mit Hitler der Niederschrift entnehmen, die ich tags darauf in frischer Erinnerung für mein Tagebuch anfertigte.

«Abends beim Führer. Nach Verleihung der Schwerter erklärte er mir, er habe sich entschlossen, die Heeresgruppe anderweitig (mit Model) zu besetzen. Im Osten sei die Zeit der Operationen grösseren Stiles, für die ich besonders geeignet gewesen sei, abgeschlossen. Es komme jetzt hier nur noch auf starres Festhalten an. Diese neue Art der Führung müsse mit einem neuen Namen und einer neuen Parole eingeleitet werden. Daher der Wechsel in der Führung der H.Gr., deren Namen er auch zu ändern beabsichtige.

Er wolle ausdrücklich betonen, dass keinesfalls wie früher in den Fällen anderer Feldmarschälle (deren Namen er nannte) eine Vertrauenskrise zwischen uns bestehe. Er habe nach wie vor vollstes Vertrauen zu mir. Er habe auch nie etwas an der Führung der H.Gr. zu beanstanden gehabt, sei vielmehr vollkommen mit derselben einverstanden gewesen. Er sei sich aber auch klar, dass dem Ob.Kdo.d.H.Gr. 1½ Jahre lang eine übergrosse Last der Verantwortung auferlegt gewesen sei und deshalb eine Ausspannung erwünscht erscheine. Er wisse, dass ich einer seiner befähigsten Führer sei, weshalb er mich auch in Kürze wieder verwenden wolle. Zur Zeit lägen aber im Osten Aufgaben für mich nicht mehr vor. Für das, was jetzt dort zu tun sei, schien ihm Model, der bei H.Gr. Nord einen schwierigen Rückzug zum Stehen gebracht habe, besonders geeignet. Unter nochmaliger Versicherung, dass zwischen uns keinerlei Vertrauenskrise bestehe, erklärte der Führer mir noch, dass er es mir nie vergessen werde, dass ich vor dem Westfeldzug der einzige gewesen sei, der ihm gesagt habe, dass man durch einen Durchbruch bei Sedan nicht nur eine Schlacht schlagen, sondern die Gesamtentscheidung im Westen herbeiführen könnte und müsse.

Ich erwiderte dem Führer, dass ich selbstverständlich nichts dagegen sagen könne, wenn er glaube, in der derzeitigen Lage mit einem anderen Oberbefehlshaber besser arbeiten zu können und deshalb einen Wechsel vornehmen wolle. Ich glaube auch, den Befehl an Model ohne allzu grossen Schaden für die Sache jetzt abgeben zu können, da die Ent-

scheidungen über das Freischlagen der 1. Pz.-Armee ja gefallen seien. Einmal durch seinen (Hitlers) Entschluss, das SS-Pz.-Korps vom Westen heranzuführen und zweitens durch meinen Befehl, dass die Armee sich nördlich des Dnjestr nach Westen durchzuschlagen habe. Damit sei das, was die H.Gr. im Grossen zurzeit zu tun habe, abgeschlossen. Es werde nun nur noch für sie darauf ankommen, der Truppe zu helfen und sie moralisch zu stützen. Das werde Model auch können.

Der Führer stimmte lebhaft zu, dass Model hierfür besonders geeignet sein werde. Er werde bei allen Divisionen «herumflitzen» und das Letzte aus der Truppe herausholen. Worauf ich erwiderte, dass die Divisionen der H.Gr. schon seit langem unter meiner Führung das Letzte hergegeben hätten und ein anderer aus ihnen auch nicht mehr herausholen könne.

Was man auch immer im Einzelnen von dem halten mochte, was Hitler mir bei dieser letzten Begegnung, die wir haben sollten, sagte, so hatte er jedenfalls eine anständige Form gewählt, in der er diese Trennung vomahm. Dies war nicht zum wenigsten auf eine Forderung Zeitzlers zurückzuführen: «Wenn Hitler Feldmarschall v. Kleist und mich schon des Kommandos entheben wolle, dann solle er uns dies und die Gründe wenigstens selbst mitteilen!» Dass Göring und Himmler schon lange auf meinen Sturz hingearbeitet hatten, war mir bekannt. Doch dürfte zu dem Entschluss Hitlers wohl wesentlich beigetragen haben, dass er mir am 25. März hatte nachgeben müssen, nachdem er vorher – vor einem grösseren Kreise – meine Vorschläge abgelehnt hatte. Als Hitler mir zum Abschied die Hand drückte, sagte ich: «Ich wünsche Ihnen, mein Führer, dass Ihr heutiger Entschluss sich nicht als nachteilig erweisen möge.»

Anschliessend wurde Feldmarschall v. Kleist in ähnlicher Weise verabschiedet. Als wir den Berghof verliessen, standen schon unsere Nachfolger, der zum Feldmarschall ernannte Generaloberst Model, der die in H.Gr. Nord-Ukraine umbenannte H.Gr. Süd zu übernehmen hatte, und General Schömer, als Ersatz für Kleist, vor der Tür!

Am nächsten Morgen flog ich mit meiner Ju 52 nach Lemberg zurück. Mein Nachfolger wurde durch einen Schneesturm in Krakau zurückgehalten. So blieb mir noch die Möglichkeit, am 1. April durch einen letzten H.Gr.-Befehl das Zusammenwirken unserer beiden Pz.-Armeen bei der eingeleiteten Durchbruchoperation sicherzustellen. Am Nachmittag dieses Tages suchte ich alsdann die 4. Pz.-Armee auf, um mit dem Oberbefehlshaber den Ansatz des neu herankommenden SS-Pz.-Korps zu besprechen und mich von ihm zu verabschieden. Bei den Oberbefehlshabern der anderen Armeen, die unter meinem Befehl gestanden hatten, konnte ich dies nur noch schriftlich tun.

Am 2. April nachmittags übergab ich den Befehl an den nunmehr ein-

getroffenen Nachfolger. Das Freikämpfen der 1. Pz.-Armee und die für die Gesamtlage entscheidende Zusammenfassung der beiden Armeen im Gebiet zwischen den Karpaten und den Pripjet-Sümpfen war nach menschlichem Ermessen gesichert, wenn es auch noch schwierige Kämpfe im Einzelnen geben würde.

Wie vorgesehen, ist denn auch die 4. Pz.-Armee am 5. April zu dem befohlenen Stoss nach Osten angetreten. Bis zum 9. April war die 1. Pz.-Armee freigekämpft!

Noch hatte ich von meinem Stabe Abschied zu nehmen! Die Trennung von meinen Waffengefährten, die mit mir die Zeiten der Kämpfe und der Siege auf der Krim, den schweren Winterfeldzug 1942/43 mit seinem schliesslich doch erfolgreichen Abschluss und dann die vielen Krisen des Feldzuges 1943/44 durchgestanden hatten, wurde nicht nur mir schwer. Es war eine tiefe Freude für mich, zu erleben, wie eng das gegenseitige Vertrauen in jenen Jahren geworden war, wie ehrlich der Schmerz, dass unsere Zusammenarbeit nun ein Ende haben solle. Das gleiche durfte ich von den Oberbefehlshabern der Armeen sagen, die mir unterstanden hatten.

Bei meinem Stabe hatte meine Enthebung vom Kommando wie ein Donnerschlag gewirkt. Bei meiner Rückkehr nach Lemberg fand ich meine Kameraden völlig verstört vor. Meine engsten Mitarbeiter, der Chef, der Ia, der O.Q. und der IIa erbaten für sich eine andere Verwendung. Das Personalamt gab ihren Gesuchen auch statt, nur General Busse musste noch für einige Zeit auf seinem Posten bleiben, um die Kontinuität der Führung zu wahren.

Was mich persönlich anging, so bedeutete die Enthebung vom Kommando für mich das Freiwerden von einer Verantwortung, die zu ertragen unter den gegebenen Verhältnissen immer schwerer geworden war.

Es waren nicht so sehr die überhohen Anforderungen, die ein nunmehr neun Monate hindurch ununterbrochen andauernder Kampf gegen eine erdrückende feindliche Überlegenheit an Führung und Truppe gestellt hatten, welche die Last dieser Verantwortung ausmachten. Ein Kampf, in dem wir doch immer Aushilfen gefunden hatten, sei es, um den Gegner zum Stehen zu bringen, sei es, um ihm auch aus der Abwehr heraus Schläge zu versetzen, die ihn um eine schon greifbar vor ihm liegende Siegesfrucht brachten.

All dies konnte in der vorstehenden Schilderung nur in grossen Strichen gezeichnet werden. Die darin liegenden Leistungen des deutschen Soldaten so darzustellen, wie sie es verdienen, war in ihrem Rahmen nicht möglich.

Was aber die Last, die auf meinen engsten Mitarbeitern und mir, nicht weniger aber auch auf der Führung der der H.Gr. angehörenden Armeen ruhte, so schwer gemacht hatte, war der ständige Kampf, den wir mit der obersten Führung um das operativ Notwendige zu führen gehabt hatten.

Unsere immer erneut zu stellenden und durchzukämpfenden Forderungen nach einer klaren *Schwerpunktbildung an der entscheidenden Stelle* dieses Feldzuges (dem Nordflügel der H.Gr.) und nach *operativer Bewegungsfreiheit* (überhaupt, insbesondere aber für unseren Südflügel) waren dabei nur die äusseren, durch die Lage bedingten Merkmale dieses Kampfes.

Im Grunde ging es um eine unvereinbare Verschiedenheit der strategischen bzw. operativen Gedankengänge:

Hitlers, die auf seinen Eigenschaften und Anschauungen beruhten, wie ich sie in dem Kapitel «Hitler in der Ausübung des militärischen Oberbefehls» dargelegt habe, und denen des

Ob.Kdos.d.H.Gr., die auf den überlieferten Grundsätzen und Anschauungen des deutschen Generalstabes beruhten.

Auf der einen Seite stand die Auffassung des Diktators, der an die Macht seines Willens glaubte, durch den er nicht nur seine Armeen, da, wo sie standen, festnageln, sondern auch dem Gegner Halt gebieten zu können glaubte. Des Diktators, der aber zugleich die Gefahr des Risikos, das die Möglichkeit eines Prestigeverlustes in sich trug, scheuen musste. Des Mannes, dem bei aller Begabung doch die Grundlage wirklichen militärischen Könnens fehlte.

Auf der anderen Seite stand die Auffassung militärischer Führer, die nach Erziehung und Ausbildung noch daran festhielten, dass die Kriegführung eine *Kunst* sei, deren wesentliche Elemente eine klare Beurteilung der Lage und die Kühnheit des Entschlusses darstellten. Deren Erfolg nur in beweglicher Operationsführung zu finden sein werde, da nur in dieser die Überlegenheit der deutschen Führung und Truppe zur vollen Geltung kommen könne.

Die Gerechtigkeit gebietet allerdings, anzuerkennen, dass eine Führung der Operationen, wie sie dem Ob.Kdo.d.H.Gr. vorschwebte, von Hitler das Eingehen hoher Risiken auf anderen Kriegsschauplätzen und in anderen Abschnitten der Ostfront, die Inkaufnahme schwerwiegender politischer und kriegswirtschaftlicher Nachteile gefordert hätte. Jedoch wäre es wohl der einzige Weg gewesen, im Jahre 1943 noch eine Erschöpfung der Angriffskraft der Sowjets zu erreichen und damit den Weg zu einem politischen Remis im Osten zu eröffnen.

Wenn das Ob.Kdo.d.H.Gr. in seinem Kampf um eine andere Führung der Operationen im Grossen gesehen erfolglos geblieben ist, wenn seine

Zuversicht, mit dem Gegner fertig zu werden, sich daher nicht erfüllt hatte, so war doch eines erreicht. Es war dem Feind nicht gelungen, die Einkreisung des ganzen Südflügels der Ostfront, für welche ihm die operative Lage und seine vielfache Überlegenheit alle Chancen in die Hand gegeben hatten, zu erreichen. Wir hatten dem Gegner weite Gebiete überlassen müssen, während unsere Truppen sich zunehmend verbrauchten. Der entscheidende Schritt zum Siege war dem Feinde aber doch verwehrt worden!

Die H.Gr. Süd hatte sich, wenn auch aus tausend Wunden blutend, *im Felde behauptet!*

Für mich und meine Mitarbeiter war es die grösste Genugtuung, dass in diesem ungleichen Kampf gegen einen weit überlegenen Gegner, wie gegen eine oberste Führung, die das Vorauszusehende nicht anerkennen wollte, doch hatte verhindern können, dass jemals uns unterstellte Kräfte das Schicksal von Stalingrad ereilte. Bei Tscherkassy und jetzt im Falle der 1. Pz.-Armee konnte dem Gegner die Beute, die er bereits sicher in seiner Hand glaubte, doch noch entrissen werden.

Was mir die Abgabe des Kommandos schwer machte, war allein, dass ich fortan nicht mehr in der Lage sein würde, den Truppen, die der Führung der H.Gr. immer vertraut hatten, weiter zu helfen.

Am 3. April 1944 verliess ich unser Hauptquartier Lemberg. Alle meine Getreuen hatten sich zum Abschied auf dem Bahnhof eingefunden. Als sich der Zug bereits in Bewegung setzte, klang noch ein letztes Wort zu mir. Der es mir zurief, war mein Flugzeugführer, Oberleutnant Langer. Wie oft hatte er mich in den schwierigsten Wetterlagen sicher geflogen! Nun hatte er sich zur Jagdwaffe gemeldet, in deren Reihen er bald den Fliegertod sterben sollte. Ich habe seine Worte aufgenommen als einen letzten Gruss der Treue meiner Kameraden. Sie lauteten:

«Herr Feldmarschall! Wir haben heute das Krimschild – unser Siegeszeichen – von der Maschine abgenommen!»

ANLAGEN

(Dokumente)

Der Oberbefehlshaber des Heeres

Geheime Kommandosache

ANLAGE 1 (AUSZUG AUS DEM ORIGINAL)

Gen.St.d.H.Op.Abt.

Nr. 44 440/39 g.Kdos.

19. 10. 39

Aufmarschanweisung «Gelb»

25Ausfertigungen

4Ausfertigung

Chef -Sache! Nur durch Offizier!

1. Allgemeine Absicht.

Die Haltung der Westmächte kann es erforderlich machen, dass das deutsche Heer im Westen zur Offensive übergeht. Der Angriff wird dann unter Einsatz aller zu Gebote stehenden Kräfte geführt werden.

Zweck dieses am Nordflügel der Westfront durch den holländisch-belgischen und luxemburgischen Raum zu führenden Angriffs wird es sein, möglichst starke Teile des französischen Heeres und seiner Verbündeten zu schlagen und gleichzeitig möglichst viel holländischen, belgischen und nordfranzösischen Raum als Basis für eine aussichtsreiche Luft- und Seekriegführung gegen England und als weites Vorfeld des Ruhrgebiets zu gewinnen.

2. Gliederung und Aufgaben:

- a) Der Angriff wird unter meinem Befehl durch Armee-Abt. N und die Heeresgruppen B und A geführt werden mit dem ersten Ziel, unter Ausschaltung der holländischen Streitkräfte möglichst starke Teile des belgischen Heeres im Bereich der Grenzbefestigungen zu schlagen und durch rasches Zusammenführen starker – besonders schneller – Verbände in Nord- und Mittelbelgien die Voraussetzung zu schaffen für unverzügliche Fortführung des Angriffs mit starkem Nordflügel und für rasche Besitzznahme der belgischen Küste. Armee-Abt. N und Heeresgruppe B und A versammeln sich hierzu ostwärts der Reichsgrenze

zwischen Rheine und Mettlach (südlich Trier) getarnt derart, dass sie in 6 Nachtmärschen die für Überschreiten der Grenze erforderliche Bereitstellung einnehmen und am Morgen des 7. Tages zum Angriff antreten können. Der Zeitpunkt, bis zu dem die Bereitstellung eingenommen sein muss, wird gesondert befohlen (siehe Ziff. 10). Heeresgruppe C wird mit einem Mindestmass an Kräften die Befestigungen in ihrem Abschnitt zu halten haben. Über Vortäuschen von Angriffsabsichten ergeht gesonderter Befehl.

- b) Armee-Abt. N (Holland nördlich des Waal) wird neu gebildet. Sie steht unmittelbar unter OKH.

Der Heeresgruppe B (Nordflügel des Angriffs) sind unterstellt:

1. Armee am rechten Flügel. AOK (aus bisherigem AOK 8 neu gebildet) wird zugeführt.
6. Armee in der Mitte. AOK 6 wird aus seinem derzeitigen Einsatzbereich zeitgerecht freigemacht werden.
4. Armee am linken Flügel der Heeresgruppe.

Der Heeresgruppe A (Südflügel des Angriffs) sind unterstellt:

12. Armee am rechten Flügel. AOK (bisher AOK 14) wird zugeführt.
16. Armee am linken Flügel der Heeresgruppe. AOK (Neuaufstellung) wird zugeführt.

Der Heeresgruppe C (Abwehrfront) bleiben unterstellt:

1. Armee
7. Armee

Trennungslinien zwischen den Heeresgruppen und innerhalb der Armeen:

(Karte 1:1000'000)

- a) Armee-Abt. N und 2. Armee: Borken (N) – Rees (2.) – Südufer Rhein und Waal.
 - b) 2. Armee und 6. Armee: Sterkrade (2.) – Arcen (2.) – Neerpelt (6.) – Diest (6.).
 - c) 6. Armee und 4. Armee: Bergisch Gladbach (6.) – Mülheim (6.) – Köln (4.) – Aachen (6.) – Nordrand Stadt Lüttich.
 - d) 4. Armee und 12. Armee: Rosbach a. d. Sieg (4.) – Weyerbusch (4.) – Honnef (4.) – Ahrweiler (12.) – Hillesheim (4.) – Schönecken (4.) – Houffalize (12.) – Marche (4.) – Namur (Mitte).
 - e) 12. Armee und 16. Armee: Höhr-Grenzhsn. (16.) – Bendorf (16.) – Kaisersesch (16.) – Bollendf. (16.) – Diekirch (16.) – Neufchateau (12.) – Bouillon (12.).
 - f) 16. Armee und Heeresgruppe C: Lorch (16.) – Gemünden (16.) – Nonnwlr. (16.) – Mettlach (16.) – Diesdorf (16.).
2. Aufträge der Angriffsfront:
- a) Armee-Abt. N greift über Linie Rheine – Rhein westl. Bocholt über den Ijssel in allgemeiner Richtung Utrecht an und gewinnt die Grebbe-Linie. Jede Möglichkeit, durch diese Linie und durch das zur Überschwemmung vorbereitete Gebiet beiderseits Utrecht vorzustoßen, gegebenenfalls zur Besetzung von Amsterdam und Rotterdam zu schreiten, ist auszunutzen. Die erforderlichen Verstärkungen werden alsdann zugeführt werden.
Die Provinz Groningen ist durch schwache Kräfte zu besetzen.

- b) Heeresgruppe B durchstösst die belgischen Grenzbefestigungen nördlich und südlich Lüttich und führt die ihr unterstellten Kräfte über den Albert-Kanal und die Maasstrecke Lüttich – Namur derart in den Bereich nördlich und südlich Brüssel zusammen, dass sie ohne Zeitverlust von hier aus weiter nach Westen angreifen und starke schnelle Kräfte aus Gegend Antwerpen in den Bereich um Brügge – Gent vortreiben kann.

Das Entkommen des Feindes aus Antwerpen und Lüttich muss verhindert werden.

Die vom Feind gehaltenen Teile der Festungsbereiche sind abzuschliessen.

2. Armee greift, die Maas zwischen Nimwegen und Arcen überschreitend, nördl. der Linie Arcen (einschl.) – Neerpelt (ausschl.) – Diest (ausschl.) in allgemeiner Richtung Aerschot an mit der Aufgabe, den Angriff der 6. Armee gegen Einwirkung aus dem Bereich um Antwerpen zu decken. Hierzu ist rasches Vordringen an und über den Albert-Kanal erforderlich.

6. Armee tritt aus der Linie Venlo – Aachen (Orte einschl.) derart an, dass sie die Maas rasch überwinden und die belgischen Grenzbefestigungen mit möglichst geringem Zeitaufwand durchstossen kann. Allgemeine Angriffsrichtung: Tirlmont. 6. Armee schliesst den Festungsbereich Lüttich nach Weisung der Heeresgruppe B im Norden ab.

3. Armee greift, mit der Masse ihrer Kräfte aus der Linie Monschau – Habscheid antretend, gegen die Maaslinie Lüttich – Namur an und durchstösst sie. Es kommt darauf an, so rasch als irgend möglich auf dem Nordufer der Maas festen Fuss zu fassen und rasches Nachführen möglichst starker Kräfte auf das nördliche Flussufer sicherzustellen.

Fortführung des Angriffs nördlich der Maas in nordwestl. Richtung nach Weisung der Heeresgruppe B.

Die Armee schliesst nach Weisung der Heeresgruppe B den Festungsbereich Lüttich im Osten und Süden ab und hält sich bereit, durch Einschwenken von Teilen gegen die Westfront die möglichst enge Einschliessung der Festung zu vollenden. Gegen Namur ist durch schwache Kräfte zu sichern.

- c) Heeresgruppe A deckt den Angriff der Heeresgruppe B gegen feindl. Angriff aus Süden und Südwesten. Sie treibt ihren rechten Heeresflügel so rasch wie möglich über die Maas südl. Namur vor, um den weiteren Angriff der Heeresgruppe B nach Westen je nach Weisung des OKH südl. der Sambre zu decken oder zu verbreitern.

12. Armee stösst, von der Our zwischen Habscheid und Wallendorf antretend, durch die belgischen Grenzbefestigungen beiderseits Bastogne durch und erzwingt mit starkem rechten Flügel den Übergang über die Maas zwischen Namur und Fumay (einschl.). Der linke Flügel gewinnt und hält den Maas-Semois-Abschnitt unterhalb Bouillon (einschl.). Gegen Namur ist im Anschluss an 4. Armee zu sichern.

16. Armee gewinnt, aus der Linie Wallendorf – Mettlach angreifend, unter scharfem Vorwärtstreiben des rechten Flügels die allgemeine Linie Semois (oberhalb Bouillon) – Gegend südl. Arlon – südl. Luxemburg und deckt in dieser Linie die Südflanke des Gesamtangriffs.

Sie nimmt und hält mit linkem Flügel Anschluss an die befestigte Saarlinie südlich Mettlach nach Vereinbarung mit 1. Armee.

4. Allgemeine Richtlinien.

Die angreifenden Armeen haben zunächst weniger mit starken oder besonders hochwertigen Feindkräften zu rechnen, als mit einer grossen Zahl technischer Hindernisse (Flussläufe, Kanäle, Sperrungen aller Art, befestigte Linien) sowie Fliegerkampfkraften. Sorgsamste Überlegung und Vorbereitung bis ins Kleinste muss dazu beitragen, diese technischen Hindernisse an möglichst zahlreichen Stellen rasch zu überwinden. Nur rücksichtsloses Vorwärtsdrängen aller durchgebrochenen Teile in Richtung auf das Angriffsziel und ihre rasche Unterstützung durch nachgeführte Kräfte kann die erste Abwehrfront in ihrer Gesamtheit rasch zu Fall bringen.

Im weiteren Verlauf kommt es darauf an, heraneilende Verstärkungen durch rücksichtslosen Angriff im Verein mit der Luftwaffe zu zersprengen und so dem planmässigen Aufbau stärkerer Angriffsgruppen zuvorzukommen. Dem raschen Zugriff schneller Verbände werden sich dabei günstige Erfolgsmöglichkeiten bieten. Dem raschen Herstellen und dem Erhalten von Übergängen über Flüsse und Kanäle und straffster Verkehrsregelung kommt besondere Bedeutung zu.

Vorbereitung des Angriffs und Ausbildung der Angriffstruppe müssen diesen Gesichtspunkten Rechnung tragen.

5. -12. pp

gez. v. Brauchitsch

ANLAGE 2 (AUSZUG AUS DEM ORIGINAL)

Geheime Kommandosache

Der Oberbefehlshaber des Heeres

Gen. St. d. H. Op.Abt.

Nr. 44 440/39 g. Kdos. II. Ang.

29. 10. 39

25Ausfertigungen

4.Ausfertigung.

Chef «Sache! Nur durch Offizier!

Aufmarschanweisung «Gelb»

1. Allgemeine Absicht:

Die Haltung der Westmächte kann es erforderlich machen, dass das deutsche Heer im Westen zur Offensive übergeht. Für den Angriff werden dann alle zu Gebote stehenden Kräfte eingesetzt mit dem Zweck, möglichst starke Teile des französischen Heeres und seiner Verbündeten auf nordfranzösischem und belgischem Boden zur Schlacht zu stellen und zu schlagen und damit günstige Bedingungen für die Weiterführung des Krieges zu Lande und in der Luft gegen England und Frankreich zu schaffen.

2. Gliederung und Aufgaben:

a) Der Angriff wird unter meinem Befehl durch die Heeresgruppen B und A geführt mit dem Ziele, die verbündeten Streitkräfte im Bereiche nördlich der Somme zu vernichten und bis zur Kanal-Küste durchzustossen.

H.Gr. B und A versammeln sich ostwärts der Reichsgrenze zwischen Geldern und Mettlach (südlich Trier) getarnt derart, dass sie in 6 Nacht-

märschen die für Überschreiten der Grenze erforderliche Bereitstellung einnehmen und am Morgen des 7. Tages zum Angriff antreten können. Der Zeitpunkt bis zu dem die Bereitstellung eingenommen sein muss, wird gesondert befohlen (siehe Ziffer 9).

H.Gr. C wird mit einem Mindestmass an Kräften die Befestigungen in ihrem Abschnitt zu halten haben. Über Vortäuschen von Angriffsabsichten ergeht besonderer Befehl.

- b) Der H.Gr. B (Nordflügel des Angriffs) sind unterstellt:

Stellv. Gen.Kdo. VI bezüglich Sicherung der holländischen Grenze.

6. Armee zum Angriff nördlich Lüttich.

4. Armee zum Angriff südlich Lüttich.

Zum Einsatz im Verlauf des Angriffs nach Anordnung des Heeresgruppenkommandos sind bereitzustellen

im Bereich der 6. Armee das AOK 18 (wird zugeführt),

im Bereich der 4. Armee das AOK 2.

Heeresgruppenkommando B bestimmt den Zeitpunkt der Befehlsübernahme des AOK 6 im bisherigen Bereich des AOK 2 und meldet Zeit und Ort der Bereitstellung der AOK 18 und 2. Es regelt die Beteiligung dieser AOK an der Vorbereitung des Angriffs.

Der H.Gr. A (Südflügel des Angriffs) sind unterstellt:

12. Armee am rechten Flügel, 16. Armee am linken Flügel.

Der H.Gr. C (Abwehrfront) bleiben unterstellt:

1. Armee 7. Armee

Trennungslinien zwischen den Heeresgruppen und zwischen den Armeen (Karte 1:1'000'000): pp.

3. Aufträge der Angriffsfront:

- a) H.Gr. B greift nach Durchbrechen der belgischen Grenzbefestigungen zunächst in westlicher Richtung an. Eine Angriffsgruppe ist nördlich an Lüttich vorbei in den Bereich um Brüssel, die andere südlich an Lüttich vorbei in den Bereich westlich und südwestlich Namur vorzuführen so, dass der Angriff der Heeresgruppe je nach Lage in westlicher oder auch in nordwestlicher oder südwestlicher Richtung ohne Zeitverlust weitergeführt werden kann.

Schnelle Kräfte sind nach Durchbruch der befestigten Grenzzone so rasch wie möglich einzusetzen. Im Bereich der nördlichen Angriffsgruppe sind sie in Richtung Gent, im Bereich der südlichen Angriffsgruppe in Richtung Thuin vorzutreiben mit dem Zweck, durch rücksichtslosen Angriff den Aufbau einer feindlichen Schlachtfront zu verhindern und in gegenseitigem Zusammenwirken nach Weisung der Heeresgruppe günstige Voraussetzungen für den Angriff der nachfolgenden Kräfte zu schaffen.

Nötigenfalls veranlasst H.Gr. B die Zusammenfassung der schnellen Kräfte beider Angriffsgruppen da, wo sich rascher günstige Einsatzmöglichkeiten ergeben. Verhindert muss werden, dass schnelle Kräfte bei einer Angriffsgruppe brachliegen, wenn sie bei der anderen wirksam verwendet werden können. Mit dem Freiwerden der schnellen Verbände nach vorwärts ist ihre Führung von der Führung der nachfolgenden Infanterie-Divisionen zu trennen. Den Einsatz der AOK für die verschiedenen Aufgaben regelt H.Gr. B.

Die Festungen Lüttich und Antwerpen sind nach Anordnung der H.Gr. B einzuschliessen. Ein Entkommen des Feindes aus den Festungsbereichen muss verhindert werden.

«H.Gr. B hält sich von Beginn des Angriffs an bereit, auf Befehl den holländischen Raum zunächst vorwärts der Festung Holland mit einem Mindestmass an Kräften gemäss Sonderanweisung in Besitz zu nehmen.»

- b) H.Gr. A greift, die Angriffsfront der H.Gr. B verbreiternd, mit ihrem rechten Flügel in allgemein westlicher Richtung an. Dieser ist so rasch wie möglich über die Maas zwischen Fumay und Mouzon vorzutreiben und weiterhin durch die befestigte französische Grenzzone hindurch in Richtung auf Laon vorzuführen. Mit ihrem linken Flügel deckt die H.Gr. den Angriff des Gesamtheeres gegen feindliche Einwirkung aus Süden und Südwesten.

gez. v. Brauchitsch

Ziff. 4-11 pp.

ANLAGE 3

Heeresgruppe

H. Q., den 31. 10. 1939

An den

Herrn Oberbefehlshaber des Heeres

Die durch die neue Aufmarschanweisung angesetzte Operation hat zum Ziel, möglichst starke englisch-französisch-belgische Kräfte in Belgien bzw. in Frankreich nördlich der Somme zu schlagen, die Kanalküste zu gewinnen. Sie rechnet damit, dass der Gegner zunächst die an der Grenze stehenden Teilkräfte nach Belgien vorwirft, die (in erster Linie durch die starken deutschen motorisierten Verbände) überrannt werden sollen, so dass es dem Feind nicht mehr gelingt, in dem Gebiet nördlich der Somme zu einer einheitlichen Operation zu kommen.

Der erstrebte erste Erfolg über Belgien und vorgeworfene französisch-englische Kräfte ist denkbar. Das Gelingen der Gesamtoperation hängt aber nicht von diesem Anfangserfolg ab, sondern davon, dass es gelingt, in Belgien bzw. nördlich der Somme kämpfenden Feindkräfte *insgesamt* zu schlagen und zu *vernichten*, nicht nur sie frontal zu werfen. Zugleich muss der mit Sicherheit aus südlicher bzw. südwestlicher Richtung, wenn auch erst später, zu erwartende französische Gegenangriff abgefangen werden.

Diese Überlegungen führen nach Ansicht der H.Gr. zwingend dazu, den *Schwerpunkt der Gesamtoperation*, von der der erstrebte Anfangserfolg der schnellen Kräfte in Belgien doch nur die Einleitung ist, auf den Südflügel zu legen. Er muss, südlich Lüttich vorbei, über die Maas aufwärts Namur Richtung Arras – Boulogne vorgetrieben werden, um alles, was der Feind nach Belgien hineinwirft, nicht frontal auf die Somme zu werfen, sondern an der Somme abzuschneiden.

Zugleich muss dieser Südflügel stark genug sein, den französischen Gegenangriff gegen seine linke Flanke so abzuwehren, dass die Operation bis zur Küste durchgeführt werden kann.

In diesem Gedankengang erscheint erforderlich:

1. *Starke mot. Kräfte* südlich Lüttich anzusetzen, und zwar im Südteil des Streifens der 4. Armee und *im Streifen der 12. Armee*.

Diese Stossrichtung führt in den Rücken der Masse der in der N.O.-Front stehenden belgischen Armee und ermöglicht zunächst angesichts der Schwäche der belgischen Befestigungen in diesem Gebiet ein schnelleres Vorwärtskommen als nördlich Lüttich. Der spätere Übergang über die Maas, sei es südlich Namur in rein westlicher, sei es beiderseits Namur in nordwestlicher Richtung, kann diesen Kräften durch die nördlich Lüttich auf dem zwar zunächst schwierigeren, aber kürzeren Wege angesetzten Kräfte geöffnet werden.

Der Ansatz starker mot. Kräfte im Streifen der 12. Armee schliesst nicht aus, dass nach dem gelungenen ersten Durchbruch alle nördlich und südlich Lüttich angesetzten mot. Kräfte etwa in Höhe von Namur unter einem AOK unter dem Befehl der H.Gr. B zusammengefasst werden, da zweifellos die schnelle Fortführung der Operation gegen die Küste bzw. gegen die untere Somme Aufgabe der H.Gr. B ist, während der H.Gr. A die Deckung gegen SW und S zufallen wird.

2. Die *Nachführung eines AOK* mit entsprechend ausreichenden, angriffsfähigen Kräften *hinter der H.Gr. A*.

Es ist mit Sicherheit mit einem starken französischen Gegenangriff aus südlicher Richtung entlang der Mosel auf Bonn, wahrscheinlich auch aus südwestlicher Richtung westlich der Maas auf Brüssel zu rechnen.

Der Ostflügel dieses Angriffs muss nördlich der französischen Festungslinie Diedenhofen – Montmedy in der Abwehr aufgefangen werden. Ob dies auf die Dauer mit den Kräften der 16. Armee gelingt, ist fraglich.

Die aus südwestlicher Richtung der Maas zu erwartende französische Gegenoffensive muss aber *angriffsweise* abgewehrt werden, wenn die Fortführung der Operationen der H.Gr. B bis zur Küste ermöglicht werden soll. Hierzu muss H.Gr. A zwischen die auf Laon vorzuführende 12. Armee und die zwischen Maas und Mosel in Abwehr stehende 16. Armee eine weitere Armee zum Vorgehen westlich der Maas nach Süden einschieben.

Solange die H.Gr. bei ihrem Auftrag nur über die 12. und 16. Armee verfügt, wird sie mehr oder weniger in Abhängigkeit vom Gegner bleiben. Andernfalls erst wird sie den Auftrag der Deckung der Süd- und Südwestflanke der H.Gr. B so ausführen können, dass diese zum schnellen Erfolg kommt.

Es ist kaum anzunehmen, dass der Gegner den Fehler macht, allzu starke Kräfte nach Belgien auf seinem Nordflügel hineinzuworfen. Die H.Gr. B wird also mit 3 Armeen immer für ihre Aufgabe stark genug sein. Sollte der Feind doch so handeln, so wird die letzte *Entscheidung bei der 12. Armee, Richtung Somme abwärts*, liegen, vorausgesetzt, dass sie in ihrer Südflanke *offensiv* durch eine weitere Armee gedeckt werden kann.

Die Gefahr, aber auch andererseits die Chance des grossen Erfolgs, um so mehr wenn der Gegner seinen Nordflügel stark machen sollte, liegt bei der H.Gr. A.

Der Oberbefehlshaber
gez. Rundstedt

Heeresgruppe A

H. Q., den 21. 11. 1939
IA 321/g.Kdos. Chefs.

Absicht der Heeresgruppe
für die
Führung der Angriffsoperation

I. Einleitung der Operation

1. Feind

Die H.Gr. rechnet damit, dass der Gegner seine an der belgischen Grenze stehenden Kräfte (24 Divisionen) sofort nach Belgien vorwirft, um dem belgischen Heer das Halten der Linie Antwerpen – Lüttich – Namur zu ermöglichen, mit eigenen Kräften wenigstens die Maas-Semois-Linie zu gewinnen.

Der Einsatz der sehr starken englisch-französischen Heeres-Reserven (51 Divisionen) wird erst erfolgen, wenn sich für den Gegner die Lage geklärt hat.

Vor ihrer Front rechnet die H.Gr. dementsprechend zunächst ausser mit den schwachen belgischen Kräften (Ard. Jäg. Div., vielleicht 1. K.D.) mit den Kräften der französischen 2. Armee (5 Div.) und Armee Abt. A (4 Div.), vorausgesetzt, dass sich unsere lückenhafte Kenntnis der französisch-englischen Kräfteverteilung bestätigt.

Es ist nicht ausgeschlossen, dass die Franzosen in Südbelgien über die Maas-Semois-Linie zunächst nicht hinausgehen, weil, wenn die Gegner die Antwerpen-Lüttich-Maas-Linie halten können, ein Geländegewinn in Südbelgien uns nur in eine operativ ungünstigere Lage bringen wird.

Wahrscheinlicher ist jedoch, dass sie die bereitgestellten Teilkräfte uns schon vorwärts der Maas entgegenwerfen, um Zeit zu gewinnen, sowohl stärkere Kräfte in die Maaslinie Lüttich – Namur – Sedan zu bringen, als auch starke Kräfte zum Gegenangriff von Süden zwischen Maas und Mosel zu versammeln.

2. Erste Absichten

Für die H.Gr. kommt es demgegenüber darauf an, nach möglichst überraschendem, schnellem Durcheilen von Luxemburg die belgischen Sperrbefestigungen zu durchbrechen, ehe der Franzose hier seine Abwehr organisieren kann, und die zunächst zu erwartenden französischen Teilkräfte *in Belgien* vernichtend zu schlagen. Dies ist die Voraussetzung für die Fortführung der Operation *über die Maas*, wie für das Bilden einer Abwehrfront nach Süden.

Dementsprechend hat die H.Gr. das 19. AK mit drei Divisionen in vorderer Linie vor die Front genommen, ihm allein vier durchlaufende Strassen zugewiesen, um zu versuchen, die belgischen Sperrbefestigungen zwischen Bastogne und Arlon zu durchbrechen, ehe der Franzose mit stärkeren Kräften dort sein kann, und angriffsbereit westlich dieser Befestigungen zu stehen, um die über Neufchateau und im Semois-Tal herankommenden französischen Kräfte anzufallen.

Die 12. und 16. Armee treten mit zusammen 11 Div. in vorderer Linie an, ihre Reserven dicht heranhaltend, um ebenfalls so schnell wie möglich die belgische Sperrlinie zu durchbrechen und – 12. Armee plus rechter Flügel 16. Armee – in die Kämpfe in Südbelgien eingreifen zu können. Mitte und linker Flügel der 16. Armee haben nach Süden einzuschwenken, französische Kräfte, die etwa in Richtung Arlon – Luxemburg vorgehen, anzugreifen und zu schlagen und sich etwa längs der Grenze zur Verteidigung einzurichten. Dabei können die Flügelkorps die Grenze gleichzeitig mit 19. AK überschreiten, während in der Mitte zum Teil die Divisionen erst hinter denen des 19. AK folgen können.

Die Schwierigkeiten dieses ersten Operationsabschnittes liegen in den Geländeverhältnissen in der Eifel und in Luxemburg, den schmalen, gewundenen, steilen Strassen, dem Übergang grosser Massen über Our–Sauer–Mosel.

Die Bereitstellung, der Übergang über die Grenzflüsse, das Vorgehen des 19. AK, das Nachführen der Reserven und des Nachschubs über die steil eingeschnittenen Täler der Grenzflüsse, wo ein Verlassen der Strasse ausgeschlossen ist, sind die gegebenen Ziele der französischen Luftwaffe.

Das Bestreben, mit dem 19. AK den Franzosen schon westlich der belgischen Sperrlinie anzufallen, um gegen seine heranmarschierenden Kräfte zu einem Überraschungserfolg zu kommen, die sehr starke Luftgefährdung bei Beginn der Operation haben die H.Gr. veranlasst, den Antrag zu stellen, den Grenzübertritt in die Nacht zu verlegen, damit bei Hellwerden das 19. AK schon an der belgischen Sperrlinie stehen kann und der kritischste Moment hinsichtlich feindlicher Luftangriffe überwunden ist.

Da auch H.Gr. B bis zum Herankommen an die belgischen Befestigungen nördlich und südlich Lüttich einen längeren Marsch hat, die eigentlichen Grenzsperrungen aber auch bei Nacht überrumpelt werden können, dürfte gleichzeitiges Antreten auf der ganzen Front bei Nacht möglich sein.

Die H.Gr. wiederholt daher ihren Antrag.

Die weitere Entwicklung der Operation bis zum Erreichen der Maas bzw. der belgisch-französischen Südgrenze hängt davon ab, ob der Franzose mit Teilkraften über die Maas nach Südbelgien hinein vorgeht, ob es dem 19. AK gelingt, ihn schon westlich der belgischen Befestigungen anzufallen oder ob es bereits im Gebiet Houffalize – St. Hubert – Neufchateau – Arlon zur Schlacht kommt.

In letzterem Fall muss die Verwendung des 19. AK zunächst im Rahmen der Armeen, in erster Linie der 12., erfolgen. Für den ersteren Fall ist das Weiterstossen des 19. AK über die Maas in Gegend Sedan befehlsgemäss vorgesehen.

Da ein Vorgehen des ganzen Korps im Semois-Tal ausgeschlossen ist, ist sein Ansatz mit starkem rechtem Flügel über Neufchateau erfolgt, während 1 verst. Pz.-Div. über Florenville vorzugehen hat, um den übrigen Teilen den Semois-Übergang von Osten her zu öffnen.

Die 12. Armee wird, falls 4. Armee an der Ourthe hängen bleiben

oder mit ihren Hauptkräften gegen die Maas ostwärts Namur bzw. auf Namur abgezogen werden sollte, mit einem Angriff aus der Maaslinie südlich Namur heraus gegen ihren rechten Flügel zu rechnen haben. Ihr Vorgehen nach Westen muss dann unter Staffelung rechts erfolgen. Die H.Gr.-Reserven werden hinter dieser Armee nachgeführt.

Der 16. Armee müssen nach dem Einschwenken nach Süden weitere Kräfte als Reserven zugeführt werden.

II. Die Fortführung der Operation über die Maas

Ist es ohne stärkeren Feindwiderstand oder nach Schlagen französischer Teilkkräfte in Südbelgien gelungen, bis zur Maas und an die belgisch-französische Südgrenze vorzudringen, so werden für die Weiterführung der Operation der H.Gr. folgende Erwägungen massgebend sein:

1. Der rechte Flügel der H.Gr. kann den Angriff nach Westen, also in Richtung untere Somme, nur fortsetzen, wenn er gegen den dann sicher zu erwartenden französischen Gegenangriff *westlich der Maas*, also etwa aus Richtung Le Fere – Laon – Rethel, *offensiv* gedeckt wird. Die 12. Armee wird diese *beiden* Aufgaben nicht lösen können, obwohl ihr die H.Gr.-Res. (21. AK mit 3 Div.) nachgeführt werden sollen. Das *Einschieben einer weiteren Armee* unter gleichzeitiger Verbreiterung des Streifens der H.Gr. nach Norden bis etwa Dinant wird dann notwendig werden. Dies um so mehr, wenn die 4. Armee, wie es schon jetzt nach dem Ansatz ihrer Kräfte sich anbahnt, zunächst zwangsläufig mehr in eine nordwestliche Richtung gezogen wird.

Dass damit die Gesamtoperation, die zunächst auf einem starken *Nordflügel* des Heeres aufgebaut war, einen zweiten Schwerpunkt erhält, ist nicht zu bestreiten, aber auch nicht zu vermeiden, wenn der rechte Flügel der H.Gr. über die Maas hinübergeführt werden soll.

2. Auf dem linken Flügel der H.Gr. muss in absehbarer Zeit mit einem starken französischen Gegenangriff zwischen Maas und Mosel in die Südflanke des Heeres gerechnet werden.

Der Franzose kann hier aus der 75 km breiten Festungsfront Margut – Diederhofen ohne Schwierigkeit 20 Div. in vorderer Linie, denen 10 weitere folgen, antreten lassen.

Die Kräfte hierzu kann er ohne Weiteres seinen Reserven und seiner Ostfront entnehmen, auch wenn er den z. Z. im Angriffstreifen der H.Gr. B an der Grenze festgestellten 15 Div. noch weitere 25 nach Nordbelgien nachführt und eine andere Angriffsgruppe westlich der Maas versammelt.

Die 16. Armee kann mit ihren 9 Div., von denen eine im Winkel zwischen Mosel und Saar stehen bleiben muss, wohl gegen französische Teilkkräfte die Verteidigungsstellung an der belgisch-französischen Südgrenze erreichen, nicht aber sie gegen einen derartigen Angriff auf die Dauer halten. Bis zum Ausbau dieser Stellung sind, *solange nicht die französische Kräfteverteilung einwandfrei dahin geklärt ist,*

dass ein französischer Grossangriff zwischen Mosel und Maas nicht mehr zu erwarten steht, folgende Kräfte bei 16. Armee nötig:

1 Korps zu 3 Div. zum Halten der Linie Carignan – Virton, dem auch noch die Wegnahme der Befestigungen südlich Carignan zur Gewinnung des Anschlusses an 12. Armee zwischen Chiers und Maas zufällt;

1 Korps zu 3 Div. im Gebiet südlich Arlon

1 Korps zu 3 Div. im Gebiet südlich Luxemburg

1 Div. zwischen Mosel und Saar.

1 Div. als Reserve im Semois-Tal

2 Div. als Reserve um Arlon

2 Div. als Reserve um Luxemburg zusammen 15 Divisionen.

Der Armee müssen also 6 Divisionen nachgeführt werden.

Da die 3 Div. der H.Gr.-Res. hinter 12. Armee zu folgen haben, müssen zunächst die 3 westl. und nördl. St. Wendel bereitgestellten Divisionen der H.Gr. C so auf Trier – Saarburg antreten, dass sie den Divisionen zweiter Linie der 16. Armee unmittelbar folgen können, während 3 weitere Div. baldigst nachzuführen sein werden.

Andernfalls kann die Sicherheit in der Südflanke des Angriffsflügels zunächst nicht gewährleistet werden.

III. Zusammenarbeit mit der Luftwaffe

1. Nach dem vom Ob.d.L. vorgesehenen Angriff auf die feindliche Luftwaffe ist es erste Aufgabe der Kampfkräfte, die feindlichen, nach Belgien einmarschierenden französischen Divisionen anzugreifen. Als nächste Aufgabe ist der Luftflotte 3 gestellt, die gegen die Linie Charleville – Diedenhofen heranführenden Bahnen anzugreifen, so dass eine Transportbewegung möglichst 100 km vor der französischen Grenze zum Stehen gebracht wird. Die weiteren Aufgaben werden sich aus der Entwicklung der Lage ergeben. Der leider nur vorhandene einzige Stukaverband wird in enger Zusammenarbeit mit dem 19. AK gebracht werden.

2. Luftverteidigung

Der kritischste Zeitpunkt für die H.Gr. liegt, wie schon betont, in dem Überwinden der Grenztäler durch die stark massierten Divisionen vorderer Linie und die nachfolgenden Reserven sowie im Vorgehen des 19. AK bis zur Schlacht.

Da nach Ansicht des Befehlshabers der Luftflotte 3 ein durchschlagender Anfangserfolg gegen die französische Luftwaffe angesichts ihrer räumlichen Verteilung kaum zu erwarten steht, muss damit gerechnet werden, dass sie mit starken Kräften gegen die H.Gr. zur Wirkung kommt.

Die H.Gr. hat sowohl möglichst starken Flak-Schutz an der Our – Sauer – Mosel, wie auch entsprechenden Jagdschutz von Luftflotte 3 gefordert.

Darüber hinaus bittet die H.Gr., den Ob.d.L. darauf hinzuweisen, dass – wenn die Wetterlage den Einsatz von Kampfkräften überhaupt

gestattet – über dem Gebiet längs Our – Sauer – Mosel ein Schwerpunkt des feindlichen Kräfteinsatzes liegen wird.

Dem 19. AK wird ein Flak-Rgt. ausser den ihm unterstellten Flak-einheiten mitgegeben.

gez. v. M.

ANLAGE 5

Heeresgruppe A

la op. Nr. 455/39 g. Kdos.

H. Qu., den 30. 11. 1939

Chef Sache!

Nur durch Offizier!

An den

Herrn Oberbefehlshaber des Heeres

Die Zuweisung des 19. AK an die H.Gr. A, die ihm gegebene Richtung auf Sedan, die Bereitstellung des 14. AK hinter der H.Gr. A, um es gegebenenfalls dem 19. AK nachführen zu können, haben für die Gesamtoperation einen neuen Schwerpunkt geschaffen und werden ihr, den Erfolg in den ersten Kämpfen vorausgesetzt, unweigerlich ein erweitertes Operationsziel geben und damit eine andere Führung der Operationen bedingen, als ursprünglich vorgesehen war.

Bisher lag nach der Aufmarschanweisung des OKH die Absicht vor, nach Überwinden des Albertkanals im Norden, nach Ekirchstossen der belgischen Befestigungen südlich Lüttich im Süden, die Masse der mot. Kräfte in Nordbelgien zusammenzufassen, um die heraneilenden englisch-französischen Kräfte zu überrennen und nach diesem Anfangserfolg die Operation mit Schwerpunkt nördlich der Maas in westlicher Richtung auf die Küste fortzuführen.

Sie musste weiterhin zwangsläufig zu einem Eindrehen nach Südwesten und frontalem Vorgehen gegen die untere Somme führen.

Der H.Gr. A konnte im Rahmen dieser Operation im Grossen gesehen nur die Deckung der Südflanke, und zwar zwischen Mosel und Maas defensiv, westlich der Maas offensiv zufallen.

Die kräftemässige Bildung eines neuen Schwerpunkts auf dem Südflügel, die Richtung Laon für 12. Armee, Sedan für 19. AK stellen demgegenüber einen neuen Operationsgedanken dar, der an die Stelle des Herumschwenkens eines starken Nordflügels zum frontalen Vorgehen gegen die Somme, den Stoss längs der Somme mit dem Ziel, die in Nordbelgien stehenden Feindkräfte abzuschneiden, setzt, zum mindesten aber die erstere Absicht durch die letztgenannte erweitert.

Dass dieser Stoss zugleich einer offensiven Deckung in seiner Südflanke bedarf, dass im weiteren Verlauf der Operation daraus überhaupt ein Abdrehen nach Süden werden muss, liegt auf der Hand.

Wenn dieser neue Operationsgedanke, sei es als grundlegender Gedanke für die Gesamtoperation überhaupt, sei es auch nur als Ergänzung des Angriffs durch Nordbelgien, wirksam zur Durchführung gebracht werden soll,

ist eine ihm entsprechende befehlsmäßige und kräftemässige Gliederung der H.Gr. unerlässlich.

Die Aufgabe der 16. Armee, die defensive Deckung der Operation zwischen Saar, Mosel und Maas, ist klar. Der Kräftebedarf für diese Armee, solange mit einem starken französischen Gegenangriff aus der Front Montmedy – Diedenhofen zu rechnen ist, ist im Schreiben der H.Gr. vom 21. 11. dargelegt worden.

Für die 12. Armee und 19. AK aber werden sich nach Überschreiten der Maas zwangsläufig zwei Operationsrichtungen ergeben, die eine nach Südwesten, um sich durch Angriff Luft zum Vorgehen nach Westen zu schaffen, die andere nach Westen längs der Somme.

Sobald, im Fall eines Überraschungserfolges des 19. AK, diesem das 14. AK nachgeführt wird, ist eine einheitliche Führung dieser Gruppe durch ein AOK nötig. Es kann hierfür nur das AOK 12 in Frage kommen. Ihm wird hierzu ferner das 6. AK, die nördlichste Division der 16. Armee (unter entsprechender Verbreiterung seines Streifens nach Süden) und 18. bzw. 21. AK zu unterstellen sein.

Diesem AOK daneben die Fortführung des Angriffs über die Maas bei Fumay aufzutragen, wird nicht angängig sein.

Für die Stossrichtung nach Westen ist das Einschieben eines weiteren AOKs dann unerlässlich.

Hierbei tritt in den Vordergrund die Tatsache, dass die 4. Armee mit starken Teilen nach Erreichen der Ourthe zwangsläufig in eine nordwestliche Richtung abgezogen werden wird.

Zunächst wird man nicht darum herumkommen, Lüttich sobald wie nur möglich von Westen her zu nehmen, wofür ein Korps der 4. Armee ausfallen wird.

Je stärker im Übrigen an dem Gedanken der Zusammenfassung starker Kräfte in Belgien nördlich der Maas festgehalten wird, desto mehr wird die 4. Armee in die allgemeine Richtung Namur und ostwärts gezogen werden, um so mehr als sie in Gegend Huy am schnellsten über die Maas kommen kann.

Die Operationsrichtungen der 4. und 12. Armee fallen damit auseinander.

In der Stossrichtung nach Westen auf die Sommemündung fehlt jede Zusammenfassung von Kräften.

Die H.Gr. ist daher der Ansicht, dass spätestens mit Erreichen der Ourthe durch 4. Armee, dem Durchstossen der belgischen Befestigungen bei Bastogne durch den rechten Flügel 12. Armee das südliche Korps der 4. Armee (2.) und das nördliche Korps der 12. Armee (3.), denen ein weiteres Korps (18. oder 21.) nachzuführen wäre, unter einem AOK zusammenzufassen sind unter entsprechender Verbreiterung des Angriffsstreifens der H.Gr. bis Dinant (ausschl.).

Dies um so mehr als das Gebiet um Fumay schon der Strassenentwicklung nach keine Basis für die weitreichende Fortführung des Stosses nach Westen abgibt.

Die Nachführung weiterer Heeresreserven hinter dem rechten Flügel der H.Gr. wird ferner nötig sein.

Wenn es im Lauf der Operationen nicht zu unnützen Zeitverlusten kommen, wenn insbesondere die Versorgung einwandfrei arbeiten soll, müs-

sen die Vorbereitungen für das Einschleiben des neuen AOK schon jetzt getroffen werden.

Sie werden hiermit beantragt.

gez.: von
Rundstedt

ANLAGE 6

Chef des Generalstabes der Heeresgruppe
Ia Nr. 500/39 gKdos.

H. Qu., den 6. 12. 1939
Chefsache! Nur durch Offizier!
3 Ausfertigungen
1 Ausfertigung

An den Herrn Chef des Generalstabes

Die Herausschiebung der Offensive gibt die Möglichkeit, Ansatz und Kräftegliederung der H.Gr. nochmals zu überprüfen, wobei naturgemäß an einzelnen Fragen der Gesamtoperation nicht vorbeigegangen werden kann.

1. Mögliche Feindabsichten:

Das belgische Heer wird weiterhin mit der Masse seiner Kräfte in der Linie Antwerpen – Lüttich, Reserven um Brüssel, anzunehmen sein. Die letztthin gemeldete Verschiebung von Teilkraften an die belgische Südwest-Grenze ist wohl mehr als politische Neutralitäts-Geste anzusprechen.

Von den französisch-englischen Kräften sind 27–29 Divisionen in der Front Dünkirchen – Diedenhofen, 27 vor H.Gr. C festgestellt, so dass noch immer 40–42 Divisionen als Heeresreserven anzunehmen sind. Diese Kräfteverteilung lässt den Schluss zu, dass der Gegner mit den an der Grenze bereitgestellten Teilkraften im Zusammenwirken mit dem belgischen Heer uns zunächst aufzuhalten suchen wird, dass der Einsatz seiner Heeresreserven aber erst erfolgen soll, wenn er Klarheit über die Richtung und Ausdehnung unserer Offensive gewonnen haben wird. Ein solches Handeln würde jedenfalls der französischen Einstellung entsprechen.

Für die französische Führung kommen dabei im Grossen gesehen zwei Möglichkeiten in Frage:

a) Ein *Ausweichen in Nordbelgien* (unter Halten von Antwerpen und Lüttich), wenn auch unter hartnäckigem Widerstand, um uns frontal zu binden, in der Absicht, dadurch eine günstigere operative Lage für einen Angriff *stärkster Kräfte gegen unsere Südflanke* zwischen Mosel und Maas und zwischen Maas und Sambre zu schaffen.

Für diesen Flankenangriff auf einer Front von 200 km könnte der Gegner aus seinen Heeresreserven, aus der Front Diedenhofen – Sedan und aus der Front vor H.Gr. C ohne Weiteres 60 Divisionen zusammenfassen, er behielte dann immer noch etwa 20 Div. zur Aufnahme bzw. Stützung des belgischen Heeres übrig.

Diese Lösung, die ihm einen entscheidenden operativen Erfolg bringen könnte und die wir daher in seiner Lage zum mindesten in Erwägung ziehen würden, mag den französischen Anschauungen widersprechen, weil sie zuviel riskiert. Es ist auch sehr fraglich, ob die Engländer die Preisgabe Hollands

und von Teilen der belgischen Küste zulassen würden, in Rücksicht auf die damit verbundene Gefährdung ihres Landes in der Luft.

Es bleibt aber zu bedenken, dass gerade ein schneller deutscher Anfangserfolg in Belgien, den wir doch erhoffen, sie dem Feind aufzwingen wird, wenn er alsdann auch schon Teile seiner Kräfte anderwärts eingesetzt haben wird, also nur wesentlich schwächer diesen Gegenangriff führen kann.

Dass, je schneller und grösser unser Erfolg in Belgien ist, umso mehr mit einem feindlichen Gegenangriff von Süden gerechnet werden muss, ist wohl sicher.

b) Die zweite Möglichkeit ist der Versuch, unsere Offensive vor den belgischen Befestigungen zum Stehen zu bringen und damit zugleich die eigene Luftbasis näher an das Ruhrgebiet heranzuschieben. Dabei bleibt die Möglichkeit offen, dass der Gegner sich in Südbelgien zunächst auf das Halten der Maas-Linie Lüttich – Namur – Givet – Sedan – Festungsfront Margut – Diedenhofen beschränkt, um erst später, wenn wir in den Maas-Bogen hineingegangen sind, zum Gegenangriff von Norden und Süden vorzugehen.

In diesem Fall ist mit dem Hineinwerfen starker Teile der Heeresreserven nach Nordbelgien zu rechnen.

Die derzeitige Kräfteverteilung an der Grenze lässt jedenfalls eine derartige Absicht als möglich erscheinen.

Da der Gegner wohl damit rechnet, dass das belgische Heer sich in der Linie des Albert-Kanals einige Zeit halten kann, stehen anscheinend nur verhältnismässig schwache Kräfte zwischen der Küste und Lille.

Eine schnelle Gruppe vorwiegend mot. Divisionen bei der französischen

1. Armee um Valenciennes deutet auf die Absicht hin, sie an die Maas Namur – Lüttich vorzuwerfen. Die Kav. und mot. Divisionen um Fourmies – Hirson stehen zum schnellen Vorgehen an bzw. über die Maas-Linie Namur – Givet bereit, während mot. Kräfte und Inf.-Div. der 2. Armee um Charleville zum Vorgehen nach Südbelgien bereitzustehen scheinen. Nicht ausgeschlossen ist es ferner, dass die Armee Abt. A versuchen wird, auf Arlon – Luxemburg vorzugehen, um unser Vorgehen zu verzögern.

2. Die deutsche Angriffsoperation muss demgegenüber, wenn sie das Ziel, den Gegner auf dem Lande entscheidend zu schlagen, anstreben und erreichen will, von vornherein mit zwei Abschnitten der Offensive rechnen.

a) Der erste Abschnitt ist der Versuch, die in Belgien und Nordfrankreich stehenden bzw. dorthin geworfenen Feindkräfte unter gleichzeitiger Deckung nach Süden vernichtend zu schlagen und das Küstengebiet bis etwa zur Somme in die Hand zu bekommen.

b) Der zweite Abschnitt kann dann das Eindrehen nach Süden sein, um den mit Sicherheit später zu erwartenden französischen Gegenangriff beiderseits der Maas frontal abzuwehren und zugleich von Westen her zu umfassen.

Es erscheint sicher, dass der Schwerpunkt der deutschen Operation auf dem *Südflügel* liegen muss.

Wohl kann der Nordflügel, das schnelle Überwinden des Albert-Kanals vorausgesetzt, gegenüber den belgischen und heraneilenden englisch-französischen Kräften unter Einsatz starker Panzerkräfte einen für die Gesamtoperation wesentlichen *Anfangserfolg* erringen.

Die *Entscheidung* aber wird immer der von starken Kräften vorgetragene Stoss durch Südbelgien in Richtung auf die Somme-Mündung zum Abschneiden der englisch-französischen Kräfte in Belgien bringen müssen.

Dieser Stoss bedarf der Deckung gegen ein Eingreifen feindlicher Kräfte von Süden, und zwar nicht nur einer defensiven Deckung zwischen Mosel und Maas, sondern vor allem einer *offensiven Deckung* zwischen Maas und Oise, die zugleich die Voraussetzung für das spätere Eindrehen des Heeres nach Süden ist.

Es liegt auf der Hand, dass diese beiden Aufgaben den Schwerpunkt der Gesamtoperation zwangsläufig auf den Südflügel verlagern müssen.

Dies schliesst nicht aus, dass bei Einleitung der Operation mit zwei Schwerpunkten im engeren operativen Sinn angegriffen wird. Die Notwendigkeit hierzu ergibt sich einmal aus der Enge des Operationsraumes überhaupt, die südlich Lüttich nur den Ansatz begrenzter Kräfte erlaubt.

Ausserdem wird ein Zusammenspiel zweier Angriffsgruppen ohnehin nötig sein, um bei Einleitung der Operation zum ersten Erfolg zu kommen.

Zu Beginn findet der Südflügel die leichteren Kampfbedingungen in Südbelgien vor und kann durch schnelles Vorgehen gegen die Maas südlich Namur, *über* die Maas ostwärts Namur dem Nordflügel den Übergang über den Albert-Kanal öffnen.

Im weiteren Verlauf wird wieder der Nordflügel durch sein Vorgehen über Brüssel dem Südflügel den Weg über die schwer zu überwindende Maas-Linie Namur – Fumay zu öffnen haben.

Die durch die Ausgangslage gebotene Bildung von zwei ersten Angriffsschwerpunkten darf aber nicht dazu führen, dass übersehen wird, dass für die Gesamtoperation Krise wie Erfolgsaussichten auf dem Südflügel liegen werden, der dementsprechend stark zu machen und zu gliedern ist.

3. Ansatz und Gliederung der Heeresgruppe A:

Die H.Gr. hat bereits in ihren Schreiben vom 31. 10., 12. 11. und 30. 11. auf die Notwendigkeit hingewiesen, sie den ihr zwangsläufig zufallenden Aufgaben entsprechend in 3 Armeen zu gliedern und kräftemässig auszustatten bzw. durch Nachführen von Heeresreserven rechtzeitig zu verstärken.

a) Gliederung der H.Gr.

Die H.Gr. bedarf *einer Armee* (18.) für die Führung des Stosses über die Maas-Linie Dinant – Fumay nach Westen auf die untere Somme. Diese Armee wird unter Einbeziehung des südlichen Korps der 4. Armee zu bilden sein, um ihr die nötige Breite geben zu können. Sie ist schon zu Beginn der Operation nötig, da die 4. Armee um so mehr nach Nordwesten abgezogen werden wird, je mehr man zunächst einen Anfangserfolg nördlich der Maas anstrebt. Die 4. Armee wird ferner mindestens ein Korps zur Wegnahme von Lüttich von Westen einsetzen müssen, da es ausgeschlossen ist, die den Operationsraum einengende Festung unbehelligt zu lassen. Die 4. Armee kann aber nicht zugleich in der Angriffsrichtung nach Westen über die Maas südlich Namur, nach Nordwesten über Huy und gegen Lüttich die Führung übernehmen.

Einer *zweiten Armee* (12.) bedarf die H.Gr. für das überraschende Durchstossen der französischen Front um Sedan und anschliessend die *offensive* Deckung des Vorgehens der erstgenannten 18. Armee vorwärts der Maas zwischen Oise und Maas. Nur wenn die H.Gr. das Gebiet bis Aisne – Oise-Kanal und bis zur Aisne durch Angriff auf jeden dort auftauchenden Gegner beherrscht, ist überhaupt die Fortsetzung der Offensive gegen die untere

Somme möglich. Bei dieser Armee liegt auch der Drehpunkt für das spätere Eindrehen des rechten Heeresflügels nach Süden.

Einer *dritten Armee* (16.) fällt der Gewinn einer Verteidigungsstellung nördlich der französischen Festungslinie Montmedy – Diedenhofen und das Halten derselben gegen jeden Feindangriff zu.

Die H.Gr. wiederholt daher die bereits in den früheren Schreiben geäußerte Bitte, diese Gliederung schon jetzt unter Ausnutzung der durch die Verschiebung des Angriffs gewonnenen Frist befehlen zu wollen, da ein späteres Einschleichen eines AOK in jedem Falle die Führung erschwert und die Operationen verlangsamt.

b) Kräfteansatz:

Im Verlauf der Operationen, wenn auch nicht gleich zu Beginn, wird die H.Gr. für ihre Aufgaben benötigen:

18. Armee: 4 Korps mit 12 Divisionen

12. Armee: 4 Korps mit 12 Divisionen

16. Armee: 3 Korps mit 12 Divisionen

H.Gr.Res. 1 Korps mit 4 Divisionen

40 Divisionen

Zu den jetzt für eine Verwendung in den beantragten Streifen der H.Gr. bereitstehenden Kräften

2. AK der 4. Armee mit	3 Divisionen
12. Armee mit	10 Divisionen
19. AK mit	3. Divisionen
16. Armee mit	9 Divisionen
14. AK mit	2 Divisionen
21. AK mit	3 Divisionen
bei H.Gr. C bereitgestellt	4 Divisionen
	34 Divisionen

würden also noch 6 Divisionen der OKH-Reserve nachgeführt werden müssen.

Für den ersten Einsatz ist folgendes zu erwägen:

Das Vorgehen über die Maas beiderseits Sedan, um zunächst einmal vorwärts der Maas eine gewisse Operationsfreiheit zu gewinnen, wird um so schneller und leichter glücken können, je schneller und überraschender man durch Luxemburg in Südbelgien einbricht und je sicherer man auf eine Anfangsüberlegenheit gegenüber den heraneilenden französischen Kräften in Südbelgien rechnen kann.

Am ehesten wird man über die Maas kommen, wenn Luftwaffe und starke Panzer- und schnelle Verbände nach Durchstossen der belgischen Sperrbefestigungen den Feind schon diesseits der Maas überrennen und die Maas mit seinen Resten zugleich erreichen.

Das 19. Korps mit 3 Div. ist für diese Aufgabe allein unter Umständen zu schwach. Es kann nicht auf so breiter Front vorgehen wie es erwünscht ist, um einerseits französische Kräfte, die über die Maas-Linie Fumay – Sedan nach Belgien vorgedrungen sind, umfassen, andererseits sich beim Stoss auf Sedan in der Flanke decken zu können.

Es wird daher gebeten, neben dem 19. AK auch das 14. AK von vornherein der H.Gr. zu unterstellen, so dass die 12. Armee mit einem schnellen Treffen von zwei Korps zu 5–6 Div. voraus, wie es im Osten für 10. Armee

befohlen war, mit einem zweiten Treffen von Inf.-Korps in zweiter Linie antreten kann.

Bei dieser Gliederung ist mit einer Anfangsüberlegenheit schon der schnellen Kräfte allein zu rechnen. Der Gegner kann eher überrascht werden, da diese Divisionen nicht nahe der Grenze bereitgestellt zu werden brauchen, sondern von rückwärts durch die Inf.-Korps hindurch in der letzten Nacht vorgezogen werden können.

Ein späteres Durchziehen des 14. AK muss dagegen die ganze Vorwärtsbewegung erheblich aufhalten.

Schliesslich wird gebeten, dass das schnelle Nachführen von Panzerkräften, die auf dem Nordflügel unter Umständen nicht zur Wirkung kommen sollten, zur 18. Armee vorbereitet wird.

4. Mitwirkung der Luftwaffe:

Die Mitwirkung der Luftwaffe, der entscheidende Bedeutung beizumessen ist, wird sich nur dann voll auswirken, wenn sie nicht durch die feindliche Luftwaffe gezwungen wird, starke Teile im Kampf gegen diese zu belassen, die damit für die Unterstützung des Heeres ausfallen.

Mit einem Zerschlagen der feindlichen Luftwaffe beim ersten Angriff am A-Tag kann bei deren räumlicher Verteilung nicht gerechnet werden.

Es erscheint daher zweckmässig, den Kampf gegen die feindliche Luftwaffe sofort zu eröffnen, damit die Überlegenheit sichergestellt ist, wenn die Offensive des Heeres beginnt. Dieser Kampf müsste mit einem überraschenden Schlag der gesamten Luftwaffe bei erster günstiger Wetterlage eröffnet und dann in Einzelschlägen ununterbrochen fortgeführt werden. Der Chef des Generalstabes der Luftflotte 3 hat diesem Gedanken durchaus zugestimmt.

Dem Herrn Oberbefehlshaber ist vorstehendes Schreiben vorgelegt und von ihm gebilligt worden.

gez. v. Manstein

ANLAGE 7

Chef des Generalstabes
der Heeresgruppe A

1a Nr. 597/39 g.K.

H.Qu., den 18. 12. 1939

2 Ausfertigungen

2 Ausfertigung

Vorschlag für die Führung der Westoffensive

I. Feindbeurteilung

1. Das belgische Heer steht mit der Masse seiner Kräfte in (mit Teilen vorwärts) der befestigten Linie Antwerpen – Lüttich (Reserven um Brüssel), mit schwächeren Teilen in Südbelgien und in der Maaslinie Lüttich – Namur.

Das englisch-französische Heer steht mit etwa 34 Divisionen an der luxemburgisch-belgischen Grenze, mit 29 Div. vor Heeresgruppe C. Etwa 34 Div. sind als Heeres-Reserve im Innern.

Im Fall einer deutschen Offensive ist mit dem Hereinwerfen starker französisch-englischer Kräfte nach Belgien nördlich der Maas zu rechnen.

Ob der Gegner uns oberhalb Namur über die Maas nach Südbelgien hinein mit stärkeren Kräften entgegengeht, oder ob er hier entscheidend erst an der Maas zu kämpfen beabsichtigt, ist ungewiss.

Ein schnelles Vordringen des deutschen Heeres in Belgien wird zwangsläufig zu einem starken französischen Gegenangriff von Süden, zwischen Mosel und Maas und westlich der Maas führen, zu dem ausser Heeres-Reserven auch starke Kräfte an der französischen Festungsfront herausgezogen werden können.

II. Operationsziel und Absichten

2. Das deutsche Heer, unterstützt durch die gesamte Luftwaffe, tritt am A-Tag über die holländisch-belgisch-luxemburgische Grenze an, mit dem Ziel, den verbündeten Gegnern die Entscheidung auf dem Lande aufzuzwingen und dadurch den späteren Angriff auf England zu ermöglichen. Die Operationsabsicht ist:

3. Heeresgruppe B (Nordflügel des Angriffs), unter Besetzung von Holland (zunächst ohne Festung Holland) durch Teilkkräfte, nach schnellem Durchstossen der belgischen Befestigungen zwischen Antwerpen und Lüttich und südlich Lüttich in Belgien nördlich der Maas zusammenzufassen, möglichst starke Teile des belgischen Heeres in Antwerpen und Lüttich einzuschliessen, den Rest, wie die heraneilenden englisch-französischen Kräfte anzugreifen, zu schlagen und wenn möglich gegen die Küste zu drängen, um später gegen die untere Somme vorzugehen, damit die belgisch-nordfranzösische Küste in deutsche Hand zu bringen.

4. Der Heeresgruppe A (Südflügel des Angriffs) fällt die Aufgabe zu, Luxemburg und Südbelgien schnell durchstossend, über die Maas vorgehende französische Kräfte zu schlagen, unter Bildung einer Abwehrfront zwischen Maas (Carignan) und Mosel (Mettlach) den Übergang über die Maas-Linie Dinant-Mouzon (Schwerpunkt zunächst Sedan) zu erzwingen und durch Fortsetzung der Offensive mit je einer Armee in westlicher und südwestlicher Richtung den Zusammenhang der feindlichen Front zu zerreißen, die Durchführung der Operationen der Heeresgruppe Nord und ihr Eindrehen gegen die untere Somme zu ermöglichen.

5. Heeresgruppe C hat die bisherige Front zu halten und durch Täuschung möglichst starke Feindkräfte zu binden.

III. Erste Aufträge

6. Heeresgruppe B hat zunächst

- a) mit schwächeren Kräften (10. AK) Holland (vorerst ohne den Bereich der Festung Holland) zu besetzen und die Angriffsoperation gegen die Einwirkung holländischer und in Holland gelandeter englischer Kräfte zu decken,
- b) mit 6. Armee, aus Linie Venlo – Aachen antretend, die belgischen Befestigungen zwischen Antwerpen und Lüttich zu durchbrechen, durch schnelles Durchstossen starker mot. Verbände einen geordneten Rückzug des belgischen Heeres und seine Aufnahme durch englisch-französische Kräfte zu verhindern,
- c) mit 4. Armee die belgischen Befestigungen südlich Lüttich zu durchbrechen und, unter Einsatz der 7. Flieger-Div. und Luftlande-Div. und Vorwerfen der mot. Kräfte, überraschend den Übergang über die Maas zwischen Lüttich und Dinant zu erzwingen.

- d) Alsdann hat die Heeresgruppe ihre Kräfte nördlich der Maas zusammenzufassen, um die in Nordbelgien kämpfenden Feindkräfte zu schlagen. Hierbei sind – wenn es die Lage gestattet – die mot. Kräfte beider Armeen unter einheitlichem Befehl (AOK 6, das hierzu durch AOK 18 alsdann freizumachen ist) zusammenzufassen, um, schnell Richtung Courtrai vorstossend, einen geordneten Aufmarsch der französisch-englischen Kräfte in Belgien zu verhindern.

Antwerpen ist einzuschliessen, Lüttich baldmöglichst von rückwärts her zu nehmen.

Grenze zu Heeresgruppe A: Ahrtal bis Hoffeld – St. Vieth – Dinant (B)–Fourmies.

7. Heeresgruppe A hat zunächst

- a) mit 2. Armee die belgischen Befestigungen beiderseits Houffalize zu durchstossen, nach Belgien vorgeworfene französische Kräfte zu schlagen und den Maasübergang zwischen Dinant und Fumay zu erzwingen.
 b) mit 12. Armee, unter Vorwerfen der mot. Kräfte, die belgischen Sperrbefestigungen beiderseits Bastogne und Arlon überraschend zu durchstossen, über die Maas vorgehende französische Kräfte zu überrennen und den Maas-Übergang in Gegend Charleville – Sedan zu erzwingen,
 c) mit 16. Armee auf Arlon oder nach Luxemburg vorstossende französische Kräfte anzugreifen und zu schlagen und eine Abwehrfront zwischen Maas bei Carignan und Mosel bei Mettlach möglichst nahe der französischen Grenze zu gewinnen.
 d) Nach Erzwingen des Maas-Übergangs kommt es darauf an, unter starrem Halten der Abwehrfront zwischen Maas und Mosel, westlich der Maas durch Fortführung des Angriffs:

der 2. Armee Richtung St. Quentin – Laon,

der 12. Armee gegen die Aisne beiderseits Rethel

den Zusammenhang der französischen Front zu zerreißen, den Aufmarsch französischer Kräfte zum Gegenangriff westlich der Maas zu verhindern und wenn möglich zur Einwirkung gegen Flanke und Rücken der vor HGr. B kämpfenden Feindkräfte zu kommen.

8. Heeresgruppe C hält die bisherige Front und täuscht dem Gegner Angriffe bei 1. und 7. Armee nach besonderer Anweisung vor.

IV. Kräftegliederung

9. (soweit von hier aus zu übersehen)

Heeresgruppe B		
Gr. Holland:	Gen.Kdo. 10	$\frac{1}{3}$ SS Div. 1 Kav.Br. 2 Inf.Div.
6. Armee:	Gen.Kdo. 16 4 Gen.Kdos.	3 Pz.Div. 12 Inf.Div.
4. Armee:	Gen.Kdo. 15 4 Gen.Kdos.	3 Pz.Div., 22. Inf.Div. 12 Inf.Div.
Res. d. H.Gr.:	AOK 18,	1 Pz.-, 1 mot. Div., 1 Gen.Kdo., 3 Inf.Div.
zusammen:	12 Gen.Kdos.	7 Pz.-, $\frac{1}{3}$ mot. Div., 1 Kav.Br., 30 Inf.Div.

Heeresgruppe A

- 2. Armee: 4 GKdos. 12 Inf.-Div.;
- 12. Armee: Gen.Kdo. 19, 2 Pz.-Div., 1 mot. Div., 2 GKdos, 7 Inf.-Div., Gen.Kdo. 14, 1 1. Div., 1 mot. Div.;
- 16. Armee: 3 GKdos., 12 Inf.-Div.;
- Res. H.Gr. A: 1 GKdo., 4 Inf.-Div.

12 Gen.Kdos., 2 Pz.-Div., 1 1. Div., 2 mot. Div., 35 Inf.-Div.

Heeresgruppe C: 5 GKdos., 18 Inf.Div.

Res. OKH: 1 AOK (nur Führungsstab), 3 mot. Div., 1 GKdo, 9 Inf.-Div.

Bereitstellung der Heeres-Reserven:

1 Gen.Kdo. mit 3 Div. hinter Heeresgruppe B;

3 mot. Div. am Rhein so, dass schnelle Zuführung zu 6., 4., 2. Armee möglich ist;

1 AOK-Stab mit 6 Div. zunächst zur Täuschung hinter dem Südflügel der H.Gr. C, Abtransport von dort ab A-Tag mit je 3 Div. täglich aus Linie Karlsruhe – Offenburg – Freiburg – Konstanz nach Norden.

V. Bereitstellung

10. Da nach dem wochenlangen Bereitstehen des Heeres im Aufmarschgebiet an eine operative Überraschung des Gegners nicht mehr zu denken ist, kommt es wenigstens darauf an, durch zeitlich möglichst überraschendes Antreten wenn möglich einen Zeitvorsprung vor den englisch-französischen Kräften zu gewinnen.

Die Heeresgruppen haben daher die Infanterie-Divisionen, die in vorderer Linie antreten sollen, mit Anfängen in Grenznähe in nicht wesentlich über 30 km Tiefe so unterzubringen, dass sie in einer Nacht zu mehreren Marschanfängen aufmarschieren können.

Die Pz.- und mot. Div. sind möglichst ostwärts des Rheins, Anfänge an den Rheinübergängen, unterzubringen.

Für die Bereitstellung ist folgender Zeitplan massgebend:

Nacht A – 2 zu A – 1: Aufmarsch der Div. vorderer Linie. Vorführen der Pz.- und mot. Verbände, in je einer Kolonne vom Rhein mit Anfang bis etwa 15 km ostwärts der Grenze. Rückwärtige Div. erster Nachtmarsch.

Tag A – 1: Ruhe.

Nacht A – 1 zu A: Rückwärtige Div. zweiter Nachtmarsch.

Nur Inf.- und Pz.-Div., die bereits von der Grenze aus angreifen müssen, sind in der Nacht A – 2 zu bewegen bzw. an der Grenze aufgeschlossen bereitzustellen.

VI. Luftwaffe

11.

- a) Um sicherzustellen, dass am A-Tag die gesamte Luftwaffe zur Unterstützung des Heeres frei ist, hat die Luftwaffe den Kampf zur Niederzwingung der französischen Luftwaffe bereits vor der Offensive zu Land durchzuführen.

Sie hat hierzu die französische Luftwaffe an dem ersten Gutwetter-Tage, der einen Einsatz der Gesamtkräfte erlaubt, zu überfallen und anschließend den Kampf gegen die feindliche Luftwaffe mit nach Stärke und Ziel wechselndem Einsatz bis zum Beginn der Erdoffensive fortzuführen.

- b) Bei der Unterstützung des Heeres liegt der Schwerpunkt für die Luftwaffe: beim Übergang über den Albert-Kanal (6. Armee),

beim Übergang über die Maas zwischen Lüttich und Namur (4. Armee),
hier Einsatz der 7. Fl.-Div. und 22. Div.,
beim Übergang über die Maas bei Sedan (12. Armee),
beim Übergang über die Maas aufwärts Dinant (2. Armee).

VII. Verwendung der Heeres-Reserven

11. Die drei mot. Divisionen werden der Armee nachzuführen sein, bei der sich die Möglichkeit eines schnellen Erfolges abzeichnet.

Eine weitere Gruppe von Divisionen ist von vornherein hinter Heeresgruppe B für diese bereitzustellen.

Die zunächst in Süddeutschland versammelten Reserven werden je nach Entwicklung der Lage der Heeresgruppe B oder A zuzuführen sein. Dabei ist im Auge zu behalten, dass einerseits die Möglichkeit, starke Feindkräfte in Nordfrankreich durch Vorgehen längs der Somme nach Westen abzuschneiden, andererseits die Notwendigkeit, starke Kräfte zum Zerschlagen eines französischen Gegenangriffs westlich der Maas bzw. zur Verlängerung der Abwehrflanke der 16. Armee nach Westen bereitzuhalten, ein Nachführen von Reserven hinter Heeresgruppe A in erster Linie bedingen wird.

VIII. Flotte

12. Aufgabe der Flotte ist es, eine Besitznahme der holländischen Flussmündungen und Häfen durch die Engländer zu verhindern, bis diese in deutscher Hand sind.

gez. v. M.

Verteiler:

Ob.d.H. - 1. Ausf.

Entwurf - 2. Ausf. (ohne Karte)

ANLAGE 8

Heeresgruppe A

1a Nr. 20/40 g.Kdos.

12. Januar 1940

Chefsache 4 Ausfertigungen

Nur durch Offizier!

3. Ausfertigung

Westoffensive

Die Heeresgruppe legt nachstehend ihre für die *Durchführung* der Operationen im Sinne einer die *volle Entscheidung zu Lande suchenden Führung der Westoffensive* massgebenden Gedanken nochmals vor.

Der Oberbefehlshaber
von Rundstedt

I. Das Operationsziel der Westoffensive.

Entscheidend für die Gesamtführung wie für die Führung der Heeresgruppen ist das der Offensive gesteckte Ziel.

Nach Ansicht der Heeresgruppe muss es die *Herbeiführung der Entscheidung im Landkrieg, die Zerschlagung der alliierten Wehrkraft zu Lande und in der Luft*, die Beseitigung des englischen Festlandsdegens sein, der dann als zweiter Schritt der Angriff zur Luft und See auf England selbst folgen kann.

Teilziele, wie sie zunächst im Herbst in den Weisungen des OKH gegeben worden sind, wie das Schlagen möglichst starker Feindkräfte in Belgien oder Nordfrankreich, das Erreichen der belgischen Küste stehen weder im Verhältnis zu der politischen Belastung eines Angriffs auf drei neutrale Staaten, noch rechtfertigt eine solche von vornherein begrenzte Zielsetzung, die Angriffskraft des Heeres und der Luftwaffe, die der entscheidende Faktor auch in diesem Kriege ist, die aber – in *nicht* entscheidenden Kämpfen verzehrt – in absehbarer Zeit nicht zu erneuern wäre, aufs Spiel zu setzen. Man wird sich vielleicht – wenn die Offensive nicht den erhofften vollen Erfolg bringen sollte – mit dem Erreichen solcher Teilziele zufrieden geben müssen. Von vornherein jedoch das Ziel nicht auf die *volle* Entscheidung zu Lande abzustellen, ist gleichbedeutend mit dem Verzicht auf das Streben nach einer schnellen Beendigung des Krieges.

Selbst wenn wir nach Schlagen beträchtlicher französisch-englischer Teilkraft an der Somme stehen, kann England uns – wie im Weltkriege – weiterhin einen kräfte- und materialverzehrenden Landkrieg unter Fortführung seiner Fernblockade aufzwingen, solange es ihm gelingt, Frankreich bei der Stange zu halten.

Eine baldige siegreiche Entscheidung des Krieges ist nur zu erwarten, wenn wir durch den Sieg *zu Lande und in der Luft in Frankreich*, durch Brechen der alliierten Angriffskraft zu Lande die Möglichkeit erhalten, zum entscheidenden Angriff auf England selbst und zugleich die Kräfte freibekommen, allen möglichen Entwicklungen in Nord-, Ost- und Südost-Europa zu begegnen.

Der entscheidende Stoss gegen England durch die deutsche Luftwaffe (Ju 88) und Marine, der den Angriff auf die Atlantikzufuhr verlangt, wird durch den Besitz der französischen Nordküste erleichtert, da damit den Geschwadern der Weg über England zum Teil erspart wird.

Dies wird aber nur durch einen vollen Sieg über das französische Heer erreicht werden.

Mit dem Ziel der Vernichtung der alliierten Wehrkraft zu Lande und in der Luft in Frankreich ist daher die Westoffensive anzusetzen und zu führen. Bei der derzeitigen auf dem Festlande anzunehmenden Gesamtzahl der feindlichen Kräfte (130 englisch-französische Divisionen und Festungsbrigaden, 21 belgische, 9 holländische Divisionen – 160 grosse Verbände) wird dieses Ziel kaum in einem Zuge, sondern erst in einer Reihe aufeinanderfolgender Operationen zu erreichen sein, es sei denn, dass die moralische Widerstandskraft in Frankreich vorzeitig zusammenbricht.

Die Führung wird also von vornherein mit einem längeren Zeitraum der Operationen und entsprechendem Kräfte- und Materialeinsatz zu rechnen haben.

Sind Heer und Luftwaffe zu dieser Offensive angetreten, so darf die Führung sich durch nichts, auch nicht durch irgendwelche Raumgewinne an der Küste, von dem Ziel der Vernichtung der feindlichen Streitkräfte abbringen lassen, solange noch irgendeine Chance besteht, dieses Ziel zu erreichen.

Ein Abbrechen des Kampfes vor der endgültigen Entscheidung bedeutet angesichts des im Laufe des Jahres zu erwartenden Anwachsens der englischen Kräfte zugleich aller Voraussicht nach den endgültigen Verzicht auf einen baldigen Sieg zu Lande im Westen. Es bleibt dann nur der Übergang

zum Stellungskrieg, der Versuch, dem Gegner dadurch den Zwang zum Angriff zuzuschieben, die Fortführung des Kampfes gegen England zur Luft und See, gegebenenfalls die Besitznahme der für lange Kriegsdauer nötigen Rohstoff- und Lebensmittel-Quellen in Nord- oder Südosteuropa.

II. Feindbeurteilung als Unterlage für die eigene Führung.

1. Von den holländischen Kräften (8 Div. und 1 lei. Div.) kann angenommen werden, dass sie sich im Wesentlichen auf die Behauptung der Festung Holland beschränken und dort durch schwache Kräfte festgehalten werden können. Eine operative Auswirkung aus der Festung heraus wird ihnen ohne englische Hilfe nicht zuzutrauen sein. Für eine solche Hilfe stehen England zurzeit kaum Kräfte zur Verfügung. Die Festsetzung von Engländern in Holland ist durch die Marine zur See, durch Unterbrechung der Verbindung Antwerpen – Holland zu Lande zu verhindern.

2. Das belgische Heer steht mit der Masse seiner insgesamt 21 Div. in der befestigten Linie Antwerpen – Lüttich, davon schwächere Teile im Vorfeld, stärkere Kräfte in Antwerpen und Lüttich, Reserven um Brüssel, Gent und an der Maas um Namur. In Südbelgien sind anscheinend nur schwache Kräfte.

Die Absicht, die Linie Antwerpen – Lüttich zu verteidigen, mindestens aber die beiden Festungen zu halten, liegt klar zu Tage. Vereinbarungen mit der alliierten Führung über schnelle Hilfe sind anzunehmen.

3. Das französisch-englische Heer erwartet seit Mitte Oktober unseren Angriff zwischen Küste und Mosel. Aus seiner Kräfteverteilung lassen sich Schlüsse auf die Absichten im Grossen ziehen.

Der alliierte Oberbefehlshaber kann mit etwa 60–70 deutschen, zum Angriff bereitgestellten Divisionen rechnen und wird über unseren Kräfteinsatz zwischen Mosel und Schweiz einigermaßen klar sehen. Über unsere Heeresreserven und Neuaufstellungen wird er dagegen nur unvollkommen unterrichtet sein.

Er hat an der belgisch-luxemburgischen Grenze 36 Div., vielleicht noch weitere englische Divisionen dicht dahinter, bereitgestellt, dabei die Masse der schnellen Kräfte zwischen der Küste und der Maas bei Sedan. Während 24 Div. und Fest.-Brig. in der Festungsfront zwischen Mosel und Schweiz stehen, ist mit etwa 30–35 Div. Heeres-Reserven zu rechnen.

Aus dieser Kräfteverteilung ist zu schliessen, dass der Gegner mit den an der Grenze bereitgestellten Kräften im Zusammenwirken mit dem belgischen Heer uns aufzuhalten suchen wird, dass der Einsatz seiner Heeres-Reserven erst erfolgen soll, wenn er Klarheit über Richtung und Ausdehnung unserer Offensive gewonnen haben wird. Ein solches Handeln aus der Nachhand würde jedenfalls der französischen Einstellung entsprechen.

Ein *feindlicher Gegenangriff* gegen unsere Festungsfront zwischen Mosel und Schweiz ist wenig wahrscheinlich und könnte uns selbst bei gewissen Erfolgen kalt lassen.

Ein planmässiges Zurücknehmen des belgischen Heeres nach Westen (unter Verteidigung der Festungen Holland, Antwerpen, Lüttich, Namur), um dadurch günstigere operative Vorbedingungen für einen *Gegenangriff grössten Stils zwischen Mosel und Maas*, vielleicht auch noch zwischen Maas und Sambre in die *Südflanke des deutschen Angriffs* zu schaffen, und dadurch, gegebenenfalls in Verbindung mit einem späteren Angriff aus der Festung Holland, die Vernichtung der Masse des deutschen Heeres westlich des Rheins

anzustreben, würde deutscher Führungsauffassung entsprechen. Ob französische Führung ein so hohes Risiko eingehen, ob Belgien und England (dieses im Hinblick auf die Preisgabe der belgischen Küste) es zulassen werden, erscheint jedoch sehr fraglich.

Am wahrscheinlichsten ist, dass der Gegner die hierzu an der belgischen Grenze bereitstehenden Kräfte nach Belgien vorwirft, um unsere Offensive bereits an den belgischen Befestigungen, spätestens an der Linie Antwerpen – Namur – Maas zum Stehen zu bringen, damit zugleich seine Luftbasis näher an das Ruhrgebiet heranzuschieben. Dabei bleibt die Möglichkeit offen, dass der Gegner sich in Südbelgien zunächst auf das Halten der Maas-Linie Lüttich – Namur – Givet – Sedan – Festungsfront Margut – Diedenhofen beschränkt, um erst später, wenn wir in den Maas-Bogen hineingegangen sind, zum Gegenangriff von Süden aus Linie Sedan – Diedenhofen, verbunden mit einer Offensive in Nordbelgien bzw. aus der Festung Holland und aus Antwerpen, zu schreiten.

Je grösser der deutsche Erfolg in Nordbelgien ist, je schneller er eintritt, desto mehr wird jedoch *zwangsläufig der Gedanke eines grossen Gegenangriffs gegen unsere Südflanke*, und zwar sowohl *zwischen Mosel und Maas* wie auch *zwischen Maas und Sambre* in den Vordergrund treten. Der alliierte Oberbefehlshaber kann hierzu, selbst wenn er starke Kräfte bereits in Nordbelgien eingesetzt hat, unter weitgehender Schwächung seiner Festungsfront noch erhebliche Kräfte zusammenbringen.

Ob derselbe sofort erfolgt oder ob der Gegner zunächst eine Abwehrfront Diedenhofen – Abbeville herzustellen suchen wird, um erst zu einem späteren Zeitpunkt zum Angriff überzugehen, bleibt offen.

Im Einzelnen ist zunächst damit zu rechnen, dass die *englische Armee* mit ihren schnellen Verbänden die Richtung Antwerpen nimmt, um dessen Besitz sicherzustellen und darüber hinaus die Verbindung mit der Festung Holland und den Besitz der holländischen Flussmündungen sicherzustellen,

die *1. französische Armee* auf Lüttich und an die Maas beiderseits Namur vorgeworfen wird und dass

starke Teile der Heeres-Reserven mit der Bahn nach Nordbelgien nachgeführt werden; ferner, dass

die *2. französische Armee* mindestens bis an den Semois und die Maas bis Dinant, mit schnellen Kräften vielleicht nach Südbelgien hineingehen wird, einem Vorgehen, dem sich dann

Teile der *Armee-Abtlg. A* in Richtung Arlon anschliessen können. Zugleich ist mit dem Heranführen von Heeres-Reserven gegen die Linie Charleville – Diedenhofen zu rechnen.

III. Operationsmöglichkeiten.

Die gegebene Lage zwingt die deutsche Führung zunächst, eingeengt zwischen Waal und Festung Antwerpen einerseits, der französischen Festungs-

front Diedenhofen – Margut andererseits, rein frontal gegen den Gegner in Belgien vorzugehen. Eine weitausholende Umfassungsmöglichkeit, wie sie das deutsche Heer 1914 hatte, die Möglichkeit, den Gegner, wie Friedrich d. Gr. bei Leuthen, vor der Schlacht zu umgehen, um ihn in der Flanke anzugreifen und dadurch die eigene Unterlegenheit auszugleichen, steht ihr nicht offen.

Der taktische Sieg im ersten frontalen Einbruch in Belgien, erzwungen in erster Linie durch den höheren Kampfwert der Truppe, das Überrennen der zunächst heraneilenden alliierten Verstärkungen schaffen erst die Vorbedingungen für eine auf die volle Entscheidung hinstrebende Operation.

Es ist also selbstverständlich, dass der erste Ansatz der Offensive diesen taktischen Anfangserfolg mit allen Mitteln anstreben muss.

Die Führung darf sich durch diese Notwendigkeit jedoch nicht den Blick dafür trüben lassen, wo und in welcher Richtung die Entscheidung in der nach den Anfangsschlachten einzuleitenden Operation zu suchen sein wird. Auch räumliche Anfangserfolge, die nicht zugleich mit einer Vernichtung starker Feindkräfte verbunden sind, dürfen die Führung nicht – wie 1918 – dazu führen, den Schwerpunkt in eine operativ unwirksame Richtung zu verlegen.

Während zunächst bei der geringen Breite des Operationsraums, der noch durch die Festung Lüttich weiter eingeengt und durch sie und die mittlere Maas in zwei getrennte Schlachtfelder geteilt wird, sowohl nördlich wie südlich Lüttich auf der ganzen Breite mit starken Kräften angegriffen werden muss, um den Anfangserfolg sicherzustellen, muss sich die Führung von vornherein darüber klar sein, wo später die Entscheidung der Gesamtoperation liegen wird.

Die *Offensive in Nordbelgien* stößt auf die Hauptschwierigkeiten zu Beginn der Operation, in der Maas und Schelde überwunden werden und das abwehrbereit in der befestigten Albert-Kanal-Stellung stehende belgische Heer durchbrochen werden muss, ehe alliierte Kräfte eingreifen können. Bei Zufrieren der Wasserläufe können diese Schwierigkeiten entscheidend verringert sein.

Die weitere Einengung der hier angreifenden Armee durch die Festungen Antwerpen und Namur, zwischen denen hindurch nur ein Vorführen begrenzter Kräfte möglich ist, zwingt dazu, mit einer weiteren Armee südlich Lüttich vorbei gegen die Maas beiderseits Namur vorzugehen, *um später diese beiden Armeen zu einem starken Nordflügel in Nordbelgien nördlich der Maas-Sambre-Linie zusammenfassen zu können*. Das schnelle Vereinigen starker Panzerkräfte zu einer mot. Armee nördlich der Maas wird ausschlaggebend für den Erfolg sein.

Ist dieser erste Erfolg erkämpft, so findet der Nordflügel beim weiteren Vorgehen keine ausschlaggebenden Gelände- oder Festungshindernisse mehr vor.

Gelingt es ihm, die vom Gegner weiterhin herangeführten Kräfte zu schlagen, so wird er bis zur Küste, sogar bis zur unteren Somme durchstossen können.

Hier aber spätestens wird seine operative Wirkung zu Ende sein, wenn nicht inzwischen der durch Südbelgien vorgehende *Südflügel* die Grundlage für die Fortführung der Operation geschaffen hat.

Eine Operation, die mit ihrem Südflügel vor der Maas liegen bleibt, kann zu einem entscheidenden Erfolg nicht führen. Der Nordflügel wird, je weiter er nach Westen vordringt, um so mehr in seiner Südflanke durch den Gegenangriff starker französischer Kräfte bedroht werden und sich frontal spätestens an der Somme festlaufen.

Der durch Luxemburg und Südbelgien vorzuführende Südflügel findet zu-

nächst wohl Geländeschwierigkeiten, aber nur schwächere Befestigungen und Feindkräfte vor sich. Für seinen Angriff liegt die Hauptschwierigkeit im Überwinden der Maas-Linie. Kommt der Franzose über die Maas-Linie nach Südbelgien entgegen und gelingt es, ihn hier mit Panzerkräften zu überrennen, so kann ein schnelles Gewinnen der Maas-Linie möglich sein. Bleibt der Franzose jedoch mit seinen Hauptkräften verteidigungsbereit an der Maas-Linie stehen, so wird ein Angriff sehr starker Kräfte, gegebenenfalls ein Öffnen der Maas-Linie von Norden her nötig werden.

Erst wenn der Südflügel die Maaslinie überschritten hat, kann seine, dann allerdings entscheidende Wirkung einsetzen. Während er mit *einer Armee* – Front nach Süden – dicht nördlich der französischen Festungslinie Carignan – Diedenhofen in der Verteidigung die Südflanke der Gesamtoperation zu decken hat, muss eine *zweite Armee*, nach Überschreiten der Maas in Gegend Charleville – Sedan, nach Südwesten vorgehen, jedem Versuch des Gegners, zwischen Aisne und Oise zum Gegenangriff aufzumarschieren, durch Angriff zuvorkommen bzw. den Aufbau einer geschlossenen Abwehrfront in der Linie Diedenhofen – Stenay – Aisne – Somme durch Zerreißen des Zusammenhanges an der Aisne verhindern. Sie hat dadurch zugleich dem Nordflügel das Herumschwenken nach Süden zu ermöglichen.

Einer *dritten Armee* fällt die Aufgabe zu, über die Maaslinie Dinant – Fumay vorgehend, in Richtung St. Quentin weiterzustoßen, um die vor dem Nordflügel auf die Somme zurückgehenden Feindkräfte in der Flanke zu fassen und gegen das Meer zu drängen, gegebenenfalls dem Nordflügel den Somme-Übergang zu öffnen.

Erst dann wird die endgültige Entscheidung gegen das französische Heer durch Fortführung der Operation fallen.

IV. *Ergebnis* der Überlegungen über Feind und eigene Operationsmöglichkeiten für die Führung der Heeresgruppe im Rahmen der Gesamtoperation. Als Ergebnis der Erwägungen des möglichen Handelns des Gegners und der eigenen Operationsmöglichkeiten ist nach Auffassung des Heeresgruppenkommandos folgendes bei der Durchführung der Operationen wesentlich:

1. Auf dem *Nordflügel* (nördlich der Maas–Sambre-Linie) liegt, wenn das Überwinden der befestigten Wasserlinien und die *Vereinigung der beiderseits Lüttich angesetzten Armeen jenseits der Maas* gelungen ist, zweifellos *zunächst* die grössere Erfolgsaussicht. Sie muss durch ausreichendes Nachführen von Reserven, auch zur Einschliessung von Antwerpen und zur baldigen Wegnahme von Lüttich (von Westen her) voll ausgenützt werden. Von Bedeutung ist, dass durch frühzeitige Unterbrechung der Bodenverbindung zwischen den Festungen Antwerpen und Holland und Sperrung der holländischen Flussmündungen das Entstehen einer grösseren feindlichen Operationsbasis in der Nordflanke verhindert wird.

Bei weiterer Fortführung der Operationen verliert jedoch der Nordflügel, selbst nach einem Siege in Nordbelgien, zunächst seine operative Wirksamkeit.

Solange nicht der Südflügel jenseits der Maas mit starken Kräften operative Bewegungsfreiheit gewonnen hat, wird das Vorgehen des Nordflügels vom Gegner an der unteren Somme frontal aufgefangen und durch Gegenangriff gegen die Südflanke endgültig zum Stehen gebracht werden können.

Erst wenn der Südflügel westlich der Maas den Zusammenhang der fran-

zösischen Front zerrissen, zum Gegenangriff zwischen Maas und Oise aufmarschierende Feindkräfte geschlagen hat, wird für den Nordflügel der Weg über die untere Somme und damit *zur Gesamtentscheidung* frei.

Schon das Vorgehen des Nordflügels gegen die Linie Calais – Amiens – Ham ist nur möglich, wenn es in seiner Südwest-Flanke westlich der Maas *offensiv* gedeckt wird. 250 km Abwehrflanke nach Süden sind unmöglich.

2. *Der Südflügel* kommt, abgesehen von der verteidigungsweisen Deckung der Südflanke durch die 16. Armee, zu einer operativen Auswirkung erst jenseits der Maas, die dann aber *entscheidend* sein wird.

Ob es gelingt, die Maas schnell zu überwinden, hängt davon ab, ob uns der Franzose mit starken Kräften über die Maas entgegenkommt, ob die leider begrenzten Kräfte des 19. AK ausreichen, ihn hier zu überrennen und, ehe er selbst zurückkommt, in seinem Rücken die Maasbrücke in Besitz zu nehmen.

Gelingt dies nicht, so wird ein planmässiger Angriff starker Kräfte, verbunden mit dem Druck des Nordflügels, notwendig sein, den Übergang zu öffnen.

Spätestens jenseits der Maas, besser schon für den Übergang ist die Bildung von zwei Armeen an Stelle der 12. Armee, unter Einbeziehung des linken Flügelkorps der 4. Armee, nötig, von denen der einen das Weiterführen des Angriffs in Richtung St. Quentin – Somme zufällt, mit dem Ziel, den vor der Heeresgruppe B zurückgehenden Gegner abzuschneiden bzw. an das Meer zu drängen, während die andere die Aufgabe hat, zwischen Oise und Maas durch Angriff die Deckung für diese Operation in der linken Flanke zu übernehmen, zugleich hier die Bildung einer geschlossenen Abwehrfront des Gegners Diedenhofen – Stenay – Aisne – Somme zu verhindern.

Das Einschleichen dieser weiteren Armee ist um so mehr erforderlich, als die gebotene Zusammenfassung der Kräfte der Heeresgruppe B in Nordbelgien zwangsläufig die 4. Armee in eine nordwestliche Richtung ziehen wird. Diese Armee kann nicht zugleich Lüttich nehmen, mit der Masse den Anschluss an die 6. Armee suchen und ihren linken Flügel über Dinant nach Westen vorführen.

Der Verzicht, den Südflügel mit 2 Armeen über die Maas zu führen, der Entschluss, die Masse der Reserven dem Nordflügel nachzuführen, würde zugleich den Verzicht auf die Gesamtentscheidung, die Bescheidung mit dem Teilziel belgisch-nordostfranzösische Küste bedeuten.

Die Heeresgruppe wird ihre Aufgabe im Rahmen der Gesamtoperation jedenfalls nur lösen können, wenn sie ihren Anträgen entsprechend in drei Armeen gegliedert und mit ausreichenden Kräften für die *offensive Aufgabe westlich der Maas*, für die *defensive Aufgabe ostwärts der Maas* ausgestattet wird.

3. Hinsichtlich des *Einsatzes der Luftwaffe* wird es nach Ansicht der Heeresgruppe auf folgende drei Punkte ankommen:

- a) *Stärkster Einsatz im Erdkampf* in den kritischen Augenblicken
 - des Kampfes um den Albert-Kanal
 - des Kampfes um den Maasübergang der 4. Armee
 - des Kampfes um den Maasübergang der 12. Armee (bzw. 19. AK) im übrigen

b) *Ansatz gegen die feindlichen Reserven*, in erster Linie die feindlichen nach Belgien voreilenden mot. Verbände, dann gegen die Transportbewegungen. Es genügt nicht, die Bahnverbindungen in einer bestimmten Linie zu unterbrechen. Es kommt darauf an – wie in Polen –, die planmässige Führung der feindlichen Heeres-Reserven überhaupt unmöglich zu machen, diese selbst noch in der Transportbewegung weitgehend zu zerschlagen.

c) *Zusammenfassung stärkster Jagdkräfte* über dem Angriffsraum. Da die feindliche Luftwaffe in *einem Grossangriff* bei Angriffsbeginn angesichts ihrer räumlichen Verteilung nicht zu zerschlagen sein wird, wird die *Entscheidung in der Luft* zugleich mit der auf der Erde *über dem Angriffsgebiet* fallen. Hier, an keiner anderen Stelle, werden die feindlichen Angriffskräfte aufzutreten und sicher zu treffen sein.

4. Von der *Flotte* wird gefordert werden müssen, dass sie durch Sperren der holländischen Flussmündungen und Besitznahme der westfriesischen Inseln das Festsetzen englischer Kräfte in der Nordflanke des deutschen Angriffes verhindert.

5. *Propaganda*. Mit Einsetzen des deutschen Angriffes wird die feindliche Führung der Schwierigkeit enthoben, ihrem Volk und Heer die Notwendigkeit des Kampfes klar zu machen. Es muss daher eine intensive Propaganda einsetzen, die dem französischen Soldaten einhämmert, dass er für Polen, für Rüstungsinteressen, für England marschiert, dass wir von seinem Lande, wie von Holland und Belgien, nichts wollen. Diese Propaganda muss mit allen Mitteln die vor der Front der Heeresgruppe C stehenden französischen Divisionen, deren Herausziehen als Reserven oder zur Ablösung abgekämpfter Divisionen in Kürze erfolgen wird, erfassen, insbesondere sie auch mit Meldungen über die feindlichen Verluste an der Hauptkampffront zu beeinflussen suchen.

6. Wenn das Heeresgruppen-Kommando glaubt, ausgehend von der ihm gestellten Aufgabe, das Anstreben einer *vollen Entscheidung* zu Lande vorzuschlagen zu sollen, so ist es sich voll darüber im Klaren, dass das Erreichen dieses Ziels von dem Kampfwert der beiderseitigen Heere und Luftwaffen, über den erst der Kampf selbst entscheidet, von der besseren und willensstärkeren Führung, schliesslich aber auch vom Kriegsglück abhängt.

Das Heeresgruppen-Kommando ist sich auch darüber klar, dass bei den Stärkeverhältnissen der Kampf sich über einen längeren Zeitraum erstrecken und die Anspannung aller Mittel und Kräfte des Reiches erfordern wird.

Das Ziel einer endgültigen Entscheidung zu Lande wird aber jedenfalls nur dann erreicht werden, wenn der Wille, es zu erzwingen, von vornherein die Führung der Operationen beherrscht, der Wille, solange um dieses Ziel zu kämpfen, als noch irgend eine Aussicht besteht, es zu erreichen, sich dagegen mit Teilzielen erst dann zu begnügen, wenn keine andere Wahl mehr bleibt.

Das Heeresgruppenkommando bittet daher nochmals, seine im Sinne einer entscheidungsuchenden Offensive gestellten Anträge, wenn auch nicht mehr beim ersten Ansatz der Kräfte, so doch bei der Durchführung der Operationen zu berücksichtigen.

Der Oberbefehlshaber
gez. von Rundstedt

Der Oberbefehlshaber der 6. Armee

O.B. u. Chef vorzulegen!

Bhf. Gumrak, den 26. 11. 1942

Durch Offizier geschrieben!

Generalfeldmarschall von Manstein

Oberbefehlshaber der Heeresgruppe DON

Hochverehrter Herr Feldmarschall!

I. Ich danke gehorsamst für den Funkspruch vom 24. 11. und die in Aussicht gestellte Hilfe.

II. Zur Beurteilung meiner Lage darf ich folgendes melden:

1. Als am 19. 11. die russischen Grossangriffe auf die rechten und linken Nachbarn der Armee einsetzten, waren im Verlauf von 2 Tagen die beiden Flanken der Armee offen, in die der Russe mit beweglichen Kräften schnell vorging. Die nach Westen über den Don vorziehenden, eigenen, schnellen Verbände (14. Pz.K.) trafen mit ihren Spitzen westlich des Don auf überlegenen Feind und kamen in eine sehr schwierige Lage, zumal sie durch Betriebsstoffmangel stark in ihrer Beweglichkeit gehemmt waren. Gleichzeitig marschierte der Feind in den Rücken des 11. AK, das befehlsgemäss in vollem Umfange seine Stellung nach Norden gehalten hatte. Da irgendwelche Kräfte aus der Front zur Abwehr dieser Gefahr nicht mehr herauszuziehen waren, blieb gar nichts anderes übrig, als den linken Flügel des 11. AK nach Süden umzuklappen und im weiteren Verlauf das AK zunächst in eine Brückenkopfstellung westlich des Don zurückgehen zu lassen, damit nicht die westlich des Don stehenden Teile von der Masse abgesplittert wurden.

In die Durchführung dieser Massnahmen traf ein Führerbefehl ein, der den Angriff mit 14. Pz.K mit linkem Flügel auf Dobrinskaja forderte. Dieser Befehl war durch die Ereignisse überholt. Ich konnte ihn also nicht befolgen.

2. Am 22. früh wurde mir auch das 4. AK, bisher bei Pz.AOK 4, unterstellt. Der rechte Flügel des 4. AK war im Zurückgehen von Süden nach Norden über Businowka. Damit war die ganze Süd- und Südwestflanke offen. Wollte man nicht den Russen ungehindert in den Rücken der Armee Richtung Stalingrad marschieren lassen, so blieb gar nichts anderes übrig, als Kräfte aus Stalingrad und der Nordfront herauszuziehen. Diese konnten vielleicht noch rechtzeitig herangeführt werden, während dies mit Kräften aus dem Gebiet westlich des Don nicht durchführbar war.

Mit den von uns aus der Stalingradfront zum 4. AK herangeführten Kräften gelang es dem 4. AK, eine schwache Südfront mit Westflügel bei Marinowka aufzubauen, in die jedoch am 23. mehrere Feindeinbrüche erfolgten. Ausgang noch ungewiss. Am 23. nachmittags wurden stärkere feindliche Panzerverbände, darunter allein 100 Panzer, in Gegend westlich Marinowka erkannt und mehrfach bestätigt. Im ganzen Raum zwischen Marinowka und dem Don standen nur dünne deutsche Sicherungen. Der Weg Richtung Stalingrad war für die russischen Panzer und mot. Kräfte frei, ebenso wie in Richtung Pestkowatka gegen die Donbrücke.

Von den vorgesetzten Stellen hatte ich seit 36 Stunden keine Befehle oder Nachrichten bekommen. Ich konnte in wenigen Stunden vor folgender Lage stehen:

a) Entweder mit der West- und Nordfront stehenzubleiben und mit anzusehen, wie die Armeefront binnen kürzester Frist von hinten aufgerollt wurde, dabei aber formell dem mir gewordenen Befehl zum Halten gehorsam zu sein, oder

b) den in solcher Lage einzig möglichen Entschluss zu fassen, sich mit aller Kraft gegen den Feind zu wenden, der die Armee von rückwärts zu erdolchen im Begriff war. Dass bei diesem Entschluss die Ost- und Nordfront nicht mehr zu halten ist und im weiteren Verlauf dann nur noch ein Durchbrechen nach Südwesten in Frage kommt, ist selbstverständlich.

Im Falle b) werde ich zwar der Lage gerecht, mache mich aber – dann zum zweiten Male – des Ungehorsams gegen einen Befehl schuldig.

3. In dieser schwierigen Lage sandte ich an den Führer einen Funkspruch mit der Bitte, mir Handlungsfreiheit für einen solchen letzten Entschluss zu geben, wenn er nötig wird. Ich suchte in einer solchen Vollmacht einen Rückhalt, der mich davor bewahren sollte, den in gegebener Lage einzig möglichen Befehl zu spät zu geben.

Dass ich einen solchen Befehl nur im alleräussersten Notfall und nicht zu früh geben würde, dafür kann ich keinen Beweis erbringen, sondern nur Vertrauen erbitten.

Ich habe auf diesen Funkspruch keine unmittelbare Antwort erhalten.

Dagegen sind heute die beiden anliegenden Funksprüche (Anlage 1 und 2*) des OKH eingegangen, die mich weiter einengen. Ich darf dazu melden, dass sowohl ich wie alle Kommandeure von dem festen Willen zum Aushalten bis zum Letzten durchdrungen sind.

Bei der Verantwortung aber, die ich dem Führer gegenüber für die mir anvertrauten immerhin rund 300'000 Mann habe, ist es verständlich, wenn ich gebeten habe, mir für den alleräussersten Fall die Genehmigung zum Handeln nach Lage zu geben. Die geschilderte Situation kann im Übrigen täglich und stündlich wieder eintreten.

III. Die Lage von heute wird auf Karte übersandt.

Wenn auch der Südwestfront weitere Kräfte zugeführt werden konnten, so ist die Lage dort noch angespannt. Die Südfront (4. AK) hat sich etwas gefestigt und die ganzen letzten Tage über schwere feindliche Infanterie- und Panzerangriffe abgeschlagen, allerdings unter erheblichen eigenen Verlusten und hohem Munitionsverbrauch.

Die Stalingradfront erwehrt sich täglich eines starken Feinddrucks. An der Nordfront sind Schwierigkeiten an der Nordostecke (94. ID) und am Westflügel (76. ID). Die Hauptangriffe an der Nordfront stehen meiner Ansicht nach erst bevor, da der Gegner hier Eisenbahn und Strassen für Heranführen von Verstärkungen besitzt. Der Nordfront von Westen her Verstärkungen zuzuführen, wird meine Sorge der nächsten Tage sein.

Die seit 3 Tagen durchgeführte Luftversorgung brachte nur kleine Bruchteile des errechneten Mindestbedarfs (600 t- 300 Ju täglich).

Die Versorgung kann schon in den nächsten Tagen zu einer äusserst emsten Krise führen.

Ich glaube trotzdem, dass sich die Armee einige Zeit halten kann. Ob allerdings die täglich wachsende Schwäche der Armee, dazu der Mangel an Unterkünften, Bau- und Brennholz ein Halten des Raumes um Stalingrad –

*) Nicht mehr vorhanden.

auch wenn etwa ein Korridor zu mir durchgeschlagen wird – für längere Zeit möglich machen, ist noch nicht voll zu übersehen.

Da ich täglich von vielen verständlichen Anfragen für die Zukunft bestürmt werde, wäre ich dankbar, wenn mir mehr als bisher Unterlagen zugänglich gemacht würden, die ich für die Hebung der Zuversicht meiner Männer verwenden kann.

Ich darf melden, dass ich in Ihrer Führung, Herr Feldmarschall, die Gewähr sehe, dass alles geschieht, um der 6. Armee zu helfen.

Meine Kommandeure und meine braven Männer werden ihrerseits mit mir alles tun, um Ihr Vertrauen zu rechtfertigen.

Ihr, Herr Feldmarschall, gehorsamer

gez. Paulus

Die Formlosigkeit des Papiers und der Handschrift bitte ich der Umstände halber entschuldigen zu wollen.

ANLAGE 10

Geheime Kommandosache

9. 12. 1942

Chefsache

Nur durch Offizier

An OKH Chef des Gen.Stabs

OKH Op.Abt.

Beurteilung der Lage

1. Feindlage. Der Gegner hat in den letzten 10 Tagen weitere starke Kräfte gegen die Heeresgruppe zum Einsatz gebracht. In erster Linie die in der Lagebeurteilung vom 28. November, Ziff. Ic erwarteten Reserven, darüber hinaus jedoch noch weitere Kräfte. Insgesamt sind vor der Heeresgruppe festgestellt:

86 Schützen-Div.

17 Schützen-Brig.

54 Pz.-Brig.

14 mot. Brig.

11 Kav.-Div.

insgesamt also 182 grosse Verbände. Ferner noch 13 selbständige Panzer-Regtr. und einzelne Pz.-Batlne. und Pak-Brig.

Im Einzelnen:

a) Das Festungsgebiet Stalingrad wird eingeschlossen auf der Wolgafront von 62. Armee mit 8 Schtz.-Div., 3 Schtz.-Brig., 1 Pz.-Brig. in Front, 2 Schtz.-Brig., 2 Pz.-Brig., 2 mot. Brig. in Reserve.

Auf der Nordfront von 66. und 24. Armee mit zusammen 17 Schtz.-Div., 1 mot. Brig. in Front, 4 Schtz.- und 4 Pz.-Brig. in Reserve.

Auf der Westfront von 65. und 21. Armee mit zusammen 10 Schtz.-Div., 7 Pz.-Brig., 2 mot. Brig., 5 Pz.-Rgtm., 1 Pak-Brig. in Front, 4 Pz.-Brig. zurückgezogen.

Auf der Südfront von 57. und 64. Armee mit zusammen 7 Schtz.-Div., 6 Schtz.-Brig., 6 Pz.-Brig., 6 mot. Brig., 2 Pz.-Rgtm. in Front und anscheinend

2 Schtz.-Div., 2 Schtz.-Brig., 5 Pz.-Brig., 1 mot. Brig. und 5 Pz.-Rgtm. in Reserve.

Der Gegner hat in den letzten 10 Tagen abwechselnd auf der Nord-, West- und Südfront angegriffen. Sein Hauptdruck liegt zweifellos auf der Westfront. Verhältnismässig schwach ist er auf der Südwestfront.

b) Der Angriff auf Stalingrad wird gedeckt nach Südwesten*) – an der Tschirfront – durch die 5. Pz.-Armee mit 12 Schtz.-Div., 5 Kav.-Div., 2 mot. Kav.-Div., 4 Pz.-Brig., 1 Pz.-Rgt., 2 mot. Brig. in Front und 2 Schtz.-Div., 4 Pz.-Brig., 1 mot. Brig. in Reserve. Nördlich anschliessend stehen vor der Mitte und dem linken Flügel der Gruppe Hollidt noch 3 Schtz.-Div.

Die Deckung nach Süden ostwärts des Don hat die 51. Armee mit 4 Schtz.-Div., 4 Kav.-Div., 1 Pz.-Brig., 1 mot. Brig. in Front, 1 Pz.-Brig., 1 Schtz.-Brig. in Reserve. Noch ungeklärt ist hier die Versammlung weiterer mot. Kräfte hinter der Front.

c) Die Aufklärung der letzten Tage hat ergeben: Ausladungen ostwärts Stalingrad sowie Truppenbewegungen über den Don vor der Ostfront der Gruppe Hollidt nach Süden. Während die Deckungsfront ostwärts des Don sich im Wesentlichen passiv verhalten hat, anscheinend weil die Versammlung rückwärtiger mot. Kräfte noch nicht abgeschlossen ist, hat der Gegner am Tschir-Brückenkopf und westlich Bhf. Tschir über den Tschir mit starken Kräften angegriffen. Mit Ausweitung dieses Angriffs weiter nach Westen ist auf Grund der Nord-Süd-Bewegungen vor Gruppe Hollidt zu rechnen.

d) In den bisherigen Kämpfen hat der Gegner zweifellos einen erheblichen Teil seiner Panzer eingebüsst, diesen Verlust aber bisher durch das Heranführen der neuen Pz.-Rgtr. usw. ausgleichen können. Die Angriffskraft seiner Infanterie ist weiterhin gering, die Artilleriewirkung hat namentlich auf der Westfront Stalingrads erheblich zugenommen.

2. Eigene Lage.

a) 6. Armee. Die Armee hat bisher alle Feindangriffe, wenn auch unter erheblichen Verlusten, abgeschlagen. Über ihre derzeitige Kampfkraft geht besondere Meldung zu. Der Munitionsbestand beträgt in den wesentlichsten Munitions-Sorten (Prozente der ersten Ausstattung**), Stichtag 5.12. 42):

5 cm Kw.K.L./60	-	59 %	15 cm Wgr.	-25 %
7,5 cm Kw.K. 40	-	39,4%	1e. F.H.	-34 %
8 cm Wgr.	-	30,8%	s. 10 cm Kan. 19	-21,6%
1e. Inf.-Gesch.	-	28 %	s. F.H.	-36 %
s. Inf.-Gesch.	-	25 %		

Der derzeitige Verpflegungsbestand reicht bei Kürzung auf 200 g Brot etwa noch mit Brot bis 14. 12.

Mittagskost bis 20. 12.

Abendkost bis 19. 12.

Die Luftversorgung hat trotz vorbildlichen Einsatzes der Luftwaffe aus Wettergründen nur am 7. Dezember 300 t erreicht, wobei von 188 Flugzeugen 2 abgeschossen wurden und 9 vermisst sind. An allen anderen Tagen bewegte sich die zugeführte Menge zwischen 25 t (27. November) und 150 t (8. Dezember) bei einem Mindestbedarf von täglich 400 t.

*) Westlich des Don

***) Eine erste Ausstattung enthielt etwa den Bedarf für drei wirkliche Kampftage

b) 4. Pz.-Armee. Die Versammlung des 57. Pz.-Korps ist infolge Steckenbleibens der Räderteile der 23. Pz.-Div. statt wie erhofft am 3. Dezember erst am 10. Dezember mit den Kampfstaffeln im Wesentlichen abgeschlossen.

Das 48. Panzer-Korps (336. Inf.-Div., 11. Pz.-Div. und 7. Lw-Feld-Div.) musste zunächst zur Wiederherstellung der Lage an der Tschirfront eingesetzt werden. Der Kampf ist noch nicht abgeschlossen.

c) Rumänische Verbände. Die 4. rum. Armee steht nördlich anschliessend an 16. ID (mot.) zurzeit fest. Es muss jedoch damit gerechnet werden, dass sie im Fall eines stärkeren Angriffs von Norden her nicht hält, um so mehr, als sie durch Marschall Antonescu angewiesen wurde, ein Abgeschnittenwerden zu vermeiden.

Bei 3. rum. Armee, bis auf das im Rahmen der Gruppe Hollidt stehende und einigermaßen intakte 1. rum. AK, geht die Kampfkraft der vom eingesetzten Reste der rum. Divisionen nicht wesentlich über 1 bis 2 Batl. hinaus. Artillerie ist in nennenswertem Umfang nicht mehr vorhanden. Die Wiederaufstellung von Verbänden rückwärts hat mangels Waffen zu einem nennenswerten Ergebnis noch nicht geführt. Es ist auch nicht zu verkennen, dass die rumänischen Kommandobehörden nicht mit der Tatkraft handeln, die erforderlich wäre. Sie bezeichnen die Niederlage als «durch höhere Gewalt verursacht», worin sie die deutsche Führung einbeziehen. Im Übrigen wird die gesamte Front der 3. rumänischen Armee durch Alarmeinheiten, Urlaubereinheiten usw. gehalten. Mangels Artillerie und Pak darf man sich keiner Täuschung hingeben, dass diese Front einem Angriff starker Feindkräfte, insbesondere Pz.-Kräfte, auf die Dauer nicht gewachsen ist. Diese zusammengewürfelten Verbände ohne festes inneres Gefüge müssen in absehbarer Zeit durch Kampfverbände abgelöst werden, weil ihre Zusammensetzung und ihr Kampfwert einen längeren Fronteinsatz nicht zulassen, sie auch, soweit es sich um Spezialtruppen der rückwärtigen Dienste handelt, ihren eigentlichen Aufgaben auf die Dauer nicht ohne Schaden für die Gesamtversorgung entzogen werden können.

3. Eigene Absicht. Die Heeresgruppe beabsichtigt, sobald wie irgend möglich, mit der 4. Pz.-Armee wie gemeldet zum Angriff anzutreten, um eine Verbindung mit 6. Armee herzustellen. Zur Zeit lässt aufgeweichter Boden das Vorgehen des 57. Pz.-Korps jedoch nicht zu.

Ob die Divisionen des 48. Pz.-Korps am 11. Dezember an der Tschirfront voll freigemacht sein können, ist noch nicht sicher. Das Heranziehen der 17. Pz.-Div. für diesen Angriff ist notwendig und befohlen. Da damit gerechnet werden muss, dass der Gegner seine Angriffe an der Tschirfront in allgemeiner Richtung Morosowskaja in absehbarer Zeit erweitert, muss zur Entlastung dieser Front eine Mitwirkung der Gruppe Hollidt, sei es durch Angriff in allgemeiner Richtung Perelasowskij oder durch Abgabe einer deutschen Division, erfolgen.

4. Gesamtbeurteilung. Das Mass der Kräfte, das der Gegner gegen die Heeresgruppe Don herangeführt hat, lässt keinen Zweifel darüber, dass er hier den Schwerpunkt seiner Gesamtoperationen sieht. Er wird den Kampf hier unter weiterer Heranführung von Kräften aus anderen Fronten solange fortführen, wie er nur irgend kann.

Ganz gleichgültig wie sich die Lage hinsichtlich der 6. Armee auch in der nächsten Zeit entwickeln möge, wird daher eine fortdauernde Kräftezufüh-

rung zur Heeresgruppe Don erforderlich bleiben. Entscheidend dabei ist, dass das Tempo der Zuführung mit allen Mitteln gesteigert wird. Bei dem derzeitigen Tempo bleiben wir gegenüber dem Russen immer in der Nachhand. Ich halte es ferner für erforderlich, dass alles geschieht, um die rumänischen Armeen wieder verwendungsfähig zu machen, insbesondere aber den Kampfwillen und das Vertrauen in die deutsche Führung wiederherzustellen.

Zu der Frage, ob nach Herstellen der Verbindung zur 6. Armee diese aus dem Kessel herauszunehmen ist oder nicht, sind m. E. folgende Gedanken abzuwägen:

a) Belässt man die Armee im Festungsgebiet, so ist es durchaus möglich, dass sich auch der Russe hier verbeisst und sich nach und nach in nutzlosen Angriffen verblutet, dass also Stalingrad das Grab seiner Angriffskraft wird. Man muss sich aber klar darüber sein, dass die 6. Armee im Festungsgebiet unter besonders ungünstigen Bedingungen leben und kämpfen muss und dass es bei dem derzeitigen, noch längere Zeit anhaltenden Kräfteverhältnis durchaus im Bereich der Möglichkeit liegt, dass die Verbindung wieder einmal verloren geht, eine entscheidende Wendung der Lage jedenfalls in den nächsten Wochen noch nicht erwartet werden kann.

b) Andererseits muss man aber auch mit der Möglichkeit rechnen, dass der Russe richtig handelt und, unter Aufrechterhaltung der Einschliessung von Stalingrad, mit starken Kräften im Bereich der 3. und 4. rum. Armee angreift mit dem Ziel Rostow. Es sind dann unsere wesentlichsten Kräfte operativ unbeweglich im Festungsgebiet Stalingrad und zum Offenhalten der Verbindung dorthin, gebunden, während der Russe auf der ganzen übrigen Front der Heeresgruppe Handlungsfreiheit hat. Diese Lage den ganzen Winter über aufrechtzuerhalten, erscheint mir nicht zweckmässig.

c) Die Folgerung des Entschlusses, die 6. Armee bei Stalingrad zu belassen, muss zwangsläufig auch der Entschluss sein, dann diese Schlacht bis zu einer vollen Entscheidung durchzuschlagen. Dies bedingt:

aa) einen Kräftezuschuss zur 6. Armee zur Aufrechterhaltung ihrer Abwehrkraft durch Zuführung von Lw.-Feld-Divisionen, die in die Verbände der Armee einzugliedern wären.

bb) Zunächst Stützung der Anschlussfronten der 4. und 3. rumänischen Armee durch deutsche Kräfte, da das Halten dieser Fronten mit den rumänischen Trümmern und Alarminheiten auf die Dauer nicht gesichert ist.

cc) Sobald die eigenen Kräfte es zulassen, entscheidungsuchende Offensive.

Ob die Kräfte hierzu zur Verfügung gestellt und in bemessener Zeit herangebracht werden können, entzieht sich meiner Beurteilung.

Der Oberbefehlshaber der H.Gr. Don

gez. v. Manstein
Generalfeldmarschall

la Nr. 0354/42 geh. Kdos. Chefsache.

Nur durch Offizier	3 Ausfertigungen
Geheime Kommandosache	3. Ausfertigung
Chefsache	19. 12., 14.35
Geh. Kdos. Chefsache	
Nur durch Offizier	

An Chef des Generalstabes des Heeres
zur sofortigen Vorlage beim Führer

Die Lage bei Heeresgruppe Don hat sich im Zusammenhang mit der Entwicklung bei Heeresgruppe B und dem sich hieraus ergebenden Abschneiden weiterer Kräftezufuhr so entwickelt, dass mit einem Entsatz der 6. Armee in absehbarer Zeit nicht zu rechnen ist.

Da sowohl aus Kräfte- wie aus Witterungsgründen die Versorgung auf dem Luftwege und damit die Erhaltung der Armee im Festungsgebiet, wie die vier Wochen der Einschliessung erwiesen haben, nicht möglich, 57. Pz.-Korps allein die Landverbindung zur 6. Armee offensichtlich nicht herstellen, geschweige denn dauernd aufrechterhalten kann, halte ich nunmehr das Durchbrechen der Armee nach Südwesten für die letzte Möglichkeit, wenigstens die Masse der Soldaten und der noch beweglichen Teile der Armee zu erhalten.

Der Durchbruch, dessen erstes Ziel die Herstellung einer Verbindung mit dem 57. Panzer-Korps etwa am Jerik Myschkowa sein wird, kann nur in der im Kampf erzwungenen, allmählichen Verschiebung der Armee nach Südwesten bestehen, in der Form, dass entsprechend der Erweiterung nach Südwesten im Norden das Festungsgebiet abschnittsweise aufgegeben wird.

Im Laufe dieser Operation ist unbedingt Sicherstellung der Luftversorgung durch ausreichende Jagd- und Kampfkräfte erforderlich.

Da sich schon jetzt ein Feinddruck gegen Nordflügel der 4. rum. Armee abzeichnet, müssen ferner unter allen Umständen schnell Kräfte aus der Kaukasusfront herangeführt werden, um Durchführung der Aufgabe des 57. Pz.-Korps durch Deckung seiner tiefen rechten Flanke sicherzustellen.

Bei weiterer Verzögerung ist abzusehen, dass sich 57. Pz.-Korps an oder nördlich der Myschkowa festlaufen oder durch Angriffe in seiner rechten Flanke gebunden werden wird und damit das Zusammenwirken des Angriffs von innen und aussen fortfällt. 6. Armee benötigt bis zum Antreten ohnehin einige Tage für Umgruppierung und Betriebsstoffauffüllung.

Verpflegung im Kessel noch bis 22. Dezember vorhanden. Bereits starke Entkräftung der Soldaten (seit 14 Tagen nur 200 g Brot). Masse der Pferde nach Angabe der Armee bereits an Entkräftung ausgefallen bzw. verzehrt.

Der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Don

gez. v. Manstein
Generalfeldmarschall

gez. Schulz
la Nr. 0368/42 geh. Kdos. Chefsache

ANLAGE 12

Geheime Kommandosache 5 Ausfertigungen
Chefsache 4. Ausfertigung
Nur durch Offizier 19. 12. 1942, 18.00
Geh. Kdos. Chefsache – Nur durch Offizier

K. R.

an 6. Armee

4. Pz.-Armee

1. 4. Pz.-Armee hat mit 57. Pz.-Korps Feind im Raum Werchne-Kimskij geschlagen und Myschkowa-Abschnitt bei Nish Kimskij erreicht. Angriff gegen starke Feindgruppe im Raum Kamenka und nördlich eingeleitet. Harte Kämpfe noch zu erwarten.

Lage an Tschirfront erlaubt nicht Vorgehen von Kräften westlich des Don auf Kalatsch. Donbrücke Tschirskaja in Feindeshand.

2. 6. Armee tritt baldmöglichst zum Angriff «Wintergewitter» an. Dabei ist vorzusehen, notfalls über die Donskaja Zaritzta hinaus die Verbindung mit 57. Pz.-Korps zum Durchschleusen Geleit-zuges herzustellen.

3. Entwicklung der Lage kann dazu zwingen, dass Auftrag zu 2. zum Durchbruch der Armee zum 57. Pz.-Korps an die Myschkowa erweitert wird. Stichwort «Donnerschlag». Es kommt alsdann darauf an, ebenfalls schnell mit Panzern eine Verbindung mit 57. Pz.-Korps zwecks Durchbringen des Geleit-zuges herzustellen, alsdann unter Deckung der Flanken an unterer Karpowka und an der Tscherwlenaja die Armee gegen die Myschkowa vorzuführen und abschnittsweiser Räumung des Festungsgebiets.

Operation «Donnerschlag» muss unter Umständen unmittelbar an Angriff «Wintergewitter» anschliessen können. Versorgung auf dem Luftwege wird im Wesentlichen laufend ohne grössere Bevorratung erfolgen müssen. Möglichst lange Erhaltung Flugplatz Pitomnik wichtig.

Mitnahme aller irgend beweglicher Waffen, Artillerie in erster Linie der zum Kampf benötigten und zu munitionierenden Geschütze, darüber hinaus der schwer ersetzbaren Waffen und Geräte. Diese hierzu rechtzeitig im Südwestteil zusammenziehen.

4. Ziffer 3 ist vorzubereiten. Inkrafttreten erst auf ausdrücklichen Befehl «Donnerschlag».

5. Angriffstag und Zeit zu 2. melden.

Ob.Kdo. Heeresgruppe Don,

la Nr. 0369/42

geh. Kdos. Chefsache vom 19. 12. 42

gez. v. Manstein

Generalfeldmarschall

5 Ausfertigungen

1. Ausfertigung - Orig. F.S.
2. Ausfertigung Luftflotte 4
3. Ausfertigung O.Q.
4. Ausfertigung K.T.B.
5. Ausfertigung Entw.

Deutsche Kräftegliederung für «Zitadelle»
Heeresgruppe Süd (vom linken Flügel beginnend, angegeben)

4. Pz.Armee

52. AK	48. Pz.K.	2. SS.-Pz.K.
57. Inf.Div.	3. Pz.Div.	SS Leib.Stand.
255. Inf.Div.	Pz.Div. Gr. Deutschland	SS Div.Reich
332. Inf.Div.	11. Pz.Div.	SS Div.Totenkopf
	² / ₃ 167. Inf.Div.	¹ / ₃ 167. Inf.Div.

Armee-Abt. Kempf (Angriffsabschnitt)

3. Pz.K. ¹	11. AK	H.Gr.-Res. ^s
²	106. Inf.Div.	24. Pz.K.
168. Inf.Div.	320. Inf.Div.	17. Pz.Div.
6. Pz.Div.		SS Div.Wiking
19. Pz.Div.		
7. Pz.Div.		

Heeresgruppe Mitte

9. Armee

Stossgruppe

46. Pz.K.	47. Pz.K.	41. Pz.K.
102. Inf.Div.	6. Inf.Div.	18. Pz.Div.
258. Inf.Div.	20. Pz.Div.	292. Inf.Div.
7. Inf.Div.	2. Pz.Div.	86. Inf.Div.
31. Inf.Div.	4. Pz.Div.	10. Pz.Gren.Div.
Gr. Manteuffel	9. Pz.Div.	

westliche
 Anschlussfront³
 20. AK

251. Inf.Div.
 137. Inf.Div.
 45. Inf.Div.
 72. Inf.Div.

östliche
 Anschlussfront⁴
 23. AK

78. St.Div.
 216. Inf.Div.
 383. Inf.Div.

Armee-Reserve: 12. Pz.- und 36. Pz.Gren.Div.

¹ Später noch 198. Inf.Div.

² Zum Einsatz bei Armee-Abt. Kempf vorgesehen

³ Fesselungsangriffe

⁴ Offensive Abdeckung der Ostflanke

MILITÄRISCHER WERDEGANG IN STICHWORTEN

Erich v. Lewinski gen. v. Manstein. Geboren am 24. November 1887 in Berlin als Sohn des späteren Generals der Artillerie und Kommandierenden Generals des 6. Armee-Korps Eduard v. Lewinski. Infolge Adoption durch den General Georg v. Manstein obiger Doppelname. Leibliche und Adoptivmutter Schwestern, geb. v. Sperling. Väterliche und mütterliche Familie alte preussische Soldaten-Familien.

Nach Schulbesuch in Strassburg i. E. Erziehung im Kadettenkorps von 1900 bis 1906.

Nach Ablegen der Reifeprüfung Eintritt ins 3. Garde-Regiment z. F. in Berlin. 1913/14 Besuch der Kriegsakademie.

Im Ersten Weltkrieg zunächst Regimentsadjutant des 2. Garde-Reserve-Regiments. Belgien, Ostpreussen, Südpolen. Nach schwerer Verwundung November 1914 ab Mai 1915 zunächst als Ordonnanz-Offizier, dann als Generalstabsoffizier in den Armeoberkommandos der Generale v. Gallwitz und v. Below. Offensive in Nordpolen Sommer 1915, Feldzug in Serbien Herbst 1915/Frühjahr 1916. Verdun, Sommeschlacht, Frühjahrsschlacht 1917 an der Aisne. Herbst 1917 1. Generalstabsoffizier der 4. Kavallerie-Division in Kurland. Mai 1918 1. Generalstabsoffizier der 213. Infanterie-Division im Westen. Teilnahme an den Offensiven bei Reims im Mai und im Juli 1918. Anschließend Abwehrkämpfe im Westen bis Kriegsschluss.

Anfang 1919 als Generalstabsoffizier zum Oberkommando Grenzschutz Süd in Breslau.

Übernahme in die Reichswehr. Abwechselnd Generalstab und Front-Stellen. (Als Kompaniechef im Infanterie-Regiment 5 und als Kommandeur des Jäger-Bataillons im Infanterie-Regiment 4.)

Februar 1934 Chef des Stabes des Wehrkreises 3 Berlin.

Juli 1935 Chef der 1. (Operationsabteilung) des Generalstabes des Heeres.

Oktober 1936 Generalmajor und Oberquartiermeister 1 des Generalstabs. Als solcher erster Gehilfe und Vertreter des Generalstabschefs, General Beck.

Februar 1938 im Zusammenhang mit der Verabschiedung des Generalobersten Freiherr v. Fritsch der Stellung im Oberkommando des Heeres enthoben und als Divisionskommandeur der 18. Division nach Liegnitz versetzt. Teilnahme an Besetzung des Sudetenlandes als Generalstabschef einer Armee.

Mobilmachung 1939; Chef des Generalstabes der Heeresgruppe Süd (v. Rundstedt). Teilnahme am Feldzug in Polen.

Oktober 1939 in gleicher Eigenschaft mit Generaloberst v. Rundstedt zur Heeresgruppe A an die Westfront. Kampf um den Offensivplan, der von

Hitler angenommen wird, nachdem v. Manstein durch das OKH von seinem Posten als Heeresgruppenchef abgelöst und zum Kommandierenden General eines Infanteriekorps ernannt worden ist. Als solcher Teilnehmer am Westfeldzug 1940. Ritterkreuz.

Teilnahme an Invasionsvorbereitungen an Kanalküste.

März 1941 Kommandierender General des 56. Panzer-Korps. Als solcher von Ostpreussen aus Panzerraum über Dünaburg bis an den Ilmen-See. September 1941 Oberbefehlshaber der 11. Armee. Eroberung der Krim. Winterfeldzug zur Behauptung der Krim. Frühjahr 1942 Vernichtung der bei Kertsch gelandeten sowjetischen Armeen. Anschliessend Eroberung von Sewastopol, Feldmarschall.

August 1942 Auftrag, Leningrad zu nehmen, der aber nicht zur Durchführung kommt. Vernichtung einer sowjetischen Armee am Ladoga-See.

November 1942, nach Durchbruch der Sowjets beiderseits Stalingrad und vollzogener Einschliessung der 6. Armee, Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Don (später Süd). Vergeblicher Versuch, die 6. Armee zu befreien. Anschliessend schwere Kämpfe zur Rettung des deutschen Südflügels, die in dem Siege bei Charkow März 1943 ihren Abschluss finden. Eichenlaub.

Sommer 1943. Teilnahme an letzter deutscher Offensive im Osten: Operation Zitadelle. Nachdem sie abgebrochen worden ist, Führung der Heeresgruppe Süd in schweren Abwehrkämpfen, Rückzug hinter den Dnjepr. Weitere Abwehrkämpfe bis zur polnischen Grenze. Ende März 1944 Enthebung vom Kommando der Heeresgruppe als Folge von Differenzen mit Hitler über die Führung der Operationen im Osten unter Verleihung der Schwerter zum Ritterkreuz.

Keine weitere Verwendung.

KARTENVERZEICHNIS

	Seite
Der deutsche und polnische Aufmarsch – Die Durchführung der deutschen Offensive	32/33
Die Operationen der Heeresgruppe Süd im polnischen Feldzug 39 Die deutschen Operationsabsichten für eine Westoffensive nach den Aufmarschanweisungen des OKH	92
Operationsvorschlag des Oberkommandos der Heeresgruppe A	102
Der Weg des 38. AK von der Somme bis über die Loire	132
Der Panzer-Raid des 56. Panzer-Korps	180
Lage bei Heeresgruppe Nord am 26. Juni 1941 – Das 56. Pz.- Korps hat Dünaburg genommen	184
Das 56. Pz.-Korps ist bei Solzy eingekreist (15./18. Juli 1941)	196
Stoss des 56. Pz.-Korps in die Flanke der 38. sowjetischen Armee am 19. August 1941	202
Schlacht am Asowschen Meer – Durchbruch durch die Enge von Perekop	220
Der Durchbruch durch die Enge von Ischun – Die Eroberung der Krim (Herbst 1941)	226
Die Rückeroberung der Halbinsel Kertsch (Mai 1942) .	255
Die Eroberung von Sewastopol (Juni/Juli 1942)	263
Die Schlacht am Ladoga-See (September 1942)	295
Die Lage im Bereich des deutschen Südflügels Ende November 1942 – Der Kampf um die Befreiung der 6. Armee .	329
Winterfeldzug 1942/43 – Der Kampf der Heeresgruppe Don zum Freihalten des Rückens der Heeresgruppe A	368/69
Winterfeldzug 1942/43 – Der Kampf der Heeresgruppe Don um das Offenhalten der rückwärtigen Verbindungen .	422
Winterfeldzug 1942/43 – Der deutsche Gegenschlag: Schlacht zwischen Donez und Dnjepr	460
Winterfeldzug 1942/43 – Der deutsche Gegenschlag: Schlacht bei Charkow	465
Die Operation Zitadelle (Juli 1943)	478
Die Kämpfe der Heeresgruppe Süd vom 17. 7. bis 30. 9. 1943	515
Der Kampf um die Dnjepr-Linie	562
Die Kämpfe der Heeresgruppe Süd bis Mitte Februar 1944 .	584
Entwicklung der Lage auf dem Südflügel der Ostfront Ende März 1944	607

Fotos: Porträt des Verfassers von Tita Binz. Die übrigen Fotos wurden aus dem Privatbesitz des Verfassers zur Verfügung gestellt.

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS, ERLÄUTERUNGEN

AK	Armee-Korps (Infanterie-Korps)
AOK	Armee-Oberkommando (eine Armee bestand aus mehreren Armee-Korps)
Armee-Abt.	Armee-Abteilung (eine Armee-Abteilung war eine Zusammenfassung von 2 bis 3 Korps)
Chef	Chef des Generalstabes einer Heeres-Gruppe, Armee oder Korps
Div.	Division
d. R.	der Reserve
Flak	Fliegerabwehr-Geschütz
FHQ	Führerhauptquartier
Front	(russische Bezeichnung), entspricht etwa einer Heeres-Gruppe
Geb.	Gebirgs-Generalkommando (führte 1 Armee-Korps)
Gen.Kdo.	Generalstab
Gen.Stab	Heeres-Gruppe (eine Heeres-Gruppe bestand aus mehreren Armeen)
H.Gr.	Hauptkampflinie
HKL	Hauptquartier
HQ	im Generalstab
i. G.	Infanterie
Inf.	motorisierte Infanterie-Division, später Panzer-Grenadier-Division (Pz.Gren.Div.) genannt
Inf.Div. mot.	Infanterie-Regiment zunächst im Ostfeldzug «leichte Division» genannt. War ähnlich gegliedert und ausgerüstet wie Gebirgs-Division
I.R. oder Inf.Rgt. Jäger-Division	Kavallerie
Kav.	Kommandierender General (führte ein Armee-Korps)
Kom. General	Kommandeur im Polenfeldzug als motorisierte Division mit Panzern an Stelle der früheren Heeres-Kavallerie gedacht (russische) Bezeichnung für Einheit, bestehend aus: 3 mechanisierten Brigaden (motorisierte Schützen-Brigaden) und 1 Panzer-Brigade, ferner Artillerie und Sonderwaffen. 1 mechanisiertes Korps hatte ein Soll von 231 Panzern und Sturmgeschützen
Kdr.	motorisiert
leichte Division	Oberbefehlshaber des Heeres
mech. Korps	Oberbefehlshaber der Luftwaffe
mot.	Oberkommando der Heeresgruppe
Ob. d. H.	Oberleutnant
Ob. d. L.	Oberkommando des Heeres
Ob.Kdo. d. H.Gr.	Oberkommando der Wehrmacht
Obltn.	
OKH	
OKW	

OQ	Oberquartiermeister
Ord.Offz.	Ordonnanzoffizier
Pak	Panzerabwehr-Geschütze
Pi.	Pionier
Pz.	Panzer
Pz.-Korps	Einheit, die aus mehreren Panzer-Divisionen
Pz.-Korps	als russische Einheit bestand ein Panzer-Korps aus 3 Panzerbrigaden und 1 motorisierten Schützenbrigade, ferner Artillerie und Sonderwaffen. 1 Panzer-Korps hatte ein Soll von 231 Panzern und Sturm-
Pz.Gren.Div.	Panzer-Grenadier-Division (s. u. Inf.Div. mot.)
R. oder Rgt.	Regiment
Schützen-Division	russische Bezeichnung für Einheit, die etwa einer deutschen Infanterie-Division entsprach
Sturmgeschütz	Geschütze zur unmittelbaren Unterstützung der Infanterie, auf Fahrgestelle, wie die der Panzer montiert und gepanzert
verst.	

Sorry, ging leider nicht besser...

NAMENREGISTER

- | | |
|-------------------------------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Adam 71 | Brauchitsch, v. 67, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 80, 81, 82, 83, 84, 97, 105, 107, 113, 117, 154, 438 |
| Annus 10, 418 | Bredow, v. 269 |
| Antonescu 210, 211, 212, 213, 224, 251, 254, 285, 286, 287, 288, 289, 325, 340, 341 | Breith 500 |
| Baake 275 | Bringforth 130 |
| Baeke 583 | Brockdorff, Graf v. 133 |
| Bayard 145 | Budjonny 179 |
| Beck 21, 53, 65, 70, 71, 72, 74, 76, 115 | Busch 38, 106, 108, 118, 175, 204, 205, 301 |
| Behr 387 | Busse 8, 208, 221, 222, 290, 302, 334, 345, 346, 391, 488, 533, 534, 535, 613, 617 |
| Below, v. 387 | Canaris 19 |
| Berendsen 192 | Carol II., König 287 |
| Bergmann 133 | Chamberlain 20 |
| Beyer 39 | Chevalerie, v. d. 302 |
| Biegeleben, Frhr. v. 133 | Choltitz, V. 239, 273 |
| Bismarck, v. 387 | Christ 258 |
| Blaskowitz 26, 51, 59 | Churchill 122, 155, 156, 163 |
| Blomberg, v. 73, 74, 75, 438 | Crüwell 58 |
| Blumröder, v. 8 | Daladier 20 |
| Blumentritt 8, 91, 93, 109, 115, 118 | Detleffsen 205 |
| Bock, v. 26, 71, 94, 107, 244, 245 | Ditfurth, v. 53, 54 |
| Boddien, v. 230, 249 | |
| Bork 532 | |
| Brandenberger 181 | |

Douhet 158
 Dumitrescu 211, 217, 377
 Eismann 8, 284, 363, 364, 365
 Elverfeldt, v. 204
 Fangohr 417, 534
 Fellgiebel 452
 Finkh 326
 Foch 147
 Frank 57, 58, 59
 Fretter-Pico 249, 394, 420, 422
 Fritsch, Frhr. v. 11, 53, 65, 71, 72, 73,
 74, 75, 115
 Gamelin 34, 87
 Goebbels 74
 Göring 18, 19, 74, 85, 122, 150, 154,
 165, 244, 245, 298, 299, 330, 339,
 346, 347, 348, 387, 388, 395, 438,
 442, 468, 497, 539, 572, 573, 588,
 612, 614, 616
 Goga, Frau 286
 Graf 144
 Greiffenberg, v. 67
 Greiner 78, 79, 80, 81, 82, 135
 Groddek, v. 258, 260
 Guderian 37, 106, 107, 108, 118, 120,
 121, 122, 199, 488, 491
 Haase, v. 133
 Halder 19, 59, 67, 70, 71, 76, 77, 79,
 82, 86
 Hammerstein, Frhr. v. 71
 Hansen 215
 Hassell, v. 72
 Hauck 209, 247
 Hauffe 340, 587
 Hauser 500
 Heigl, Ritter v. 248
 Heim 330
 Helena, Königin 287
 Herrlein 130
 Heusinger 59, 84, 86, 113, 536, 544
 Himer 244
 Himmler 74, 85, 188, 245, 340, 341,
 489, 533, 614, 616
 Hitler, wegen zu häufigen Vorkommens
 nicht einzeln angeführt
 Hitzfeld 249, 275
 Höppner 41, 175
 Hollidt 331, 336, 349, 350, 351, 352,
 355, 367, 373, 374, 393, 407, 408,
 419, 445, 487, 532
 Horthy, v. 606
 Hossbach 74
 Hoth 41, 133, 327, 328, 342, 417, 486,
 533, 557
 Hube 382, 383, 386, 553, 609, 610, 613
 Hünersdorff, v. 360
 Jänicke 581
 Jeschonnek 488
 Jodi 109, 110, 116, 165, 395, 454, 535
 Keitel 75, 82, 122, 153, 154, 245, 316,
 535, 580, 588, 614
 Kempf 26, 453, 460, 486, 499, 519, 533
 Kessel, v. 205
 Kienitz 38
 Kirchner 349
 Kleinschmidt 201, 205
 Kleist, v. 39, 121, 127, 128, 129, 412,
 458, 526, 527, 536, 604, 614, 615,
 616
 Kluge, v. 26, 132, 141, 143, 315, 327,
 488, 490, 501, 502, 503, 523, 524, 525
 Knobelsdorff, v. 349, 500
 Koch 588, 603
 Kohler 191
 Krüger 301
 Kübler 215
 Kückler, v. 26, 175
 Kutzreba 31
 Lakatos 606
 Langer 619
 Lanz 445, 453, 460
 Lascar 276, 329
 Leeb, General 41
 Leeb, Ritter v. 71, 175
 Liddell Hart 8, 91, 115
 Lieb 585, 602
 Lindemann 144, 200, 266, 606
 List 26, 118, 299
 Loesch, E. v. 128, 129
 Loesch, K. v. 54
 Lossberg, v. 78, 81, 110
 Ludendorff 411
 Lupescu 287
 Mackensen, v. 447, 487, 532, 533, 553
 Manoliu 213
 Manstein, Gero v. 300, 301, 302
 Martinek 268
 Marwitz, v. d. 205
 Mattenklott 244
 Mauss 608
 Michael, König 287
 Mieth 407, 408, 409, 416, 420
 Milch 349, 387, 388
 Model 485, 488, 489, 490, 502, 602,
 615, 616
 Mölders 226
 Moltke, Graf v. 97, 413, 536

Mülderstedt 200
Müller, General 452
Müller, Fr. Wilh., Oberst 230, 248
Müller-Gebhard 267
Münlich, Graf 285
Nagel 137, 151, 186, 191, 205, 270, 271, 298
Neurath, Frhr. v. 75
Niemann 191, 202
Paulus 76, 198, 199, 288, 332, 333, 334, 335, 338, 344, 345, 346, 364, 365, 366, 368, 369, 370, 371, 372, 384, 386, 387, 389, 390, 404
Pétain 143
Petrow 282
Pickert 344, 385, 386
Pilsudski 15, 28, 49
Piskor 28
Postel 427
Rabenau, v. 15
Rabus 247
Raeder 153, 154, 308
Rauss 360, 499, 558, 614
Reichenau, v. 26, 44, 46, 81, 82, 243, 244
Reinhardt 118, 175
Reynaud 143
Ribbentrop, v. 20, 52
Richthofen, Frhr. v. 258, 260, 268, 294, 344, 346, 387, 388, 487, 496, 497
Rochefoucauld, v. 144
Roosevelt 88, 156, 593
Rosetti, v. 288
Rundstedt, v. 8, 12, 13, 18, 20, 21, 22, 23, 26, 43, 46, 51, 57, 58, 59, 62, 63, 71, 73, 91, 93, 105, 108, 109, 113, 114, 115, 118, 122, 126, 210, 303, 603
Runge 151
Ruoff 526
Rydz-Smigly 29, 30, 31, 34, 49
Salmuth, v. 19, 26, 215, 249
Sander 267
Sauerbruch 54
Schlieffen, Graf v. 96, 97, 98, 189, 398, 536
Schmidt, Arthur 364, 365
Schmidt, General 266
Schmundt 64, 109, 118, 292, 437, 459, 602, 612
Schober, Ritter v. 41, 208, 209
Schörner 616
Schulz 259, 301, 334, 345, 346, 598
Schulz-Büttger 534, 613, 614
Schumann 191, 205
Schwedler, v. 41
Schwerdtner, v. 137
Seeckt, v. 7, 72
Seydlitz, v. 332, 392, 602
Sinnhuber 267
Sodenstern, v. 126, 327
Specht 151, 177, 191, 205, 286, 297, 298, 301
Speidel 533
Sperber, v. 177
Sperrle 79
Sponeck, Graf v. 240, 241, 243, 244, 245
Stahel 419
Stahlberg 339, 614
Stalin 20, 154, 156, 164, 170, 180, 250, 281, 483
Steinhardt 51
Stemmermann 585, 586
Stoltz 51
Stülpnagel, Heinr. v. 59, 67, 79, 80, 110, 113
Tettau, Frhr. v. 266
Timoschenko 179
Tremouille, Duc de la 145
Tresckow, v. 62, 93, 109, 118, 339
Ulex 41
Vormann, v. 360
Wächter 603
Warlimont 19, 110
Weichs, Frhr. v. 41, 327, 488
Wenck 342, 447, 533
Wiedwald, Dr. 177
Wietersheim, v. 41, 121, 130, 133
Wilhelm II. 149
Wöhler 208, 209, 221, 259, 301, 327, 519, 533
Wolf 238, 266
Woroschilow 179, 197
Zeitler 309, 317, 327, 356, 357, 359, 388, 389, 409, 427, 430, 431, 432, 433, 446, 453, 490, 516, 525, 535, 572, 580, 581, 588, 590, 591, 594, 605, 609, 611, 614, 615, 616
Ziegler 229, 230
Zitzewitz, v. 389
Zuckertort 268